Geogr. U. 200. (3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36608414430017
S
<36608414430017
Bayer. Staatsbibliothek

Karakter, Sitten und Religion
aller bekannten Völker
unſers Erdbodens

ein Handbuch
für die Jugend und ihre Erzieher

angefangen von

C. T. Koſche A. M.

und fortgeſetzt von

F. G. Leonhardi d. W. D. und f. K. M.
der Leipziger ökonomiſchen Societät und der Naturforſchenden Geſellſchaft zu Halle Ehrenmitglied

Dritter Band

Die Afrikaner

Leipzig
bey Johann Friedrich Junius
1791.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

In der Vorrede zum zweyten Bande gab ich, meiner Meynung nach, überzeugende Gründe an, warum das Verzeichniß der von mir als Quellen benutzten Schriftſteller weggelaſſen worden wäre; allein nicht alle Leſer dachten, wie ich auch im voraus vermuthete, in dieſem Punkte mit mir einſtimmig. Beſonders auffallend war dieſe Auslaſſung dem H. Recenſenten dieſes Buches in der Allgem. Teutſch. Bibliothek B. 99. St. 1. S. 212 ff. mit dem ich übrigens in manchen Stücken vollkommen gleich denke; allein demjenigen kann ich nicht beyſtimmen, was er von dieſer Auslaſſung in Beziehung auf die Jugend behauptet. Denn meiner Meynung und Er-

fahrung nach, die ich während der zehn Jahre gemacht habe, die ich zur Unterſtützung meines Studirens ehedem als Haußlehrer durchleben mußte, darf man dergleichen Leſebücher der Jugend nicht allein in die Hände geben, weil ſie ohne Beyhülfe des Lehrers nicht den rechten Nutzen daraus ziehen; und bey einem Jugendlehrer, der Unterricht in der Erdkunde geben will, muß man die Kenntniß der Hülfsquellen durchaus vorausſetzen, weil der Unkundige dieſes Fachs zum Lehrer ohnehin nicht taugt, und die angeführten Quellen auch keinesweges nachſieht. Für die meiſten Lehrer der Geographie ſind dergleichen mit Treue zuſammengetragene Nachrichten beym Unterrichte beſonders nützlich zur Erhaltung der Aufmerkſamkeit.

Es iſt faſt unglaublich, welche Unwiſſenheit bey manchem Haußlehrer nicht nur, ſon-

dern

dern auch bey vielen Lehrern der Geographie auf den ſogenannten lateiniſchen Schulen und Gymnaſien in Anſehung der Sitten, Lebensart und Religion der verſchiedenen Völker des Erdbodens herrſcht. Erſt neuerlich hatte ich Gelegenheit, in dieſem Stücke eine für mich und jeden Jugendfreund traurige Erfahrung in einer ſonſt nicht ſchlechten Stadtſchule zu machen. Nicht zu gedenken, daß die Schüler dieſer Schule durchaus nachläßig, ja ich kann mit Wahrheit ſagen, in der Geographie ihres teutſchen Vaterlandes faſt gar nicht unterrichtet wurden, und nach dem in Fragen und Antworten abgefaßten Lehrbuche der Berliner Realſchule die Erdbeſchreibung von Aſien und Afrika buchſtäblich, Fragen wie die Antworten, auswendig lernen mußten, ſondern der Lehrer machte z. B. die Tataren, die nomadiſchen Araber, die Abyſſinier ꝛc. ſogar

zu heydniſchen Menſchenfreſſern, und Gott weiß, zu was noch mehr; ja von der muhamedaniſchen Religion ſolch eine abſcheuliche Vorſtellung, daß ich nicht gleich wußte, ob ich weinen oder lachen ſollte.

Um nur noch etwas von dem Nutzen dieſes Buches zu ſagen, muß ich einen andern, und zwar keinen geringen Vortheil anführen, den die leſende Bürger- oder die Gewerbetreibende Klaſſe daraus ziehen kann. Es iſt bekannt, daß nie mehr als gegenwärtig über Mangel an Abſatz mancher veredelten Produkte geklagt worden iſt; und daß man gemeinhin die Schuld davon auf Dinge ſchiebt, die doch ganz unſchuldig ſind. Meiner Einſicht nach liegt vielmehr die Urſache des ſich verringernden Abſatzes vorzüglich mit darinnen, daß die meiſten Handwerker, Manufacturiſten ꝛc. in Verfertigung ihrer Waare zu ſehr an den

alten hergebrachten Muſtern ꝛc. hängen, und ſich zu wenig darum bekümmern, welche Zeuche, welche Farben, welche Holz- Eiſen- Glaswaaren ꝛc. die verſchiedenen Völker der Erde, wohin ihre Waaren abgeſetzt werden ſollen, vorzüglich ſchätzen und bedürfen. Wenn alſo dieſe Bürgerklaſſe bey Leſung ſolcher Bücher, wie das gegenwärtige, vorzüglich auf die Kleidungen, Haußgeräthe u. ſ. w. der verſchiedenen Völker Rückſicht nimmt, und ſeine dahin zu verſendenden Arbeiten darnach einrichtet, ſo wird ſich der Abſatz gewiß vermehren, wie ich dieß von einigen ſächſiſchen Unternehmern von Manufacturen und Fabriken aus Erfahrung weiß.

So gern als ich übrigens auch die Wünſche des von mir ſehr geſchätzten H. Recenſenten der Allgem. Teutſch. Bibliothek ganz befriedigen wollte, ſo verhindert mich doch die

nicht von mir gemachte Einrichtung des ganzen Werkes, ſeine Wünſche zu erfüllen. Indeſſen iſt dieß bereits hier und da im Texte ſelbſt geſchehen, und ſoll auch bey der Beſchreibung von Europa durchgängig befolget werden. In Anſehung der übrigen Stellen, wo dieß unterlaſſen worden iſt, kann ich übrigens mit Wahrheit verſichern, daß ſowohl ältere, als beſonders auch alle ſeit zehn Jahren erſchienenen wichtigen Quellen, die in jedem guten Handbuche der Erdbeſchreibung aufgezeichnet ſtehen, von mir mit der größten Treue benützt worden ſind. Leipzig in der Oſtermeſſe 1791.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

A. Allgemeine Bemerkungen über die Aſiater und Afrikaner S. 3

B. Allgemeine Ueberſicht von Afrika 21

C. Von den tatariſchen Nationen überhaupt = = 22

D. Von den tatariſchen Nationen insbeſondere = = 23

1. Von den Kaſaniſchen und Orenburgiſchen Tataren = = 27

2. Die Turalinzen 48

3. Die Tobolskiſchen Tataren = 52

4. Die Tomskiſchen Tataren = 54

5. Die Nogajiſchen Tatarhorden = 55

6. Die Völker des Kaukaſus = 61

a) Lesghis = = 63

b) Turkmannen = 63

c) Oſeten = = S. 64
d) Taulinzen = = 65
e) Baſianer = = 65
f) Cirkaſſier = = 66
g) Tſchetſchingen = 66
h) Kiſten = = 66
i) Kumuks = = 67
k) Ambarlis = = 67
l) Georgier = = 67
7. Die Bucharen = = 76
8. Die Baſchkiren = = 97
9. Die Meſtſcheräken = 121
10. Die Barabinzen = 122
11. Die Kirgiſen = = 129
12. Die Obiſchen Tataren = 152
13. Die Tſchulymſchen Tataren = 153
14. Die Katſchinziſchen Tataren = 156
15. Die Teleuten = = 159
16. Die Kiſtimer und Tuliberter = 163
17. Die Abinzen, Wercho = tomskiſchen Tataren, Biriuſſen, Sajaniſchen Tataren und Beltiren = = 164
18. Die Jakuten oder Socha = 168
19. Die Ruſſen = = 176
20. Die Kaſaken = = 213
A. Donniſche Kaſaken = 219

B. Gre=

B. Grebenskiſche Kaſaken . S. 227
C. Wolgaiſche und Aſtrakanſche Kaſaken 228
D. Orenburgiſche Kaſaken = 229
E. Uralskiſche Kaſaken = 230
F. Sibiriſche Kaſaken = 232
G. Maloruſſen oder Ukråner = 235
H. Saporoger = = 238
21. Die Tůrken oder Osmannen = 246
22. Die Griechen = = 317
23. Die Armenier = = 343
24. Die Araber = = 359
25. Die Mingrelier = = 436
26. Die Perſer = = 437
27. Die Bewohner von Aegypten und Nubien = = 471
28. Die Zigeuner = = 495
29. Die Bewohner von Syrien = 505
A. Anſarie = = 508
B. Maroniten = = 510
C. Druſen = = 517
D. Motoualis = = 528
E. Kurden = = 529
30. Die Bewohner von Abyſſinien 530
1) Cuſchiten oder Troglodyten = 530
2) Hirtenvölker in Abyſſinien oder Suah 531

31. Die Bewohner der oſtafrikaniſchen Inſeln = = S. 569

32. Die Hottentotten und Kaffern 580

33. Die Bewohner von Guinea = 597

34. Die Bewohner von Nigritien und Senegambia = = 608

Die Mandigoer = = 621

35. Die Bewohner von Fetz und Marocco 622

36. Die Bewohner der Barbarey oder der Republiken Algier, Tunis und Tripolis = = 625

Karakter, Sitten und Religionsbegriffe

der Afrikaner.

Einleitung.

A. Allgemeine Bemerkungen über die Aſiater und Afrikaner.

A. Allgemeine Bemerkungen über die Aſiater u. Afrikaner.

Nicht nur alle Geſchicht- und Reiſebeſchreiber, ſondern auch die Erfahrungen aller Jahrhunderte lehren, daß jedes Volk gewiſſe erbliche und karakteriſtiſche Merkmahle habe, durch welche es ſich von andern unterſcheidet; daß dieſe Merkmahle bey den verſchiedenen Völkerſchaften von einer und ebenderſelben Abſtammung bald mehr, bald weniger ſichtbar ſind, je nachdem das veränderte Klima und der verſchiedene Boden ſtärker oder ſchwächer auf ſeine Bewohner wirket; und daß endlich durch die Gewalt der langwierigen Einwirkungen ſo mannigfaltiger phyſiſcher Urſachen dieſe Völkerſchaften einerley Urſprungs zwar oftmahls ihre karakteriſtiſchen und erblichen Vollkommenheiten großentheils verliehren und auch vermehren können. Bey alledem aber bleiben uns noch Kennzeichen genug übrig, welche uns ſowohl an den ausgeartetſten, als auch an den veredeltſten Völkerſchaften ihren gemeinſchaftlichen Urſprung wieder finden laſſen. Die in den beyden bereits vorhandenen Bänden aus den Reiſebeſchreibern geſammelten Nachrichten von dem Karakter, dem Körperbaue, den Sitten und der Religion beweiſen dieſes; und eine kurze Ueberſicht der allgemeinen Eigenſchaften aller mongoliſchen und tatariſchen Völ-

ker in Aſien und Afrika wird es noch einleuchtender machen *).

Alle Völker in der Mongoley und im ganzen übrigen öſtlichen und nordöſtlichen Aſien ſind, die Tataren, als Völker anderer Abſtammung, die Ruſſen und Caſacken nebſt einigen vermiſchten Nationen des ſüdlichen Sibirien ausgenommen; alle jene Völker, ſage ich, ſind einander in Anſehung der körperlichen Bildung, der Geiſtesanlagen, der Guthmüthigkeit und der Bösartigkeit, der Sprache, der Lebensart und Sitten und der Religionsbegriffe ſo auffallend ähnlich, daß man nicht einen Augenblick in Zweifel ſtehen wird, dieſe Völkerſchaften für Brüder oder für Völker eines gemeinſchaftlichen Urſprungs zu halten. Hierinnen ſtimmen nicht nur alle ältere und neuere Reiſe- und Geſchichtſchreiber überein, ſondern der neueſte Beſchreiber des öſtlichen Aſiens, H. de Leſſeps in ſeinem hiſtoriſchen Journale hat dieſe Wahrnehmung aufs neue beſtätigt.

Keine einzige Nation der Völker des öſtlichen und nordöſtlichen Aſiens iſt von hohem Wuchſe; und Chardin zeichnete es bereits als etwas ſonderbahres an, daß die oſtwärts von der Bucharey wohnenden Völker ſowohl häßlicher und brauner von Farbe, als auch kleiner als die Nationen des weſtlichen Aſiens wären, und unter dieſen wenigſtens um vier Zoll in der Größe zurückblieben.

Die

*) Will man weitläuftige mit den jedesmahl genannten Beweisſtellen verſehene Abhandlungen über dieſen Gegenſtand nachleſen, ſo empfehle ich des um die Geſchichte der Menſchheit ſo verdienten H. Hofrath Meiners Unterſuchungen im VII B. 2 St. S. 230. und 3 St. S. 385. des Göttingiſchen hiſtoriſchen Magazins, welches überhaupt als ein ſehr nützlicher Kommentar zur Geſchichte der Menſchheit ꝛc. angeſehen werden kann.

Die größten unter den beſchriebenen mongoliſchen öſtlich und nordöſtlich wohnenden Völkern ſind die Kalmücken, Mongolen, Jakuten, Tunguſen und Tſchuktſchen, aber immer nur von mittler Statur; die übrigen hingegen im Durchſchnitt klein, indem ſie bisweilen nicht einmahl eine Körperhöhe von vier Fuß und faſt niemahls über fünf Fuß erreichen. Daß es unter den Lappen z. B. nach Hogſtröms Zeugniß, auch Männer von ſechs Fuß und drüber giebt, kommt einzig und allein von der Vermiſchung der benachbarten größern Völker anderer Abkunft mit Lappinnen her, weil es der Regel nach ausgemacht iſt, daß die Kinder die Eigenſchaften der Väter annehmen und erhalten.

Unter allen Bewohnern der genannten öſtlichen und nordöſtlichen Gegenden von Aſien ſind die Mongolen und Kalmücken wiederum die einzigen nicht fetten Völker. Dieſe Hagerheit rührt nach der Verſicherung des H. Pallas u. a. m. wahrſcheinlich von der ſchneidenden oder trocknen und ſcharfen Luft her, welche in der Mongoley herrſchend iſt.

Die Buräten, die Samojeden, die Oſtiaken und die übrigen urſprünglichen Völker Sibiriens ſind eben ſo dick und aufgedunſen als ſie kurz ſind. Wegen dieſer Kleinheit und Aufgedunſenheit ihrer Körper ſind ſie außerordentlich ſchwach, träge und leicht; daher man auch einen jungen Buräten, Tunguſen, Kalmücken ꝛc. mit einer Hand leicht emporheben und in der Luft ſchwebend erhalten, einen ruſſiſchen Knaben hingegen kaum mit beyden Händen von der Erde emporbringen kann. Eben deswegen erhohlen ſich auch die von Ruſſen müde gerittenen Pferde der Buräten wieder, wenn ſie von den leichten Buräten auch gleich nach dem Abſitzen der Ruſſen beſtiegen und geritten werden.

Ihre Schwäche und Abgeneigtheit gegen anſtrengende Arbeiten iſt ſo außerordentlich groß, daß ſechs Buräten ꝛc. nicht ſo viel ausrichten können, als ein einziger Ruſſe leiſtet. Die Koräken ꝛc. wohnen an den fiſchreichſten Flüſſen, aber aus Trägheit eſſen ſie lieber Baumrinde in Thran eingetunkt, als daß ſie Fiſche fangen ſollten, ob ihnen dieſe, ſo zu ſagen, faſt freywillig in die Hände ſchwimmen. Nur äußerſter Hunger und Zwang oder drückende Schulden können ſie zum leichten Fiſchfang und zur Jagd nöthigen. Dieſe Trägheit erſtreckt ſich nicht allein auf ihre eigne Perſonen, ſondern auch bis auf ihr Vieh, der einzigen Nahrungsquelle nach der Jagd und Fiſcherey. Denn ſie laſſen lieber in jedem Winter viel tauſend Stück Vieh für Hunger und Kälte ſterben, weil ſtinkende Aeſer ihnen ebenfalls gut ſchmecken, als daß ſie Ställe bauen und Futter einſammeln ſollten; und ſchon das Graßabmähen ermüdet ſie bis zum heftigſten Schweiße. Doch ſind die Kalmücken unter allen ihren Brüdern noch die am wenigſten trägen Völker.

Die Hauptfarben dieſer Völker ſind gelbbraun oder röthlich und ſchwärzlich braun, und die Weiber und Kinder dieſer Nationen haben jedesmahl eine hellere Farbe als die Männer. Unter ihnen ſelbſt giebts, wie leicht zu vermuthen iſt, wiederum Verſchiedenheiten, denn ſo ſind z. B. die Mongolen und Tunguſen heller als die Kalmücken und Buräten, und die vornehmen Kalmücken wiederum weniger braun als die gemeinen. Dieſe ſämtlichen Völkerſchaften haben einen dicken und kurzen Hals, unförmlich große und runde Köpfe, ein rundes, breites und plattes Geſicht, das frühzeitig altert; die Ohren ſind groß, platt und weit vom Kopfe abſtehend, die Backenknochen hervorragend und das Kinn entweder abgeſchnitten kurz, oder ſehr hervorſtechend. Bey den meiſten

iſt

iſt der Mund klein; die Lippen hingegen ſind ſchwulſtig und in vielen ſcheußlich hangend, wie ihre ſchlaffen Wangen, Bäuche und Brüſte, wenn auch ſchon die Kamtſchadalinnen bis in das vierzigſte Jahr kleine und feſte Brüſte behalten. Die Naſe iſt breit, ebenfalls platt, weit geöffnet und oft ſo klein, daß man ſie kaum ſehen kann; nur die Naſen und die Geſichter der Tſchuktſchen, Tunguſen und Mongolen erheben ſich etwas mehr und ſind nicht ſo ganz platt. Die Augen aller dieſer Nationen haben ohne Ausnahme ſchwarze und nur bisweilen graue Farbe, ſind klein, tiefliegend, wilde oder ſtarr ſehend, die Oeffnungen ſchmäler und länglichter, als in Europäern, die Winkel flach ausgefüllt und gegen die Naſe zu ſchief abwärts laufend. Die Augenbraunen und Augenwimper viel kleiner und ſeltner, und die erſtern weniger gebogen, als in den Bewohnern unſers Erdtheils. Das durchgehends ſtarke, lange und grobe Hauptharr iſt bey den Kalmücken, Mongolen, Tunguſen und Kamtſchadalen glänzend ſchwarz, bey Buräten, Oſtiaken, Samojeden und Lappen ſehr oft roth; doch ſollen Mongolen und Tunguſen etwas dünneres Haar als die übrigen haben. Alle dieſe Nationen haben entweder gar keinen, oder einen ſehr dünnen Barth, und ſind am übrigen ganzen Leibe ſelten mit Haaren oder wenigſtens nur mit ſehr feinen bewachſen. Endlich zeichnen ſich dieſe oft genannten Völker noch durch Säbelförmige Beine, durch einen faſt gänzlichen Mangel an Waden, durch lange Arme nebſt ungewöhnlich kleinen dünnen Füßen und Händen, durch einen Gänſeartigen Gang, und beyde Geſchlechter durch eine von der europäiſchen verſchiedene Bildung oder vielmehr die Menſion der Zeugungstheile aus.

Die mongoliſchen Völker ſind, im Ganzen genommen, im Freſſen und Saufen eben ſo viehiſch unmäßig, und unreinlich, und in ihren Wohnungen,

Kleidungen und Hausgeräthe wo möglich noch ſäuiſcher, als die urſprünglichen Bewohner von Amerika und Afrika. So ſtecken z. B. die Kamtſchadalen, Tſchuktſchen und Koräken den Schnupftaback nicht in die Naſe, ſondern in den Mund, und den Rauch aus ihren Pfeifen ſchlucken ſie ſo lange hinunter, bis ſie ſinnlos niederfallen.

Eiferſucht kennen die mongoliſchen Völker eben ſo wenig, als Ekel, einzelne Fälle ausgenommen; ſondern es findet vielmehr unter manchen eine völlige Gemeinſchaft der Männer und Weiber ſtatt. Die Zukunft und die Vergangenheit bekümmern ſie nicht, und der nahe und unvermeidliche Tod ſetzt ſie eben ſo wenig in Schrecken, als die Amerikaner und Neger. Sie ſind nicht weniger reizbar, als ſie gefühllos ſind: denn eine plötzliche Erſcheinung, ein unerwartetes Geräuſch und ein heftiges Reden verurſacht den Lappen, Samojeden, Oſtiaken, Tunguſen und andern verwandten Völkern entweder Ohnmachten, oder bringt ſie wenigſtens ſo von Sinnen, daß ſie nicht mehr wiſſen, was ſie thun. Aus dieſer großen Reizbarkeit entſpringen eben die guten und nachtheiligen Folgen, welche bey andern Völkern damit verbunden ſind: außerordentliche Beweglichkeit des Körpers, Affenartige Nachahmungsſucht und ungewöhnliche Furchtſamkeit. Denn die Kamtſchadalen und öſtlichen Inſulaner, die Samojeden, Oſtiaken, Lappen und ihre Brüder fiſchen, ſchwimmen, jagen, laufen und klettern eben ſo behende und auf eine für die Europäer unnachahmliche Art, als die Neger und Amerikaner. Unter allen dieſen Nationen ſind die Tunguſen wiederum die einzige, unter welcher Männer bisweilen das Herz haben, ihre bewaffneten Feinde anzugreifen und mit dieſen Pfeile zu wechſeln. Die übrigen räumen ihre Feinde entweder durch Gift oder Meuchelmord aus dem Wege. Deswegen iſt es im

Umgange

Umgange mit dieſen Völkern eine Hauptregel, um deſto mehr auf ſeiner Hut zu ſeyn, je freundlicher ſie ſcheinen. Gegen den Kriegsdienſt haben alle ſibiriſche Nationen wie die Lappen einen unüberwindlichen Abſcheu, und ſind auch von ihren Beherrſchern durchaus untüchtig zum Kriege befunden worden.

Die Hauptkrankheiten der Völker des öſtlichen und nördlichen Aſiens, ſind wie bey den Amerikanern und Negern außer den Blattern, plötzliche Anfälle von Wuth, Epilepſie, Ausſatz, Geſchwüre, Scorbut u. ſ. w. Ihrer thieriſchen Unempfindlichkeit, Gefühlloſigkeit, Schwäche und Reizbarkeit, und beſonders ihrer thieriſchen Stumpfheit des Geſchmacks und Gefühls ungeachtet, haben ſie eine außerordentliche Schärfe des Geruchs, des Gehörs und des Geſichts. Die Kalmücken z. B. riechen den Rauch des Feuers in unglaublichen Entfernungen, und können es unfehlbar durch den Geruch entdecken, ob Füchſe oder andere Thiere in ihren Höhlen ſind. In noch größerer Entfernung hören ſie das Traben von Pferden, oder das Laufen von verirrtem Vieh. Die Augen der Kalmücken reichen weiter, als die mit Fernröhren bewaffneten Augen der Ruſſen, und doch können ſie nicht richtig ſchüßen, ohne ihr Gewehr aufzulegen. Ihr feiner Geruch wird bey alledem aber durch den unausſtehlichſten Geſtank nicht beleidiget; die ſchönſte europäiſche Muſik macht auf ihr Gehör wenig oder gar keinen Eindruck, und Farben gefallen ihnen nur dann ſehr wohl, wenn ſie recht lebhaft und brennend, Geſichter und Bildungen hingegen, wenn ſie recht mongoliſch oder kalmückiſch ſind.

Die Einbildungskraft dieſer Nationen faßt die Bilder ſichtbarer Gegenſtände eben ſo unauslöſchlich, als die Phantaſie der Neger und Amerikaner auf; ſo daß ſie in ihren Revieren jeden Baum, Stein ꝛc. kennen und die genaueſten und richtigſten Beſchrei-

bungen davon machen. Ihre ganzen Leidenſchaften beſtehen demnach im Hange zur Gefräßigkeit, zur Völlerey, zum Tanze und zu den Vergnügungen der ſinnlichen Liebe. Ihr Gedächtniß iſt eben ſo treu und ſchnellfaſſend, als ihre Einbildungskraft groß war; daher merken ſie auch alle die unterſcheidenden Eigenthümlichkeiten anderer Völker ſehr leicht, und können ſie auf die bewundernswürdigſte Art nachmachen. Ihre ganzen Fertigkeiten, wo es ihnen ſelbſt Europäer nicht nachthun können, beſtehen darinnen, daß ſie mit den ſchlechteſten Inſtrumenten Leder gerben und auf das feinſte ausnähen, Filze machen, Eiſen ſchmelzen, verarbeiten und ſelbſt mit Silberblumen auslegen. Allein nichts iſt abgeſchmackter als ihre Religion, die ein Gemiſch vom größten Unſinn iſt.

Von gleicher Körperbildung, von gleichen Anlagen des Geiſtes und Herzens, wie die öſtlichen und nordöſtlichen Aſiater, ſind auch alle Nationen, die von dem Ausfluſſe des Ganges an bis an das Japaniſche Meer wohnen, nebſt den meiſten Bewohnern der oſtindiſchen und Südſeeinſeln. Unter den Völkern des ſüdlichen Aſiens iſt kein einziges von hohem Wuchſe, und kein einziges von ſo kleiner Statur, dergleichen den Bewohnern des nördlichen Amerika und Sibiriens eigen iſt. Alle ſüdlichen Aſiater nebſt den von ihnen abſtammenden Inſulanern ſind von mittlerer Statur, über welche ſich die ſchwarzen Malabaren und Tamulen ſamt deren Abkömmlingen am häufigſten zu erheben ſcheinen. Die Weiber dieſer Völker ſind noch um vieles kleiner als die Männer, und werden ſchon im achten, neunten und zehnten Jahre fruchtbar. Groß hingegen und zum Theil noch größer, als die Europäer, ſind die Bewohner der oſtindiſchen und Südſeeinſeln, welche von den höhern Kaſten tatariſcher Abkunft aus Hindoſtan abſtammen,

men, und welche ſich durch ihre Größe, wie durch ihre Farbe, Stärke, Schönheit und Gemüthsart, von den ihnen unterworfenen Sclaven unterſcheiden.

Die ſämtlichen Nationen des ſüdlichen Aſiens ſind ohne Ausnahme plump und aufgedunſen von Körper, und halten ſich für deſto ſchöner, je fetter und ſpeckreicher ſie ſind; daher iſt Schwäche und Trägheit auch ihnen eigen.

Die Farbe dieſer Völker umfaßt beynahe alle nur mögliche Schattierungen der gelben, braunen und ſchwarzen Farbe. Dieſe unſägliche Mannigfaltigkeit von Schattierungen iſt in Oſtindien, wie in Afrika und Amerika, mehr die Wirkung der Vermiſchung von Völkern, als des Klima, ungeachtet die Haut der urſprünglichen Bevölkerer des ſüdlichen Aſiens und der aſiatiſchen Inſeln unleidbar durch die verſchiedenen Grade von feuchter oder trockener Hitze merklich dunkler oder heller gefärbt worden iſt.

Die Köpfe dieſer Völker des ſüdlichen Aſiens haben eine ganz andere Geſtalt, als die der europäiſchen Nationen. Entweder ſie ſind rund, wie die der Kalmücken, oder länglicht und zugeſpitzt, wie die der Neger. Das Geſicht iſt im Durchſchnitt platt und breit, und zeichnet ſich beſonders durch eine platte und breite Stirn und durch hohe oder hervorragende Backenknochen aus, wenn auch ſchon die Malaien und die Einwohner von Arracan ꝛc. den Kindern die Stirn noch mehr als die Natur eindrücken. Die ſcheußlichſten unter dieſen Völkern ſind die Neuholländer, die Papus in Neuguinea und die Mallikoleſen, welche nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe der europäiſchen Reiſenden unter allen Völkern der Erde den Affen am ähnlichſten ſind, daß alſo in ihnen alle Häßlichkeiten der Negerbildung den höchſten Grad erreicht zu haben ſcheinen. Die Augen ſind entweder ungewöhnlich klein und länglich geſchnit-

ſchnitten, wie die der Kalmücken, oder auch groß und rund, wie die von manchen Amerikanern. Die Augen aller dieſer Völker ſind entweder ſtarr und ohne Ausdruck, oder ſie drücken Falſchheit und Wildheit aus. Hingegen die Abkömmlinge der Araber und der Hindus aus den höhern Geſchlechtern zeichnen ſich durch große geiſtvolle und ſchön geſpaltene Augen aus.

Da allen urſprünglichen Bewohnern des ſüdlichen Aſiens und den von ihnen abſtammenden unvermiſchten Pflanzvölkern große und weit vom Kopfe abſtehende Ohren gemein ſind, ſo gefallen dieſen Völkern dergleichen Ohren um deſtomehr, je größer und weiter herabhängend ſie ſind; und dies iſt eine Urſache, warum ſie ihre Ohren durch ſchwer wiegende Zierarten wo möglich bis auf die Schultern zu verlängern ſuchen. Ihre mit weit geöffneten Naſenlöchern verſehene Naſen ſind klein und platt, wie die der öſtlichen und nordöſtlichen Aſiater. Der Mund hat, wie bey letztern, eine ziemliche Größe und dicke Lippen; der ganze Leib iſt glatt und der Barth äußerſt dünn, ja die meiſten ſind ebenfalls ohne Barth. Das Haupthaar aller Nationen auf dem feſten Lande des ſüdlichen Aſiens jenſeit des Ganges iſt grob, ſtark, lang und glänzend ſchwarz; denn daß es unter ihnen ebenfalls röthliches Haar giebt, und bey einigen, z. B. Malabaren, Tamulen ꝛc. kurz, fein und wollig iſt, ändert in der Regel nichts; und alle dieſe Völker ſchneiden oder ſcheren ſich das Haupthaar bis auf einen kleinen Zopf ab.

Viele von dieſen Völkern haben dicke und hängende Bäuche, und die Weiber ſchlaffe, ekelhaft herabhängende Brüſte, unverhältnißmäßig lange und dünne Arme, ſäbelförmige Beine, woran von Natur übermäßig große Füße ſind, welche verſchiedene Völker, z. B. Sineſen, durch Zuſammenpreſſungen klei-

ner,

ner, aber deſto ungeſtalter und Pfoten ähnlicher zu machen ſuchen. Der ganze übrige Körperbau, die Anlagen des Geiſtes, ihre Sitten, ihre Einrichtungen, ihre ekelhaften Speiſen, ihre Wohnungen ꝛc. kurz alles ſtimmt mit den öſtlichen und nordöſtlichen Aſiatern ſo ſehr überein, daß ihre Abſtammung von einander nicht geleugnet werden kann. Ihre thieriſche Reizbarkeit und Gefühlloſigkeit iſt ſo groß wie bey jenen, und ſie ſind in Kriegen und Schlachten, im Ganzen genommen, noch feigherziger. Denn tödtet nicht, iſt der vornehmſte Befehl, welchen der König von Siam ſeinen Feldherren, und die Feldherren ihren Soldaten geben; und faſt immer wird der Sieg von einer Seite ohne Blutvergießen erfochten, indem diejenige Parthey, welche zuerſt unſchädliche Kugeln und Pfeile auf ſich herabfallen fühlt, gemeiniglich die Flucht ergreift. Der Anblick eines bloßen Degens macht hundert Siameſen oder Peguaner fliehen, und der feſte Ton eines Europäers, der einen Stock in der Hand, oder einen Degen an der Seite hat, macht eben dieſe feigen Menſchen die ausdrücklichſten Befehle ihrer Obern vergeſſen, ungeachtet die Nichtausrichtung ſolcher Befehle mit faſt unvermeidlicher Todesgefahr verbunden iſt. Kein Sineſer kann ein Feuergewehr losſchüßen, ohne beym Abbrennen das Geſicht wegzuwenden, und Millionen dieſes furchtſamen Volks wurden von je her von wenigen tauſenden nicht etwa tapfern Europäern, ſondern von Mongolen bezwungen, welche nur um einige Grade weniger ſchwach und feige als die Sineſen ſind. Zwanzig Mongolen ohne Feuergewehr und Kriegszucht und ohne Kenntniß der Kriegskunſt nahmen Canton ein, eine Stadt, die von hunderttauſenden von Menſchen bewohnt wird. Zeigt ſich je bisweilen eine durch Opium oder andere berauſchende Mittel bewirkte wilde Wuth bey dieſen Völkern, ſo iſt es doch nichts weniger

niger als Tapferkeit, denn ſie ſuchen ſich ihrer Feinde gemeiniglich hinterliſtig mit Gift und Dolch zu entledigen. Eine Ausnahme hievon ſcheinen die Alfoeröſen oder die Bewohner der Inſel Ceram zu machen, weil ein junger Alfoeröſe nicht eher heurathen darf, als bis er einen oder mehrere Feinde umgebracht hat. Wenn ein Jüngling zuerſt den Kopf eines erſchlagenen Feindes zurückbringt, ſo wird er von Chören lobſingender Mädgen und Weiber empfangen.

Die Sinne der ſüdlichen Aſiaten ſind eben ſo ſtumpf gegen das Schöne in den Werken der Kunſt und der Natur, als die thieriſchen Augen und Ohren ihrer Brüder, mit welchen ſie auch die Krankheiten gemein haben. Die natürliche Gefühlloſigkeit und Dummheit rauben den oſtindiſchen Nationen, wie den übrigen Völkern gleichen Urſprungs, das ſympathetiſche Gefühl und den moraliſchen Sinn. Im Ganzen genommen haben unter den Völkern des ſüdlichen Aſiens weder die Eltern wahre Liebe gegen ihre Kinder, noch die Kinder gegen die Eltern, noch die Geſchwiſter und Verwandten gegen einander. Unerwartetes Glück und gütige Begegnung machen die ſüdlichen Aſiaten aufgeblaſen und herriſch; Wohlthaten nicht dankbar und ergeben, ſondern unverſchämt und anmaßend, und nur allein Furcht und Strenge können ſie im Zaume halten. Beym erſten Anſcheine von Unglück verlaſſen ſie Freunde, Anverwandte und Wohlthäter; und beym erſten Schein eines beträchtlichen Gewinnſts oder einer wichtigen Beförderung opfern ſie alles auf, und laſſen ſich weder durch Verträge oder Bündniſſe, noch durch die heiligſten Eide, noch durch die Furcht vor der Schande von den niederträchtigſten Bübereyen und Treuloſigkeiten zurückhalten. Lügen und trügen bringt unter ihnen keine Schande.

Wenn auch ſchon, wie die bisher mitgetheilten Schilderungen lehren, dieſe Völker unter einander durch die Höhe ihrer Körper, durch die Schattierungen ihrer Haut und durch die Beſchaffenheit ihrer Haare und einiger andern Merkmahle von einander unterſchieden ſind, ſo haben ſich doch die ſo eben erzählten weſentlichen Kennzeichen ihrer Bildung und ihrer übrigen Natur auch in den entgegengeſetzteſten Klimaten erhalten. Aus allen dieſen karakteriſtiſchen Kennzeichen erhellet, wenn man ſie mit Völkern reiner tatariſcher Abkunft vergleichet, daß unter allen dieſen ſichtbaren und unſichtbaren Merkmahlen, beſonders den körperlichen, nie ein einziges in einer ganz weißen und ſchönen Nation ſich gefunden hat, da man ſie hingegen alle an den bisher beſchriebenen Völkern wahrnahm, ob ſie ſich ſchon nicht alle bey jedem Volke in gleichen Graden finden, und die einen bey dieſen, die andern bey jenen hervorſtechender ſind.

Ganz anders verhält es ſich mit allen Völkern, welche im weſtlichen Aſien innerhalb des Indus, an der Oſtſeite des caſpiſchen Meeres, im ſüdlichen Sibirien, im nordweſtlichen Afrika innerhalb der Nilfälle, des Atlas und des Senegal wohnen, wozu auch noch die höhern Kaſten in Hindoſtan gehören. Ohngeachtet alle dieſe Völker lange von Europäern beherrſcht, von abendländiſchen Kaufleuten beſucht, und oft von mongoliſchen Nationen übermannt und unterjocht worden ſind, ja ſelbſt lange unter Mongolen gewohnt haben, ſo hat ſich doch, troz der unter dieſen Umſtänden nothwendig gewordenen Vermiſchung mit edlerem oder unedlerem Blute, die Natur dieſer Völker, die man auch **Morgenländer** nennt, im Ganzen genommen wenig verändert. Die Völker des ganzen in obige Gränzen eingeſchloſſenen Morgenlandes haben noch itzt, wenig Ausnahmen abge-

rechnet,

rechnet, eben die Bildung, eben die Art zu wohnen, ſich zu nähren und zu kleiden, eben die Beſchäftigungen und Ergötzungen, eben die Regierungsform, eben die Sitten und Gewohnheiten, welche ihre Vorfahren vor mehrern Jahrtauſenden hatten, und ſtimmen in allen dieſen Stücken auf eine verwunderns⸗würdige Art mit einander überein. Die morgenländiſchen Völker mögen herſtammen woher ſie wollen, aus Aſien oder Afrika, vom Caucaſus oder Atlas, vom Libanon oder den hohen Gebirgen an der öſtlichen Seite des caſpiſchen Meeres, ſo kann man mit der größten Zuverſicht behaupten, daß ſie nicht nur eines gemeinſchaftlichen Urſprungs, ſondern auch, daß ſie eine von den mongoliſchen Nationen im öſtlichen, nördlichen und ſüdlichen Aſien verſchiedene Race von Menſchen ſind.

Unter den Bewohnern des Morgenlandes unterſcheiden ſich wiederum die Bewohner des fruchtbaren caucaſiſchen Gebirges, des Libanon und Atlas, und die nahen Abkömmlinge der erſtern von den Völkern, die ſchon ſeit vielen Jahrhunderten die fruchtbaren Flächen von Aſien und Afrika angebauet haben, und von den in öden und heißen Wüſten umherziehenden Nomaden durch einen höhern und edlern Wuchs, durch größere Stärke des Leibes, durch vorzüglichen Muth und Fähigkeiten, und durch die Farbe von Haaren und Augen, indem die einen ſehr oft braun, blond oder röthlich, z. B. die Kabylen auf dem Atlas, und die andern braun oder blau ſind.

Von hohem, ſchlankem und dem europäiſchen ähnlichen Wuchſe ſind allein die caucaſiſchen oder katariſchen Nationen, manche Turkomannen und neuere Perſer, die Kaſchemirier und die höhern Kaſten in Hindoſtan, die Araber hingegen in Aſien ſowohl als in Afrika, die Syrer, die Armenier, die Tataren in Sibirien und an

der

der Oſtſeite des caſpiſchen Meeres, und die Bewohner des vordern Aſiens ſind im Durchſchnitt nur von mittlerer Größe, aber nicht ſchwammig und fett, wie die mongoliſchen Völker, ſondern hager und meiſtens noch trockner als die europäiſchen Nationen. Außerdem ſind allen morgenländiſchen Völkern, den großen, ſchönen, ſtarken und muthigen, wie den weniger großen, ſchönen, ſtarken und herzhaften, eine längliche Form des Geſichts, eine hohe Stirn, große feurige und ſchön geſpaltene Augen, eine erhabene, entweder gebogene, oder der geraden ſich nähernde Naſe, ein kleiner oder mäßiger Mund, kleine oder mäßige Lippen und Ohren, und ein ſtarker männlicher Barth gemein, welcher von allen als ein göttlicher Segen und als die Zierde des männlichen Geſchlechts verehrt, und von vielen ſowohl am Kinn, als auf den Lippen, von einigen aber nur auf den Lippen genährt und ſtehen gelaſſen wird. Die Morgenländerinnen werden ſchon im achten, neunten, zehnten Jahre fruchtbar, verblühen aber auch ſchon zwiſchen dem vier und zwanzigſten und dreyßigſten, und man rühmt es nur allein von den caucaſiſchen Weibern, daß ſie, gleich den Europäerinnen, bis in das vierzigſte und ſelbſt in das funfzigſte Jahr ſowohl einen großen Theil ihrer Schönheit, wie ihrer Fruchtbarkeit behalten. Im Durchſchnitt ſind die Morgenländerinnen kürzer, unterſetzter und fetter als die Europäerinnen, und werden für deſto ſchöner gehalten, je fetter ſie ſind, weswegen ſie ſich auch dieſen Vorzug auf alle erſinnliche Art zu verſchaffen ſuchen. Die kaſchemiriſchen und caucaſiſchen Weiber allein ſind ſchlanker vom Bau, als die übrigen Morgenländerinnen; ſelbſt die letztern aber werden von den Türken am meiſten wegen ihrer Fettheit geſchätzt, und der größte Lobſpruch, den ein Türke einer ſchönen Circaſſierin oder Georgianerin geben kann, iſt dieſer,

daß ihr Geſicht wie der volle Mond und ihre Beine und Hüften wie Küſſen geſtaltet ſind. Alle morgenländiſche Nationen von der Religion Muhamets ſcheren wegen der häufigen vorgeſchriebenen Reinigungen das Haupthaar bis auf einen kleinen Zopf weg, und aus demſelbigen Grunde reiſſen ſie ſich auch alle übrige Haare am ganzen Leibe aus. In gleicher Abſicht zerſtören die Morgenländerinnen wahrſcheinlich an ſich ſelbſt und an ihren Töchtern die Pubes eben ſo ſorgfältig, als die Weiber der mongoliſchen Völkerſchaften ſie zu nähren pflegen.

Die urſprüngliche Farbe der Morgenländer iſt die weiße Farbe. Bey alledem aber iſt nicht zu leugnen, daß die in kühlern und nördlichern Gegenden wohnenden Völker, wie die Caucaſier und Kaſchemirier, weißer als die ſüdlichen Syrer und Araber ſind; die Bewohner von Gebirgen heller als die der angränzenden Thäler; die eingeſchloſſenen Weiber weiſſer als die der Luft und Sonne ausgeſetzten Männer; und die Einwohner von Städten weißer als die beſtändig in brennenden Wüſten umherziehenden arabiſchen Beduinen. Allein nach allen bisherigen Erfahrungen erhalten die Morgenländer, ſo lange ſie nicht mit dunkelfarbigen Völkern ſich vermiſchen, auch in den heißeſten und trockenſten Gegenden keine andere, als eine bräunliche oder braune Farbe, die nur um einige Grade tiefer, als die der ſüdlichen Europäer iſt. Da ſich verſchiedene morgenländiſche Völker tatariſcher Abkunft mit mongoliſchen Völkern vermiſcht haben, ſo iſt daraus in Anſehung der Bildung des Körpers, des Geſichts, der Haare, des Barths ein mannigfaltiger Unterſchied entſtanden, und die ſchöne Bildung, Farbe u. ſ. w. in eine häßlichere übergegangen, und unter allen Tataren ſcheinen ſich die in Caſan und Aſtrakan am unverfälſchteſten erhalten zu haben.

Die

Die ächten morgenländiſchen Völker unterſcheiden ſich von den aufgeklärten Nationen unſers Erdtheils mehr durch die Organiſation ihrer reizbaren und empfindlichen Theile, durch die von dieſen abhängenden Anlagen des Geiſtes und Herzens, und das darauf gegründete Betragen, als durch bisher bekannte äußere Merkmahle des Körpers.

Wenn die Morgenländer auch nicht ganz ſo ſcharfe und zugleich ſo grobe Sinnen haben, als die mongoliſchen Völker; ſo ſind wenigſtens ihre Sinne um viele Grade ſchärfer und beſonders gröber, als die der europäiſchen Völker. Ein arabiſcher Beduin kann ein Kameel unter tauſenden wieder erkennen, wenn man ihn, nach Niebuhrs Zeugniß, nur einmal an die Stelle führt, wo ein ſolches Kameel geſtanden hat; und eben dieſe Beduinen haben eine ſo gute Kräuterkenntniß und ſcharfes Auge, daß ſie an der Beſchaffenheit des Erdreichs und der darauf wachſenden Gräſer genau beſtimmen können, wie tief man graben müſſe, um Quellen oder Waſſer zu finden: eine Scharfſichtigkeit, die man auch an allen mongoliſchen Hirtenvölkern wahrnimmt. Demohngeachtet ſind ſie viel weniger empfindlich und gefühlvoll, als die Abendländer, bey Glück und Unglück, Martern und Tod, Ueberfluß und Bedürfniß, und dabey weniger lebhaft und unruhig, als die Europäer. Ja ſie können halbe Tage lang in einer und ebenderſelben Stellung zubringen, ohne dieſelbe im geringſten zu verändern. Gang und Stellung ſind eben ſo ernſthaft und feyerlich, als ihr Geſicht, und wenn ſie ſprechen, geſchieht dies ohne alle Bewegung, weil ſie dergleichen Geſticulationen der Europäer für Ausbrüche des Wahnſinns halten. Sie lachen wenig und ſelten, welches beſonders bey Arabern der Fall iſt; heftiges und häufiges Lachen aber halten ſie für das Zeichen eines ſchwachen Geiſtes.

Wenn ſich dieſe morgenländiſchen Völker durch ihre Gefühlloſigkeit den mongoliſchen Völkern nähern, ſo ſind ſie denſelben auch, im Ganzen genommen, an Trägheit und Feigheit gleich, und ſie begnügen ſich lieber mit der ſchlechteſten Nahrung, Kleidung und Wohnung, als daß ſie arbeiten ſollten. Mit dieſem Mangel von Thätigkeit und Schnellkraft iſt auch der Mangel von feſtem männlichen Sinn und von ruhiger ſteter Tapferkeit verbunden. Wenn es auch ſchon unter dieſen Völkern einzelne giebt, die in Anſehung des Muths urſprünglich unterſchieden ſind, ſo machen ſie doch niemahls anders einen Angriff, als wenn ſie ſich vorher durch Opium berauſcht haben. Aus dieſer Trägheit iſt wahrſcheinlich auch die allgemeine Gewohnheit des Morgenlandes entſtanden, ſich zur Arbeit durch Geſang anzutreiben. Eine andere Folge und ein neuer Beweis der Unempfindlichkeit und Trägheit der Morgenländer iſt die ekelhafte Unreinlichkeit, welche ſie alle mit einander gemein haben, und die häufigen durch Muhamet vorgeſchriebenen Reinigungen dienen ihnen keinesweges zu dieſem Zweck. Beweiſe dieſer Unreinigkeit ſind Peſt, Ausſatz, Krätze und andere Hautkrankheiten, außer welchen ſie, ihrer ſchlechten, ungeſunden und mit unleidlichem Geſtank angefüllten Wohnungen ungeachtet, mit wenig Krankheiten befallen werden. Gefühl für Schönheiten und für Werke der Kunſt haben ſie eben ſo wenig, als Thätigkeit und Fähigkeit, die europäiſchen Kunſtwerke nachzuahmen; für wiſſenſchaftliche Kenntniſſe hingegen haben wenigſtens unter den Morgenländern die Araber, die Perſer, die Türken, die höhern Kaſten in Hindoſtan, die Juden mehr natürliche Anlagen, und begreifen ziemlich geſchwind. Ein Vorzug der Morgenländer für den Europäern iſt die große Mildthätigkeit, welche die meiſten nicht nur gegen ihre Mitmenſchen, ſondern auch ſogar ge-

gen

gen die Thiere äußern; hingegen äußern ſie hinwiederum bey Thaten, wodurch ſie andere unglücklich machen, ja ſelbſt bey Verbrechen nicht die geringſte Reue, und die Meuchelmörder in der Türkey und Barbarey ſind ſogar ſtolz auf ihre blutigen Thaten. Dieſe kalte Mordluſt der Morgenländer iſt wie ihre unerſättliche Raubbegier meiſtentheils mit einer betrügeriſchen Freundlichkeit begleitet, weswegen Falſchheit, Treuloſigkeit und tiefe Verſtellungskunſt von allen zuverläßigen Reiſenden als Hauptzüge ihrer Gemüthsart angeführt werden. Eben ſo groß und karakteriſtiſch iſt bey den Morgenländern die Mäßigkeit, der habſüchtigſte Geiz und die Genügſamkeit, welche doch gleichwohl, ſo widerſprechend es auch klingen mag, mit einer unbändigen Ueppigkeit verbunden iſt. Es ſcheint den Morgenländern eben ſo unmöglich, ohne Weiber, als ohne Eſſen und Trinken zu leben, und bey ihrer viehiſchen Begierde iſt ihnen das, was wir Europäer Liebe nennen, gänzlich unbekannt.

B. Allgemeine Ueberſicht von Afrika.

B. Allgemeine Ueberſicht von Afrika.

Derjenige Erdtheil, deſſen Bewohner größtentheils tatariſcher Abkunft ſind, Afrika nämlich, hängt mit dem übrigen feſten Lande, beſonders mit Aſien oſtwärts durch eine ſchmale Erdenge zuſammen, und bildet folglich die größte uns bekannte Halbinſel. Die Größe von Afrika iſt 530000 Quadratmeilen, worauf ohngefähr 100 Millionen Menſchen wohnen, die von einer Menge großer und kleiner Fürſten beherrſcht werden. Gegen Norden hat dieſer Erdtheil das mittelländiſche Meer zu ſeiner Gränze; bey der Erdenge von Aſien und Afrika das arabiſche Meer; weiter hinunter das indiſche Meer, welches an der Küſte von Zanguebar, das zanguebariſche Meer

 heißt;

heißt; ganz unten am Vorgebirge der guten Hoffnung iſt das ſüdliche oder äthiopiſche Meer; und endlich an der Weſtſeite von Afrika das atlandiſche Meer, welches bey der Küſte Guinea das guineiſche Meer, und bey der Küſte Kongo das kongiſche Meer genannt wird. Zu den größten Flüſſen in Afrika gehören der Senegal, der Nil, der Zaireſluß und die Kuama. Die beträchtlichſten Berge in Afrika ſind der Pico auf Teneriffa, der auch ſonſt der Berg Teida heißt, die abiſiniſchen Alpen und das große Gebirge Atlas, von welchem das atlandiſche Meer ſeinen Nahmen hat. Dieſes berühmte Gebirge geht faſt in einem halben Monde herum; die Spitzen dieſer Berge ſind beynahe das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt; hingegen in den Thälern und Ebenen iſt der Winter ſehr kurz. Ein Theil dieſes Gebirges heißt Garean, und iſt wegen der Safranplantagen vornehmlich merkwürdig geworden.

C. Von den tatariſchen Nationen überhaupt.

C. Von den tatariſchen Nationen überhaupt.

Der zweyte Hauptſtamm des menſchlichen Geſchlechts iſt, nach der im zweyten Bande angenommenen Eintheilung, der caucaſiſche oder tatariſche, welcher ſich auf dem Caucaſus gebildet oder erhalten hat. Man findet dieſen Völkerſtamm zwar itzt auf dem Caucaſus ſelbſt nicht mehr ganz rein und unvermiſcht; nichts deſtoweniger aber ſind die caucaſiſchen oder tatariſchen Völker, deren karakteriſtiſche Kennzeichen bereits oben angegeben worden ſind, und beſonders ihre Weiber die ſchönſten auf der ganzen Erde. So wie der mongoliſche in verſchiedene Hauptraçen eingetheilt war, ſo war auch von undenklichen Zeiten her der caucaſiſche Stamm in zwey Hauptraçen getheilt, nämlich in die gothiſche oder zeltiſche,

und in die ſarmatiſche, ſlawiſche oder wendiſche. Beyde Raçen zeigen durch Sprachen eine nahe Verwandtſchaft, waren aber in vielen andern Stücken von je her ſehr von einander unterſchieden, und vermiſchten ſich in der Folge theils unter einander ſelbſt, theils auch mit den alten mongoliſchen Völkern. Die gothiſche Raçe ſowohl als die ſarmatiſche verbreitete ſich nicht nur über einen großen Theil von Aſien und Afrika, ſondern auch über den größten Theil von Europa.

D. Von den tatariſchen Nationen insbeſondere.

D. Von den tatariſchen Nationen insbeſondere.

Die unter ſo verſchiedenen Nahmen in und auſſerhalb Rußland befindlichen tatariſchen Stämme nennen ſich ſelbſt bald Tataren, bald und zwar meiſtentheils Turuken, Turken, auch Turkomanen, welche Benennungen ihre Geſchichtſchreiber von ihrem Stammvater Turuk oder Turk und einem ſeiner Enkel Tatar, einem Helden und Vater einiger anſehnlichen Horden, herleiten. An beyde Nahmen knüpft ihr Stolz den Begriff von Herr und Beherrſcher; und die Jakuten haben ſogar den Tatar in die Zahl der Götter aufgenommen; weil ſie aber bemerken, daß viele der herrſchenden Nationen mit dem Nahmen Tatar eine herabwürdigende Vorſtellung verbinden, ſo halten ihn viele Tataren für kränkend. Denn ſo nennen die hochmüthigen Sineſer z. B. alle ihre Nachbarn, mithin auch die Tataren und Mongolen, ſchimpflich Ta-ta, auch Tadſe von Tatana, zuſammenrottiren; und bey den finniſchen Völkern heißen die Tataren überhaupt Snas.

Die tatariſchen Horden ſind die alten Bewohner der aus den Erdbeſchreibern bekannten großen Tatarey, oder des weitläuftigen Landes zwiſchen den ſibi-

ſibiriſchen und indianiſchen Gebirgen vom Uralfluß bis an die Mongoley, und wird izt zum Theil unter der Soongarey begriffen. Gegenwärtig beſitzen ſie nur in der Bucharey, Chiwa und andern kleinen Staaten den ſüdweſtlichſten Theil ihres vorigen Eigenthums. In den alleràlteſten Zeiten hatten ſie mit den Mongolen gemeinſchaftliche Beherrſcher; allein nach der Zerſtückelung des Staats beym Ableben Chan Ogus unterwarf ſich der Chan Tſchingis die meiſten Horden und errichtete daraus die tatariſche Monarchie.

Chan Tſchingis beherrſchte ſie nach chriſtlicher Zeitrechnung vom Jahre 1204 bis 1229, und breitete ſeine Eroberungen um die caſpiſche See über das caucaſiſche Gebirge bis ans ſchwarze Meer aus. Nach Tſchingis Tode theilten ſeine Söhne und die Großen des Volks die Eroberungen, welche ſie zugleich zu erweitern ſuchten. Am berühmteſten ward unter denſelben Chan Bathi gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, welcher durch Klugheit, Glück, Tapferkeit und Härte, durch die Vereinigung mehrerer Stämme am Uralfluß die große oder ſogenannte goldene Horde ſtiftete, mit derſelben das bolgariſche Reich an der Wolga überwand, anſtatt deſſelben die Königreiche Kaſan und Aſtracan errichtete, einen Theil des ruſſiſchen Reichs unterjochte, und die Nachbarn überhaupt bis nach Schleſien in Schrecken ſetzte. Nach ihm that ſich blos Tamerlan, welchen die Tataren auch Temir Akſchakal, d. h. eiſerner Weißbarth oder Alter, nennen, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch ſeine verwüſtenden Siege hervor. Von ſeinem Tode an fieng die goldene Horde an, durch innere Unruhen, durch feindliche Angriffe der Nachbarn ꝛc. ihre Macht zu verliehren, und gegen die Mitte des ſechszehnten Jahr-

hunderts ſcheiterte endlich das ungeheure tatariſche Reich durch die ruſſiſche Macht gänzlich.

Von den ehemaligen freyen Tataren ſind gegenwärtig nur noch die große kirchiſiſche Horde, die Bucharen, Chiwinſen, Karakalpaken, Truchmenen, Taſchkenter, Turkoſtaner und Araber unabhängig, welche insgeſamt nur noch den ſüdweſtlichen Theil der ehemahligen großen Tatarey gegen die perſiſche, indiſche oder mogulſche und ſoongariſche Gränze bewohnen. In Anſehung einiger nogajiſchen Horden am ſchwarzen Meere, der krimmiſchen und besarabiſchen Horden, ſind zwar durch den zwiſchen Rußland und der Pforte im Jahre 1774 geſchloſſenen Frieden beſondere Artikel feſtgeſetzt worden, nach welchen dieſe Horden von der türkiſchen Herrſchaft befreyet wurden; allein ob ſie auch mit Beendigung des gegenwärtigen Türkenkrieges frey bleiben werden, muß die Zeit lehren.

Im ruſſiſchen Reiche bewohnen die tatariſchen Völker die nördlichen Küſten des ſchwarzen und caſpiſchen Meeres, die Nordſeite des caucaſiſchen Gebirges, die weitläuftigen Steppen oder Wüſten vom Uralfluſſe im Oſten bis an die Soongarey, den ſüdlichen Ural, in Sibiren die ſüdlichen Gränzgebirge und Steppen vom Tobol an, bis zum und über den Jeniſei, und die Wildniſſe um die Mitte der Lena; ja es ſind ſogar tatariſche Colonien mitten unter die ruſſiſchen Wohnungen zerſtreut. Alle dieſe Gegenden beſitzen ſie entweder ganz, oder doch dem größten Theile nach ſeit dem Flohr des tatariſchen Reichs, daher es ihnen nirgends an Denkmählern der Herrlichkeit deſſelben fehlt, und faſt überall findet man Spuren von Gräben und Wällen zerſtörter Städtgen, nebſt andern prächtigen Ueberbleibſeln; ſo liegen

gen z. B. die älteſten Grabſteine in dieſen Gegenden über 1100 und die neueſten gegen 400 Jahre.

Das politiſche Verhältniß der tatariſchen Nationen zum ruſſiſchen Reiche iſt in der Hauptſache dem bey den finniſchen Nationen eingeführten gleich. Die Tataren ſind freye, der Leibeigenſchaft nicht unterworfene Leute, und bleiben ungeſtört bey ihren väterlichen Verfaſſungen. Sie wählen ihre Vorgeſetzten aus ihren Mitteln, und gewöhnlich aus ihrem zum Theil aus Fürſten beſtehenden Adel. Anfänglich gaben ſie an die ruſſiſche Krone gerade ſo viel Tribut, als ihre vorigen Chane erhoben; allein zu ihrer Erleichterung iſt er itzt gleichförmiger und ſowohl den Zeiten, als auch ihren Gewerben angemeſſener eingerichtet worden. Er iſt bey allen ſehr gering; ja einige Stämme dienen auch ſtatt des Tributs als Coſaken, und die ſchutzverwandten Horden geben und thun gar nichts. In Anſehung ihrer Lebensart will ich hier nur im voraus überhaupt anmerken, daß ſowohl die Nomaten, als die wohnhaften, ungemeine Verehrer väterlicher Gebräuche ſind. Eben ſo ſehr erhält ſich auch der alte tatariſche Nationalſtolz, und die Vornehmern prahlen nicht nur mit ihren Genealogien, ſondern auch in jedem nur etwas aufgeklärten tatariſchen Kopfe ſpuken die Herrlichkeiten des ehemahligen tatariſchen Reichs, und theils auch die Wünſche, nebſt der Hoffnung der Wiederbringung deſſelben, wovon die wiederholten baskiriſchen Unruhen Zeugniſſe ſind. Allem Vermuthen nach iſt dieſes eins der erſten Hinderniſſe der ruſſiſchen Regierung, die anſeſſigen der muhametaniſchen Tataren, welchen es keinesweges an Leuten von Fähigkeiten, Kenntniſſen und Entſchloſſenheiten fehlt, von obrigkeitlichen und Offizierbedienungen auszuſchlüſſen; die heidniſchen Tataren hingegen ſind wegen ihrer Unwiſſenheit kaum zum Gehorchen geſchickt.

Die

Die ſämtlichen tatariſchen Stämme reden die turukiſche oder turkiſche Sprache, welche ſie auch bisweilen die turkoſtaniſche nennen. Sie iſt wortreich, biegſam, und die Ausſprache ſanft, leiſe und gleichſam ſingend. Die Muhametaner werden in derſelben unterrichtet, reden und ſchreiben ſie ziemlich gleichförmig, und bedienen ſich arabiſcher Buchſtaben; bey ihren Anbetungen und allen Religionshandlungen hingegen brauchen ſie die arabiſche Sprache, ob ſie gleich von den wenigſten und bey weitem nicht von allen ihren Prieſtern verſtanden wird. Wenn ſie ſchön ſchreiben, geſchieht es mit Rohrfedern und einer Tuſchtinte von verkohltem Hirſeſaamen, Lampenruß und Gummiwaſſer. Die heidniſchen Tataren endlich ſind ohne Schulen und Schrift, wodurch ihre Sprache in großen Verfall gerathen, mit den Sprachen der Nachbarn ſehr vermengt, und in ſo abweichende Mundarten ausgeartet iſt, daß ſich dieſe Völker theils kaum mit andern Tataren, theils gar nicht verſtehen.

1. Von den kaſaniſchen und orenburgiſchen Tataren.

Nach der 1552 durch die Ruſſen erfolgten Zerſtörung des kaſaniſchen Königreichs und der Einverleibung deſſelben mit dem ruſſiſchen Staate, entſtand daraus das kaſaniſche Gouvernement, welches Permien und die Länder an der Wiätka enthält, welche letztern aber nicht zum ehemahligen kaſaniſchen Königreiche gehörten. In dieſen Gegenden wohnen die itzigen Tataren zerſtreuet, jedoch am häufigſten um Kaſan ſelbſt. 1776 belief ſich die Anzahl aller männlichen Köpfe in dieſer Statthalterſchaft über 10000, und man benennet dieſe Haufen mehrentheils von den Gegenden und Flüſſen, in und an welchen ſie

1. Von den kaſaniſchen und orenburgiſchen Tataren.

Wohnſitze.

ſie wohnen, werden aber gemeiniglich mit dem Nahmen orenburgiſch-kaſaniſche Tataren belegt; zu bemerken iſt noch, daß man die orenburgiſch-kaſaniſchen Tataren nicht mit den in dieſer Statthalterſchaft nomatiſirenden Horden, den Kirchiſen u. ſ. w. verwechſeln muß. Erſtere werden ſchlechthin orenburgiſche, theils auch ufaiſche Tataren genannt.

Die eigentlichen orenburgiſchen wohnen in Orenburg und den Feſtungen der orenburgiſchen Linie am Uralfluß theils zerſtreut, theils in beſondern Vorſtädten, in eigenen Dörfern und in dem Städtgen Kargala am Sakmarafluß, 18 Werſte von Orenburg, wo 1773 ſchon für 2160 männliche Köpfe geſteuert ward. Alle orenburgiſch-kaſaniſche Tataren übertreffen die Anzahl der eigentlichen kaſaniſchen, und der übrigen zerſtreuten ſind nicht viel weniger, als der kaſaniſchen.

Die geſamten kaſaniſchen Tataren erhielten ihre Benennung von der Hauptſtadt Kaſan, und dieſe von einem Keſſel — Tat. Kaſan — der dem Bedienten ihres Erbauers, dem Chan Altin Beck, in das Kaſankaflüßgen fiel, als er ſeinem Herrn Badewaſſer ſchöpfte. Ihren Nachrichten zufolge ſind ſie kein beſonderer Stamm, ſondern kommen von den hier anſeſſig gewordenen gemiſchten Kriegern und den durch Handel nach Kaſan gezogenen Fremden, beſonders nogajiſchen Tataren her, welche ſich alle zu einem beſondern Volke vereinigten.

Anſehen und Gemüthsart.

Das körperliche Anſehen und die Gemüthsart der kaſaniſchen und von ihnen ausgewanderten Tataren iſt nicht nur ſehr gleichförmig, ſondern es iſt auch für die übrigen anſeſſigen muhametaniſchen Tataren ſehr karakteriſtiſch. Sie ſind bis auf einzelne Ausnahmen von mittelmäßiger Statur und mehrentheils hager. Das Geſicht iſt ſchmal und die Farbe friſch;

friſch; die Naſe trocken, der Mund und die lebhaften, meiſtens ſchwarzen Augen klein, und die geraden Haare dunkelbraun, und werden ſchon im frühen Alter weiß; überhaupt haben ſie eine wohlgebildete Geſtalt, und ihr munterer Gang, ihr gerader ſchmächtiger Körper, und die beſcheidene, gleichſam etwas ſchüchterne Miene macht ihren Anſtand gefällig. Von Karakter ſind ſie ſtolz, aber auch ehrliebend, nicht träge, doch gemächlich. Ihr mittelmäßiger Verſtand iſt zu allen Handthierungen geſchickt, und ihre Erziehung nebſt der Religion, welcher ſie mit Treue anhängen, macht, daß ſie die Reinlichkeit, Nüchternheit, Mäßigkeit und das Mitleiden in einem gewiſſen Grade lieben. Das katariſche Frauenzimmer iſt mehr von geſunder, als ſchöner Bildung, und von Jugend auf an Fleiß, Eingezogenheit, Beſcheidenheit und Unterwürfigkeit gewöhnt.

Sowohl die kaſaniſchen, als auch die übrigen anſeſſigen muhametaniſchen Tataren laſſen ſich die Kinderzucht ſehr angelegen ſeyn. Sie gewöhnen ihre Kinder nicht nur von Jugend an zum Fleiß, zu einer ſparſamen Lebensart, ſondern ſorgen auch für ihren Unterricht im Leſen, Schreiben der arabiſchen Sprache und Religion, und die Verſäumung dieſes Unterrichts wird den Aeltern als eine ſehr große Verſündigung angerechnet. Daher kommt es auch, daß das kleinſte Dorf ſeine Capelle — **Medſched** — und Schule, Prieſter — **Mula** — und Schullehrer — **Abys** — hat, welche aber beyde nicht immer große Araber ſind, weil ſie mehrentheils vom Pfluge weg zum Lehramte kommen, und ihren Unterhalt ſelbſt erwerben müſſen. In den Vorſtädten und großen Dörfern ſind ähnliche Mädgenſchulen; auch erhalten die Kinder einigen Unterricht in der Geſchichte. Die wohlbeſtellteſten katariſchen Schulen im ruſſiſchen Reiche ſind unter der Aufſicht der Ober-

prieſter

prieſter — Agun — in Kaſan, Tobolsk und Aſtracan. Manche tatariſche Bauern, und noch öfter Kaufleute beſitzen kleine Sammlungen geſchriebener hiſtoriſcher Nachrichten, und recht artige Kenntniſſe ihrer und der Geſchichte der benachbarten Staaten und ihrer Alterthümer. Diejenigen Tataren, welche es in der Theologie weiter bringen wollen, beſuchen die beſſern Schulen in der Bucharey.

Nahrungsgewerbe.

Die kaſaniſchen und orenburgiſchen tatariſchen Dörfer enthalten 10 bis 100 Gehöfte, und meiſtens weiß jedes Dorf ſeine Geſchichte, oder hat ſie wohl auch gar ſchriftlich. Anfänglich waren dieſe Dörfer nichts anders, als bewegliche Hirtenlager in Nachahmung der Bulgaren; allein durch die nach und nach angewachſene Bevölkerung wurden ſie genöthigt, in ihren verengten Gränzen das Hirtenleben mit dem Ackerbau zu verwechſeln, der itzt bey den meiſten die Hauptnahrungsquelle iſt, und beſtändige Hütten einzuführen. Die gegenwärtigen Tataren ſind recht gute Ackerleute, welche ihre Felder nicht braachen, ſondern ſie beſtändig nutzen, und deswegen ſtärker düngen, als es bey ruſſiſchen Wirthen gebräuchlich iſt. Am ſtärkſten ſchätzen ſie die Bienenzucht, daher man unter ihnen überall geſchickte Bienenväter antrifft. In jedem Dorfe wohnen faſt immer die nöthigen Gerber, Schuhmacher, Schneider, Färber, Schmiede, Zimmerleute u. ſ. w. Das fleißige Frauenzimmer auf dem Lande ſpinnt und webet eigene Wolle oder ſelbſt erzeugten Flachs und Hanf; ſo verfertigen z. B. in Uralskoi, Gorodok die Tatarinnen feinen Kamelot von ungefärbter Kameelwolle auf einem Geſtelle, welches demjenigen ähnlich iſt, womit gewöhnlich die ſchlechten Strumpfbänder u. ſ. w. gewebt werden. Die Kette iſt um einen in die Bank oder Erde befeſtigten Stock gewunden, und ein Hebel hebt die Hälfte der Faden eine um die andere in

die

die Höhe, oder drückt ſie nieder. Auf dem abgewebten Zeuge aber ſitzt die Weberin und befeſtigt es dadurch anſtatt des Wickelbaums.

Die Häuſer der Stadt- und Dorftataren ſind bis auf Größe und Schönheit einander völlig gleich, und, einige wenige ſteinerne ausgenommen, von Blockwerk erbauet. Jede Stube hat einen Kamin — Tſchuwal — und eine Bank — **Urunduk** — deren Breite den dritten Theil, auch wohl halben Raum des Zimmers einnimmt. Reiche Leute haben in den Stuben ordentliche aber kleine Fenſter von Glaſe oder Marienglaſe — mica membranacea; — Arme hingegen kleine mit Quappenhäuten, geöhlten Lappen oder Papier überſpannte Lichtlöcher. **Ueberhaupt** beſtehen die Wohnungen armer Tataren aus einer einzigen Stube, deren Thüre nach der Straße geht, und die wegen des platten Dachs einen Würfel bildet. Da dieſe Stube auch ihre Küche iſt, ſo findet man meiſtentheils einen eingemauerten Grapen in derſelben. Außer dieſer Wohnſtube beſteht ein Bauergehöfte aus einigen kleinen frey ſtehenden Magazinen und Ställen, welche aber keinen Hof einſchlüßen. Die vielen Hütten eines tatariſchen Dorfs — Aul — haben ihnen bey den Ruſſen den Nahmen der Jurten zuwege gebracht. Jurt heißt in tatariſcher Sprache zwar ſchlechthin eine Wohnung; allein weil die ihrigen gering und ſchlecht ſind, ſo verbindet man damit den Begriff geringer Wohnungen oder Hütten.

Wohnungen und Haußgeräthe.

In Anſehung des Haußraths ſchränken ſich die meiſten Tataren nur auf wirkliche Bedürfniſſe ein. Man findet daher nur wenig Koch- Speiſe- Thee- Acker- und Handthierungsgeräthe, nur wenige Kaſten und auf den breiten Bänken, welche ihnen zum Schlafen, wie auch anſtatt der Stühle und Tiſche dienen, nur einige Teppiche, Filze, oder Baſtmatten,

ten, bisweilen jedoch einige Polſter; und nur bey einigen Tataren in Städten, die viel mit Fremden umgehen müſſen, trifft man Tiſche und Stühle an.

Sowohl alle kaſaniſche, als auch überhaupt die meiſten muhametaniſchen Tataren ſcheren den Kopf, laſſen aber einen kleinen Spitz- und Knebelbarth ſtehen. Den Kopf deckt ein Deckel — Kikſcha genannt — auf welchen ſie eine flache Mütze mit einem wurſtförmigen Gebrem ſetzen.

Kleidung. Die kaſaniſchen und die von ihnen ausgewanderten tragen insgeſamt Hemden von Leinwand, weite Hoſen, Halbſtiefeln oder lederne Strümpfe — Bachyli — arme hingegen Baſtſchuhe, einen leichten Schlafrock — Kalat — ein langes morgenländiſches weites Oberkleid mit zugeſpitzten, bisweilen offenen Ermeln, und einen Gurt oder Säbelkuppel. Am Gurte hängt Meſſer, Säbel und Tabacksgeräthe. Die Unterröcke ſind bey Armen von Leinwand, oder Kitaika, bey Reichen hingegen von ſeidenen oder geſtückten Zeugen. Die Röcke von groben oder feinen Laken ſind mit und ohne Bebremung, auch wohl mit Treſſen, die Kopfdeckel oder Kalolchen von Haaren geflochten, auch wohl mit Golde geſtückt, und die Säbel einiger mit Silber beſchlagen.

Da bey allen Nationen, welche die Weiber kaufen, dieſelben beſſer gekleidet gehen, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die unverheyratheten Tatarinnen ebenfalls ſchlechter gekleidet gehen, weil ihr Putz beym Verkauf verlohren geht, hingegen der Putz der Weiber den Männern Ehre macht. Im Ganzen genommen gleicht die weibliche Kleidung der männlichen in den Hemden, Hoſen, Strümpfen — Atu — Halbſtiefeln oder Pantoffeln — Kibitz — Unterkleide — Beſchmet — und Oberkleide — Tſcheljan — gar ſehr, die Stiefeln hingegen haben vorne ſehr ſcharf ge-

gekrümmte Spitzen, und die Kleider einen etwas geänderten Schnitt.

Eine reiche Tatarin faltet das Unterkleid um die Hüften, und stückt es auf der Bruſt, worauf ſie es zuknüpft; das Oberkleid iſt von ſeidenen, auch wohl reichen Zeugen, oder feinen Laken mit Borden, Schnüren und goldenen Schleifen, mit und ohne Gebreme, und der Gürtel von Seide oder mit ſilbernen Buckeln bedeckt. Den Buſen ziert ein Nuſter, oder eine modeſte — Kaſchpau Kairjük — von Korallen, oder ſchuppenförmig gelegten Münzen. Gemeiniglich tragen ſie ein Band, einem Orden gleich, über die Achſel, welches mit Korallen, oder goldenen, auch wohl nur ſilbernen Münzen beſetzt iſt. Den Hals ſchmücken ſie mit Perlenſchnüren, und die Ohren und Finger mit Ringen.

Die orenburgiſchen Tatarinnen laſſen von den Achſeln große Quaſten an goldenen und ſilbernen Schnüren auf den Schooß hängen, welche aus Gold- und Silberfaden und aus Gewürznelken beſtehen, worauf die Hände ruhen, und Balſamdüfte verbreitet werden.

Die Haare flechten ſie in zwey ſtarke Zöpfe und bedecken den Kopf mit einer Haube, die große Backenſtücken hat, und mit Münzen ſchuppenförmig bedeckt iſt. Von dieſer Haube — Tſchaspau — hängt ein Nackengeſchmeide — Kaſchpur, — welches eine Hand breit iſt, ſo wie bey den Tſcheremiſſinnen, bis auf die Waden; die Stirne hingegen wird durch ein Gitterwerk von ächten Perlen geziert. Wenn ihr Kopfputz ganz vollſtändig ſeyn ſoll, ſo tragen ſie noch über die Haube eine ganz flache Mütze mit einem Pelzgebreme. Unverheurathete Frauenzimmer tragen anſtatt der Weiberhaube eine Binde, welche einer offenen Krone ähnlich, und mit Münzen, Per-

len oder Korallen geziert iſt. Die Haare ſelbſt flechten ſie in ſehr viele kleine Zöpfe — Uſchäck — und ſchmücken ſie mit Bändern. Alle übrige Kleidung derſelben gleicht bis auf eine größere, aus obigen Urſachen eingeführte, Sparſamkeit der Kleidung der Weiber.

Die gemeinen und armen Tatarinnen kleiden ſich in Kitaika und ſelbſt gewebtes Tuch; im Sommer gehen ſie, wie die Tſcheremiſſinnen u. ſ. w. in weißen oder gefärbten, meiſtens aber bunt ausgenäheten, feſtgegürteten Hemden. Den Kopf bedecken ſie mit ſchlechten Korallenhauben oder Schleyertüchern — Jertjäk auch Taſtar — die auf dem Rücken ausgebreitet hängen, und auch alltäglich bey reicheren Frauenzimmern gebräuchlich ſind.

Nahrungsmittel.

In Anſehung der Nahrungsmittel, deren ſich die Tataren bedienen, gehen ſie zwar von ihren Vorfahren einigermaaßen ab, aber lange nicht in ſo groſſem Verhältniſſe, als wir Europäer von den unſrigen abweichen. Ehedem waren einzig und allein die Erzeugniſſe des Thierreichs die Mittel ihrer Unterhaltung, und der Ochſe oder das Schaaf, das Pferd oder das Kameel u. ſ. w. ward in dem tatariſchen Hirtenzelte von eben der Hand gemordet, welche ihm die tägliche Nahrung reichte, und die blutigen Glieder wurden mit ſehr wenig Zubereitung auf die Tafel geſetzt. Allein ſeitdem dieſe Nomaten den Acker bauen, ſind Grütze und Mehlſpeiſen, ja auch Brod ſelbſt bey ihnen zur Speiſe gewöhnlich worden. Viele Tataren bauen gegenwärtig auch Kraut und Wurzelwerk; andere hingegen behelfen ſich blos mit wilden Früchten dieſer Art. Ihr Tſchurek ſind ungeſäuerte, in heißer Aſche gebackene Fladen: denn geſäuert Brod und Kuchenwerk iſt auch bey vornehmen Tataren nicht allgemein gebräuchlich. Reißbreye und Butterklöſe — Burſak — ſind faſt täglich da. Die

Sangen

Sangen der alten Welt, welcher auch in der heiligen Schrift im 2. Kap. v. 14. des Buchs Ruth Erwähnung geſchieht, ſind bey den Tataren unter dem Nahmen **Kurmatſch** eine noch recht modiſche Speiſe. Sie beſteht aus braun geröſtetem Waizen, Roggen, Gerſte, oder türkiſchem Waizen, welchen ſie zerſtoßen, roh, oder als Brey, oder als Suppe mit Waſſer oder Milch gekocht eſſen. **Tolkon** iſt ein Leckerbiſſen, der von Kurmatſch und Butter geknätet und gebacken wird; und aus Käſe gemachte kleine Kugeln, welche ſie in Waſſer auflöſen, ſind während ihrer Kriegszüge, wenn ſie entweder ſchleunig fliehen, oder aufbrechen müſſen, ſehr oft viele Tage lang das einzige Nahrungsmittel.

Nach dem Koran ſind Kameele, Pferde, Rindvieh, alles Rothwild, alle Schaaf- und Ziegenarten, Haaſen, Murmelthiere, Braach- und Singevögel, alle Hühnerarten und alle Fiſche rein, wenn ſie weder verreckt noch erſtickt ſind; daher bringen ſie dem gefangenen Wilde einen Schnitt bey, und das Blut verſcharren ſie, ob es gleich einige nicht ſo genau damit nehmen. **Unrein** hingegen und ihnen zur Speiſe verboten ſind nach dem Koran alle Raubthiere und Raubvögel, Schweine, Amphybien, Inſekten und Gewürme; doch iſt ihnen Honig erlaubt.

Unter allem Fleiſchwerk ſchätzen ſie das Pferdefleiſch, und von dieſem hinwiederum das Füllenfleiſch am meiſten; und unter den zubereiteten Fleiſchgerüchten geben ſie hinwiederum dem ſogenannten **Fünffingergerüchte — Biſchbarmak** — von zerhacktem, fettem, zu Muß gekochtem Fleiſche, welches mit bloßen Händen zum Munde gebracht wird, und wovon es auch den Nahmen führt, den Vorzug. Von den Stadttataren wird dieſes Gerücht, welches ſie mit Löffeln eſſen, **Narin** genannt.

Alle ihre Zubereitungen der Speiſen geſchehen ohne Gewürze, und die beſten mit vielem Fett oder Butter. Milch eſſen ſie entweder roh, oder mit Grütze oder Mehl gekocht, und bereiten von derſelben Butter und Käſe. Auf Reiſen füllen ſie ſaure Milch in lederne Schläuche oder auch leinene Säcke, da denn die Molken abtröpfelt, und den käſigten Theil zu Suppen u. ſ. w. nachläßt.

Das gewöhnlichſte Getränk der kaſaniſchen ꝛc. Tataren iſt rein Waſſer, welches auch reichen Leuten nicht zu ſchlecht dünkt, und nächſt dieſem Milch, Thee und Fleiſchbrühe. Ohngeachtet in ihren großentheils unbebaueten Wüſteneyen das Graß einen geſchwinden und üppigen Wachsthum hat, und es wenig ſo ſehr wüſte Stellen giebt, daß ihr Vieh nicht eine erträgliche Weide finden ſollte, und die Tataren der Pferde täglich bedürftig ſind, weil ſie gleichſam auf den Pferden leben, und ihre Pferde auch in der That eine ſehr ſchöne und edle Race ſind; ſo haben ſie doch, einzeln genommen, nicht ſo viel Pferde, daß ſie deren Milch nutzen, und daraus, wie verſchiedene mongoliſche Völker, Brandewein abziehen könnten. Ohne Thee behelfen ſie ſich nicht leicht. Sie bedienen ſich des ſineſiſchen Thees, welchen ſie in offenen Keſſeln mit Waſſer und Milch kochen, ihn mit Butter und Salz würzen, und aus hölzernen oder Porzellainſchaalen warm trinken.

Da ihnen der Koran alle gegohrene Getränke, mithin Wein, Brandewein und Bier unterſagt, ſie aber dennoch, wie die meiſten Völker der Erde, die Berauſchung wollüſtig finden, ſo übertreten nicht wenige dieſes Geſetz, ohne ſich zu verſündigen zu glauben; alle hingegen trinken Meeth — Aſe Bab — gemeinen Meeth machen ſie aus einer Gährung von Grütze, Mehl und Honig, welche Miſchung ſie in eine

eine warme Auflöſung von Honig in ſiebenfachem Maaße Waſſers thun. Wenn ſie einmahl Meeth verfertigt haben, ſo füllen ſie das Faß ohne vorhergehende Gährung nur mit einer dergleichen Honigauflöſung wieder, wodurch er immerwährend gemacht wird. Eine beſſere Art Meeth nennen ſie Eiran, und machen ihn aus Honig, Molken und zerquetſchten Steppenkirſchen. Ein ſehr berauſchender Meeth endlich iſt der Balbuſan, deſſen Ferment aus Bierhefen und Mehl beſteht, wozu ſie noch gewöhnlich Hopfen nehmen. Das Tabackrauchen iſt bey beyden Geſchlechtern und in allen Altern bis zur Unmäßigkeit gebräuchlich.

Außer den bereits oben genannten beyden Nahrungsquellen der Dorftataren, des Ackerbaues und der Viehzucht nämlich, kennen dieſe weiter keine andere; allein die Stadttataren in allen Gegenden des ruſſiſchen Reichs treiben Handel und Profeſſionen, auch beſitzen einige Wollen- Leder- und andere Manufakturen. Sie handeln ſowohl nach daſiger, als auch überhaupt nach morgenländiſcher Sitte, durch Tauſch, wenig durch klingende Münze, und gar nicht durch Wechſel. In dieſer Rückſicht ſind die Kaufleute, oder deren Factore, beym Ein- und Verkauf in Perſon immer nöthig gegenwärtig zu ſeyn, worüber ſie ſich oft Jahre lang von ihren Wohnungen entfernen. Dergleichen Reiſen verrichten ſie in Geſellſchaften oder Karavanen. Ueberhaupt ſind ſie keine unternehmenden Kaufleute; da ſie ſich aber durch Compagnieſchaften und Factore ſehr ausbreiten, ſo iſt der Verkehr mancher Stadttataren beträchtlich, und bey ihrer ſparſamen Lebensart ſehr bereichernd. Der ganze orenburgiſche und übrige Handel mit den Kirchiſen, Bucharen und andern Aſiaten iſt größtentheils in den Händen der kaſaniſchen ꝛc. Tataren, und vorzüglich bey denen in Kargala. In Kaſan treiben

viele die Juſten- und Safrangerberey und das Seifenſieden ins Große. Sehr viele ſind Schumacher, die blos Saffian verarbeiten, und ihre Halbſtiefeln ꝛc. zum Theil mit Golde ſtücken; und einige andere treiben auch andere Handwerke. Sie haben überhaupt, wie bereits oben erinnert worden iſt, zu allen Handthierungen Geſchick; da ſie aber wenig brauchen und viele Dinge in ihrer Verfaſſung fremd bleiben, ſo bekümmern ſie ſich wenig um die Einführung neuer Gewerbe.

Sitten und Gebräuche.

Im geſellſchaftlichen Umgange ſind die kaſaniſchen und überhaupt die muhamedaniſchen Tataren ſowohl unter einander ſelbſt, als auch gegen Fremde ſehr höflich. Ihr Gruß, wobey ſie ſich beyde Hände reichen, und eine um die andere ausgebreitet legen, iſt: Friede ſey mit dir! und die Antwort darauf: mit dir ſey Friede! Zu ihren Höflichkeiten gehört die Entblößung des Hauptes nicht, daher ſie nur alsdann die Mützen abziehen, wenn ſie bey andern anzuſtoßen fürchten.

Nur wenig reiche Tataren ſchlafen auf Federbetten, die meiſten auf den oben genannten breiten Bänken, worauf Filze oder Teppiche gebreitet ſind; deswegen ſie ſich auch nie ganz entkleiden.

Wenn uns die Reiſebeſchreiber die Reinlichkeit der Tataren loben, ſo muß man dies immer mit Rückſicht auf die weit unreinlichern mongoliſchen Völkerſchaften verſtehen; denn gegen dieſe gerechnet, ſind ſie in der That reinlich. Allein im Verhältniß mit den Europäern ſind ſie unreinlich, ohngeachtet ihnen der Koran faſt auf allen Seiten die Reinlichkeit empfiehlt. Sie müſſen ſich nach demſelben täglich oft waſchen, und ſelbſt das Hintertheil iſt nicht davon ausgeſchloſſen. Um ſich beym Harnen nicht zu ver-

unreini-

unreinigen, verrichten ſie es z. B. nebſt mehrern andern ähnlichen Dingen, auf den Ferſen ſitzend.

Gewöhnlich halten ſie täglich **vier Mahlzeiten**, wobey ſie ſich auf der breiten Bank auf die Ferſen um die Speiſen herum ſetzen, ſich vor und nachher waſchen, und auch Gebete halten.

Ueberhaupt genommen wohnen bey den Tataren beyderley Geſchlechte in einem Zimmer, und ſpeiſen auch mit einander; allein bey wohlhabenden Tataren wohnet und ſpeiſet das Frauenzimmer beſonders. Es verſchleyert ſich auf der Straße und läßt ſich auch im Hauſe nicht ſehen, wenn der Mann ſeinen Gaſt nicht ganz beſonders ehren will.

Nichts wird bey ihnen in ſo großen Ehren gehalten, als das unbeſcholtene Alter; und weil den Alten die Bärthe frühzeitig grau werden, ſo iſt **Weißbarth** oder **Graubarth** — **Akſcha Kal** — ein Ehrentitel erfahrner und vernünftiger Alten. Einen dergleichen Akſcha Kal ziehen ſie gern zu Rathe und ſchlüßen durch ihn Heuraths- und andere Verträge; in Ermangelung eines Geiſtlichen vertritt er die Stelle deſſelben; ſitzt immer oben an; entſcheidet kleine Zwiſte, u. ſ. f.

Da der Koran bekanntlich die **Vielweiberey**, aber doch nicht über vier Weiber zu haben, verſtattet, ſo bedienen ſie ſich dieſer Freyheit. Alle Weiber haben gleiche Rechte, und ſollen bey dem Manne die Reihe halten; und beym Heurathen ſelbſt handeln ſie zugleich nach Grundſätzen der Haußhaltung und Wolluſt. Ihre Weiber ſind koſtbar im Einkauf und in der Unterhaltung, und mehrere ſtöhren gewöhnlich den Haußfrieden. Deswegen haben auch die wenigſten nur vier Weiber, eine kleinere Zahl nur drey, eine noch kleinere nur zwey, und die meiſten nur eine. Gemeiniglich heurathen ſie die zweyte Frau erſt dann, Heurathen.

wann die erſtere altert; dieſe bleibt aber dennoch die vornehmſte, ſo wie die jüngſte allemahl die liebſte iſt, welches eben ſo bey den folgenden geſchieht. Einige Kaufleute, die an verſchiedenen Orten Handlung treiben und Häuſer haben, halten ſich auch an jedem Orte eine Frau. Wenn daher die abweſende Frau zum Schaden des Vermögens des Mannes mit einem andern liebäugelt, ſo überläßt er ſie ihrem Freunde, und heurathet eine andere. Auf dieſe Weiſe verkaufen ſie oft, jedoch mit Genehmigung der Weiber, ſieben bis achte heimlich, und werden Bräutigam von der neunten. Den Vätern rechnet man es zur Sünde an, wenn ſie ihre Söhne lange vom Heurathen abhalten; viele hingegen fehlen auf der andern Seite, und verkuppeln ihre Kinder zu frühzeitig; jedoch zwingen die Eltern, bey aller ihrer Herrſchaft über die Kinder, die Töchter nicht leicht zu einer Heurath.

Wenn ſich der Bräutigam — Kyjou — erkundigt hat, ob ein Vater ihm ſeine Tochter überlaſſen wolle, ſo läßt er durch den Freywerber den Brautpreiß genau bedingen, welcher nach Stücken gerechnet und in Vieh, Gelde und Kleidern entrichtet wird. Alle Arten des Viehes werden hierbey zuſammengezählt, daher man auch ſagt: die Braut — Kylan — koſte ſo oder ſo viel Häupter — Golowi. — Der Kalym ſelbſt iſt im kaſaniſchen und orenburgiſchen Gouvernement nicht leicht unter 20 Rubel, und ſteigt bisweilen, wenn man alles zu Gelde rechnet, auch wohl bis 500 Rubel. Die Bräute hingegen bringen dem Manne eine Ausſteuer zu, welche den vierten, bisweilen den halben Theil des Brautpreißes beträgt.

Das Verlöbniß beſteht in der öffentlichen Erklärung des Vergleichs, wobey ein Mula ein Gebet hält. Der Bräutigam trägt hierauf den Kalym terminweiſe

minweiſe ab, und weil er bey dieſer Gelegenheit mit ſeinem Mädgen tändelt, ſo nennen ſie dieſe Beſuche an den Buſen gehen.

Die Hochzeitgebräuche weichen etwas von einander ab, und beziehen ſich auch ſehr auf die Vermögensumſtände. Das Allgemeine beſteht in folgendem: die Braut muß einen gewiſſen Ort von Haaren befreyen; dieſe Handlung geſchieht bey geringern Leuten am Brautabend durch Weiber mit Scheermeſſern, Vornehmere hingegen bedienen ſich hierzu einer Beitzſalbe — Surach, — welche auch bey Männern zur Verkleinerung der Bärthe angewendet wird. Sie beſteht aus Auripigment und ungelöſchtem Kalk mit Waſſer oder Oehle angemacht. Dieſe Beitzſalbe ſtreichen ſie in den Badeſtuben einigemahl kurz auf einander auf die behaarten Flecke, und wiederholen es ſo oft, als von neuem Haare wachſen ſollten. Einige rupfen wohl auch gar die Haare mitſamt den Wurzeln aus, um des beſchwerlichen Abſcheerens überhoben zu ſeyn. Am Brautabende verſammeln ſich endlich die Jungfrauen, und beweinen mit der Braut den Wechſel ihres Standes; und ein Brautlied, das zwey Mannsperſonen ſingen, betrachtet als Gegenſtück dieſe Veränderung als etwas wünſchenswürdiges. Wenn dies geſchehen iſt, ſo wird noch an demſelben Abende die Braut, auf einem Teppich ſitzend, nach dem Hochzeithauſe getragen, wo ſie ihre neuen Verwandtinnen antrifft.

Die Trauung beſteht in einer öffentlichen Frage des Mula, und in der Antwort des Brautpaars, daß ſie ſich ehelichen wollen, und alles hiezu nöthige verabredet ſey. Hierauf erklärt ſie der Mula unter einem Gebete für verheurathet. Da die zu früh verblühte Jungfrauſchaft für ſehr ſchimpflich gehalten wird, ſo kann ein Bräutigam, der nicht ſchweigt,

oder den Mangel derſelben wohl gar erdichtet, den Eltern der Braut dadurch etwas vom Brautpreiß abdringen.

Die Hochzeitsluſtbarkeiten beſtehen in Schmauſereyen, Muſik, Geſang und Tanz, und dauern bisweilen einige Tage. Von muſikaliſchen Inſtrumenten iſt den Tataren der Kowas, eine oben offene ſchifförmige Violine mit zwey Haarſaiten, welche befingert und mit einem Bogen geſtrichen werden, eigen. Dieſer Kowas iſt weniger üblich unter ihnen, und klingt auch viel ſchlechter, als die ruſſiſche Balaleika, tatariſch Tumra genannt, oder die zweyſaitige Laute, und die auch bey den Tataren übliche ruſſiſche liegende Harfe — Gusli — mit 18 Darmſaiten. Die Geſänge der kaſaniſchen und ihnen ähnlichen Tataren ſind meiſtens reimlos, aber ſehr poetiſch und voller Affekt. Die Liebhaber ſind girrende Kranniche, zärtliche Tauber, verſprechen Augen und Augenbraunen u. ſ. w. ihr Geſang klingt kriegeriſch. Die Muſiker ſind größtentheils bejahrte Männer, und ſowohl Meiſter auf ihren Inſtrumenten, als auch rechte Troubatours in Erzählungen, welche ziemlich im Geſchmack der arioſtiſchen Fabeln ſind. Jede Strophe der Erzählung wird zuerſt in Begleitung des Inſtruments abgeſungen, und alsdann nochmahls ohne Muſik in einem lächerlichen perorirenden Tone wiederholt. Gewöhnlich tanzen Manns- und Frauensleute für ſich. Die Tänze der Mannsperſonen ſind hurtig und lebhaft, die Mädgen hingegen ſchleichen gleichſam nur herum und halten die ausgebreiteten Hände fürs Geſicht.

Nichts iſt den Weibern ſo ſchimpflich und nachtheilig, als die Unfruchtbarkeit. Dies iſt beſonders der Fall, wenn ein Mann mehrere Frauen hat, da denn die fruchtbaren den unfruchtbaren verächtlich begegnen.

gegnen. Das Wochenbette verunreinigt eine jede Frau bis zur Wiederkehr der Ordnung in ihrer Geſundheit, wo ſie ſich denn durch Baden und Gebet reinigt; das Kind, es ſey Knabe oder Mädgen, wird, ehe es ſieben Tage alt iſt, dem Mula gebracht, welcher ihm ein Gebet ins Ohr raunet, ihm einen Nahmen giebt, und dann laut betet. Der Nahme iſt gemeiniglich die Benennung des laufenden Mondes, daher unter den Tataren nur 13 männliche und 13 weibliche Nahmen ſeyn würden, wenn der Vater dem Kinde nicht noch bey dem Kindtaufenſchmauſe einen Nahmen von einem ſeiner Verwandten gäbe.

Die Beſchneidung — **Chadna** — der Knaben geſchieht zwiſchen dem ſechsten und funfzehnten Jahre, und wird durch den **Abdal** oder Beſchneider ohne alle geiſtliche Zeremonien verrichtet. Der Abdal reiſet dieſes Geſchäfts wegen unter den Tataren herum, bey welcher Gelegenheit reiche Leute für Arme bezahlen, weil es ſchändlich iſt, nach funfzehn Jahren noch unbeſchnitten zu ſeyn, und die Beförderung der Beſchneidung für ein verdienſtlich Werk angeſehen wird.

Krankheiten und Begräbniſſe.

Bey **Krankheiten** werden gefährliche Kranke von Geiſtlichen beſucht, welche mit ihnen beten. Die Leichen beyderley Geſchlechts werden gewaſchen, alsdann in Leinwand oder baumwollen Zeug gehüllet, das Geſicht aber bleibt bloß, und wird mit Waſſer, worinnen man Kampfer aufgelöſet hat, beſprengt. Der Geiſtliche heftet der Leiche einen Zettel mit dem arabiſchen Spruche auf die Bruſt: **Es iſt nur ein Gott und Muhamed ſein Prophet.**

Die Begräbnißplätze der Tataren ſind immer außerhalb den Dörfern und Wohnörtern ohne alle Einzäunung. Die Leiche wird unter der alleinigen

Beglei-

Begleitung von Mannsperſonen in einem Sarge mit dem Kopfe voraus zu Grabe getragen, in das Grab ſelbſt aber ohne den Sarg gelegt. Das Grab — Sered — iſt bis fünf Fuß tief, von Nordoſt in Südweſt länglicht gegraben, und hat an einer Seite eine Höhle, in welcher die Leiche ſo zu liegen kommt, daß ſie von der nachgeworfenen Erde nicht berührt wird, weil ſie glauben, daß bald nach dem Begräbniß zwey Engel ſich einfinden, welche den Todten vor Gericht führen. Der Mula betet nach der Einſenkung, worauf man das Grab mit Erde zufüllet. In den erſten drey Tagen darf im Sterbehauſe kein Feuer angezündet werden; und innerhalb vier Wochen nach dem Todesfalle hält man zweymahl feſtliche Gebete für den Todten, weil ſie glauben, daß die gerichtliche Unterſuchung ſeiner Thaten ſo lange währet. Eine Stelle des Gebets heißt unter andern: Gott laſſe ihn nicht in der Hölle, ſondern verſetze ihn bald ins Paradies.

Reiche Tataren bezeichnen die Gräber der Ihrigen durch eine kleine Hütte von Blockwerk oder umhergeſetzten Steinen, oder einer Pfoſte, mit einer kleinen Aufſchrift, oder errichten am Kopfende einen Grabſtein, entweder mit einer Inſchrift, oder auch nur mit dem Handzeichen — Tamgar — deſſen ſich der Verſtorbene anſtatt der Nahmensunterſchrift zu bedienen pflegte: denn die Zeiten, wo ſie Mauſoleen bauten, ſind längſt vorbey. Die Inſchriften enthalten in arabiſcher und tatariſcher Sprache Nahmen und Stand des Verſtorbenen, das Todesjahr und einen frommen Denkſpruch, z. B. Minka Aryſow iſt dieſer Stein im Jahre 1112 der Hegyra geſetzt.

Jedermann iſt ſterblich; Gott allein unſterblich. Der Prophet ſagt: wer Gott anbetet

tet und ohne Sünde lebt, hat mich zum Blutsfreunde.

Ein anderer Grabſtein am Diumafluß bey Ufa in einer Begräbnißcapelle hatte folgende Inſchrift:

Ghas Husjam Bjäk
Ein Kenner aller Geſetze und gerechter Richter
iſt geſtorben.
Wir bitten dich, den einigen Gott, daß du dich ſei-
ner erbarmen und ihn mit Erlaſſung ſeiner
Sünden begnadigen wolleſt.
Er ſtarb im Jahre 744 in der ſiebenten
Nacht des heiligen Monats.
Er wirkte und wollte wirken,
Der Tod aber verhindert die Entwürfe der
Menſchen.
Niemand wird in dieſer Welt ewig leben.
Ein jeder müſſe ſich bey dieſem Grabmahl ſeines
Todes erinnern.

Die Zeitrechnung der Muhamedaner, folglich auch der kaſaniſchen ꝛc. Tataren, fängt mit der Flucht Muhameds — Hegyra — und nach der chriſtlichen Zeitrechnung mit dem Jahre 586 an; daher iſt unſer 179 ſtes Jahr ihr 1204tes. Das Neujahr iſt die Nachtgleiche im Märzmonat, und das ganze Kalenderweſen zählet und nennet die Mondsläufe, welche alles beſtimmen; ihre Woche aber fängt mit dem Freytage — Dimuä — an. Der Geſchäfte wegen, welche ſie mit den Nachbarn haben, ſind auch von ihnen für unſere Monate Nahmen erdacht und angenommen worden, denn ſo heißt z. B. unſer März bey ihnen Hamer, der April Sawyr u. ſ. w. Zeitrechnung u. Religion.

Da ich von dem Lehrbegriff der Muhamedaner weiter unten bey den Türken oder Osmanen eine ſchicklichere Gelegenheit zu ſprechen haben werde, ſo will ich hier nur einige Gebräuche und äußere Einrichtungen kürzlich anführen. Weil die Lauigkeit in der Religion für eine Todſünde gehalten wird, ſo be-

ſitzt

ſitzt jedes Dorf ein Bethauß und einen oder mehrere Geiſtliche. Eine weitläuftige Beſchreibung dieſer Bethäuſer wird weiter unten bey den Kirchiſen folgen. In Städten ſind die Bethäuſer geräumig und reinlich, aber ohne allen Schmuck, den erhabenen Ort, von welchem der Koran vorgeleſen und erklärt wird, ausgenommen, erbauet. Der Fußboden der Bethäuſer iſt immer mit Teppichen oder Filzen belegt, und vor der Thüre zum Ausziehen der Schuhe eine kleine Halle befindlich. Die Merſcheden oder Bethäuſer der kleinen Dörfer ſind kleine armſelige Hütten, anſtatt des Thurms mit einer Gallerie geziert, von welcher der Küſter zum Gebet zuſammenruft.

Die Geiſtlichkeit der muhamedaniſchen Tataren beſteht aus Oberprieſtern — Agun — deren einer in Kaſan, der andere in Tobolsk, und der dritte in Aſtrachan wohnet, aus Prieſtern — Mula — Schulmeiſtern — Abys — und aus Küſtern — Mu-asʒyn. — Die Geiſtlichen haben keine Beſoldungen, bekommen jedoch etwas für Amtsverrichtungen; allein die gemeinen Mulas müſſen des Unterhalts wegen Handlung, Gewerbe u. ſ. w. treiben.

Da ſich die Muhamedaner durch Berührung eines Todten, durch unreine Speiſen, Beyſchlaf, alle natürliche Ausführungen u. d. m. verunreinigen; ſo ſuchen ſie ſich durch Baden und Beten zu reinigen, und verdienen ſich den Himmel durch Frömmigkeit und gute Werke. Sie haben mancherley Arten des Badens; aber die meiſten beſtehen nur im Waſchen, und wenn Waſſer fehlt, im Reiben der Hände mit Erde oder Sande. Gute Werke nennen ſie vorzüglich Allmoſen geben und faſten; und ſie haben jährlich 205 Faſttage, an welchen ſie nicht ſo ſehr die Speiſen wählen, als ſich vielmehr, ſo lange die

Sonne

Sonne am Himmel ſtehet, der Regel nach aller Speiſen und Getränke enthalten.

Der Glaube an ein unveränderliches Fatum, oder daß unſere Schickſale unvermeidlich ſind, und einem jeden der Todesengel zur beſtimmten Zeit erſcheine, macht ſie in Widerwärtigkeiten hart und gegen den Selbſtmord ſicher.

Die in Rußland wohnenden Tataren haben keine Mönche unter ſich, aber doch manche von enthuſiaſtiſcher Frömmigkeit beherrſchte Schwärmer. Sie glauben, daß Frömmigkeit Heilige mache, und verſtorbene Heilige unſere Gebete erhören, deswegen verehren ſie auch die Aſche derſelben und trauen ihnen Wunderkräfte zu. Dergleichen Gräber heiliger Tataren finden ſich z. B. in der kirchiſiſchen Steppe bey Chiwa unter den Ruinen von Bulumer, und vorzüglich in Turkoſtan. Ihre Religionsfeſte, Mulytbairan, d. h. Feſt der Geburth Muhameds, Kurbanbairan, Romaſan ꝛc. richten ſich nach den Monden.

Die Tataren halten täglich fünf Anbetungen, wozu der Küſter vom Thurme durch Abſingung ihres Wahlſpruchs: Es iſt ein Gott und Muhamed ſein Prophet! zuſammenruft. Dieſe Anbetungen verſäumt kein Tatar leicht; wird er aber ja daran verhindert, ſo hält er ſie doch wenigſtens beym Auf- und Untergange der Sonne zu Hauſe oder im Felde für ſich ſelbſt. Er zieht dabey die Schuhe aus, und tritt auch wohl auf ſeinen an die Erde gebreiteten Rock. Bey der andächtigen Anbetung, wobey er das Geſicht gegen Mecka, oder zu Hauſe gegen den an die Wand geſchriebenen Nahmen Gottes — Alla — kehret, läßt er ſich durch gar nichts ſtöhren. Die ordentlichen Anbetungen verrichten ſie bey Sonnen-

nenaufgang — Namalbandal — gegen Mittag — Namalbiſchni — nach Mittage — Namaldigak — des Abends — Namalſchan — und in der Nacht — Namalhaſſan — und jede derſelben dauert eine halbe Stunde. Man badet ſich vorher zu Hauſe und erſcheint in den gewöhnlichen Kleidern. Vor der Kapelle ziehen ſie die Schuhe aus, und Reiche ſetzen während dem Beten einen türkiſchen Bund — Tſchalma — auf, womit die Aguns immer und die Mulas nur meiſtens in den Bethäuſern erſcheinen.

Die Anbetungen geſchehen in arabiſcher Sprache nach dem Roſenkranze mit ungemeiner Andacht. Der Geiſtliche, welcher vor der Gemeine auf den Ferſen ſitzt, ſagt die Gebete mit bewegter leiſer Stimme her, welche die Gemeine theils nachſpricht, theils mit Amin beantwortet. Wenn der Nahme Alla genannt wird, ſo halten alle unter Stöhnen die Ohren zu, und ſtreichen, als unwürdig dieſen Nahmen zu hören und die Augen aufzuſchlagen, mit den Händen über die Augen und den Barth. Beym Gebet an ihre Schutzengel ſehen ſie nach beyden Seiten; im übrigen aber ſitzen ſie meiſtens dabey auf den Ferſen; oft ſtehen ſie auf, neigen ſich tief, und bleiben lange in der neigenden Stellung, und einigemahl fallen ſie auch auf ihre Angeſichter.

Wenn ſie ſchwören ſollen, ſo waſchen ſie ſich, nehmen den Koran, ſchlagen ſich mit demſelben dreymahl gegen die Bruſt, und ſagen: Schwöre ich falſch, ſo ſollen mich deine Flüche treffen!

2. Die Turalinzen

2. Turalinzen.

Oder Turali, oder Turalinzi, d. h. Stadt- oder ſeßhafte Leute, erhielten dieſen Nahmen, weil ſie frühzeitig ſchon auf beſtändige und feſte Wohnſitze oder

oder Städte — Tura — bedacht geweſen ſind. Dieſe tatariſche Kolonie fand zu dieſer Einrichtung und Veränderung ihrer Lebensart ſowohl in den waldigen und gebirgigen Gegenden, als auch in der Nachbarſchaft der durch ihre Einwanderung nach Sibirien ins hohe Gebirge getriebenen Wogulen, viel Vortheilhaftes. Denn nach der Eroberung Sibiriens durch die Tataren, ward einer Kolonie derſelben, den Turalinzen, das öſtliche Vorgebirge des mittlern Urals zum Wohnſitze angewieſen; und ſeit ihrer Ankunft in Sibirien bewohnen ſie auch noch die Gegend zu beyden Seiten des von ihnen benannten Turafluſſes, vom hohen Gebirge oder den woguliſchen Gränzen an, bis zu ſeinem Einfalle in die linke Seite des Tobalfluſſes, folglich zwiſchen dem Tawda und Jſet. Jhr Land iſt bergigt, hat aber auch gegen den Tobolfluß anſehnliche Flächen, und überall fruchtbare Felder, nebſt hinlänglicher Waldung. Jhr älteſter feſter Siß war Tſchingi Tura, d. h. die Stadt Tſchingi, welche ſie nachher Tiumen nannten, und welchen Nahmen auch die nachher von den Ruſſen, ſtatt ihres Tiumens erbauete anſehnliche Stadt erhielt. Wohnſitze.

Die heutigen Turalinzen beſitzen bey Turinſk eine eigene anſehnliche Vorſtadt, welche der Stadt gegen über auf dem linken Ufer der Tura liegt. Auſſerdem wohnen ſowohl zu Turinſk ſelbſt, als auch in Tiumen viele Tataren, wenn gleich die meiſten in Dörfern ſich aufhalten, welche am Tura, deſſen Bächen, und theils in Wäldern zerſtreuet ſtehen, und einige wenige ruſſiſche Dörfer unter ſich haben.

Unter den Stadttataren in Tura und Tiumen wohnen auch viele kaſaniſche Tataren und Bucharen. Jm Ganzen genommen, wohnen, wirthſchaften, leben und glauben ſie, den kaſaniſchen Tataren gleich, von welchen ſie ſich auch nicht im Wohlſtande, Sitten, Ge-

Gebräuchen, Kleidung u. ſ. w. unterſcheiden, weswegen ich in dieſen Stücken auf die obigen mitgetheilten Nachrichten verweiſe.

Die turaiſchen Dorftataren ſind die unvermiſchten Nachkommen der alten Bewohner dieſer Gegend, und ſcheinen einen eigenen Stamm auszumachen, ob ſie gleich von ihrer Herkunft nichts wiſſen. Von andern Tataren unterſcheiden ſie ſich durch mäßig große, unterſetzte, ſtarke Körper, große Köpfe und Geſichtszüge, die etwas kalmückiſches haben. Ihre Haare ſind gewöhnlich ſchwarz, dünn und gerade. Von Gemüthsart ſind ſie ehrlich, fleißig, folgſam und ſchüchtern, von Sitten aber roher und unreinlicher, als die kaſaniſchen Tataren.

Die Dörfer der Turalinzen enthalten ſelten über zehn Höfe; die von Blockwerk erbauten Häuſer ſind klein und ganz wie die Häuſer der kaſaniſchen Tataren eingerichtet, welche Einrichtung überhaupt die allgemeine tatariſche iſt. Die Turalinzen haben in ihren Häuſern auch gewöhnlich ein offenes Vorzimmer, das den Umſtänden nach bald zum Magazin, bald zum Stalle u. ſ. w. dienen muß; der Haußrath derſelben iſt ſehr gering, und ihre ganze Art zu leben ſehr ſchmutzig.

Sie treiben insgeſamt den Ackerbau, aber bey weitem nicht ſo ſtark, als die Viehzucht, und viele von ihnen beſitzen auch Bienen. Im Winter ſind ſie faſt alle Jäger und Fiſcher.

Auf der Jagd bedienen ſie ſich der Schneeſchuhe, welches dünne, gegen acht Fuß lange, zwey Hände breite, an der Spitze aufgebogene, mit der Haut von den Füßen der Rennthiere oder Elendthiere bedeckte Breterchen ſind. Das weibliche Geſchlecht beſchäftigt ſich ſo wie die Ruſſinnen, deren Haußhaltung und Lebensart ſie immer mehr und mehr nachahmen.

Im

Im Ganzen genommen ernähren ſich die Turalinzen durch ihre vielen Handthierungen recht ſicher, bringen es aber nie zu einigem beträchtlichen Vermögen. Im Tribut iſt ein männlicher Kopf auf zwey Zobel, oder anſtatt derſelben auf zwanzig Hermeline geſetzt; ſie können aber auch ihre Pelzereyen ſelber verkaufen und die Abgabe mit einem Theil des gelößten Geldes entrichten.

Die Sprache iſt die allgemeine tatariſche; jedoch ſprechen alle Mannsperſonen auch die ruſſiſche, und da ſie keine Schulen haben, ſo ſind ſie nach und nach zu einer eigenen üblen, mit vielen ruſſiſchen und woguliſchen Wörtern vermengten Mundart gelangt.

Kleidung.

Ihre männliche und weibliche Kleidung iſt aus der tatariſchen und ruſſiſchen mit vieler Veränderung zuſammengeſetzt, im Ganzen genommen aber ſehr armſelig. Der weibliche Schmuck iſt mehr im tatariſchen, und die männliche Kleidung mehr im ruſſiſchen Geſchmack gefertiget. Die meiſten Speiſen richten ſie tatariſch zu, die Getränke aber auf gut ruſſiſch; und alle kauen faſt beſtändig Taback.

Die turaiſchen Tataren waren alle, ſo wie die Stadttataren noch jetzo, Muhamedaner; allein die Dorftataren wurden durch die Bemühung des toboldkiſchen Erzbiſchofs Philophäi in den Jahren 1718 und 1720 getauft. Hierdurch verlohren ſie mit ihren Schulen die Kunſt zu ſchreiben und zu leſen, welches itzt wenige, ja vielleicht gar keine können; ſo daß ſie durch die Annahme der chriſtlichen Religion eins der nützlichſten Kenntniſſe verlohren haben.

Ihre zerſtreuten Jurten oder Dörfer, und ihre große Armuth waren dem Unterrichte und der Aufſicht der griechiſchen Geiſtlichkeit ſo große Hinderniſſe, daß die meiſten turaiſchen Dorftataren unwiſ-

ſende und abergläubiſche Religionszwitter geworden ſind.

Sie beſchneiden ſich zwar nun nicht mehr, eſſen kein Pferdefleiſch, verabſcheuen aber, wie die Muhamedaner, Schweine und andere im Koran für unrein erklärte Dinge; faſten bald nach der Vorſchrift der muhamedaniſchen, bald nach der griechiſchen Religion. Ein Mann darf itzt nur eine Frau beſitzen, mit welcher er unſcheidbar getrauet wird; allein er kauft dieſelbe nach muhamedaniſcher Weiſe, und weil das Volk arm iſt, und bey der Monogamie leichter Bräute zu haben ſind, noch dazu recht wohlfeil. Fünf bis zehn Rubel oder ein Pferd iſt ein gewöhnlicher, und ſo viel Geld und noch ein Pferd, oder einige Schaafe, oder Kleider darüber ein hoher Kalym für eine der ſchönſten Weiber.

3. Die tobolskiſchen Tataren

3. Die tobolskiſchen Tataren.

Hatten vor der Eroberung Sibiriens durch die ruſſiſchen Waffen ihren Hauptſitz in dieſem Reiche am Tobolfluſſe, und in der durch Jermaks Heerzüge 1582 zerſtörten Stadt Sibir, am rechten Ufer des Irtiſch, 16 Werſte unter der itzigen von der ruſſiſchen Regierung 1587 am Einfalle des Tobols in den Irtiſch erbauten gegenwärtigen Hauptſtadt Tobolſk, ihren Hauptſitz.

Die heutigen tobolskiſchen Tataren ſind die Nachkommen des Ueberreſtes der ſibirſchen, und haben ihre Benennung vom Tobolfluß, an deſſen beyden Ufern und Bächen ſie von der kirchiſiſchen Gränze an, bis zur Mündung deſſelben wohnen. In dieſer Rückſicht muß man ſie nicht mit den Tataren in der Stadt Tobolſk verwechſeln, welche von einer bucharischen Kolonie abſtammen, und auch nicht mit denen am

am Irtiſch wohnenden, welche theils Barabinſen, theils, wie in Tura, auch Bucharen ſind.

Sie wohnen in Dörfern von zehn bis funfzig Gehöften, und rechnen ſich über 4000 männliche Köpfe ſtark. Das Anſehen und ganze Weſen derſelben macht ſie den Turalinzen ſo ähnlich, daß man ſie für Stammverwandte derſelben halten muß. Allein da die tobolskiſchen Tataren noch der muhamedaniſchen Lehre anhangen, ſo verurſacht dieſes zwiſchen ihnen und den Turalinzen manchen äußerlichen Unterſchied.

Ihre **Wohnungen** ſind zwar ebenfalls von tatariſcher Einrichtung, jedoch ſchlechter, als die kaſaniſchen, und beſſer, als die turaiſchen; und eben ſo verhält es ſich mit dem Hausrath. Da ſie in einer ſehr offenen Gegend wohnen, ſo könnte ihre Viehzucht vortrefflich ſeyn; allein die am Irtiſch und Tobol ſehr gewöhnliche Seuche — **Jaſſua** — raubt ihnen oft Pferde und Rinder, worüber ihnen bey der Viehzucht der Muth gefallen iſt. Deswegen treiben ſie alle vorzüglich den Ackerbau, doch hat kein Wirth über drey Deſettin, d. i. ein ſechzig Klaftern langes und vierzig Klaftern breites Stück Land unterm Pfluge; und da es ihnen auch an Gelegenheit zur Jagd und Bienenzucht fehlt, ſo ſind ſie ſehr arm an Gewerben. Ihr Frauenzimmer bedient ſich bey Leinwand- und Tuchwebereyen, der bey den orenburgiſchen Tatarinnen am Uralfluſſe üblichen, einfachen, aber zeitverderblichen Weberſtühle.

Ihre geringen Steuern entrichten ſie in Gelde, und werden deswegen zum Unterſchiede derjenigen Tataren, welche als Kaſaken dienen, Tributtataren genannt.

Da ſie Muhamedaner ſind, ſo halten ſie auf Religion, Kinderzucht, Reinlichkeit und väterliche Gebräuche, und man findet ſie in Kleidern, Speiſen,

Sitten und Gewohnheiten den ärmern kaſaniſchen Dorftataren ähnlich. Ihre Haußhaltungen ſind klein, ihre Armuth verbiethet ihnen die Wolluſt, und der Brautpreiß einer recht ſchönen Jungfrau iſt von 20 bis 50 Rubel, deswegen nur ſehr wenige Männer mehr als eine Frau haben.

4. Die tomskiſchen Tataren

4. Die tomskiſchen Tataren.

Sind von denen, welche eine Vorſtadt von Tomſk bewohnen, und gleich denen in Tobolsk und Tara eine buchariſche Kolonie ausmachen, wohl zu unterſcheiden.

Die eigentlichen tomskiſchen Tataren wohnen an beyden Seiten des Tomfluſſes und an ſeinen Bächen, vom kusnezkiſchen Gebirge an, bis zu deſſen Einfall in die rechte Seite des Obfluſſes, folglich über und unter der Stadt Tomſk. Sie theilen ſich in vier Weloſten, wovon die tſchatyſche, oder tſatzkiſche die anſehnlichſte iſt, und enthalten 30 Dörfer, welche nicht immer unter einander, ſondern zum Theil mit ruſſiſchen Dörfern gränzen. Nach einer Zählung vom Jahre 1760 ſteuern ſie insgeſamt nur für 430 männliche Köpfe, und entrichten den Tribut entweder in Elend- oder in Hirſchhäuten, oder auch an deren Statt in Gelde.

Sie ſind den tobolskiſchen Tataren in Anſehen, Karakter, Wohnungen, Sprache, Kleidung, Lebensart und Religion ganz ähnlich, und wahrſcheinlich mit denſelben und den Turalinzen von einer Horde. Nur die weibliche Kleidung weicht in etwas ab. Die Frauensperſonen tragen alltäglich ein Schleyertuch, und feſttäglich eine kleine reiche Haube, darüber aber eine flache Bremmitze. Die Hemdekragen

müſſen bunt ausgenähet ſeyn, und in den Ohren ſtatt Steinen, Korallenſchnüre hängen.

Die Viehzucht iſt bey den tomskiſchen Tataren etwas beträchtlicher, als der Ackerbau, der ſehr wenig bedeutet, und die meiſten beſitzen auch einige Bienenſtöcke. Zur Jagd finden ſie im kusnezkiſchen waldigen Gebirge Gelegenheit. Außer dem Waſſer und der Milch trinken ſie noch Thee ohne Milch, den ſie gewöhnlich von Blutwurzel — Tormentilla erecta — kochen, und welcher eine angenehme Röthe hat, aber auch den Mund ſehr zuſammenziehet.

Aus Armuth machen ſie von der erlaubten Vielweiberey wenig Gebrauch, und die hübſcheſte Frau koſtet ihrem Manne nie über 50 Rubel.

Auf die Gräber pflegen ſie gewöhnlich eine ihren Häuſern ähnliche Hütte von Blockwerk zu ſetzen, daher ihre Todtenäcker, welche meiſtens an Wäldern ſind, in einiger Entfernung Dörfer zu ſeyn ſcheinen.

5. Die nogajiſchen Tatarhorden.

Die **Nogajer** oder **Nojaer** ſind unter dieſem Nahmen von Alters her berühmt, weil ſie beſtändig eine der anſehnlichſten und am wenigſten zerrütteten Horden ausgemacht und in ihren Wohnſitzen ſich erhalten haben. Die Wohnſitze derſelben ſind ſeit dem dreyzehnten Jahrhunderte die Steppen an der Nordſeite der caſpiſchen See, des caucaſiſchen Gebirges und des ſchwarzen Meeres, auch an der Nordweſt- und Weſtküſte deſſelben, mithin um die untere Wolga, den Tereck, die Kuma, Kuban, den mäotiſchen Sumpf, den Don auf der Halbinſel Krim, um den Dneper und Dnieſter bis an und über die Donau. Sie beſtehen aus vielen größern und kleinern Horden, deren manche in ihren weitläuftigen Wüſten den

5. Die nogajiſchen Tatarhorden.

Aufenthalt und damit zugleich auch den Nahmen, welchen ſie von Flüſſen, Heerführern ꝛc. annahmen, veränderten. In den Steppen am aſowſchen Meer zwiſchen dem Don und Kuban nomatiſiren gegenwärtig ohngefähr 70000 Bogen Nogajer; und unter ruſſiſcher Oberherrſchaft ſtehen theils als tributbare Unterthanen, theils aber nur als Schutzverwandte, die nach eigenen Geſetzen ſich richten und mit völliger Freyheit handeln, gegen 18000 Keſſel oder Familien.

Die Behauptung der väterlichen Wohnſitze und die vermiedene Vermengung mit andern Tataren hat die Nogajer der verſchiedenen Horden ſehr ähnlich erhalten, ob ſie ſchon in der Lebensart in manchen Stücken von einander abweichen. Das Anſehen iſt ganz tatariſch, das Geſicht braun, die Augen klein und wild, die Ohren groß, und die Haare ſchwarz. In ihrem Betragen ſind ſie munter, roh von Sitten, betrügeriſch, räuberiſch, beym Widerſtande feig, unwiſſend und ſchmutzig; jedoch machen die aſtraganiſchen Stadt- und Dorfnogajer hiervon ſowohl, als auch in Gewerben eine Ausnahme. Dieſe haben von der Vermiſchung mit andern ein mehr gewöhnlich tatariſches Anſehen, feinere Sitten und Lebensart, und einen beſſern Gemüthskarakter. Sie treiben einen beträchtlichen Handel mit Armenianern, Perſianern, Indianern, Bucharen u. ſ. w. und ihre Saffiangerbereyen, Baumwoll- Kamelot- und Seidenmanufakturen ſtehen in Anſehen. Ihre Seifenſieder bedienen ſich des Fettes der caſpiſchen Seehunde, und der Soda oder Salzkräuter-Aſche. Das Frauenzimmer ſpinnt die Baumwolle ſo fein, daß ein Pfund Garn mit drey bis vier Rubel bezahlt wird. Die aſtraganiſchen Dorftataren hingegen ſchränken wegen des Bodens den Ackerbau meiſt auf Hirſe ein,

und leben vorzüglich vom Gartenbau, mit deſſen Früchten ſie Aſtragan verſorgen.

Die Nogajer reden alle die tatariſche Sprache; da ſie aber, mit Ausnahme der aſtraganiſchen, keine, oder höchſt elende Schulen haben, ſo trifft man unter ihnen ſehr ſchlechte Mundarten, und weit weniger andere Kenntniſſe an.

Die Verfaſſung der aſtraganiſchen Nogajer iſt der kaſaniſchen gleich, die der übrigen aber, im Ganzen genommen, der alten tatariſchen noch ähnlicher als bey andern Horden geblieben. Sie haben einen zahlreichen Adel, und unter demſelben auch **Fürſten** — **Murſen**, — die zum Theil mächtig waren, meiſtens aber durch ihre Härte, wovon das Verlauſen ihrer Unterthanen die Folge war, ſehr herunter gekommen ſind.

Die in den Horden am Caucaſus anſeſſigen Nogajer leben und wohnen wie die Kabardiner, nur ſind die nogajiſchen Dörfer viel ſchlechter. Sie haben keine feſten Thürme, und elende, zum Theil auch von Strauchwerk aufgeſetzte, mit Thon beworfene Häuſer. Sie verlaſſen auch ihre Dörfer oft, und bauen neue. Die Viehzucht iſt ihr Hauptgewerbe, ob ſie es gleich in derſelben nie ſo weit bringen, als ihre herumſchweifenden Brüder. Ihre Aecker beſtellen ſie mit etwas Sommerkorn, Hirſe, Buchwaizen, Flachs, Hanf und Taback.

Die **Jurten** oder **Kibitken** der nogajiſchen Nomaten ſind rund, auch ſechs- oder achteckig, und weichen von den weiter unten vorkommenden baſchkiriſchen an Größe und zierlicher Zuſammenſetzung ſehr ab. Sie ſind von einem dichten Stangengerippe, welches bey jeder Verſetzung erneuert wird. Das Dach iſt niedrig und in der Mitte für Rauch und Licht offen. Reiche bekleiden die Jurten mit Filzen,

und Arme mit Binſenmatten. Die Jurten der kundurowſchen Horde und der Nogajer ſind kaum zwey Klaftern im Durchmeſſer und ſo zuſammengefügt, daß ſie nicht aus einander genommen werden können. Das Dach iſt ein flaches Gewölbe von gebogenen Stäben, welches oben wegen eines Rauch- und Lichtloches in einen Ring vereinigt wird, über welchen ſie zur Verzierung einen bunten Lappen hängen. Die Wände werden mit Schilfmatten und die ganze Hütte mit Filzen ſo überzogen, daß auch dieſe Bekleidung nicht abgenommen werden darf. Um eine ſolche Jurte fortzubringen, ſetzen ſie dieſelbe auf einen hohen zweyrädrigen Karn — Arba — dergeſtalt, daß die Räder in die Jurte als unter einen Schirm kommen. Wenn ſie daher des Sommers nur eine kurze Zeit an einem Orte weiden, laſſen ſie die Jurte auf dem Karren, ſitzen, eſſen und ſchlafen unter dem Karren und der Jurte. Reiche Leute haben zwey und mehr Jurten auf Karren; ja einige bauen auch hölzerne Schlafhütten auf dieſelben, deswegen ihre Züge wandelnde Dörfer oder Läger zu ſeyn ſcheinen.

Haußrath. Der **Haußrath** der nogajiſchen Nomaten iſt ſelbſt für Hirtenleben armſelig; Keſſel, hölzerne und lederne Gefäße, Flaſchen von Flaſchenkirbſen, zweyrädrige Karren, Decken von Filz oder Binſenmatten, und ein Beil nebſt einigen andern Kleinigkeiten iſt alles, was ſie beſitzen. Ihr ganzer Reichthum beſteht in Vieh, und vorzüglich in Pferden, Rindern und Schaafen, welche theils den kalmückiſchen oder breitſchwänzigen, theils tſcherkaſſiſchen oder gemeinen Schaafen gleichen.

Viehzucht. Die **Viehzucht** dieſer Horden gleicht der kirchiſiſchen, nur iſt ſie ungleich geringer, wegen der kleinern Weiden, der wechſelſeitigen Unterdrückungen

der

der Horden unter einander, und wegen der ſtarken Abgaben an ihre Edelleute und Fürſten; daher ſind auch die Nogajer ärmer als die Kirchiſen. Ein Murſe mit etwa tauſend Pferden, fünfhundert Rindern, zweytauſend Schaafen, zweyhundert Ziegen, und einigen zwanzig Kameelen, denn ſo iſt ohngefähr das Verhältniß ihrer Heerden, heißt ſehr reich. Freylich beſitzen die meiſten nur gegen tauſend Stück Vieh aller Art, viele nur zweyhundert, und die meiſten viel weniger. Das Vieh iſt nicht groß, aber munter, und die Nogajer können es ſehr gut abſetzen, und dieſer Abſatz beſtimmt ſie größtentheils, welche Gattung ſie vorziehen ſollen. Denn ſo halten z. B. die kunduroſchen Tataren vorzüglich Hornvieh, deſſen ſie ſich auch zum Reuten und Fahren bedienen, hingegen ſehr wenig Pferde.

Diejenigen Nogajer, welche kein Vieh haben, ſuchen ihre Nahrung als Schuſter, Gerber und andere gemeine Handwerker; ja nicht wenige ſuchen auch dem Mangel durch Viehräubereyen bey andern Horden und Nachbarn abzuhelfen. Ihre ganze Lebensart hat überhaupt mit der baſchkiriſchen die größte Aehnlichkeit. Milch und wilde Wurzeln ſind im Sommer, Käſe, Grütze, Mehlſpeiſen und Fleiſch im Winter ihre Nahrungsmittel; denn der Gebrauch des Brods oder Fladen iſt bey ihnen nicht allgemein bekannt.

In Anſehung der **Kleidung** finden ſich mancherley kleine Unterſchiede bey ihnen. Denn ſo kleiden ſich z. B. die aſtraganiſchen Tataren den kaſaniſchen ſehr ähnlich, nur reichen die Ermel ihrer Oberröcke bis an die Ellenbogen; junge Mannsperſonen ſcheeren nicht immer den Kopf, ſondern verſchneiden nur ſtark die Haare; die reichen Hordennogajer kleiden ſich wie die Kabardiner, die Armen hingegen wie die gemei- Kleidung.

nen

nen kaſaniſchen Tataren, wobey ſie ſich blos durch verſchiedene Formen der Mützen unterſcheiden.

Die aſtraganiſchen Tatarinnen kommen in der Kleidung den Armenianerinnen ſehr nahe. Der Leibgürtel iſt mit ſilbernen oder andern metallenen Buckeln beſetzt und feſt geſchnallt; die Haare werden bey ihnen geflochten, und Jungfrauen hängen lange bis an die Kniekehlen reichende Bänder und Quaſten daran; zur Pracht tragen ſie flache Zobelmützen; auf der Gaſſe gehen ſie mit verſchleyertem Geſicht, und das Schleyertuch vertritt gewöhnlich die Stelle der Mütze. Das weibliche Geſchlecht in den Horden trägt theils Zobelmützen, theils erſetzt ein Rand von Zeuge das Gebreme. Vom Nacken hängt ein den Kaſanerinnen gleiches mit Korallen bedecktes Geſchmeide herunter, und außer den Ohr- und Fingerringen tragen auch einige einen großen bis an den Mund reichenden goldenen Ring in der Naſenſcheide; die kunduroẇſchen Weiber hingegen tragen dieſen Ring in einem der Naſenläppchen. Ueberhaupt genommen machen die gemeinen Nogajer wenig aus ihren Weibern, und halten ſie hart, daher ſie auch ſchlecht, ſchmutzig und abgeriſſen einher gehen, und äußerſt muthlos ausſehen.

Religion. Alle Nogajer ſind **Muhamedaner** der ſuniſchen Secte. Die aſtraganiſchen Tataren haben funfzehn Medſcheden, gute Schulen, und unter der Geiſtlichkeit einen Oberprieſter, den ſie nicht Agun, ſondern Kaſy nennen; auch hält ſich jetzo in den Dörfern ein Scheik oder Abkömmling vom Muhamed auf, der ſich durch beſondere Frömmigkeit und einen grünen türkiſchen Bund von andern unterſcheidet. Die übrigen Nogajer ſind überaus unwiſſend, und mengen vielen heidniſchen Aberglauben unter ihre Religionsgebräuche.

Gebräuche.

Im geſellſchaftlichen Umgange zeigen ſich die Nogajer in den Horden ernſthaft, allein dabey ſind ſie ſehr gaſtfrey, und treiben es ſogar ſo weit, daß ſie Reiſenden und Fremden die nächtlichen Freuden mit ihren Frauenzimmern vorſätzlich erleichtern.

Sehr viel Väter kaufen ihren Knaben vier- bis ſechsjährige Bräute, mit welchen ſie dieſelben hernach verheurathen. An den Hochzeitfeſtlichkeiten nimmt das Brautpaar nur den erſten Tag Antheil, die übrigen hingegen bleibt es in ſeiner Jurte, wohin man ihm Speiſe und Trank bringt. Die Entbindung der Frauen ſuchen ſie unvernünftiger Weiſe dadurch zu beſchleunigen, daß ſie dieſelben an einem unter die Arme gelegten Gürtel abwechſelnd in die Höhe heben und wieder niederlaſſen, u. ſ. w. Da alle Ausflüſſe der Leichen die Lebendigen verunreinigen, ſo verſtopfen ſie ohne Ausnahme höchſt ſchmutzig alle Oeffnungen des Körpers mit Baumwolle ſehr ſorgfältig.

6. Völker des Caucaſus.

6. Völker des Caucaſus.

Der Caucaſus, oder das Gebirge, welches den engen Raum zwiſchen dem ſchwarzen und caſpiſchen Meer einnimmt, iſt eins der höchſten in der Welt. Es ſtreicht von Weſten in Oſten, und im Süden gegen Perſien, in Norden aber fällt es gegen Rußland ab. Dieſer kleine Bezirk, vielleicht der einzige ſo ſtark bevölkerte in der Welt, hat bey den durch die Heereszüge der Tataren veranlaßten Völkerwanderungen, wegen ſeiner feſten und fruchtbaren Beſchaffenheit, ſowohl viele Ueberreſte ſeiner verſcheuchten Bewohner, als auch eben ſo viele Kolonien von den Ueberwindern erhalten, daß man wohl nirgends mehr eine ſolche Mannigfaltigkeit von Nationen und Sprachen aufzuweiſen haben wird; denn alle dieſe Völker-

ſchaften

ſchaften ſind durch Nahmen und Sprachen von einander unterſchieden.

Einige ſtammen von den Griechen, andere von den Genueſern ab, welche im dreyzehnten Jahrhunderte die Küſten des ſchwarzen Meeres beſaßen. Einige ſind Nachkommen der Hußitten und böhmiſchen Brüder, andere der Perſer. Allein alle dieſe Nationen ſind mit ihren Ueberwindern, den Tataren, ſo zuſammen geſchmolzen worden, und haben unvermerkt ſo viel von der Religion, der Lebensart, den Sitten und der Sprache angenommen, daß es unmöglich iſt, ihren unter der tiefſten Unwiſſenheit liegenden Urſprung zu entdecken, weil Geſchichte verſchiedenen ganz mangelt, und nur wenige können in ihren Sprachen ſchreiben. Die Völkerhaufen haben ſich nicht nur abgeſondert erhalten, ſondern wahrſcheinlich auch durch Trennungen noch mehr vervielfältiget. Die Georgier allein müſſen davon ausgenommen werden; denn dieſe ſind unvermiſcht geblieben, und wir kennen ſie noch als ein beſonderes Volk. Alle übrigen hingegen verliehren ſich unter dem Nahmen Bergtataren.

Nach der geographiſchen Eintheilung verſteht man unter Georgien nebſt den dahin gehörigen Provinzen beynahe den ganzen ſüdlichen Theil des Caucaſus; unter den Kabardeyen den nördlichen; den öſtlichen bewohnen die Lesghis, die Turkmannen, oder Trukmannen in der Gegend von Derbent und Altipari; den weſtlichen endlich gegen das ſchwarze Meer zu haben Bergvölker inne, welche die Hoheit der Pforte erkennen ſollen. Die Georgier und Lesghis, von ihrer Provinz Lesghiſtan auch Lesghiſtaner genannt, als unabhängige Nationen, ſind Schutzherren kleiner Horden und Volksſtämme, die ihnen nahe wohnen. Alle übrigen hingegen ſind Schutzverwandte

wandte oder Bundsgenoſſen und Vaſallen von der Pforte, von Perſien und Rußland.

a) Die Lesghis, von den Georgiern Lecki genannt, ſind Herren des ganzen ſüdlichen Caucaſus gegen Weſten, und bewohnen die Provinz Lesghiſtan. Ihr Land beſteht aus vielen Diſtrikten, und das Volk wird von verſchiedenen unabhängigen Fürſten, Murza-Art genannt, beherrſcht. Itzt ſind die Chans von Avor und Kaskumukh die mächtigſten, denn jeder kann bis fünftauſend Reuter aufbringen. Im Frieden von 1739 zwiſchen Rußland und der Pforte wurden die Lesghis ein freyes Volk. a) Lesghis.

b) Die Turkmannen, turkmeniſche Tataren, Truchmenen, oder Trukmannen, an der Weſtſeite des caſpiſchen Meeres, beſitzen den weſtlichen Theil des Caucaſus gegen Süden, der ſich von der See bis an die georgiſche Provinz Kachet erſtreckt. Dieſes Volk lagert ſich größtentheils gegen Derbent, Boimak, Schirwan u. ſ. w. Verſchiedene Stämme deſſelben erkennen Fetih-Ali-Chan als Fürſten, andere haben eigene Herren, andere ſind benachbarten mächtigen Prinzen unterworfen. Sie ſind ächte, unvermiſchte, nomatiſche Tataren. Die vornehmſten Stammhorden derſelben haben noch itzt die alten Wohnſitze an der Oſtküſte des caſpiſchen Meeres bis zum See Aral, und gegen Süden bis an die perſiſche Gränze inne. Als ſie 1743 von den Kalmücken von Ayontu unterjocht wurden, und vom Schach-Nadir unterdrückt zu ſeyn glaubten, ſo begaben ſich 30,000 Haußhaltungen oder Kibitken unter ruſſiſchen Schutz. Der perſiſche Schach-Nadir forderte ſie zurück, und erhielt ſie auch. Doch blieben bey dieſer Gelegenheit viele truchmeniſche Familien in Rußland, welche den Tataren von Orenburg, Ufa und Aſtragan einverleibt wurden. Diejenigen, welche von den Kalmücken bezwun- b) Turkmannen.

zwungen worden waren, ſetzten ſich 1770 in Frey-
heit, als eben ein großer Theil dieſes Volks die Ufer
der Wolga verließ und das Land einnahm, aus
dem die Soongaren oder Zangaren, ihre Landsleute,
weggezogen waren. Dieſe Turkmannen haben ſich am
Fluß Ural geſetzt, wo ſie noch itzt als freye ruſſiſche
Unterthanen um die Mündung der Kuba nomatiſi-
ren, und ſehr ausgedehnte Lagerplätze haben. Dieje-
nigen, welche an der Weſtküſte des caſpiſchen Mee-
res geblieben ſind, machen zwey anſehnliche Horden
aus, wovon jede ihren eigenen Chan hat. Beyde
ſind reich an Pferden, Hornvieh, Schaafen, Ziegen
und Kameelen. Unter ihnen befinden ſich mehrere
und geſchicktere Handwerker und Künſtler, als unter
den andern Nomaden, denn ſie verfertigen z. B. Feu-
ergewehre ohne Schlöſſer, Säbel, Schroot, Pul-
ver ꝛc. und verkaufen es ſo wie ihr überflüßiges Vieh
an die Nachbarn. Sie ſind von katariſchem Anſehen,
wohl gewachſen, geſittet und entſchloſſen. Zu Kriegs-
zeiten gehen ſie den Schweitzern gleich in die Dienſte
der Nachbarn; und weil ſie deswegen bey ihren Für-
ſten nicht um Erlaubniß fragen, ſo fechten ſie bis-
weilen wider einander. Die caucaſiſchen Truch-
menen ſind ebenfalls ſeit der Ausbreitung der turko-
manniſchen Herrſchaft um die caſpiſche See ꝛc. ſehr
zahlreich in ihren jetzigen Beſitzen geblieben. Sie
reden noch die katariſche Sprache, und leben zwar
nach der Weiſe anderer Caucaſier, haben ſich aber
mehr wie ihre Nachbarn bey ihrem Glauben und
Sitten unvermiſcht erhalten.

c) Oſeten. c) Die Oſeten bewohnen die Mitte des hohen
Gebirges Caucaſus, und der größte Theil der verſchie-
denen kleinen Stämme wird durch ſeine eigenen Für-
ſten beherrſcht. Andere weniger zahlreiche Stämme
haben ihre beſondern Murſen; zuſammen ſtellt dies
Volk

Volk 5000 Reuter ins Feld. Ohngeachtet der Fürſt ein Freund und Schutzverwandter von Rußland iſt, ſo wurde er dadurch doch nicht abgehalten, ſich zu Anfange d. J. 1771 für die Pforte zu erklären; allein Rußland zwang ihn aufs neue zur Huldigung und Geißeln zu geben. Einige einzelne Stämme dieſer Oſeten wohnen zerſtreut am ſüdlichen Abhange des Gebirges, und gehorchen dem Fürſten von Georgien.

d) Taulinzen.

d) Die Taulinzen, Tawlinzen, Taulis, oder beſſer Daguelis, d. h. Bergbewohner, leben in der höchſten Gegend des Caucaſus. Sie ſind die wahren Bergtataren, doch vermiſcht mit Lesghis, Oſeten, Balzoven, Alanen, Dwalaten und andern kleinen Völkerſchaften. Sie wohnen getrennt, vereinigen ſich nur im Nothfall, und erkennen den perſiſchen Schutz.

e) Baſianer.

e) Die Nation, welche die Georgier Baſianer, und die Cirkaſſier Tſchekhen, d. h. Böhmen, nennen, wohnt ebenfalls auf dem hohen Gebirge um die Quellen des Kuban. Baſania oder Tſcheikhem macht einige Gegenden aus, die verſchiedenen Häuptern unterworfen ſind. Die eigentlichen Baſianer ſind Abkömmlinge der Nogajer, welche durch andere Nationen aus ihren alten Wohnſitzen beym Kuna vertrieben, ſich in dieſes hohe Gebirge begaben. Die Tſchekhen, welche gegenwärtig einen Theil dieſer Nation ausmachen, ſind Ueberreſte einer Kolonie mähriſcher Brüder, die am Ende des funfzehnten Jahrhunderts ſich zu den Baſianern begaben. So ſehr ſie auch ausgeartet ſind, ſo verräth ſich doch ihre urſprüngliche Abkunft durch ihre Verbindung unter einander, durch die Lebensart und Sprache, durch den behaltenen Nahmen Tſchekhen, und durch chriſtliche Kirchengebräuche, obgleich vermengt mit denen, welche ihnen ihre itzige Religion vorſchreibt.

f) Cirkaſſier. f) Die Cirkaſſier, bey den Oſeten Kaſakhs, bey den Türken und Georgiern Tſcherkes genannt, wären bey weitem nicht ſo zahlreich, wenn man aus Misbrauch die Kabarden, die Tſchetſchingen, die Kiſten und andere kleine Völker nicht darunter rechnete. Die eigentlichen Cirkaſſier bewohnen Abaza, oder Abaſania, oder Ankhazam und Ankhaz am untern Kuban, und die Inſeln, welche den nordöſtlichen Theil der großen Kabarda ausmachen. Sie ſelbſt nennen ſich nicht Tſcherkhen, ſondern Adiye, Adiyi, oder Adele, d. h. Eyländer; im ſechszehnten Jahrhunderte unterwarf ſie Czaar Jvan Waſiljewitſch ſeinem Zepter, und bewog viele zum Chriſtenthum. Im ſiebzehnten kamen ſie unter die Herrſchaft des Chans in der Krimm, dem ſie zum Beweiſe der Unterthänigkeit jährlich ein Mädchen für ſeinen Harem, oder ein Pferd, oder einen Panzer, wovon man nämlich unter dieſen Sachen das ſchönſte antraf, geben mußten. Allein die krimmiſchen Commiſſarien, welche den Tribut einfoderten, machten ſich ſo verhaßt, daß ſich die Cirkaſſier 1708 empörten, die Commiſſarien todtſchlugen, die krimmiſchen Truppen beſiegten, und aus Furcht vor der Rache der Tataren begaben ſie ſich unter den Schutz der hohen Pforte, den ſie noch genießen und zinßfrey geblieben ſind.

g) Tſchetſchingen. g) Die Tſchetſchingen, ſonſt auch Mitſcheſſen und Atakhen genannt, weil die zwey kleinen Nationen ſich mit ihnen vereinigt haben, bewohnen den öſtlichen Theil der großen Kabardey, zwiſchen den Quellen des Tereck und des in ihn fallenden Suncha, mitten im Caucaſus. Sie ſind ruſſiſche Schutzverwandte, geben Geißeln und ſtellen 5000 Reuter.

h) Kiſten. h) Die Kiſtinzen oder Kiſten, bey den Ruſſen Ruguszi genannt, ſind den Tſchetſchingen ſowohl an Stärke, als überhaupt in allem vollkommen ähnlich.

ähnlich. Sie beſitzen die in verſchiedene Reiche getheilte Provinz Kiſtet, welche am Suncha und ſeinen Armen mitten im Gebirge der kleinen Kabardey liegt. Die Kiſtinzen erkennen den Schutz und die Hoheit des ruſſiſchen Reichs, traten aber dennoch im vorletzten Türkenkriege, wie die Oſeten, zur türkiſchen Parthey, wurden aber auch, wie dieſe, 1771 wieder zum Gehorſam gezwungen.

i) Die **Kumuks**, oder kumukiſchen Tataren, ſind den Tſchetſchingen nicht weniger ähnlich. Sie bewohnen die ſandigten Ebenen am Fuß der Gebirge um den niedern Suncha längſt dem Tereck, ſind ruſſiſche, aber ſo unruhige Vaſallen, daß man ohne ſtarke Bedeckung es nicht wagen darf, ihre warmen und Schwefelbäder von Kislar und Breguri zu beſuchen, welche nebſt einer Naphtaquelle dieſe Gegenden berühmt machen. Dieſe Schwefelbäder ſollen, nach den Unterſuchungen der Herren Schlözer und Güldenſtädt, den Achner Bädern völlig gleichen. i) Kumuks.

k) Die **Ambarlis, Ambarliner**, oder **Thalleute**, von den Thälern der guilaniſchen Gebirge ſo genannt, welche ſie bewohnen, ſind perſiſcher Abkunft, und in ſechs Khanliks oder Hauptmannſchaften getheilt. Sie können 2000 Bogenſchützen zuſammenbringen, und ſind 1776 dem **Kerim Chan** unterwürfig geweſen. k) Ambarlis.

l) Die **Georgier** oder **Gruſiner** beſitzen die Provinzen Kakhet, Kartwalli, Imirette, Gouriel und Mingrelien im öſtlichen Theile des hohen und mittlern Caucaſus. Sie ſind zwar die zahlreichſten und mächtigſten Bewohner dieſer Gebirge, und werden von eignen Fürſten beherrſcht, die ſich zur griechiſchen Kirche bekennen, haben aber weder in der l) Georgier.

Sprache noch Religion das geringſte mit den andern Völkern dieſes Gebirges gemein.

Sprachen. Die Sprachen dieſer Nationen weichen ſo ſehr von einander ab, daß oft die Einwohner zweyer nahe beyſammen liegender Dörfer — denn alle dieſe Völkerſchaften beſtehen aus vielen kleinen Stämmen, deren mancher nur ein einziges Dorf beſitzt — einander nicht verſtehen. Gleichwohl iſt zu vermuthen, daß alle dieſe ſehr vermiſchten Idiomen von der tatariſchen Sprache abſtammen, denn in jedem findet man Spuren von ihr, aber auch finniſche, ſlavoniſche und italieniſche Worte; ja ſogar Ueberbleibſel unbekannter Sprachen, die aus dem Felde unſerer Nachforſchungen verſchwunden ſind. Es würde noch weit weniger Ueberreſte davon geben, wenn nicht die Mannsperſonen dieſer Völkerſchaften, ohngeachtet ſie ſich unter einander verheurathen, auf alle Weiſe ihre Stämme, Sprachen und Mundarten zu erhalten ſuchten. Das eigentliche Tatariſche, das Cirkaſſiſche, Lesghiſche, Kiſtiſche, Georgiſche und Oſetiſche ſind heut zu Tage die vornehmſten Idiomen des Caucaſus.

Das mit verſchiedenen Dialecten vermiſchte Tatariſche iſt die Sprache der Turkmannen, der Ambarlis und der Baſianer.

Die Ausſprache des Cirkaſſiſchen iſt ſehr verſchieden. Am reinſten ſprechen es die eigentlichſten Cirkaſſier; aber bey den Tſchetſchingen und Kabarden iſt die Ausſprache verdorben.

Das Lesghiſche hat ſechs Mundarten, wovon jede eine beſondere Sprache zu ſeyn ſcheint. Man hat bemerkt, daß in allen dieſen Sprachen finniſche und permiſche Wörter ſind.

Das

Das Idiom der Kiſten, welches von verſchiedenen Nationen geredet wird, hat die auffallende Eigenheit, daß es keiner bekannten Sprache ähnlich iſt.

Das Georgiſche wird nur von den Nationen geſprochen, welche den Fürſten von Georgien unterworfen ſind.

Das Oſetiſche hat zwey Mundarten, und ſtammt vermuthlich vom Perſiſchen ab.

Die Tſchekhen, welche ſich mit den Baſianern vermiſcht haben, ſprechen ein verdorbenes und mit tatariſchen Wörtern vermiſchtes Böhmiſches, welchem auch viele Dialecte der kleinen caucaſiſchen Völkerſchaften, die keine eignen Sprachen haben, ähnlich ſind.

Alle Nationen des Caucaſus zuſammen können gegen 100,000 bewaffnete Reuter ins Feld ſtellen: denn wenn gleich das eine Volk kaum 50 aufbringt, ſo kann das andere ohne Mühe wohl 10,000 liefern.

Körperliche Beſchaffenheit.

Ohngeachtet alle dieſe mannichfaltigen europäiſchen und aſiatiſchen Völkerreſte nach und nach durch verſchiedene Generationen, durch Gleichheit des Klima, der Lebensart, Erziehung ꝛc. durch das bey ihnen übliche Rauben der Weiber, den eigentlichen Tataren in Anſehen, Temperament und ſittlichem Karakter am ähnlichſten geworden ſind, ſo haben ſie dennoch viel Eigenthümliches behalten.

Ueberhaupt genommen ſind dieſe caucaſiſchen Völker groß, wohlgewachſen, mehr hager als fleiſchig, von braunem männlichem Geſicht mit trocknen Naſen, kleinen lebhaften Augen, und braunen, rothen oder ſchwarzen Haaren. In ihrem Betragen ſind ſie aufgeweckt, höflich, entſchloſſen, wollüſtig,

 pracht-

prachtliebend in Kleidern und Gaſtereyen, großmüthig und verſchwenderiſch aus Stolz; aber alle dieſe Völker ſind auch ungerecht, treulos, rachſüchtig, unbändig und wild.

Das weibliche Geſchlecht wird unter ihnen ſehr wohl gehalten, und iſt meiſtens wohlgebildet, freyer und artiger, als andere Tatarinnen, und das cirkaſſiſche Frauenzimmer iſt beſonders wegen ſeiner Schönheit, Munterkeit und Feinheit der Sitten und des Geſchmacks, mit Recht berühmt. Im Caucaſus findet man ſogar rothe Haare fürs Frauenzimmer ſo ſehr verſchönern, daß man dieſelben mit Pomaden roth färbt.

Regierungsform.

Die Regierungsform aller caucaſiſchen Nationen iſt überhaupt ariſtokratiſch, und alle zuſammen machen gleichſam einen unregelmäßigen ariſtokratiſchen Staat aus. Die Macht der einzelnen Beherrſcher, Chane oder Murſen und Beye, die unſerm Adel gleichen, und theils einer von dem andern abhängen, oder unabhängig, theils Lehnleute oder eigene Herren ſind, theils auch vom Volke erwählt werden, iſt überaus verſchieden. Der eine entſcheidet willkührlich über Leben und Tod; der andere ohne Anſehen, ohne Gewalt, wird über die geringſte Kleinigkeit abgeſetzt, verjagt und ermordet. Ein kleiner Edelmann iſt oft ein größerer Deſpot, als ein Chan oder Murſe.

Die regierenden Herren ſehen alle wehrhafte Männer als ihre Soldaten an, welche, ſo oft und lange ſie wollen, auf ihre eigene Koſten beritten und bewaffnet erſcheinen, und ihnen folgen müſſen, wohin ſie dieſelben führen.

Wegen der Unbändigkeit, Wildheit und Raubſucht, ſind alle dieſe Völker ſelten einig unter ſich, und ein allgemeiner Friede herrſcht nie unter ihnen.

Dieſe

Dieſe ewigen Fehden unter einander reiben dieſe Völker nicht nur auf, ſondern nöthigen ſie auch, ſich den Schutz einer benachbarten großen Macht zu verſchaffen, der ſie zu dem Ende Geißeln geben und einen geringen Tribut bezahlen, wofür ihnen Schutz und Sicherheit wider ihre Feinde verſprochen wird. Man kann ſich aber darauf nicht verlaſſen: denn die erſte Gelegenheit benutzt ihr unruhiger und tückiſcher Karakter, macht ſie Geißeln und Tractaten vergeſſen, und treibt ſie zu Räubereyen. Die Gewalt allein hält ſie in Schranken.

Auf gleiche Weiſe, doch meiſtentheils mit Erlegung eines ſchweren Tributs, begeben ſich die ſchwächern Völkerſchaften theils freywillig, theils aus Zwang unter den Schutz der mächtigern Caucaſer. Einige dieſer Völker entrichten daher ihren Fürſten oder Aelteſten beynahe nichts; andere müſſen ſich auf einmahl den vierten und wohl einen noch größern Theil ihres Vermögens nehmen laſſen. Der gewöhnlichſte Tribut beſteht in dem Zehnten von allem, was die Erde trägt, in einer nach dem Vermögen ohngefähr angeſetzten Anzahl Pferde und anderm Vieh, oder von Kaufleuten und Handwerkern Waaren, Panzer, Waffen, Geräthe u. ſ. w.

Die Ausübung der Gerichtsbarkeit und die Feſthaltung der Geſetze iſt ganz türkiſch oder deſpotiſch; denn willkührliche Strafen erfolgen ſehr oft ohne Unterſuchung und ohne Aufſchub, mithin auch nicht ſelten ohne alle Verſündigung, und ohne alles Verhältniß zu den Verbrechen.

Feſte **Wohnſitze** haben dieſe Völker zwar alle, aber ihre wüſte herumſchweifende Lebensart nebſt ihrem milden Klima macht ſie den Nomaden ſehr ähnlich. Sie haben Dörfer von 20 bis 60 Feuerſtätten, und einen breiten ſteinernen Thurm, der ihnen bey Wohnſitze.

Ueberfällen zur Vertheidigung und ihren Weibern und Kindern zur Zuflucht dienet. Sobald ſie feindliche Ueberfälle vermuthen, verlaſſen ſie ihre Dörfer und fliehen ins unzugängliche Gebirge, wo ſie unter Zelten oft ohne Brod und ihre gewöhnlichen Lebensmittel ſind. Bey der Rückkehr nach überſtandener Gefahr finden ſie ihre Dörfer nicht immer, ſondern an deren Statt nur Brandſtellen wieder, welches bey ihnen aber deſto weniger ſagen will, da das Verlegen der Dörfer nicht ungewöhnlich iſt.

Die gemeinen Wohnungen ſind geringe hölzerne Hütten, und nicht wenig Familien behelfen ſich in den Dörfern mit groben weißen Filzkurten; hingegen ihre Fürſten und Edelleute wohnen etwas beſſer, zwar auch in Häuſern von Holz, und nur wenige ſind von Stein; alle ſind aber ſchlecht gebaut und meublirt. Um die Fürſtenwohnungen ſtehen die Hütten und Zelte der Hofleute und Knechte, Ställe für Pferde ꝛc. Die Cirkaſſier, die ausgebildetſten unter allen, haben die reinlichſten Wohnungen. Die Ambarlis leben nur im Winter in ihren Dörfern, im Sommer hingegen lagern ſie ſich unter Zelten mit Schilf und nur ſelten mit Filz bedeckt, wie alle andere herumſchweifende Völker.

Nahrungszweige.

Die **Hauptnahrungszweige** der caucaſiſchen Nationen ſind **Ackerbau** und **Viehzucht**, jedoch treiben auch viele Handlung und gemeine Handwerker. In ihrem warmen Lande kennen ſie kein Wintergetreide, ſondern bauen Gerſte, Hafer, Hirſe, etwas Flachs, Taback, und in einigen Gegenden vorzüglich Reiß. Die **Kumuken** haben auch Baumwollenpflanzungen, und gewinnen Seide. Alles trägt reichliche Früchte, und gleicht einem irrdiſchen Paradieſe. Wein wächſt im Gebirge wild, aber er wird nicht benutzt.

Die

Die Viehzucht gewährt alle nur mögliche Vortheile, kann jedoch wegen der nahen Dörfer nicht ſtark ſeyn. Es bedarf hier keiner Stall- oder Winterfütterung, ohngeachtet ſie weit beſſer thun würden, wenn ſie das Vieh in den beyden Wintermonaten etwas mit Futter unterſtützten. Die Pferde geben den arabiſchen an Schönheit, Feuer, Gelehrigkeit ꝛc. wenig nach, und ein zugeritten Pferd gilt nicht ſelten 100 und mehr Dukaten, daher auch ihre Fürſten und Edelleute ſehr auf Stuttereyen halten. Zu den Künſten der caucaſiſchen Pferde gehört unter andern auch, daß ſie ſich beym Auf- und Abſitzen auf die Knie legen, gewiſſe Wörter verſtehen u. ſ. w.

Unter den gemeinen Handwerkern haben ſie vorzüglich gute Meiſter in Eiſenarbeit, die gemeine und damaſcirte Säbelklingen, breite und eckige Dolche, Panzerhemden, Meſſer ꝛc. alles in türkiſchem Geſchmack verfertigen. Die eckigen Dolche dienen ihnen, durch die Ringe der Panzerhemden zu ſtoßen, und ſind zum Theil von arſenikaliſchem Stahle verfertigt, damit die Wunden tödtlich werden mögen. Das Eiſen kaufen die Kabardiner mehrentheils von den Ruſſen, jedoch ſchmelzen es einige auch aus eigenen Erzten. Das Pulver machen ſie auf Handmühlen. Ueberhaupt beſitzen ſie wenig mechaniſche Einrichtungen, und nur wenige Fürſten haben ſich durch Ruſſen Kornmühlen erbauen laſſen. Das Frauenzimmer ſpinnt und webt überall Leinwand, baumwollene Zeuge und gemeines wollenes Tuch. Hie und da findet man auch eigene nicht ungeſchickte Weber.

Nach Rußland, Georgien, Perſien und in die Türkey treiben ſie einen beträchtlichen Handel mit Pferden, Schaafen, Häuten, Lämmerfellen, Talg, Butter, Honig, Wachs, Getreide, Baumfrüchten,

Baumwolle, Saffran, Safflor, Säbeln, Dolchen u. d. m. und ziehen dagegen aus dieſen Ländern Metalle, feinen Laaken, ſeidene Zeuge und andere Manufakturprodukte, Pelzwerk, feine Leinwand, allerhand kurzen Kram, Zucker ꝛc. Gemeiniglich handeln ſie durch Tauſch, jedoch auch für Geld, das ſie nach dem Gewichte an Silber oder Gold, ohne auf das Gepräge zu ſehen, rechnen, weil ſie ſelbſt nicht münzen; von Dukaten und einigen andern groben Münzſorten nehmen ſie das Gewicht und den Werth als bekannt an, allein bey der allgemeinen Neigung zur Betrügerey im Handel müſſen Fremde ſehr vorſichtig zu Werke gehen, und ziehen aus dieſem Handel alsdann großen Vortheil.

Auch kann man die **Räubereyen** an Menſchen und Vieh bey einigen Völkerſchaften unter die Nahrungsgewerbe zählen. Sie geſchehen faſt immer öffentlich, und der gute Ausgang macht den Wagehälſen Ehre; ja auch Fürſten nehmen nicht ſelten Theil daran, und theilen die Beute mit den Räubern. Sie ſchonen ſich unter einander ſelbſt nicht, und am meiſten treffen ihre Räubereyen die Cirkaſſier, die Georgier und nogajiſchen Tataren, welche letztere ihnen aber wiederum nichts ſchuldig bleiben. Ein vorzüglicher Gegenſtand ihrer Räubereyen ſind junge ſchöne Mädchen und Weiber, womit ſie Handlung treiben, und für ein junges ſchönes rothhäriges Frauenzimmer nicht ſelten 6 bis 7000 türkiſche Piaſter erhalten.

Kleidung. In Anſehung der **Kleidung** ſind bey ihnen die Abweichungen nicht größer, als bey den Europäern. Alle gehen in langer morgenländiſcher Tracht, ſcheeren ſich den Kopf und laſſen einen anſehnlichen Zwickelbarth ſtehen. Ein wohlgekleideter Kabardiner trägt gute Wäſche, weite Hoſen, Saffianſtiefeln,

ein langes ſeidenes umgürtetes Unterkleid, einen langen Oberrock mit aufgeſchnittenen zurückgeworfenen Ermeln von feinen wollenen, leinenen oder ſeidenen Zeugen, ein reich Kalotchen, und eine flache Mütze, die oben weiter als am Rande iſt. Nicht leicht ſieht man ihn ohne Dolch am Gurt des Oberrocks, und ohne Säbel an einem ledernen Gehänge. Bewaffnet erſcheint er im Panzerhemde, mit Säbel, Spieß, Bogen oder Flinte. Arme kleiden ſich in ſelbſt gewebte Zeuge.

Die Frauenzimmerkleidung iſt bey einigen mehr tatariſch oder armenianiſch, bey andern kommt ſie der europäiſchen näher; ſo trägt z. B. eine Kabardinerin ein Hemde, Beinkleider, Kamiſöhler und Röcke mit und ohne Ermel, und des Winters einen bis auf die Waden reichenden Pelz; desgleichen Ohrgehänge, nebſt Halsbändern, und den Kopf bedeckt ſie mit einem tatariſchen Schleyertuch, das ſie beym Ausgehen übers Geſicht zieht. Alles iſt nach dem Vermögen der Männer und Väter, oder nach ihrer eigenen Eitelkeit von ſehr ungleichem Werthe.

Die Speiſen ſind im tatariſchen Geſchmack, aber gewürzter und beſſer zugerichtet; auch eſſen ſie an Tiſchen auf Stühlen ſitzend. Sie lieben hitzige Getränke ſehr, und ſchränken das Gebot des Propheten Muhamed blos auf Wein ein, daher ſie ſich abgezogenen Brandwein, Meeth und ſtarkes ſelbſt gebrauetes, dem engliſchen ähnliches Bier nicht verſagen. Speiſen.

Sie ſind Polygamen, räumen jedoch der erſten Frau ſo viele und große Vorzüge ein, daß die zweyte und folgenden darunter ſehr leiden; daher ſie auch gewöhnlich nur eine Frau haben, aber neben derſelben ſich mehrere Kebsweiber halten. Den Brautpreiß nennen ſie aus Stolz Geſchenk, ſetzen ihn aber Gebräuche.

eben

eben ſo genau feſt, wie andere Tataren. Ihre Leichen hüllen ſie in große Tücher und begraben ſie ohne Särge.

Religion. Alle dieſe Nationen ſind **Muhamedaner**, die vom nördlichen Caucaſus Sunniten, die vom ſüdlichen Aliden. Ihre Kinder wachſen ohne den geringſten Unterricht auf; ſie wiſſen ſo wenig was ſie glauben, als was ſie nicht glauben ſollen. Es finden ſich bey ihnen ſowohl unverkennbare Reſte des Chriſtenthums, als auch heidniſcher Aberglauben. Faſt alle feyern den Sonntag, um auszuruhen; kein Religionsgeſetz verpflichtet ſie dazu. Einige haben Bethäuſer, und bey denſelben Mula's aus Perſien. Die Abaſaner haben einen Erzprieſter, den ſie Kaltakos — Katholikos — nennen; er darf nicht heurathen und muß von untadelhaften Sitten ſeyn. Sein Amt iſt, das Fleiſch nach dem Faſten zu ſegnen. Der Tſchaninstag oder der reine Mann bey den Kiſten muß auch im eheloſen Stande bleiben. Dieſer wohnt bey einer alten ſteinernen Kirche, wo Standbilder und Bücher ſeyn ſollen, die niemand ſehen darf. Die Andächtigen beſuchen dieſen reinen Mann nach der Erndte, um durch ihn ein Dankopfer in weißen Schaafen zu bringen, die er ſchlachtet. Man findet auf dem Caucaſus Grabſteine, deren Innſchriften und Kreuze den chriſtlichen Urſprung verrathen. Dieſe Spuren des Chriſtenthums rühren vermuthlich von den Zeiten der griechiſchen Kaiſer und des Czaar Ivan Waſiljewitſch her.

7. Die Bucharen.

7. Die Bucharen. Die kleine Bucharey oder das Königreich Koſghar hat ohngefähr 80 teutſche Meilen in ſeiner größten Länge und 50 in der größten Breite. Es liegt ſehr hoch, und dieſes ſowohl, als der Berg Imaus, der

der ſich in den Wolken verliert, und gegen Süden an dieſes Land gränzt, macht, daß die Luft weit kälter iſt, als man ſonſt der Lage nach vermuthen ſollte. Das Land iſt ſehr fruchtbar und ſehr volkreich, denn selbſt in die ruſſiſchen Provinzen ſind mehr als 20,000 männliche Köpfe aus Mangel an Platz und Nahrung ausgewandert.

Die Bucharen halten ſich für unvermiſchte Nachkommen der Uzen und itzigen Turkomannen. Die ruſſiſchen Bucharen blieben bey den Heereszügen der Tataren in Weſten in ihren gegenwärtigen Wohnſitzen, und veränderten, von einem fruchtbaren Lande und Klima gereizt, nach und nach das Hirtenleben in Feldbau, und Zelte in unwandelbare Wohnungen. Sie ſind von gewöhnlicher Statur. Ihre Augen und Haare ſind ſchwarz, ihre Geſichtsfarbe gelblich, ihre Naſe gebogen, und ihre Bildung überhaupt wohlgeſtaltet. Gegen Fremde ſind ſie ziemlich höflich, aber ihr Hang zum Handel, und ihre Begierde zum Gewinn verurſachen, daß man ihnen nicht recht trauen kann. Ohne Vorſicht mit ihnen umzugehen, hieß, ſich unfehlbar der Gefahr ausſetzen, von ihnen betrogen zu werden.

Die **Kleidung** der Mannsperſonen iſt ganz der tatariſchen ähnlich, und beſteht aus einem Rock, der bis auf die Mitte der Schenkel herabgehet, und ſehr weite Ermel hat, welche aber über den Ellenbogen enge an den Arm ſchlüßen; außerdem tragen ſie noch einen Paß um den Leib, wie die Pohlen. Die Männer tragen auch Zwickelbärthe und laſſen auf der Unterlippe einen ganz kleinen Barth ſtehen; alle übrigen Haare raufen oder beitzen ſie weg. Den geſchornen Kopf bedeckt eine geſpitzte Mitze. Die Weibsperſonen ſind alle groß, wohlgebildet und von ſehr ſchönen Geſichtszügen. Ihre Kleidung iſt der männlichen Kleidung.

lichen

lichen ganz gleich, außer daß ſie noch gewöhnlich mit Baumwolle durchnäht iſt; ihre Ohrgehänge ſind beynahe einen Fuß lang und hängen ihnen bis auf die Schultern herab. Das Haupthaar flechten ſie auf das künſtlichſte in verſchiedene Zöpfe zuſammen, und binden ſie mit ſchwarzen mit Gold oder Silber durchwirkten Bändern. Oben auf die Haare ſtecken ſie noch große ſeidene Büſchel, die manchmahl mit Silber durchnähet ſind, und ihnen bis auf die Füße herabhängen; drey andere kleine Büſchel bedecken ihren Buſen. Außerdem tragen ſie auch noch Halsbänder von Perlen, die manchmahl mit koſtbaren Zierrathen von Gold und Silber ausgeſchmückt ſind. Das Frauenzimmer färbt ſich auch die Nägel der Finger mit zerquetſchten Balſaminblumen gelb, welches auch bey andern reichen Bräuten in Aſtragan zu geſchehen pflegt. Desgleichen bedienen ſich die Perſonen beyderley Geſchlechts noch einer andern Art von Schmuck, der aus kleinen ledernen Säcken beſteht, worinnen die von ihren Prieſtern geſchriebenen Gebete aufbehalten ſind, welche ſie als die koſtbarſten Heiligthümer zu betrachten pflegen. Beyde tragen ſehr enge Beinkleider und leichte Stiefeln von ruſſiſchem Leder. Ihre Mützen ſind einander gleich, außer daß die Weiber die ihrigen mit Perlen und andern glänzenden Koſtbarkeiten auszuſchmücken pflegen.

Wohnungen und Haußgeräthe.

Die Bucharen wohnen in Häuſern, welche von leichtem Fachwerk und ungebrannten Ziegeln, einige auch ganz von Ziegeln erbaut, aber niemahls groß ſind. Aermere Bucharen haben nur Häuſer oder Hütten von Strauchwerk geflochten, und mit Thon beworfen. Ihre Stuben haben nach tatariſcher Art Kamine, auch breite Bänke, woraus nebſt einigen Kaſten ihr ganzer Haußrath beſteht, auf welche ſie des Tages die Matratzen oder Teppiche legen, der ſie

ſich

ſich des Nachts bedienen. Denn da ſie auf türkiſche Manier auf den Ferſen ſitzen, ſo brauchen ſie weder Stühle noch Tiſche. Sie erhalten das Tageslicht, ſo wie die Indianer in ihren Häuſern, nicht durch Fenſter, ſondern durch ein Gitterwerk in dem platten Dache, worüber ſie ein Netz ſpannen; und wenn es regnet, welches doch ſelten geſchieht, ſo decken ſie das Loch zu. Ueberhaupt genommen ſind ihre Wohnungen reinlich, aber nie prächtig, doch ſieht man in Moſcheen und dem Chaniſchen Pallaſte einige ſchlechte Vergoldungen. Neben jedem Hauſe ſteht ein gewölbter Backofen, der an der Seite mit einer Oeffnung für Holz verſehen, oben aber offen iſt für den Rauch und um das Brod auf die Nägel der innern Wand zu hängen.

Nahrungsmittel.

In Anſehung der Speiſen haben ſie die Vorſchriften anderer Muhamedaner; ſie eſſen aber beſſer und ihre Reinlichkeit in Zubereitung der Speiſen iſt außerordentlich. Sie laſſen dieſelben durch ihre von den Nachbarn erkauften Sclaven vor ihren Augen zubereiten. Sie bedienen ſich hierzu verſchiedener Gefäße von Erde, Porzellan, Eiſen und Kupfer, worinnen ſie auch ihren Thee kochen, der nebſt geſäuerter Milch und Waſſer ihr gewöhnliches Getränke iſt, obgleich ſowohl der Wein, als auch der Brandwein ihnen nicht unbekannt ſind. Fleiſchſpeiſen ſind bey ihnen weit weniger, als Speiſen aus dem Gewächsreiche gewöhnlich. Ihr Brod iſt von Waitzen und von buchariſchem Hirſe gebacken. Das leckerhafteſte Gericht heißt Madjün, und iſt eine Art von Kuchen aus zerquetſchtem Moonſaamen, Honig und Gewürzen zubereitet. Der Genuß deſſelben macht aufgeräumt und witzig. Auch machen ſie in Geſtalt eines halben Mondes eine Art gehackter Fleiſchpaſtete, woraus ſie eine Gallerte zubereiten, und ſich derſelben ſowohl im Win-

Winter, als auch auf ihren Reiſen bedienen. Wenn ſie ſolche alsdann eſſen wollen, ſo werfen ſie dieſelbe in kochendes Waſſer, und machen ſich alſo eine Art von Suppe daraus. Von ihrer Speiſeordnung nach den Jahrszeiten kann man folgendes merken. Den Sommer über eſſen ſie faſt nur Brod, rohes Obſt, Arbuſen, Melonen, Trauben ꝛc. des Winters iſt gedörrtes Obſt eine gewöhnliche Koſt; auch behängen ſie die Stubendecken mit friſchem Obſt, Arbuſen, Trauben ꝛc. um die Mahlzeit damit zu beſchließen. Einige ſchneiden Gruben in die Arbuſen und Melonen, in welche ſie Roſinen ſpünden, die eine weinhafte Gährung zuwege bringen, und den Früchten einen vortrefflichen Geſchmack verſchaffen. Andere Gerichte ſind Reiß- Hirſe- und andere Breye mit Seſam und andern Oehlen, Butter oder Milch zubereitet. Sie gebrauchen beym Eſſen weder Löffel noch Gabeln. Ein Stück Leinwand, das auf der Erde ausgebreitet wird, dient ſowohl zum Tiſchtuch, als zu Servietten. Das Fleiſch wird alles geſchnitten aufgetragen, und ſo wie die übrigen Speiſen mit den Fingern gegeſſen.

Sie ſind Freunde leichter, fröhlich machender und öfterer Rauſche, daher auch bey ihnen Taback und Opium ſehr im Gebrauch ſind. Opium erhalten ſie, auch wachſenden Moon, deſſen Köpfe ſie ritzen, woraus der Saft hervortritt und an der Luft eintrocknet; und wenn ſie die verwundeten Moonköpfe mit Waſſer abſpielen, ſo bekommen ſie **Moonwaſſer**. Was ſie **Bang** nennen, ſind weibliche Hanfblumen, welche ſie friſch oder halb trocken theils mit Taback vermiſcht rauchen, theils auch kleine Kuchen daraus bereiten. Zu dieſer Abſicht laſſen ſie die Hanfblumen in Kohlblätter gewickelt in heißer Aſche ſchwitzen, knäten dieſe Maſſe mit Mehl und Milch zuſammen, und verſchlingen nachher die blos getrockneten Kugeln in

gerin-

geringerm oder größerm Maaße, je nachdem ſie eine größere oder geringere Begeiſterung wünſchen.

Die Sprache der Bucharen iſt ein Gemiſch von Türkiſchem, Katariſchem und Arabiſchem, und unter allen tatariſchen Mundarten eine der ſchönſten, welche ſich dem Perſiſchen etwas nähert. Ihre Schulen ſind unter den tatariſchen Nationen ſo berühmt, daß ſich von denſelben junge Männer, welche in den geiſtlichen Stand treten wollen, nach der Bucharey begeben, und außer in der tatariſchen und arabiſchen Sprache, auch einigen hiſtoriſchen, geographiſchen ꝛc. Unterricht erhalten. Sie ſelbſt haben gute Prieſter, und ihre Kaufleute ſprechen fertig Arabiſch. Sprache.

Die **Hauptgewerbe** der Bucharen ſind **Ackerbau**, **Pflanzungen**, **Manufakturen** und **Handel**. Die Bucharen ſind fleißig, aber ſchwach an Kräften, deswegen ſie auch für einen ſtarken Sclaven wohl 50 bis 100 buchariſche Dukaten bezahlen. Sie ſelbſt rauben nicht nur keine Menſchen, ſondern halten auch die Sclaven wie ihre Verwandten, und zwingen ſie nicht, ſich beſchneiden zu laſſen. Gewerbe.

Da es ihnen, überhaupt genommen, oft an Regen mangelt, ſo durchziehen ſie ihre **Aecker** und **Pflanzfelder** mit Graben, worein ſie alles Regenwaſſer ſammeln, und daraus ihre Pflanzungen wäſſern. Auf ihren **Feldern** bauen ſie **Reis** — Buchariſch **Brimſch** — **Waizen** — **Gandům** — **Hafer** — **Diewturs** — zwey Arten **Bohnen** — **Lobja** und **Bakla** — **Linſen** — **Maſch** — eine **Wickenart** — **Nohut**, Cicer arietinum L. — buchariſche **Hirſe** — **Diagara**, holcus ſacharatus L. — und eine kleine **Hirſenart**; weiter aber keine andern Getraidearten. Das Getraide wird bald nach der Erndte auf den Feldern aus dem Strohe gebracht, und zwar durchs **Austreten des Viehes**. Weil

ihr Vieh keiner Winterfütterung bedarf, ſo dient alles Stroh zur Feuerung.

Auf den Pflanzfeldern erbauen ſie Hanf — Kanab — zu Seilen ꝛc. gemeinen Lein — Sagur — eine grobe Leinart — Jndau und Kundſchik, Sesamum orientale L. alle drey des Oehles wegen; Taback, Krap — rubia tinctorum — noch eine andere Art Färberröthe, die ſie Maſa nennen, und vorzüglich Baumwolle. Ein bucharischer Bartmann Baumwolle, das 280 ruſſiſche Pfund wiegt, gilt in der erſten Hand, nach Verſchiedenheit der Reinigkeit, 3 bis 5 Dukaten. Aus dem Baumwollenſaamen preſſen ſie ein bitteres ſehr gutes Brennöhl. Gewöhnlich ſind ihre Pflanzfelder rundum mit Maulbeerbäumen — Tul — umpflanzet.

Jn ihren Gärten, worauf ſie außerordentlich viel halten, haben ſie mancherley ſchönes Obſt, auch Aprikoſen, Pfirſichen, Granaten, Quitten, Trauben, Pflaumen, Kirſchen, Piſtazien, unſere meiſten Küchengewächſe, beſonders ſchöne Melonen, Waſſermelonen oder Arbuſen ꝛc. und allerley ſchönes Blumenwerk.

Die Viehzucht der Bucharen iſt wegen der ſtarken Bevölkerung nur klein; ſie halten Pferde, Hornvieh, Kameele, Schaafe, Ziegen und Eſel. Jhre Pferde ſind ſchön, wovon beſonders die Schäcken — Tſchubar At — von den Jndianern ſehr geſucht, und das Stück mit 30 bis 80 bucharischen Dukaten bezahlt werden. Jhre Schaafzucht iſt meiſtentheils in den Händen der Araber, und die Heerden beſtehen aus arabiſchen Schaafen. Es iſt eine breitſchwänzige Art mit langem Schwanz und feiner Wolle, welche jedoch der engliſchen weit nachzuſetzen iſt. Von den Lämmern dieſer Schaafe

ſind

ſind die berühmten buchariſchen Lämmerfelle — Baregi. — Die beſten davon, welche die ruſſiſchen Kaufleute Wolniſti nennen, ſind von vierzehntägigen Lämmern. Ein Stück dieſer Felle gilt in der Bucharey ſelbſt bis einen Dukaten, daher ein Pelz von denſelben ſehr hoch zu ſtehen kommt. Die Haare derſelben liegen geblühmt, damaſtähnlich, und glänzen von ungemeiner Schwärze oder Weiße. Aeltere Lämmer ſind auch noch geblühmt, die Haare aber richten ſich mehr und ungleich auf, auch glänzen ſie nicht ſo ſehr. Die Schäfer ziehen beſtändig in den Sandwüſten und wohnen in Zelten.

Städte und Dörfer haben alle gemeine Profeſſioniſten, z. B. Schneider, Gerber, Schuſter, Färber, Oehlſchläger u. ſ. w. Die Färberey wird meiſtens von Juden betrieben, deren einige auch kleine Seidenmanufakturen haben. Die Färber und Gerber bedienen ſich der Galläpfel der daſigen Piſtazienbäume. Die buchariſchen Baumwollenzeuge werden von dem Frauenzimmer gewebt. Papier verfertigen ſie aus Baumwolle und Maulbeerbaum Baſt.

Die buchariſchen Kaufleute handeln mit Indien, Perſien, Sina, Rußland und den kleinen tatariſchen Staaten. Dieſe Länder beſuchen ſie karavanenweiſe; und weil ſie oft lange von ihrer Heimath bleiben und ſich dadurch an andere Nationen gewöhnen, ſo werden viele Bucharen ſo gleichgültig gegen ihr Vaterland, daß ſie nie zurückkehren. Handlung.

Den indianiſchen Handel treiben ſie in Kalut, der nächſten Stadt des großen Moguls, funfzehn Tagereiſen von Buchara, und in Moltan, welche zwar viel weiter entlegen iſt, ſich aber durch ſichere Wege, auf welchen ſie auch handeln kön-

 nen,

nen, empfiehlet. Die Indianer nehmen von ihnen beynahe einzig und allein nur die oben gedachten ſchäckigen Pferde; hingegen die Bucharen ziehen aus Indien ſchönere ſeidene und baumwollene Zeuge, als ihre eigenen ſind, Perlen, Gewürze, Smaragden — Sumerat, — Hiazinthen — Sachrat, — Kurkume ꝛc.

Aus Perſien holen die Bucharen Sammet, Leibbinden — Phota — Safran ꝛc. und mit den Sineſen handeln ſie in Kaſchbar oder Chaſchchar, einer Stadt in der Bucharey, welche aber unter ſineſiſchem Schutz ſteht. Sie bringen Pferde, Schaafe und Eſel, und nehmen von den Sineſen Silber und Rhabarber, welche letztere ſie in Perſien abſetzen. Diejenige Rhabarber, welche die Bucharen nach der ruſſiſchen und ſineſiſchen Gränzſtadt Kiächta in Daurien bringen, und welche von da nach Rußland geht, kaufen die im öſtlichſten meiſtentheils unter Sina ſtehenden Theile der Bucharey wohnhaften Bucharen in Tibet ꝛc. Die kleinen benachbarten Staaten endlich werden durch die Bucharen mit allen buchariſchen Waaren ſowohl, als auch mit fremden Waaren verſorgt.

Der Handel mit Rußland iſt für die Bucharen ſehr beträchtlich, aber dabey auch der beſchwerlichſte. Sie müſſen in der zum Theil dürren, waſſerloſen kirchiſiſchen Steppe den Weg durch Umwege verlängern, und ſeit einiger Zeit den Kirchiſen für jedes Kameel, es trage was es wolle, den Werth von drey Dukaten in Waaren als ein Geleitsgeld für die Bedeckung geben; und doch werden die Karavanen bisweilen geplündert und die Kaufleute zu Sclaven gemacht. Die ruſſiſche Regierung zwingt zwar die Kirchiſen zur Schadloshaltung; die guten Bucharen aber leiden doch am öfterſten dabey. Es kommen jähr-

jährlich einige Karavanen von 100 bis 200 Kameelen nach Orenburg, Troizk an der orenburgiſchen Linie, und Aſtragan; kleinere hingegen finden ſich bisweilen in Sibirien in Petri Pauli Veſtung, an der iſchimiſchen Linie, Tomsk ꝛc. ein. Der ſtärkſte Handel iſt in Orenburg, woſelbſt ein doppelter ſogenannter aſiatiſcher Handels- oder Tauſchhof iſt, von welchem der innere ein Viereck von einigen hundert maſſiven Kaufläden oder Gewölben den Bucharen überlaſſen wird. 1773 erſchien eine Karavane von 900 Kameelen in Orenburg.

Nach Rußland bringen die buchariſchen Kaufleute vorzüglich bughariſche und indianiſche baumwollene und halbſeidene Zeuge, rohe und geſponnene Baumwolle, fertige geſtepte Schlafröcke, die ſehr gangbar ſind, Lämmerfelle, getrocknete Früchte, eine Art kleine Roſinen, bisweilen Zitwerſaamen, Edelgeſteine, Goldſand, rohen Salpeter ꝛc. dagegen ziehen ſie vorzüglich aus Rußland feine beſonders rothe Tücher, Juften, Cochenille, Indigo, Glaßkorallen, Meſſer, Drath, Nähnadeln, allerley kurzen Kram, und in Aſtragan auch perſiſche Seide. Meiſtens machen ſie den Tauſch mit ihnen Dukaten gleich. Eine Karavane hält ſich nicht leicht über zwey Monate auf; was in dieſer Zeit nicht abgeſetzt wird, hinterlaſſen ſie ihren Factoren, welche auch im voraus einkaufen.

Regierungsverfaſſung.

Bis zum Jahr 1683 genoß die kleine Bucharey ihre eigene unabhängige Regierungsform, und ward durch einen Chan beherrſcht, der zu Jerkeen reſidirte; allein verſchiedene Revolutionen haben die bucharischen Chane theils unter ſineſiſche Oberherrſchaft, theils unter ruſſiſche gebracht, theils werden ſie noch von einem Chan als allgemeines Oberhaupt beherrſcht. Er wird aus der Chaniſchen Familie erwählt,

wählt, und hat mehr als die Chane ihrer Nachbarn zu ſagen, iſt aber bey weitem nicht uneingeſchränkt, ſondern kann abgeſetzt werden. Doch dergleichen Fälle ſind ſehr ſelten, weil das Volk biegſam iſt, und die Chane ohne Pracht und Aufwand mehr von eigenem Vermögen, als von den Einkünften des Staats leben.

Die obrigkeitlichen Bedienungen, ſo wie ſie itzt in der Bucharey üblich ſind, führte der Nachfolger des Boſto ein. Von dieſen Bedienungen hängt immer eine von der andern ab, und die vom letzten Range haben die Aufſicht über zehn bis zwölf Familien; da die vom höhern Range ſchon über hundert, und die vom erſten Range über tauſend Familien befehlen. Alle dieſe Richter ſtehen unter einem Gouverneur, den der Kontaiſch ſorgfältig unter den Fürſten des Landes auswählt. Die Zwiſtigkeiten, welche unter den Bucharen entſtehen, werden von den untern Gerichtsperſonen geſchlichtet; und dieſe ſind verbunden, von jedem Vorfalle und Urtheile, das ſie darüber gefällt haben, ihren Obern Bericht abzuſtatten.

Außer den Geſetzen des Korans haben ſie noch beſondere geſchriebene, welche alle gelind ſind, aber ohne Aufſchub ausgeübt werden. Ein jeder ohne Unterſchied des Volks oder Glaubens findet in der Bucharey Aufnahme, und genießt, ſo lange er ſich ruhig verhält, völlige Freyheit, das zu treiben, womit er ſich am beſten ernähren kann; daher ſind unter ihnen viel Juden — Djuhut — Araber, Perſier, Indianer und andere Morgenländer; auch ziehen unter ihnen Zigeuner — Djaji — in Zelten umher.

Der bucharische Chan ſchlägt Gold- und Silbermünzen; von letztern jedoch nur wenig, weil ſie ſelbſt kein Silber haben. Die Goldmünze beſteht mei-

meiſtens in Dukaten, die von Waſchgolde aus ihren Flüſſen, ſchlecht mit bloßen Aufſchriften, aber an Werth den holländiſchen Dukaten faſt gleich geprägt werden. In der Buchare\u0079 wird größtentheils mit baarem Gelde gehandelt, und auch die Abgaben damit entrichtet. Im Handel mit Perſien bekommen ſie oft Silbergeld, daher auch die perſiſchen Rupien in der Bucharey gangbar ſind.

Die Bucharen bedienen ſich der Zeitrechnung ihres Vaterlandes, welche zwey Jahre neuer, als die von der Hegira iſt, und welche ſie Tarech nennen. Außerdem theilen ſie die Jahre mit den Mongolen und Kalmücken, den römiſchen Olympiaden gleich, in Dodecaren, und jedes Jahr führt nach der Art unſerer zwölf Himmelszeichen den Nahmen von einem Thiere. Dieſe Thierjahre ſind in der Folge das Jahr der Maus — Tſchitskam Dilli — der Kuh — Bares — des Haſen — Tauſchkan — der Eidexe — Lu — der Schlange — Dſchilan — des Pferdes — Jolka — des Schaafs — Koj — des Affen — Piſchni — des Hahns — Tauk — des Hundes — Ett — und des Schweins — Dongus — und dieſer Benennungen bedienen ſie ſich gewöhnlich, wenn ſie von Begebenheiten ihres Zeitalters reden und ſchreiben.

Der Muhamedismus iſt die herrſchende Religion in allen Städten und Dörfern der kleinen Bucharey; indeſſen werden, wie bereits gedacht worden iſt, doch auch alle andere Religionen daſelbſt geduldet. Sie haben ihren eigenen Alkoran, der aus weiter nichts, als aus dem an vielen Stellen verſtümmelten und verfälſchten alten Teſtamente der Chriſten beſteht. Sie glauben nicht, daß Muhamed der Verfaſſer deſſelben ſey, ſondern ſagen, daß Gott ſelbſt durch Moſen und die Propheten dieſes Buch den

Religionsverfaſſung.

den Menſchen mitgetheilt habe. Sie bekennen aber, daß Muhamed eine Erklärung deſſelben verfertigt und eine Sittenlehre daraus gezogen hätte, die jedermann anzunehmen und auszuüben verbunden wäre.

Sie faſten jährlich 30 Tage, vom 15ten Julius bis zum 15ten Auguſt, und während dieſer ganzen Zeit nehmen ſie den Tag über nicht die geringſte Nahrung zu ſich; allein während der Nacht eſſen ſie zweymahl, ohne ſich dabey eines andern Getränkes als Thee zu bedienen. Wer von den Bucharen dieſes Geſetz übertritt, iſt verpflichtet, den beſten Sclaven frey zu laſſen, oder 60 Perſonen zu bewirthen und 85 Streiche mit einem ledernen Riemen auf den bloßen Hintern von der Hand ihres Oberprieſters auszuhalten. Indeſſen wird doch dieſes Faſten unterm Volke nicht ſo genau beobachtet, und die Handwerker erhalten oft die Erlaubniß, während dieſer Zeit des Tages zu eſſen.

Es giebt zweyerley Prieſter unter dieſen Völkern. Einige derſelben nennt man Abis, welche dem Volke die fünf verſchiedenen durch die Religion vorgeſchriebenen Zeiten des Gebets anzeigen; die andern heißen Mullahs, und ſind eine Art von Schriftgelehrten, welche bey der Nation in großer Achtung ſtehen.

Dieſe Völker haben auch einige Begriffe von Chriſto und der heiligen Jungfrau; ſie ſind aber mit ſo wunderlichen Vorſtellungen vermengt, daß ich ſie hier nicht übergehen kann.

Die Jungfrau Maria, ſagen ſie, war eine arme Waiſe, und ihre Anverwandten konnten ſich nicht mit einander vereinigen, wer von ihnen die Sorge ihrer Erziehung über ſich nehmen ſollte. Um dieſe Schwierigkeit zu überſteigen, beſchloſſen ſie, es aufs Looß ankommen zu laſſen. Sie kamen daher mit einander

ander überein, eine Feder in ein Gefäß voll Waſſer zu werfen, und einer nach dem andern einen Finger ins Waſſer zu ſtecken; an deſſen Finger ſich nun die Feder hängen würde, der ſollte ſich forthin mit der Erziehung der armen Waiſe beläſtigen. Die Feder blieb an dem Finger eines gewiſſen Zacharias auf eine ſo auszeichnende Weiſe hängen, daß er von allen einſtimmig für den Pflegevater des Kindes erkannt wurde. Er unterzog ſich auch dieſem Geſchäfte mit Vergnügen, und nahm die junge Maria unverzüglich mit ſich nach Hauſe. Eines Tages, als ihn ſeine Berufsgeſchäfte drey Tage lang in dem Tempel zu bleiben nöthigten, erinnerte er ſich des Kindes, das ohne die geringſte Hülfe von jemand erhalten zu werden, in ſeinem Hauſe eingeſchloſſen und von ihm ganz vergeſſen worden war. Er lief darauf aufs ſchleunigſte in ſein Haus. Hier ward er nun, anſtatt daß er Maria verhungert und todt zu finden die größte Urſache zu glauben hatte, mit Beſtürzung gewahr, daß ſie ſich in vollkommener Geſundheit mit allen Arten von Speiſen umgeben befand, die ihr, wie ſie erzählte, von Gott zugeſchickt worden wären.

Da Maria das vierzehnte Jahr erreicht hatte, und zum erſtenmahle gewiſſe, ihrem Geſchlechte eigene Ungemächlichkeiten an ſich gewahr ward, ſo eilte ſie zu einem, in einem benachbarten großen Walde gelegenen Brunnen, um ſich in demſelben zu baden. Hier geſchah es nun, daß ſie, ohne jemand zu ſehen, durch eine Stimme erſchreckt wurde. Sie ergriff eiligſt ihre Kleider, um zu entfliehen; aber ſiehe, da ſtand ein Engel vor ihr, und verkündigte ihr, daß ſie die Mutter eines Kindes werden würde, welches ſie Jſai nennen ſollte. Da ſie nie Umgang mit einer Mannsperſon gehabt hatte, ſo gab ſie dem Engel ihre Zweifel über die Erfüllung ſeiner Worte zu verſtehen.

ſtehen. Nun ſäumte der Engel nicht länger, ſondern hauchte ihren Buſen an, und machte ihr dieſes Geheimniß bekannt. Er unterrichtete ſie hierauf in allem, was ſie zu wiſſen nöthig hatte. Dieſer Augenblick war zugleich der Augenblick ihrer Empfängniß. Die Zeit ihrer Entbindung näherte ſich, und aus Schaam begab ſie ſich in den nämlichen Wald, wo ſie auch glücklich niederkam. Ein alter Baum, der ganz entblättert da ſtand, und gegen den ſie ſich während ihrer Geburtsſchmerzen ſtützte, fieng plötzlich wieder zu blühen an, und die Erde ward rund um ſie herum mit Blumen bedeckt, und grünte ſo friſch, wie im Frühlinge. Nun erſchienen eine große Menge Engel, die das Kind in einem Brunnen, der in eben dieſem Augenblicke entſtanden war, abwuſchen, und es nachher ſeiner Mutter wieder übergaben.

Maria kehrte mit dem Kinde zu ihren Anverwandten zurück, wo ſie mit tauſend Verwünſchungen empfangen und ſehr übel behandelt wurde. Sie ertrug alles mit Gedult, und nahm ſich ſogar nicht einmahl die Mühe, ſich zu vertheidigen, ſondern bat blos ihren Sohn, ihre Sache zu führen. Ihr Wunſch ward ſogleich erfüllt, und die Erklärung, welche das Kind von dem Geheimniſſe ſeiner Geburt gab, verurſachte bald, daß aller ehrenrührige Verdacht, den man gegen ſeine Mutter haben konnte, verſchwand, und zeigte klärlich, daß bey einer ſo übernatürlichen Begebenheit die Hand des Himmels mit im Spiele ſeyn müſſe.

Der junge Iſai — dieß iſt der Nahme, womit die Muſelmänner Chriſtum zu nennen pflegen — ward ein Prophet und ſehr berühmter Schriftgelehrter. Aber eben dadurch ward er auch dem Haſſe und der Verfolgung von jedermann, beſonders der größten Männer ſeiner Zeit ausgeſetzt, ſo daß man ihm

ſogar

ſogar verſchiedenemahle nach dem Leben trachtete. Endlich trugen es ſeine Feinde zween Männern auf, ihn zu tödten, es möchte auch koſten was es wolle. Hier ward nun Iſai durch Gott beſchützt, indem er ihn in demſelben Augenblicke, da dieſe Nichtswürdigen ſich fertig machten, ihn umzubringen, von der Erde entrückte und zu ſich in den Himmel aufnahm. Die beyden Meuchelmörder wurden auf eine ſehr ſonderbare Weiſe beſtraft, indem ſie beyde in die Geſtalt des Iſai verwandelt, und von dem aufgebrachten Pöbel, der ſich von dieſer Aehnlichkeit betrogen fand, überfallen und getödtet wurden.

Ob es nun ſchon aus dieſer Erzählung deutlich erhellet, daß die **Bucharen** keine Begriffe von dem Leiden Chriſti haben, ſo glauben ſie dennoch die **Auferſtehung** von den Todten und ein **künftiges Leben**. Sie können ſich aber nicht überreden, daß irgend ein Menſch zu ewigen Martern verdammt werden ſollte, ſondern glauben vielmehr, daß, da der Teufel der Urheber alles Böſen wäre, auch auf ihn allein der Zorn und die Strafe des Himmels fallen müßte. Auch glauben ſie, daß am jüngſten Tage alles der Vernichtung unterworfen ſey, nur Gott ausgenommen, und daß daher keine von allen Kreaturen, worunter ſie auch Chriſtum, die Engel und Teufel verſtehen, dem Tode entfliehen könne. Nach der Auferſtehung von den Todten aber werden die Auserwählten durchs Feuer gereinigt, nach Maaßgabe ihrer Sünden, ſo wie es Gott vermittelſt einer Waage entſcheiden wird.

Sie behaupten, daß Gott für die Frommen ſieben Paradieſe ſchaffen werde, die ſie Arrays nennen, und für die Gottloſen ſieben verſchiedene Oerter der Quaal, wo dieſe leztern durchs Feuer, nach dem Verhältniſſe der Verbrechen, von ihren Sünden gereinigt

reinigt werden würden. Unter allen Menſchen werden keine, wie ſie ſagen, ſo harten Züchtigungen unterworfen ſeyn, als die Lügner, die Leute ohne Treu und Glauben, und diejenigen, denen es ein Vergnügen iſt, Familien zuſammen zu hetzen, und Zank und Zwieſpalt zu erregen. Hingegen haben die Gerechten die Feuerſtrafe nicht zu fürchten. Aus hundert Männern wird ein Mann, und aus tauſend Weibern ein Weib auserwählt werden. Dieſer kleine Haufen von Auserwählten wird ſodann in eins der oben erwähnten Paradieſe verpflanzt, wo ſie alle Arten von Glückſeligkeit ſo lange genießen werden, bis es Gott einſt gefallen wird, eine neue Welt zu ſchaffen. Es iſt bey ihnen eine große Sünde, wenn jemand ſagt, daß Gott im Himmel ſey; ſie behaupten, daß er überall zugegen wäre, und daß, wenn man ſeine Gegenwart auf irgend einen Ort insbeſondere einſchränken wollte, dieſes ſo viel hieße, als ſeine Macht und Unermeßlichkeit verkleinern und herabſetzen.

Heurathen. Das ſchöne Klima der Bucharey iſt der Liebe nicht weniger als dem Bacchus hold. Ein vermögender Mann hat gewöhnlich zwey bis vier Frauen, und der Abſud von Salab oder Ständelwurz — Orchis ſ. Satirium — deſſen ſtärkende Kraft, nach dem Zeugniß des H. Georgi, hier nicht wie in kalten Ländern zweifelhaft gefunden wird, iſt für beyde Geſchlechter nicht viel weniger gebräuchlich, als bey uns der Kaffee. Die Wurzeln werden bräunlich geröſtet, gemahlen, mit Waſſer angebrühet, und mit Zucker wie Kaffee getrunken. Viele Mannsperſonen bleiben durch die Vielweiberey unverheurathet; da aber die Männer in der Liebe gewöhnlich einer Frau den Vorzug geben, die Männer viel reiſen, die geliebten Frauen den gekränkten die Wege ſich zu vergehen ſelbſt erleichtern ꝛc., ſo verfehlt ein buchariſcher Adonis bey

aller

aller Einſchränkung des Frauenzimmers, ſeines Zwecks nicht leicht; auch laſſen ſich viele ledige Frauenzimmer auf eine allgemeine Liebe ein, daher man auch unter beyden Geſchlechtern viele mit der Liebesſeuche Behaftete antrifft.

Die Bucharen kaufen, ſo wie mehrere bisher beſchriebene Völker, ihre Weiber für Geld, und bezahlen ſie nach dem Grade ihrer Schönheit. Je mehr ſchöne Töchter alſo ein Vater hat, deſto reicher iſt er. Dieß iſt eine Art Waare, welche man leicht und mit großem Vortheile in der Bucharey los wird. Es iſt den Perſonen, die ſich verheurathen ſollen, durch die Geſetze verboten, von dem Tage an, da der Kontrakt gemacht worden, bis zur Hochzeitfeyer mit einander zu ſprechen, oder ſich auch nur zu ſehen. Die Luſtbarkeiten bey der Hochzeit währen drey Tage. Den Abend vorher verſammeln ſich die jungen Mädchen bey der Braut und beluſtigen ſich bis um Mitternacht mit Singen und Tanzen. Am Hochzeittage kommen dieſe Mädchen des Morgens wieder an dem nämlichen Orte zuſammen, und beſchäftigen ſich mit dem Aufputze der Braut. Hierauf erſcheint der Bräutigam, den zehn oder zwölf ſeiner nächſten Anverwandten oder Freunde begleiten; dieſen folgen einige Flötenſpieler, und ein Abis, der da ſingt und auf zwey kleinen Paucken ſchlägt, beſchließt den Zug.

Sobald der neue Ehemann angekommen iſt, wird ein Pferderennen gehalten, und nachher ſechs, acht oder zwölf Preiſe, nachdem es die Vermögensumſtände des neuen Ehepaars erlauben, unter die Sieger vertheilt. Sie beſtehen gemeinhin aus Marder- oder Fuchsfellen, aus baumwollenen Zeugen, Damaſt u. d. m.

Während der Trauung dürfen ſich die neuen Eheleute gleichfalls nicht ſehen, ſondern beyde ſind von einan-

einander entfernt, und ein jedes antwortet ſeiner Seits auf die Fragen des Prieſters. Sobald dieſe Zerimonie vorbey iſt, begiebt ſich der junge Ehemann unter der nämlichen Begleitung und in derſelben Ordnung, wie er gekommen iſt, wieder nach ſeinem Hauſe zurück, wo ein großes Gaſtmahl für die Hochzeitgäſte zubereitet iſt. Nach dem Eſſen ſtattet er einen Beſuch bey ſeiner Frau ab, und erhält nun die Erlaubniß mit ihr zu ſprechen. Hierauf kehrt er abermahls nach ſeinem Hauſe zurück; ſo bald es aber Abend iſt, geht er wieder zu ſeiner Gattin, die er bereits im Bette antrifft, und legt ſich in Gegenwart einiger andern Frauenzimmer in ſeinen Kleidern zu ihr; dieß geſchieht aber nur auf einen Augenblick. Dieſes Poſſenſpiel wird drey Tage hinter einander wiederhohlt; in der dritten Nacht tritt endlich der Ehemann gänzlich in ſeine Rechte ein, und führt den andern Morgen ſeine Frau mit ſich nach Hauſe.

Ein jeder Mann hat auch das Recht, ſeine Frau, wenn er will, zurück zu ſchicken; aber in dieſem Falle der Eheſcheidung genießt dieſe auch das Recht, alles dasjenige, was ſie während der Ehe von ihrem Manne empfangen hat, zu behalten. Iſt hingegen die Frau diejenige, welche die Trennung von ihrem Manne zuerſt ſucht, ſo darf ſie nicht das Geringſte mit ſich fortnehmen.

Die Arzneykunſt iſt bey den Bucharen eine ſehr unbekannte Wiſſenſchaft. Wenn jemand krank wird, ſo beſucht ihn ein Mullah, der ihm eine Stelle aus irgend einem geiſtlichen Buche vorlieſt, ihn zu verſchiedenenmahlen anhaucht, und endlich mit einem ſehr ſcharfſchneidenden Meſſer um das Geſichte herum fährt. Sie glauben, daß vermöge dieſer Operation die Wurzel der Krankheit abgeſchnitten werde, welche ſie als ein Werk des Teufels betrachten.

Die

Die Waſſertrinker und diejenigen, welche ſich nach der Landesweiſe in den Kanälen baden, bekommen öfters die ſogenannte bucharische Krankheit, Piſchta genannt, die wahrſcheinlich Dracunculus perſicus oder vena medinenſis der Aerzte iſt. Der bis eine Elle lange Haar- oder Fadenwurm — Gorgius aquaticus ſ. medinenſis Lin. — durchwühlt den Körper eine Zeitlang, und bricht denn ohne Unterſchied des Orts nicht ohne ſehr ſchmerzhafte Entzündung hervor: und man hat Beyſpiele, daß er die Augen, Schaam ꝛc. zum Ausbruche gewählt hat. Die Kranken ergreifen die hervorragende Spitze des Wurms, und wickeln ſie, ſo wie ſie weiter hervorkommt, ſo lange auf, bis ſie nach und nach den ganzen Wurm herausbringen. Da er in ſeinen Theilen fortlebt, ſo iſt das Zerreiſſen deſſelben durch zu ſtarkes Ziehen von gefährlichen Folgen. Keiner weiß den Augenblick, da der Wurm in den Körper kommt; bey einigen aber iſt er erſt nach einem Jahre zum Vorſchein gekommen. Mancher wird durch mehrere zugleich, mancher durch viele nach einander, und einige in ihrem Leben wohl durch zwanzig und drüber gemartert; auch iſt kein Alter dafür ſicher. Einige Leute bleiben jedoch, ob ſie ſchon auch baden und Waſſer trinken, von dieſem Uebel gänzlich verſchont.

Ein minder gefährliches, aber gemeineres Uebel in der Bucharey ſind die Stiche der in allen Häuſern befindlichen Scorpione. Die davon entſtehenden Entzündungen heilen die Bucharen durch das Auflegen heißer Aſche, und laſſen auch den Geiſtlichen deswegen Gebete halten.

Stirbt ein Kranker, ſo legt ihn der Prieſter den Alkoran auf die Bruſt, und hält einige Gebete über ihn. Man begräbt hierauf den Todten in einem

Gehölze, und ſchließt den Ort ſeines Begräbniſſes mit einem Zaune oder einer Hecke ein.

Mit den Bucharen haben ſowohl in Anſehung der Geſtalt, des Gemüths, der Lebensart, Sitten, Sprache und Religion die größte Aehnlichkeit das Volk der **Chiwinſen, Chiwaer**, oder auch **Urgenetzſchi** und **Charaſer**, d. h. Leute, die Fleiſch und Holz gefunden haben, und in **Chiwa**, einem nicht großen Lande an der Oſtſeite des Aralſees, wohnen; die **Araler**, welche die Küſten und Inſeln des Aralſees bewohnen; die **Truchmenen**, die zerſtreut unter andern tatariſchen Horden leben, und von denen am Caucaſus verſchieden ſind; die **Türkoſtaner, Taſchkenter** und **Kara Kalpaken** oder **Schwarzmützen**, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, **Kara Kiptſchaken**, d. h. ſchwarze **Viehhirten**.

Dieſe letztern hauſen in den Gegenden am **Syr Darja**, einem anſehnlichen Fluſſe des Aralſees. Von dieſem Fluſſe werden ihre beyden anſehnlichen Horden, die **Obere**, welche in den obern Gegenden deſſelben, und die **Niedere**, welche mehr abwärts wohnt, genannt. Beyde theilen ſich in viele **Stämme** oder **Ulußen**, deren Vorſteher **Chodſchen**, oder Abkömmlinge vom Muhamed, **Scheiche, Sultane** ꝛc. heißen, und verſchiedene Klaſſen ihres Adels ſind. Sie ſtehen zwar unter dem Chan der Horden, leiſten aber demſelben wenig Gehorſam. Uebrigens hat ihre häusliche Verfaſſung mehr Aehnlichkeit mit der **baſchkiriſchen**. Sie wohnen, wie die weiter unten folgenden Baſchkiren, in beſtändigen Winterhütten, und ziehen mit ihren Viehheerden des Sommers mit beweglichen Filzjurten umher, weil ſie nur wenig Ackerbau treiben. Auf **Pferde** halten ſie wenig, deſto mehr aber auf **Hornvieh**, deſſen ſie ſich zum Ziehen und Reuten bedienen. Unter den Kara

Kalpaken

Kalpaken befinden ſich geſchickte Handwerker, die Meſſer, Säbel, Feuergewehr, Keſſel, Schießpulver ꝛc. verfertigen, und alles den Nachbarn oft zu ihrem eigenen Untergange überlaſſen. Handlung iſt ſo wenig als Krieg ihre Sache; und im letztern ſuchen ſie ſich hinter Erdwällen zu vertheidigen. Allein ſie rauben recht gern Menſchen, gerathen jedoch dabey weit häufiger ſelbſt in die Sclaverey der Kirchiſen; und da die Lebensart beyder Völker nach viel Aehnliches hat, ſo empfinden ſie die Laſt der Sclaverey weit weniger als andere.

8. Bäſchkiren.

Die Bäſchkiren nennen ſich Bäſchkurt, und erhalten auch dieſen Nahmen von den Nogajern; erſtere erklären das Wort durch Bienenmann, und letztere durch Hauptwolf; hingegen von den Kirchiſen werden ſie Iſtaki oder Oſtiaken genannt. Ihre Ankunft leiten ſie ſelbſt von den Nogajern, und einige Geſchichtſchreiber gar von den alten Bulgaren her, weil Bulgarien beym Abul Gaſi auch Daſchte Kiptſchak heiße, und die ſtärkſte Woloſt der Bäſchkiren noch gegenwärtig den Nahmen kiptſchakiſche habe. Vielleicht ſind ſie Nogajer, welche die vertriebenen Bulgaren aufnahmen: denn wenigſtens iſt ihr Anſehen nicht ganz tatariſch, und ihr Land, das die Alten bald das baſchkiriſche, bald paskatiriſche zu nennen pflegen, ein Theil der ehemaligen Bulgarey. Sie zogen ehedem im ſüdlichen Sibirien und deſſen Gränzen unter ihren eigenen Chanen herum; allein dieſe ſibiriſchen Chane fielen ihnen ſo ſchwer, daß ſie ſich nach ihren heutigen Beſitzen begaben, an der Wolga und Uralfluſſe ausbreiteten, und den kaſaniſchen Czaaren unterwarfen.

8. Bäſchkiren.

Wohnſitz.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das itzige Baſchkirien oder die Baſchkirey enthält den ſüdlichſten Theil des Uralgebirges um die Belaja, zwiſchen der Kama, Wolga und dem Uralfluſſe, alſo die weſtliche ufaiſche und öſtliche iſetiſche Provinz in der orenburgiſchen Statthalterſchaft. Dieſes gebirgige, erzreiche Land hat fruchtbare Flächen, Wälder und fiſchreiche Seen. Man theilet es von Alters her in die kaſaniſche, oſaiſche, ſibiriſche und nogajiſche Gegend, und nennet dieſe Gegenden Wege.

Bey der Zerſtörung des kaſaniſchen Königreichs durch den Czaar Iwan Waſiljewitſch unterwarfen ſich die Baſchkiren freywillig Rußland, das zu ihrer Beſchirmung gegen die Kirchiſen die Stadt Ufa erbaute; allein ſeit der Zeit haben ſie ſich oft wider Rußland empöret, und vorzüglich allgemein geſchahe dieß 1676, 1708 und 1735. Bey allen dieſen Empörungen bewieſen ſie ſich grauſam und breiteten Verwüſtungen um ſich her aus. Die Folgen davon waren, daß ſie ſowohl durch die gegen ſie gebrauchten Maaßregeln aufgerieben wurden und im Wohlſtande zurückkamen; allein die Güte ihres Landes und ein milderes Behandeln von Seiten der ruſſiſchen Regierung ſeit ihrer völligen Bezwingung 1741, machten, daß ſich die Baſchkiren bald wiederum erholten. Seit dieſer Zeit dürfen ſie auch nicht außer der Baſchkirey wohnen.

Die Baſchkiren theilen ſich in Stämme, welche ſich zuſammenhalten, aus Geſchlechtern beſtehen, und beſtimmte Diſtrikte ihres Landes beſitzen. Sie haben ſchon ſehr lange keine Chane mehr, und nach und nach iſt durch die Unruhen ihr ganzer Adel verlohren gegangen. Gegenwärtig erwählt jede Woloſt oder Stamm einen oder mehrere Aelteſten — Starſchini — aus ihren Mitteln. Jedem Starſchin

iſt

iſt von der ruſſiſchen Regierungskanzley ein Schreiber zugeordnet, der nicht nur die Befehle ꝛc. vorlieſt und ausleget, ſondern auch darauf ſieht, daß ſie befolgt werden, und gleichſam einen Fiſcal vorſtellt. Sie beſtehen überhaupt aus 30 Woloſten, welche 1770 zuſammen 27000 Haußhaltungen oder Familien zählten.

Geſichtsbildung. Das Anſehen der Baſchkiren nebſt ihrer Geſichtsbildung iſt tatariſch, nur meiſtentheils ein wenig platter. Gemeiniglich ſind ſie ſtärker von Gliedern und fleiſchichter als die kaſaniſchen Tataren. Viele haben große Ohren, alle kleine Augen, und die meiſten dunkelbraune Bärthe. Sie ſind mit einem guten natürlichen Verſtande begabt, den ſie aber nicht ausbilden, beherzt, argwöhniſch, widerſpenſtig, hart, mithin gefährlich, und ohne genaue Aufſicht würden ſie räuberiſch ſeyn.

Sprache. Die Sprache der Baſchkiren iſt eine von der kaſaniſchen ſehr abweichende tatariſche Mundart. Als Muhamedaner haben ſie Schrift und Schulen, welche dieſes rohe Volk aber wenig benutzet, und weil es ſeine Lehrer und Geiſtlichen aus ſeinen Mitteln nimmt, auch nur ſchlecht unterrichtet wird.

Tribut und Kriegsverfaſſung. Der Tribut der Baſchkiren beſtand anfänglich in einer geringen Geldabgabe, und außerdem noch in einer geringen beſtimmten Menge Honig, Wachs, oder Pelzwerk. Allein nach ihrer völligen Bezwingung bekamen ſie 1741 eine kaſakiſche Einrichtung, nach welcher ſie entweder an der Gränzlinie, oder wohin ſie auch ſonſt zu Felde beordert werden, Soldatendienſte leiſten, wobey ſie ſich ſelbſt mit Pferden, Kleidern und Waffen verſehen müſſen, aber ſo wie die übrigen Kaſaken Verpflegung erhalten. Da in Friedenszeiten nur wenige zum Kriegsdienſt nöthig ſind, ſo geben diejenigen, welche zu Hauſe bleiben,

für jeden männlichen Kopf 40 Kopäken, welche Steuer ihnen bey einer neuen Salzeinrichtung erlaſſen ward; dafür aber mußten ſie ihr benöthigtes Salz, welches ſie ſonſt aus ihren Seen unentgeldlich hatten, aus den Magazinen der hohen Krone kaufen.

Im Kriegsdienſte erwählen ſie die Aelteſten und Vorſteher der Haufen von hundert, funfzig, zehn ſelbſt; allein die Anführer der Pulke oder Regimenter, welche ſie Altamänner nennen, werden ihnen von den ruſſiſchen Befehlshabern aus den beſten Stärſchinen geſetzt. Ihre eigenthümlichen Waffen ſind Pfeil — Ok — und Bogen — Scha — Lanze — Snuguͤs — Panzerhemde — Sawot — und Hauben; viele hingegen erſcheinen auch anſtatt derſelben mit Säbeln, Flinten oder Piſtolen, und einige ſind mit allem zugleich verſehen. Bogen und Pfeile, ſo wie die Köcher, welche gewöhnlich mit Bärenhäuten ꝛc. überzogen ſind, und bis funfzig Pfeile enthalten, verfertigen ſie ſelbſt. Die Panzerhemden ſind Netzwerke von Stahldrathringen und ſehr ſchwer, auch theuer, daher ſie wenig im Gebrauch ſind. Sie haben ſchöne Pferde und ſind gute und beherzte Bogenſchützen; deswegen iſt nicht nur einem mäßigen Haufen Baſchkiren der Sieg über einen weit größern Haufen Kirchiſen immer gewiß, ſondern es ſtreifen ſogar einzelne Baſchkiren-Pulke oft lange in der Kirchiſenhorde herum, ohne geſchlagen zu werden. Aus dieſer Urſache und weil die Baſchkiren in den kirchiſiſchen Wüſten ohne Proviant ꝛc. ſich erhalten können, bedienen ſich die Befehlshaber der Gränze vorzüglich der Baſchkiren, wenn die Kirchiſen wegen Räubereyen an Karavanen zu züchtigen ſind.

Ein baſchkiriſcher Heereszug hat viel ſeltſames. Jeder Reuter kleidet ſich wie er will und kann; nur gehen alle in langen Kleidern, und jeder hat auch ein

zweytes

zweytes Handpferd, das er zum Streite ſchont und ihm den Proviant tragen läßt, welcher zum Theil in ſtark getrocknetem Getreide beſteht, daher ſie auch einige Handmühlen zu Pferde mit ſich führen. Jeder Haufen von hundert hat meiſtens auch eine kleine bunte Standarte, welche bey einem Pulk eben ſo verſchieden, als die Waffen ſind. Sie reuten ohne Ordnung durch einander, und ſtellen ſich nur alsdann, wenn ſie ſtille halten, einigermaßen in Reihen und Glieder.

Lebensart. Bis zur ruſſiſchen Bezwingung und noch lange nachher nomadiſirten die Baſchkiren; allein nach und nach haben ſie das herumſchweifende Hirtenleben mit dem an beſtändigere Wohnungen gebundenen Ackerbau vereinigt, ſo daß ſie gegenwärtig insgeſamt in beſtändigen **Winterhütten** und in beweglichen Sommerjurten leben.

Bey Anlegung der **Winterdörfer** ſehen ſie mehr auf fruchtbare Gegenden, als auf den Zugang des Waſſers, weil ſie im Winter Schnee haben. Ein **Dorf — Aul** — enthält zehn bis funfzig ſchlecht und leicht von Blockwerk erbaute Hütten, die mehrentheils aus einer kleinen Stube mit plattem Dache beſtehen, und deren armſelige innere Einrichtung ganz tatariſch iſt. Die breiten Ruhebänke dienen oft zum Behältniß des jungen Viehes. Der Kamin iſt ein Cylinder von verbundenen mit Thon umwundenen Stäben, und neben demſelben wird ein eiſerner Grapen eingemauert. In viele Thüren kann man nur kriechen, und die Lichtlöcher der Wände ſind meiſtens anſtatt der Fenſterſcheiben mit Thierblaſen, Fiſchhäuten, oder geöhlten Lappen überſpannt. Jede Wohnung hat eine kleine würfelförmige Vorrathshütte — **Küſi** — in der Nähe. Die Kapellen — **Metſched** — ſelbſt in den anſehnlichſten Dörfern ſind

ebenfalls ſolche geringe Hütten. Wenn ihnen eine Gegend ihres Gebiets beſſer als die bisherige gefällt, ſo verlaſſen ſie ihr Dorf, und bauen ein neues, daher man nach einigen Jahren unter ihnen deſto ſchwerer ſich zurechte findet, weil ſie die Dörfer nach dem jedesmahligen Aelteſten benennen, z. B. Sultanowa, Achmetowa ꝛc.

Die Sommerdörfer enthalten fünf bis zwanzig Jurten — Tirma — daher ſich große Winterdörfer in kleinere Sommerläger theilen. Eine ſolche Jurte iſt rund und hält drey bis fünf Klaftern im Durchmeſſer. Die Seitenwand iſt ein ohngefähr vier Fuß hohes Gitterwerk, worauf die Stangen des Dachs liegen, welche ſich in einem Ringe von etwa zwey Fuß im Durchmeſſer vereinigen, daher die Jurte einem abgeſtumpften Kegel gleich ſieht. Wände und Dach ſind mit Filzen belegt und mit Pferdehaarſeilen befeſtigt. Die Baſchkiren im hohen Uralgebirge geben ihren Sommerjurten eine länglich viereckige, unſern Häuſern ähnliche Form, und bekleiden ſie bey ihrer geringen Schaafzucht mit Birkenrinde. In der Mitte der Tirma iſt der Feuerplatz mit einem Dreyfuß, oder einer herabhängenden Kette für die Keſſel.

Der baſchkiriſche Haußrath iſt weit armſeliger und ſo wie ihre ganze Lebensart ſchmutziger, als man bey einem ſo reichen Volke vermuthen ſollte. Die Ruhebänke nebſt dem Fußboden der Kapellen ſind mit Filzdecken belegt, und ſelten ſieht man bey ihnen Teppiche und Polſter. Außer den eiſernen Grapen findet man nur Gefäße von Holz, Birkenrinde und hohe lederne flaſchenähnliche Schläuche, die ihr vornehmſter Haußrath ſind. Die meiſten Hütten beſitzen auch hölzerne Mörſer, welche beym Gritz- und

Mehl-

Mehlmachen, beym Stampfen der Neſſeln, des Hanfes ꝛc. den Mangel der Mühlen erſetzen können.

Manche Dörfer haben auch an den Quellen kleine Waſſermühlen, welche ſie Ternow, die Ruſſen aber Mutowka nennen. Da die Bauart derſelben viel Eigenes hat, und ganz beſonders eine Erfindung der Baſchkiren ſelbſt iſt, ſo will ich ſie hier kürzlich beſchreiben. Um nicht viel Mühe zu haben, ſo ſuchen ſie dazu die kleinſten Bäche, flechten einen Zaun von Korbwerk, welchen ſie mit Erde bewerfen, und damit oder mit einem ordentlichen kleinen Damme von Faſchinen den Bach anſchwellen. Am Damme zimmern ſie auf Pfählen eine kleine Hütte, worinnen auf einer Zimmerung, die wie ein Tiſch in der Mitte frey ſteht und eine Einfaſſung hat, die Mühlenſteine ruhen. Dieſe ſind niemahls von Stein, ſondern immer runde aus einer harten Wurzel oder Baumſtamme gehauene Tellerſcheiben, in welche ſie viele platte eiſerne Nägel ohne gewiſſe Ordnung, doch alſo einſchlagen, daß ſie alle vom Mittelpunkte nach dem Umkreiße mit der Länge ihres hervorragenden Theils gerichtet ſind. Der untere hölzerne Mühlſtein liegt unbeweglich auf der Zimmerung; der obere hingegen kann aufgehoben werden, und wird durch die Axe des Mühlenrades bewegt, welche durch den Mittelpunkt der untern Scheibe hervorragt, und mit einer eiſernen Kricke in einen Einſchnitt des durchlöcherten Mittelpunkts der obern Scheibe greifet. Die Axe iſt gemeiniglich aus einem Baume dergeſtalt gezimmert, daß der unterſte Theil aus der Wurzel wie ein Kolben rund und dick gehauen iſt, ſo daß darinnen viele platte an einer Seite etwas ausgehöhlte Flügel oder Schaufeln, wie Speichen an einem Wagenrade eingekeilet werden können, und welche das Waſſerrad vorſtellen. Unter dem Kolben iſt eine ei-

ſerne Spindel eingeſchlagen, vermittelſt welcher die ſenkrecht ſtehende Axe unten im Bache auf einem Balken ruhet und ihren Umlauf hat. Das Waſſer wird durch eine hölzerne Rinne aus einem kleinen Durchſchnitte des Dammes auf die eine Hälfte des Rades gerichtet, ſo daß es an die Hohlſeite der Schaufeln ſtürzt, und alſo das Rad die Axe und die oben in der Mühlenhütte befindliche obere Mühlenſcheibe um den Kreis bewegt. Will man die Mühle hemmen, ſo darf nur eine lange Stange zwiſchen die Schaufeln des Rades eingeſetzt werden. Andere leiten das Waſſer durch eine bewegliche Rinne, welcher ſie eine andere Richtung geben, und dadurch die Mühlen zum Stillſtand bringen können, auf das Rad. Das Korn, welches man zu Grütze oder grobem Mehl bereiten will, wird in einen auch ſonſt an Mühlen gewöhnlichen Trichter von Bretern geſchüttet, deſſen Oeffnung unten eine kurze horizontale Rinne hat, welche auf die Mittelöffnung der obern Mühlenſcheibe gerichtet iſt. Der Kornbehälter iſt an den Queerbalken des Mühlengehäußes beweglich aufgehängt, und ein daran gebundener Stecken, der mit einem Ende die obere Mühlenſcheibe berühret, theilt ihm die nöthige ſchütternde Bewegung mit, um das Korn zwiſchen die Mühlenſcheiben auszuſchütten. Will der Baſchkire etwa die Mühle auf eine kurze Zeit verlaſſen, oder ſonſt verhindern, daß kein Korn auf die Mühle falle, ſo nimmt er nur dieſen Stecken weg. Der auf dieſe Weiſe gemahlene Grütze iſt gleich zu gebrauchen; allein das Mehl muß durch Haarſiebe geſiebt, und das zurückgebliebene ſo lange gemahlen werden, bis nur Kleyen übrig bleibt.

Nahrungsgewerbe. Viehzucht. Das Hauptgewerbe der Baſchkiren iſt die Viehzucht, und neben derſelben treiben ſie einen kleinen Ackerbau, die Jagd, und ſuchen auch aus den

Erzt-

Erztgruben Vortheil zu ziehen. Da ſie geübte, glückliche und reiche Viehwirthe ſind, ſo berechnen ſie auch ihr Vermögen nur nach der Größe ihrer Heerden. Die Pferdezucht, von der ſie faſt allein ihre ganzen nothwendigen Bedürfniſſe an Speiſe, Kleidern, Gefäßen ꝛc. erhalten, iſt bey ihnen Hauptſache. Schaafe halten reiche Baſchkiren faſt eben ſo viel wie Pferde, oder doch nicht viel mehr, und das Rindvieh macht bey ihnen, gegen die Pferde gerechnet, ohngefähr die halbe Zahl aus. Die meiſten haben kleine Ziegenheerden, und reiche Leute auch einige wenige Kameele. Schweine ſind für ſie als Muhamedaner unrein, und Federvieh wiſſen ſie nicht durch den Winter zu bringen. Nicht leicht hat ein gemeiner Mann unter 20 bis 50 Pferden, viele hingegen bis 500, Reiche bis 1000, einige bis 2000 Stück, und die andern Heerden im Verhältniß.

Pferde und Rindvieh ſind die ruſſiſchen Arten, alſo eine wie die andere mittler Größe, munter und ſehr hart. Die meiſten Schäfereyen enthalten die kalmückiſche Schaafart mit Fettſchwänzen, Ramsköpfen und hängenden Ohren, ovis laticauda. Einige, beſonders Aermere, haben der beſſern Wolle wegen ruſſiſche oder kurzſchwänzige, und einige beyde Arten zugleich. Sie überlaſſen, des harten und langen Winters ungeachtet, das Vieh ſeiner eigenen Sorge, welches ſich abgeſtorbenes, erfrornes Graß und Moos unter dem Schnee hervor kratzt; nur allein dem ſchwachen, oder dem zeitig werfenden Vieh helfen ſie mit etwas Heu auf. Die Kameele, welche ſich ebenfalls ſelbſt ernähren müſſen, benähen ſie im Winter mit alten Filzdecken. Gegen den Frühling zu iſt alles Vieh überaus mager und entkräftet, daher manches durch Raubthiere, Hunger und Kälte umkommt, beſonders wenn der Schnee nach Thauwetter

durch wieder eintretenden Froſt eine Eisrinde bekommt. Mit gleicher Sorgloſigkeit überlaſſen die Baſchkiren auch die Vermehrung des Viehes der Natur. Hengſte, Saamochſen und Böcke ſind immer bey dem Muttervieh, und nur einige wenige kaſtriren die überflüßigen Thiere männlichen Geſchlechts. Dem allen ohngeachtet wirft das Muttervieh doch ſelten zu unrechter Jahreszeit, woran wahrſcheinlich die Entkräftung in dem langen Winter Theil hat. Im Sommer hingegen iſt nicht nur alles Vieh ſehr munter, ſondern auch fett. Der Milch wegen binden ſie die Füllen und Kälber den Tag über an ausgeſpannten Stricken bey den Jurten an, und laſſen ſie nur des Nachts mit den Müttern laufen. Denn ſie haben die Erfahrung gemacht, daß die ſo ſparſam ernährten Füllen, Kälber ꝛc. die Winter weit beſſer, als diejenigen aushalten, welchen man alle Milch allein läßt.

Bienenzucht. So ſtarke Viehhirten die Baſchkiren ſind, eben ſo ſtarke und gute Bienenväter ſind ſie auch. Jeder Baſchkire hat wenigſtens 10, einige bis 200, und noch andere wohl bis 500 Stöcke. Ihre Bienenzucht iſt in allem der pohlniſchen und preußiſchen Waldbienenzucht gleich. Sie höhlen die Stämme von allerley Bäumen, am liebſten jedoch von ſolchen, die hartes Holz haben, zu Bienenſtöcken aus. Das Bienenhauß wird vier, fünf und mehr Faden über der Erde, je nachdem es die Höhe des Stammes erlaubt, nach der Länge deſſelben mit beſondern kleinen ſchmalen Aexten und Werkzeugen ausgehauen, welche die Geſtalt von platten und hohlen Meiſſeln haben, glatt ausgearbeitet, und die längliche Oeffnung mit einem aus zwey oder mehr Stücken beſtehenden eingeklemmten und mit kleinen Fluglöchern für die Bienen verſehenen Deckel verſchloſſen werden. Nichts

iſt bequemer, als die Art, wie ſie zu dieſer Arbeit auf die glatteſten und höchſten Bäume klettern und in der Höhe die Stöcke auszimmern. Ein ſcharfes Beil nebſt einem aus Riemen geflochtenen Strange oder jedem andern Stricke ſind dazu hinlänglich. Der Arbeiter ſtellt ſich an den Baumſtamm und bindet den Strang um ſeinen Leib und den Stamm ſo weitläuftig, daß er denſelben am Stamme aufwärts ſchwingen, innerhalb deſſelben ſich beugen, die Füße gegen den Stamm ſetzen, und die Hände frey gebrauchen kann. Darauf haut er ohngefähr in der Höhe ſeines Leibes mit der Axt die erſte Höhle oder Staffel in den Baum, ſchwingt den faſt mit den Enden zuſammengeknüpften Strick am Stamme aufwärts, legt ſich mit der Mitte des Leibes darein, und läuft mit ſeinen gegen den Stamm geſetzten Füßen zwey Schritte hinauf, ſo daß ein Fuß in die Staffel zu ſtehen kommt; darauf hauet er höher wieder eine Staffel, arbeitet ſich hinan, und fährt auf dieſe Weiſe fort, bis er die gewünſchte Höhe erreicht hat. Alles dieſes verrichten die Baſchkiren mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und Geſchwindigkeit. Oben, wo die Arbeit geſchehen muß, bereitet er ſich bequemere Staffeln, und verrichtet in dem Strick ruhend ſeine Arbeit, wozu er die Werkzeuge am Gürtel mit ſich hinauf genommen hat. Unter dem Bienengehäuße werden alle Zweige und Auswüchſe ſorgfältig weggehauen, um den Bären das Hinaufklettern zu erſchweren; dem ohngeachtet geſchieht durch dieſe in den uraliſchen Wäldern noch ziemlich häufige Thiere viel Schaden an den Bienenſtöcken, und man bedienet ſich deswegen allerley Mittel, ſie abzuhalten oder zu vertilgen.

Das allergewöhnlichſte iſt, daß man ſcharfe aufwärts gekrümmte Meſſer oder Sicheln, oder eiſerne Dornen in den Stamm ſchlägt, entweder rund umher,

her, wenn der Baum gerade iſt, oder über der Beugung, wenn der Stamm gekrümmt iſt. Im Aufklettern pflegt der Bär dieſe Spitzen zu vermeiden; hingegen wenn er rückwärts vom Baume herunter gleitet, ſo fällt er in die Zinken und verwundet ſich dergeſtalt in den Wanſt, daß es ihm gemeiniglich das Leben koſtet. Es geſchieht jedoch nicht ſelten, daß alte Bäre im Aufklettern alle ſolche auf ſie gerichtete Waffen vorſichtig mit den Tatzen wegſchlagen.

Mit mehrerm Erfolge bedient man ſich bey den Honigbäumen gewiſſer aufgeſpannter Selbſtgeſchoſſe, die eine Aehnlichkeit mit den alten Katapulten haben, und ſo eingerichtet ſind, daß der Bär, wenn er anfängt aufzuklimmen, an einer Schnur zieht, durch welche der Schlagbalken des Geſchoſſes abgelaſſen und ein dafür gelegter Pfeil dem Bäre in die Bruſt geſchnellt wird.

Noch andere hängen an den entfernteſten Zweigen des Baumes mit langen Seilen ein Bret dergeſtalt wagrecht auf, daß es vor das Honiggehäuße gebracht und mit einem Baſtſtricke feſt an den Stamm gebunden werden kann. Der Bär findet dieſen Sitz bequem, um den Bienenſtock öffnen zu können; ſeine erſte Arbeit iſt, den Baſtſtrick, der das Bret am Stamme hält, wegzureiſſen, und alſobald entfernt ſich dieſes mit dem darauf ſitzenden Thiere und ſchwebt an den oben in den Zweigen befeſtigten Stricken in der Luft. Fällt nun der Bär nicht in der erſten Beſtürzung herab, ſo muß er ſich entweder zu einem gefährlichen Sprunge entſchließen, oder geduldig auf dem Brete ſitzen bleiben. Auf die beyden erſten Fälle ſind geſchärfte hölzerne Pfähle unter dem Baume eingeſchlagen; im letztern Falle aber wird er mit Pfeilen oder Kugeln erlegt. Sonſt lauert man auch bey einbrechender Nacht von den Bäumen herunter

auf

auf die Bäre entweder bey den Viehheerden, welche er zu beunruhigen anfängt, oder bey einem Aas; und im Winter folgt man ihrer Spur nach, hetzt ſie mit Hunden und erlegt ſie mit Spießen. Dergleichen Bärenjagden werden in großen Geſellſchaften gehalten.

Ein anderer Feind der Bienenſtöcke iſt der Schwarzſpecht, welchen man durch allerley Dornen und Reißig, womit die Stöcke dicht umwunden werden, ſo viel als möglich abzuhalten ſucht. Endlich ſo glauben die Baſchkiren und die Tataren überhaupt, daß es Leute gäbe, deren bloßer Anblick den Bienen ſchade. Sie hängen deswegen beſonders an diejenigen Stöcke, welche ſie bey ihren Häuſern halten, einen Pferdekopf, oder Fuß, oder andern Knochen, damit das Auge zuerſt auf dieſe Dinge falle, wodurch, ihrer Meynung nach, der ſchädliche Einfluß der zauberiſchen Anblicke abgeleitet wird.

Die offenen Thäler und Flächen der Baſchkirey enthalten die fruchtbarſten Ackerfelder, welche bey der nachläßigſten Begattung ohne Dünger zehen- und mehrfältig tragen. Ob die Baſchkiren ſchon ſeit langer Zeit einigen Ackerbau getrieben haben, ſo ſind ſie doch für dieß Gewerbe viel zu gemächlich, und finden auch das Brod zu entbehrlich, als daß ſie es im Feldbaue weit bringen könnten. Aus dieſen Urſachen wirken auch die Ermunterungen der ruſſiſchen Regierung nur langſam, welche ſeit 20 Jahren den fleißigſten baſchkirſchen Ackerleuten ſcharlachne Feyerkleider ꝛc. als Preiße austheilen läßt. Viele bauen gar keinen Acker, viele beſtellen in der Nähe des Dorfs ein paar Morgen von 60 Klaftern Länge und 40 Klaftern Breite mit Korn und etwas Hanf, aber keiner kommt über acht Morgen oder Deſſetni. Nach buchariſcher Weiſe erndten und laſſen ſie das Ackerbau.

Korn

Korn durch großes Vieh aus dem Stroh treten, indem ſie auf demſelben herum reuten.

Jagd. Ohngeachtet die waldigen Gebirge der Baſchkirey ihren Bewohnern die beſte Gelegenheit zur Jagd verſchaffen, ſo iſt ſie doch nur für Arme ein Nahrungszweig, und für Reichere meiſtentheils ein Zeitvertreib. Sie bedienen ſich auf derſelben ihrer gewöhnlichen Hunde, welche unausgeartete Windſpiele zu ſeyn ſcheinen, abgerichteter Geyer — Falco fulvus L. — der Schlingen und anderer bereits mehrmahls genannter Mittel.

Bergbau. Zum Bergbaue fehlt es ihnen an Kenntniß und Fleiß; einige aber kennen gemeine Erze, und beſchäftigen ſich mit Aufſuchung guter Anbrüche. Wenn eine baſchkiriſche Woloſt in ihrem Gebiethe Kupfer- oder Eiſenerze hat, ſo verkauft ſie das Erzgebirge mit einem verhältnißmäßigen Forſtreviere auf eine beſtimmte Zeit, gewöhnlich auf 60 Jahre, an ruſſiſche Hüttenherren. Nach Verlauf dieſer Zeit fällt es an die Woloſt zurück, wo es der Hüttenherr nicht von neuem kauft. In Permien bauen einige baſchkiriſche Gewerke ſelbſt, und liefern die Kupfererze den nächſten Hütten für feſtgeſetzte Preiße des im Erze vorhandenen Kupfers. Kein Baſchkire und überhaupt kein Tatar arbeitet weder in ſeiner, noch in andern Gruben, weil ſie dazu zu ſtolz und zu ſchwach ſind, doch verdienen ihrer viele durch den Transport der Erze nach den Hütten etwas.

Dieſe Beſchäftigungen und die Verfertigung ihres geringen Haußraths erfordern nur wenig Zeit, daher die Mannsleute auch den größten Theil des Winters vor dem Kamine mit Tabackrauchen, und des Sommers beym Kumißſchlauche mit Geſchwätze zubringen.

Das Weibsvolk iſt dagegen beſonders im Sommer deſtomehr beſchäftigt. Es melkt die große Anzahl Stuten und Kühe täglich einige Mahl, bereitet für den Winter Butter und Käſe, trocknet Fleiſch und Fiſche an der Luft, gärbt Leder, nähet Kleider, webt Neſſeltuch und Hanfleinewand, macht Filzdecken ꝛc.

Das **Pelzwerk** beitzen ſie mit ſaurer Milch, ſchmieren es mit Gehirn vom Vieh ein, und reiben es mit Kreide.

Zu **Schläuchen** befreyen ſie die Häute der Kameele, Pferde oder Ochſen von Haaren, ſpannen ſie über einen Kegel von Stäben, bedecken ſie mit einem Filze, und ſtellen ſie über ein Schmauchfeuer, das in einem Grübchen in der Erde mit faulem Holze oder Kuhfladen ſo lange unterhalten wird, bis das Leder hornähnlich erſcheint, worüber bis acht Tage vergehen. Die großen **Milchſchläuche** — **Sawa** — werden vor dem Räuchern mit Faden von Sehnen und Pferdehaaren genähet, haben ebenfalls eine Kegelform, und faſſen fünf bis ſechs Eymer — **Wiedro** zu acht Maaß — in ſich. Gewöhnlich haben die Schläuche ihren Platz an der rechten Seite des Eingangs; und weil ſie für ſich allein zuſammenfallen, ſo werden ſie an Seilen in die Höhe gezogen. **Kleine Schläuche** — **Turſuk** — dienen zu Hauſe und auf Reiſen als Flaſchen, und werden von der Haut der Pferdeköpfe birnenförmig gemacht. Wo die Haut am Halſe abgelöſet iſt, wird ein Boden von einem andern Stücke der Haut eingeſetzt; das Maul giebt die Mündung und den Hals des Gefäßes, und die daran gebliebenen Ohren ſind die Handhaben. Damit nun dieſe Schläuche die verlangte Form erhalten, ſo füllen ſie dieſelben mit Aſche und Sand,

und

und räuchern ſie alsdann. Auf ähnliche Weiſe verfertigen ſie kleine lederne Eymer zum Melken der Stuten ꝛc.

Dieſe Schläuche ꝛc. weichen nie ganz auf, und ſind leicht und dauerhaft. Wenn man ſich aber auch durch die Vorſtellung, daß ſie meiſtens von den Häuten verreckter Thiere ſind, keinen Ekel erregen laſſen wollte, ſo werden ſie doch vom Schmutze bald ſchwarz, und riechen ſo wie die Milch, Butter ꝛc. in denſelben nach der Verweſung.

Die baſchkiriſche Leinewand wird meiſtens von gemeinen Neſſeln, Urtica dioica L. theils auch von Hanf, aber immer ſehr grob und ſchmahl gewirket. Sie laſſen Neſſeln und Hanf nicht im Waſſer, ſondern im Herbſte und Winter auf Zäune gehangen oder auf den Dächern ausgebreitet röſten, trocknen ſie dann ſtark, und ſondern den Baſt von dem holzigen Stengel durch Stampfen in hölzernen Mörſern ab. Alles Spinnen geſchieht mit Spindeln oder Spillen. Ihre Webertaue ſind vollkommener als bey den orenburgiſchen Tataren. Die Weberkette iſt um einen Stab gewunden, der in der Bank aufgerichtet ſteht. Den Weberbaum tragen zwey zwiſchen dem Fußboden und der Stubendecke eingeklemmte Stäbe; der Kamm von Holzſplittern und die Hebel von Pferdehaaren aber hängen am Stubendache. Zum Niedertreten der letztern ſind kleine Fußbreter an Seilen befeſtigt, oder dieſe Seile haben auch nur eine Schleife, in welche der Fuß geſetzt wird. Sie können alſo nicht ſo wie die tobolskiſchen Tatarinnen mit ihrer Weberey außer den Hütten herumlaufen. Auf gleiche Weiſe weben ſie auch grobes und ſchmahles Tuch, das ſie mit ſelbſt gekochter Seife walken, und bisweilen auch ſelbſt färben. Die leinenen und wollenen

Kleider

Kleider nähen ſie mit Neſſel- oder Hanfzwirn, Pelze und Lederkleider aber mit Sehnen, welche ſie von den Färſen aller großen Haußthiere erhalten. Sie ſchneiden die Sehne einer Spanne lang, trocknen ſie an der Luft, und ſchlagen ſie ſo lange, bis ſie ſich in Faden zertheilt, welche ſie geſchickt und ohne Knoten an einander zu drehen verſtehen.

Die **Filzdecken**, deren ſie zur Bekleidung der Hütten, anſtatt der Betten, zu Regenmänteln, Satteldecken u. ſ. w. viele brauchen, verfertigen ſie auf ruſſiſche Art von Wolle oder Haaren, oder von beyden zugleich. Sie breiten nämlich die aus einander gepflückte Wolle oder Haare eines Daumens dick auf einem Stücke Tuch oder Matte aus, beſprengen ſie mit heißem Waſſer, rollen ſie mit der Matte oder dem Tuche auf, und wiederhohlen das Beſprengen unter fleißigem Rollen und Treten ſo lange, bis ſie ſich recht feſt filzen.

Kleidung u. Nahrungsmittel.

Die **Kleidung der Baſchkiren** iſt der bey den Tſchuwaſchen und kaſaniſchen Tataren gewöhnlichen ſehr ähnlich. Beyde Geſchlechter tragen Hemden — Kalelak — von grobem Neſſeltuch, lange weite Hoſen, Halbſtiefeln — Itäk — oder Pantoffeln — Sank. — Arme hingegen umwinden die Füße mit Lumpen und gehen in Baſtſchuhen. Die Mannsperſonen tragen die ſehr langen und weiten Oberröcke am liebſten von rothem Tuche mit Pelzwerk eingefaßt, und gürten ſie mit einem Gürtel oder Säbelkuppel feſt, daher auch das Unterkleid nicht geſehen wird. Die Winterpelze werden von Schaaffellen, gewöhnlicher aber von Pferdehäuten ſo gemacht, daß die fliegende Mähne längſt dem Rücken ſitzt, welches in windigem Wetter ſehr ſeltſam ausſieht. Der Barth, ein geſchorner Kopf, und ein oft reich geſticktes Kalotchen — **Teberei** — tragen ſie wie die Kaſa-

Kaſaner, nur die Obermitze unterſcheidet ſie von einander. Sie hat bey den Baſchkiren die Geſtalt eines einer Spanne hohen, nicht ſehr ſpitzigen Kegels, iſt von Tuch gemacht, und mit einem den holländiſchen Schifferhüthen ähnlich aufgebogenen, abſtehenden ſchmahlen Pelzgebreme. Auf Reiſen, Jagden ꝛc. tragen ſie große Hoſen — Salbar — daß alle Kleider hinein geſtopft werden können.

Die baſchkiriſche Weibertracht iſt noch weniger als der Männer ihre von der tſchuwaſiſchen verſchieden. Der weſentliche Unterſchied des Kopfputzes iſt, daß der lange mit kleinen Silbermünzen beſetzte Riemen, welcher über den Rücken herunter geht, nicht an der Mitze, ſondern an einer kleinen viereckigen und koniſch erhabenen Platte feſt iſt, die über der Scheitelöffnung der Mitze angeheftet wird. Dieſes alles iſt dicht mit kleinen Silbermünzen oder Platten beſetzt. Bey üblem Wetter tragen verheurathete und unverheurathete Frauenzimmer katariſche Schleyertücher.

So lange das Vieh Milch giebt und Honig im Vorrath iſt, leben die Baſchkiren herrlich und in Freuden, und bedienen ſich keines andern Getränks als der ſauern Milch oder des Meeths. Weil ſie aber nicht gern ein Geſchirr rein machen, ſo kann man ſich von dem Geruche ihrer unerſchöpflichen Milchſchläuche leicht die Vorſtellung machen. Wenn hingegen des Winters ihr Vieh aus Hunger mager, milchleer und entkräftet wird, ſo behelfen ſie ſich mit Käſe — Krut — von eingekochter Buttermilch, mit Butter — Maj — mit an der Luft getrockne- tem Fleiſche und Fiſchen, mit Wildpret und dem bey den Heerden erkrankten oder von Raubthieren wieder abgejagten Viehe, das ſie ſchlachten; allein das meiſte Vieh fällt von ſelbſt um, und wird dadurch

für ſie nach Muhameds Lehre unrein. Die Ackerleute haben im Winter noch überdieß ihre Grütze und Mehlſpeiſen, auch ungeſäuerte auf Kohlen gebackene Fladen. Brod iſt bey ihnen nicht für alle Tage gewöhnlich, und ſie backen es noch itzt nach der Art, wie es die erſten Menſchen ſollen gebacken haben. Ein baſchkiriſches Weib knetet mit ungewaſchenen Fingern einen Fladen mit Waſſer und etwas Salz zuſammen, und ſcharret ihn auf dem Herde des Kamins in heiße Aſche. Darnach wird er im Backofen an einen Nagel gehängt, damit er eine braune Rinde bekommt. Der ſparſame und magere Unterhalt nebſt dem Mangel an friſcher Luft macht die Baſchkiren im Winter matt, blaß, mager und verzagt. Im Frühlinge erhohlen ſie ſich gleich ihren Heerden wieder, werden lebhaft, fleiſchigt, aufgeweckt u. ſ. w. Den Mangel an oben gedachtem Milchtranke erſetzen ſie im Winter und auf Reiſen dadurch, daß ſie die kleinen aus ſaurer Milch gemachten und im Rauche getrockneten Käſe zerreiben und im Waſſer auflöſen, wodurch ſie jenes ſäuerliche Getränke bekommen. Ihre gewöhnlichſte Speiſe iſt eine dünne Fleiſchſuppe, welche ſie mit großen hölzernen Löffeln theils in den Mund, theils in den Barth gießen.

Ordentliche Baſchkiren bleiben bis nach beſtellter Saat in den Dörfern, die übrigen aber eilen mit ihren Jurten in die Steppen. Alle trinken im Frühlinge Birkenwaſſer, welches ſich in den von ihnen ausgetieften Kerben, zum Verderben vieler Bäume, ſammelt, und mittelſt hohler Krautſtengel eingeſogen wird.

Die geſäuerte Milch von Kühen und Schaafen nennen ſie Airen, die von Pferden aber Kumiß. Um Airen zu erhalten, wird die Milch das erſtemahl aufgekocht und mit von ſelbſt ſauer gewordener

 gemiſcht,

gemiſcht, nachher aber nur von Zeit zu Zeit die friſche Milch in den Airenſchlauch dazu gegoſſen und durchgequirlt. Zum Buttermachen nehmen ſie des Morgens die Sahne oder den Rohm ab, und in dieſem Falle iſt der Airen nur Buttermilch. Die Butter ſelbſt machen ſie nicht wie die ruſſiſchen Wirthinnen durch die Scheidung in der Wärme, ſondern durch Quirlen. Wenn Kumiß da iſt, ſo wird der Airen, wovon die Sahne abgenommen iſt, zu Käſe eingekocht. Kumiß wird ebenfalls anfänglich durchs Kochen der Pferde- und Kameelmilch und deren Vermiſchung mit ſaurer Pferdemilch zubereitet, und durchs Hinzugießen friſcher Milch vermehrt und unterhalten. Er behält allemahl ſeine Sahne, weil Pferdemilch keine feſte Butter giebt; und der Kumiß wird durch die Säurung ſo wohlſchmeckend, nahrhaft und ſo geiſtig, daß er nicht nur ganz allein genoſſen zum Unterhalte zureicht, ſondern auch die Baſchkiren geſund, munter, rothbäckig, fleiſchig, und die Unmäßigen beſoffen macht; daher in heißen Sommertagen auch manches Dorf oder Lager keinen nüchternen Mann aufzuweiſen hat. Einige wenige deſtilliren den Kumiß nach der Weiſe der Teleuten, Kalmücken ꝛc. und trinken den abgezogenen Brandwein; andere miſchen den Kumiß des Berauſchens wegen mit ſtarkem Meeth, oder trinken Kumiß und Meeth abgeſondert, eines um das andere.

Geſellſchaftlicher Umgang.

Im geſellſchaftlichen Umgange und der Lebensart ſind die Baſchkiren roher, träger und ſchmutziger, als die kaſaniſchen Tataren, aber eben ſo gaſtfrey, und beſonders im Sommer weit aufgeweckter. Ihr Kumißſchlauch öffnet ſich jedem, und die ſämtlichen Mannsperſonen eines Sommerdorfs gehen von Jurte zu Jurte und leeren unter Geſprächen und Scherzen einen Kumißſchlauch nach dem andern

aus.

aus. Im Winter eſſen ſie Mahlzeitweiſe auf den Ferſen ſitzend. Vor und nach Tiſche beten ſie, welches ſie auch thun, wenn ſie von einem leeren Kumißſchlauche zu einem vollen gehen. Sie ſeigen die Milch nie durch, und wenn zu viel Haare oder andere Unreinigkeiten darinnen ſind, nehmen ſie dieſelben mit den Fingern heraus, oder laſſen ſie auch durch das von Haaren geflochtene ſchwitzige Kalotchen in die Trinkſchaalen laufen. Schaaffüße werfen ſie mit der Wolle ins Feuer, da denn dieſelben zugleich geſengt, gebraten und ganz ſchwarz werden; weil ſie keine Brühe haben, ſo bringt ſie die Wirthin im Arme getragen und theilt ſie aus. Bey ihrem feſtlichen Fünffingergerichte — Biſchbarmak — bedienen ſie ſich nicht nur der eigenen Hände, ſondern einer ſtreicht es dem andern in den Mund, und der ſchlurft es ſo begierig ein, daß man das Verſchlingen der fremden Hand fürchten möchte. War die Portion zu ſtark, ſo ſpuckt er einen Theil davon in ſeine eigene Hand und bringt ihn zum zweytenmahle zum Munde. Sie ſind ſehr ſtarke Eſſer: denn funfzehn Pfund Fleiſch und ein Eymer — acht Maaß — Kumiß dazu iſt bey vielen für eine Mahlzeit nicht viel über die Nothdurft. Beym Eſſen bezeigen ſie ſich überhaupt ſo gierig, daß die Speiſen gleichſam zu verſchwinden ſcheinen. Wenn ja bey einer Bewirthung etwas übrig bleibt, ſo theilen ſich die Gäſte darein und nehmen es mit. Eine vorzügliche Ehre wiederfährt einem Gaſte, wenn der Wirth ſein Leibpferd für denſelben ſatteln läßt.

Um Fuhrwerk bekümmern ſich die Baſchkiren wenig, deſto lieber aber reuten Männer und Weiber, wobey ſie ſehr auf ſchöne Pferde und Reutzeug halten. Die Sättel fürs Frauenzimmer unterſcheiden ſich nur durch größere und ſchönere Satteldeckel. Vor

jeder Jurte ſteht gewöhnlich ein geſattelt Pferd. Von dem beſtändigen Sitzen auf den Ferſen und dem vielen Reuten haben die meiſten Mannsperſonen auswärts ſtehende Knie. Des Nachts liegen ſie auf Filzen in ihren Kleidern, daher es ihnen auch nicht leicht an Ungeziefer fehlt, welches ſich noch ſtärker vermehrt, weil ſie weit weniger als andere Muhamedaner baden. Nach morgenländiſcher Weiſe iſt bey ihnen das unbeſcholtene Alter und der graue Barth in großen Ehren; wenn ſie Fremde zu ihren Feſten einladen, ſo verſprechen ſie ihnen, daß ſie bey ihren Alten ſitzen ſollen, und wenn ſich die Dorfſchaften am Feſte Kurbanbairan wechſelsweiſe mit Weibern und Kindern beſuchen, ſo iſt der Aelteſte, er ſey Wirth oder Gaſt, der vornehmſte.

Heurathen. Viele Baſchkiren haben zwey, wenige aber mehrere Weiber. Der bey ihnen gewöhnliche Brautpreiß beſteht in Vieh, und iſt von 15 bis 200 Stück, in ohngefähr gleicher Anzahl Pferden, Rindern und Schaafen verſchieden. Die Braut bringt einen Theil deſſelben als Morgengabe — Jgat — wieder zurück. Da ſie vorzügliche Freunde von Kumiß und Meeth ſind, ſo halten ſie ihre Hochzeiten im Sommer. Vor der Trauung ſtreiten ſich Weiber und Jungfrauen um die Braut, wobey erſtere gewinnen, und ſie alsdann an einem gewiſſen Orte der Haare berauben, welche Feyerlichkeit ſie Taki Algan nennen. Bey der Trauung ſchenkt der Mula dem Bräutigam einen Pfeil, und ſagt dabey: ſey tapfer und ernähre und vertheidige dein Weib! Zu jeder Hochzeit wird des Biſchbarmaks wegen ein Pferd geſchlachtet. In der erſten Nacht bleiben zwey Männer und eben ſo viel Frauen bey dem neuen Ehepaare; und am folgenden Tage erhalten die Gäſte von

den jungen Leuten kleine Geſchenke an Zwirn, Leinewand, Tüchern, Nadeln ꝛc.

Die Luſtbarkeiten bey Hochzeiten und Religionsfeſten beſtehen außer den Schmauſereyen in Singen, Tanzen, Ringen, Wettreuten, Schießen nach dem Ziel und einem pantomimiſchen Spiel, welches ſie den ſchwarzen Paßgänger — Karai Jurgi — nennen, in welchem ſie Menſchen und Thieren nachahmen. Außer der ruſſiſchen Balalaika ſpielen ſie auf Flöten von hohlen Krautſtengeln, wozu andere den Baß in der tiefen Kehle brummen. Beym Singen haben ſie ſeit den älteſten Zeiten her eine Erfindung, die man an manchen Orten mit Ehren für neu ausgeben könnte. Sie tragen nämlich der Micken wegen eine Art von ſchlechten, den unſrigen faſt ähnlichen Fechern, und ſchreiben ihre Lieder in die Falten derſelben. Die Lieder handeln von berühmten Kämpfern — Bagatür, — irrenden Rittern, Verwandlungen u. ſ. w. und dienen beſonders dazu, die Thaten ihrer berühmten Vorfahren in Andenken zu erhalten, und werden mit vielem Affekt abgeſungen. Wenn endlich der Bräutigam ſeine Braut heim führet, ſo nimmt dieſelbe von Jurte zu Jurte dankend und weinend Abſchied, bey welcher Gelegenheit ſie mit Vieh oder Haußrath beſchenkt wird. In der väterlichen Jurte umarmt ſie den Kumißſchlauch, dankt ihm, daß er ſie ſo lange ernährt hat, und hängt ein kleines Geſchenk an denſelben. Das ganze Lager begleitet hierauf die jungen Leute einige Werſte, und trinkt beym Scheiden den in kleinen Schläuchen mitgenommenen Kumiß aus.

Bey ihren Kindbetten haben ſie die gewöhnlichen muhamedaniſchen Gebräuche; die Kinderzucht aber iſt ſehr nachläßig. Die Kinder gehen unreinlich, und werden zwar zu ihrer Lebensart, aber nicht zur Schule gehalten.

Außer andern Krankheiten ſind vorzüglich die Augenkrankheiten ſehr gewöhnlich, weil das helle Flammenfeuer ihrer Kamine und der häufige Rauch den Augen außerordentlich ſchadet. Bey den Leichen iſt es ſonderbar, daß ſie dieſelben zu Pferde nach ihrer Grabſtätte bringen. Der Todtengräber und der Mula reuten voran, die Leiche hängt auf Brether gebunden zwiſchen zwey Pferden, und leidtragende Freunde folgen alle wohlberitten nach. Wenn das Begräbniß geſchehen iſt, ſo feyern ſie bey der Sterbejurte ein Gedächtniß mit Gebeten des Mula, worauf eine Bewirthung der Freunde folgt.

Religion. Die Baſchkiren ſind von undenklichen Zeiten her Muhamedaner, aber in ihrem Glauben vorzüglich unwiſſend, und beobachten manche heidniſche Gebräuche. Wenn ſie z. B. bey Feſtlichkeiten ein Thier ſchlachten, ſo ſtellen ſie das gekochte Fleiſch der Sonne auf einem Gerüſte unter vielen Verbeugungen, wie die ſchamaniſchen Heiden hin. Sie haben auch einige Teufelsbanner, bey ihnen Schaidam Kurjeszia genannt, welche des Nachts die herumwandelnden Teufel zu ſehen vorgeben, Schüſſe, Säbel- und Stockhiebe nach ihnen thun, ſie zu verfolgen, in Moräſte und Waſſer zu jagen, ſie zu verwunden, auch wohl gar getödtet zu haben vorgeben. Vom Wacholderſtrauche glauben ſie, daß er alle böſe Geiſter aus den Wohnungen entferne, und Zaubereyen verhindere. Sie fürchten Zaubereyen und haben ſelbſt Zauberer — Kaſchmeſch — welche Vergangenes und Zukünftiges zu wiſſen glauben. Die bey ihnen heftigen hiſteriſchen und hypochondriſchen Zufälle, ſo wie auch das Uebelbefinden der Schwangern halten ſie für leibliche Beſitzungen des Satans, den die Mulas durch Formeln aus dem Koran, welche ſie täglich herſagen, und dabey die Kranken auf Rechnung

des

des Satans ſtoßen, ſchlagen, ſchimpfen und anſpucken, auszutreiben bemüht ſind. Wenn ſich ein ſolcher Kranker beſſert, hängen ſie ihm einen Spruch in Leder genäht um den Hals, damit der böſe Feind nicht zurückkehre. Ihr Pflugfeſt — Sabantui — hat bis auf die Gebete des Mula alle Aehnlichkeit mit dem Anga Soaren der Tſcheremiſſen. So wenig ſie auch aus dem Ackerbau machen, ſo erſcheint doch an dieſem Feſte jede Dorfſchaft, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, zu Pferde auf ihren Aeckern, höret ein Gebet des Mula um Fruchtbarkeit der Erde und Gedeihen des Graßes an, und beluſtigt ſich dann mit Trinken, Tanzen, Singen, Wettreuten u. d. gl.

9. Die Meſtſcheräken,

9. Die Meſtſcheräken.

Moſtſcheräken, auch **Metſcherjäken**, ſind ein aus ohngefähr zweytauſend Familien beſtehender Stamm, der theils unter den Baſchkiren, theils unter den ufaiſchen Tataren in der orenburgiſchen Statthalterſchaft wohnen.

Sie gleichen von körperlichem Anſehen am meiſten den ufaiſchen Tataren; ihr ſittlicher Karakter hingegen bringt ſie den Baſchkiren näher, doch ſind ſie weniger roh, nicht ſo unwiſſend, beſſere Muhamedaner und getreuere Unterthanen, wie die Baſchkiren, auch ihre Mundart iſt reiner tatariſch, wie die baſchkiriſche.

Die Meſtſcheräken des weſtlichen oder ufaiſchen Urals wohnen faſt alle in beſtändigen Dörfern. Ihre Viehzucht iſt nicht ſtark, aber dennoch ihr Hauptgewerbe, von welchem ſie nebſt einer guten Bienenzucht vorzüglich leben. Die in der Baſchkirey wohnenden haben ihre ganze Verfaſſung in Abſicht der Winter-

und Sommerdörfer mit den Baſchkiren gemein, mit welchen ſie auch durch einander ziehen und einen freundſchaftlichen Umgang unterhalten, überhaupt aber nicht ſo reich wie jene ſind.

Die Mannsperſonen kleiden ſich völlig, die Weiber aber nur faſt wie die Baſchkiren: denn das meſtſcheräkiſche Frauenzimmer unterſcheidet ſich von dem baſchkiriſchen vorzüglich durch plattere, nach Art der Baſchkirinnen mit Münzen und Korallen bedeckte Hauben, und durch ein breites mit Schildern von Silber oder Blech bedecktes Band, das ſie als einen Orden über eine Achſel tragen.

Glauben, Wohnungen, Speiſen, Geſchäfte, Beluſtigungen, nebſt allem, was zur **Lebensart** gehört, haben ſie theils mit den Baſchkiren, theils mit den ufaiſchen Tataren gemein, nur ſind ſie mit beſſern Schulen und Geiſtlichen verſehen, weniger abergläubiſch, und im Umgange feiner, gefälliger und freundlicher.

10. Die Barabinzen,

10. Die Barabinzen.

Oder barabinziſchen Tataren nennen ſich ſelbſt **Baraminzi**, welchen Nahmen auch ihre vornehmſte und älteſte Woloſt führt; von den Ruſſen, Kirchiſen und andern hingegen werden ſie nach ihrem Lande **Barabinzen** genennet. Das letztere erhält von den Barabinzen ſelbſt den Nahmen **Baraba**, oder auch die barabinziſche Wüſte, und liegt zwiſchen dem **Ob** und **Irtiſch**. Es reicht vom **altaiſchen Gebirge** in Norden über den **Tarafluß** bis an den **Tui** des **Irtiſch** und an das **narimſche Gebiethe** am **Ob**.

Vom Gebirge bis über den Om und an dem Tarafluß iſt die eigentliche Baraba, die nordlichere Gegend wird zum Theil die **abazkiſche** und **tuiſche**

Steppe

Steppe genannt. Ihr ganzes weitläuftiges Gebieth iſt eine niedrige, offene, fruchtbare, theils moraſtige, theils ſeereiche Ebene voller Laub- und Nadelholzbäume. In dieſen Gegenden wohnen die Barabinzen ſeit undenklichen Zeiten.

Da die Barabinzen ſeit langen Zeiten bald dieſem, bald jenem Volke, und nach der Eroberung Sibiriens Rußland unterthan ſeyn mußten, ſo haben ſie ſeit der Zeit keine eigenen Chane, ſondern theilen ſich in ſieben Stämme oder Woloſten, welche 68 Dörfer enthalten, und 1760 bey der Zählung nur 2216 Bogen ſtark angegeben wurden; allein hierunter ſind lange nicht alle Woloſten begriffen.

Im Ganzen genommen iſt das Anſehen der Barabinzen ganz tatariſch, wenn es gleich auch viele mit platten Geſichtern, kleinen länglichten Augen, großen Ohren und ſchwarzen Haaren giebt, welche deswegen kalmückiſche Baſtarde zu ſeyn ſcheinen. Die beſtändig dunſtvolle Sommerluft der Baraba macht Phlegma und blaſſe Geſichtsfarbe allgemein. Hierinnen ſowohl als auch in dem Mangel des Unterrichts und ihrer Dürftigkeit liegt wahrſcheinlich der Grund ihrer merklichen Einfalt und ihrer faſt gefühlloſen Gleichgültigkeit, vermöge welcher ſie ſogar in Liebe und Trunk ſehr mäßig ſind. Ihre eingeſchränkten Wünſche können leicht ohne jemandes Nachtheil befriedigt werden; daher beleidigen ſie keinen Menſchen, noch weniger lügen, ſtehlen oder berauben ſie jemanden. Ihre Sprache iſt eine weniger verdorbene tatariſche Mundart, als die baſchkiriſche, aber nur wenige unter ihnen können ſie leſen und ſchreiben.

In Anſehung der Lebensart haben ſie ungemeine Aehnlichkeit mit den Baſchkiren. So wie die letztern

letztern wohnen ſie in Winterdörfern und Sommerjurten, treiben als Hauptgewerbe die Viehzucht, und als Nebenſache den Ackerbau. Mit der Jagd beſchäftigen ſie ſich wenig, deſto häufiger aber mit der Fiſcherey.

Die Hütten der Winterdörfer unterſcheiden ſich von den baſchkiriſchen durch ein kleines Vorhauß und eine Oeffnung im Dache, welche nicht ſowohl des Lichts und der Ausdünſtung, ſondern vielmehr des Schnees wegen angebracht iſt, der ihre Hütten bisweilen begräbt, da ſie denn zum Dache hinaus ſteigen und die Thüre frey machen. Mehrentheils iſt in jeder Stube ein in die Erde gegrabener hölzerner Mörſer, deſſen hammerähnlicher Stempel mit einem langen Stiele verſehen iſt, der über den Klotz reicht, und durch das Auftreten den Stempel erhebt. Aehnliche Mörſer haben auch die tſchulymſchen und andere Tataren.

Die Sommerjurten beſtehen aus einem Gerippe von Stäben, welche in die Erde geſteckt ſind, und oben gewölbartig wie ein Bienenkorb zuſammengebogen werden. Eine dergleichen Jurte, deren Gerippe bey Veränderung des Aufenthalts ſtehen bleibt, hält bis fünf Klaftern im Durchmeſſer, und wird mit Matten von parallel gelegten Schilfhalmen bekleidet. Der Haußrath und die ganze Einrichtung iſt wie bey den Baſchkiren, nur noch weit armſeliger.

Die Dörfer haben Aelteſten und jede Woloſt einen erwählten, vom Woywoden in Tara beſtätigten Jauda oder kleinen Fürſten, einen Tributſammler, und einen Jeſaaul. Die Vorſteher haben keine Beſoldung, genießen aber Ehre und Folgſamkeit; daher die Zwiſte dieſes Volks nicht leicht für die Woywoden-Gerichte kommen. Sie geben außer dem gewöhnlichen Jaſſak auch noch den ehemahligen kalmückiſchen

ckiſchen Tribut, der in Elendshäuten, Ottern, Füchſen, Grauwerk und anderm Pelzwerk beſteht, aber auch in Geld entrichtet werden kann. Der ehemahlige an die Soongaren entrichtete und noch itzt gewöhnliche Alman beträgt von den ſieben Woloſten jährlich nur 300 Rubel, und der eigentliche Jaſſak noch nicht viermahl ſo viel; daher ſie auch ihre Abgaben auf keine Weiſe empfinden.

Die Mannsperſonen ſcheeren den Kopf nicht und nähren kleine Bärthe. Ueber einem Kalotchen tragen ſie eine tiefe Mütze mit einem ausgeſtopften vorn und hinten getheilten Gebreme. Der ganze übrige Anzug iſt tatariſch; nur beſetzen ſie das Oberkleid knopflöcherähnlich mit kleinen Schleifen, ob ſie ſchon keine Knöpfe tragen. Außer dem Tabacksgeräthe hängt des Sommers ein an einem Stiele befeſtigter ſtarker Büſchel von Pferdehaaren am Gurte, der faſt wie ein türkiſcher Roßſchweif ausſieht, und womit ſie ſich die häufigen Mücken verjagen.

Die Weiber tragen die Haare in zwey, die Jungfrauen in mehrere mit Bänderwerk geſchmückte Zöpfe geflochten, und bedecken den Kopf mit flachen Bremmitzen. In einigen Woloſten ſind auch Hauben mit Glaßkorallen, ſo wie bey den Baſchkiren, und bey allen alltäglich Schleyertücher im Gebrauch. Im Sommer gehen ſie meiſtens in bunt ausgenähten groben Neſſeltuchhemden, die ſich von denen bey den Tſcheremiſſen ꝛc. gewöhnlichen durch eine Reihe Knopflöcher und kleine Knöpfe unterſcheiden. An Feſttagen erſcheinen ſie in langen hemdenähnlichen baumwollenen und andern Zeugkleidern, worüber ſie ein etwas kürzeres bebremtes und vorn mit Knöpfen geziertes Oberkleid tragen. Ueberhaupt betrachtet iſt ihr ganzer Putz gegen den baſchkiriſchen nur armſelig.

Die Barabinzen halten nur Pferde und Hornvieh, aber keine, oder doch nur ſehr wenig Schaafe, weil die Weide für dieſelben zu naß iſt. Ohngeachtet im Vieh ihr ganzes Vermögen beſteht, ſo hat doch mancher kein Stück, und Mittelleute nur fünf bis zwanzig Pferde, nebſt halb ſo vielen Rindern; daher ein Mann von 70 Pferden bey ihnen des Reichthums wegen berühmt iſt. Der Verfall ihrer Heerden ſchreibt ſich noch von den ehemahligen Räubereyen der Kirchiſen her; allein ihre Heerden würden ſich längſt erhohlet haben, wenn nicht die am Tokol, Irtiſch und Ob gewöhnliche Luftſeuche, welche ſie Gudurma, die Ruſſen aber Jaſſua nennen, und ſie nicht zu heilen verſtehen, oft ſo ſchreckliche Verwüſtungen unter denſelben anrichtete. Im Jahre 1763 gieng faſt der ganze Viehſtand drauf. Pferde und Hornvieh ſind übrigens wie das baſchkiriſche oder ruſſiſche ſehr hart, geht den ganzen Winter drauſſen herum; und da ſie nur wenig Vieh haben, ſo reichen ſie ihm bey hohem Schnee im Winter etwas Heu. Ihr Ackerbau iſt noch geringer als der baſchkiriſche, und folglich der Gebrauch der Grütze und Mehlſpeiſen noch weit ſeltener. Ein Barabinze baut nicht leicht fünf Morgen an, welche er nur mit Gerſte und Hafer nebſt etwas wenigem Hanf beſäet. Die Barabinzen ſind ſehr ſchlechte Bogenſchützen, deswegen ſie auch das Wild entweder fangen, oder mit ihren Hunden hetzen. Dieſe ſind unausgeartete Windſpiele, mehr ſtark als groß, und werden von ihnen ſo hoch geſchätzt, daß ſie keinen guten Hund für ein Pferd vertauſchen. Alle Barabinzen fiſchen und trocknen den übrigen Vorrath für den Winter ohne Salz an der Luft.

Das weibliche Geſchlecht beſchäftigt ſich völlig wie das baſchkiriſche; da es weniger mit dem Mel-

ken und andern viehwirthſchaftlichen Verrichtungen zu thun hat, ſo gerbt es die Bäuche der Taucher und anderer Waſſervögel mit Erhaltung der Federn, welche die Barabinzen zu Pelzen, Mützen ꝛc. an einander genäht verkaufen. Dergleichen Federpelze halten ſehr warm, laſſen nicht die geringſte Näſſe durch, und ſind ſtärker und dauerhafter, als man es erwarten ſollte.

Zur Speiſe dient den Barabinzen nicht nur alles, was den Muhamedanern erlaubt iſt, ſondern auch, weil ſie es vom Heidenthume her gewohnt ſind, im Nothfall umgefallen Vieh und Raubthiere. So wenig Vieh ſie auch beſitzen, ſo bereiten ſie doch Butter, Käſe und Kumiß, welchen letztern ſie mit Waſſer zu verlängern ſuchen. Den Käſe trocknen ſie über Feuer, daher er krümlich und ungeformt iſt. Da der Kumißſchlauch zwar den Durſt löſcht, aber nicht ſo wie der baſchkiriſche den Hunger ſtillt, ſo behelfen ſie ſich des Sommers mit wildem Geflügel, Fiſchen, Lilien, Zwiebelgewächſen, Glockenblumenwurzeln, Sauerampfer, Angelike, Bärenklauſtengel, Baldrian, Vogelkirſchen, Blaumooß nebſt andern wilden Beeren und Wurzeln. Im Winter halten ſie ſich vorzüglich an getrocknete Fiſche, Wildpret und Grützwerk; aus Brod machen ſie ſich wenig, haben auch nicht Getraide genug. Ein barabinziſches Gericht, Aſtigai genannt, iſt faſt eingekochte ſüße Pferde- und Kuhmilch, welche von dem eiſernen Keſſel eine röthliche Farbe annimmt, und ſich zum Winter aufbewahren läßt. Das gewöhnliche Getränke iſt Waſſer und Fiſchbrühe; aber berauſchende Getränke müſſen ſie von den Ruſſen hohlen; daher Räuſche ſelten vorfallen. Alle Barabinzen, ohne Ausnahme des Geſchlechts und Alters, rauchen häufig und gern Taback — Tamak; — ſie bedienen ſich

ſowohl

ſowohl des ſineſiſchen Schar, als auch des gemeinen oder hier ſogenannten tſcherkaſſiſchen Tabacks. Sie vermiſchen beyde Arten mit einander, damit er weiter reiche, und, wie ſie ſagen, auch beſſer ſchmecke, noch oben drein mit einer gleichen Menge fein geſchabtem geſundem Birkenholz, und rauchen dieſes Gemiſch aus ganz kleinen metallenen ſineſiſchen Pfeifen.

Die Gebräuche der Barabinzen im geſellſchaftlichen Umgange, beym Speiſen, Heurathen, Begräbniſſen, Feſten ꝛc. ſind den baſchkiriſchen ganz ähnlich, nur ſind ſie in ihren Beluſtigungen und überhaupt mehr eingezogen. Sehr wenig Barabinzen haben mehr als eine Frau, welche ſie gut halten, und für Kleider, baar Geld oder Vieh, nach Gelde gerechnet, um 5 bis 50 Rubeln kaufen; und mancher in gutem Ruf ſtehende junge Mann bekömmt eine geſunde tüchtige Jungfer für 2 bis 3 Rubel. Viele dienen dem Schwiegervater den Brautpreiß bey Fiſchereyen, Jagd- und Ackerbaubeſchäftigungen ab. Diejenigen, welche ſie für baar Geld kaufen, leihen es von den unter ihnen wohnenden wohlhabenden ruſſiſchen Koloniſten, denen ſie es ehrlich wieder bezahlen; denn der Barabinze verpflichtet ſich gemeiniglich, dem ruſſiſchen Bauer ein beſtimmtes Stück Feld abzuerndten, und findet ſich dazu zur beſten Zeit mit Weib und Kind zur Erfüllung ſeiner Abrede ein.

Im Jahr 1748 waren die meiſten Barabinzen noch ſchamaniſche Heiden, und übten, wie die im zweyten Bande beſchriebenen Völker, den ſchamaniſchen Götzendienſt aus. Ohngeachtet ihr Uebergang zur muhamedaniſchen Lehre, der durch die in der Baraba heimlich herum reiſenden Mulas der benachbarten Tataren bewirkt ward, nach und nach geſetzwidrig worden iſt, ſo giebts doch itzt keine unbeſchnittenen

Bara-

Barabinzen mehr, und ſie haben auch einige wenige Prieſter und Medſcheden. Das ganze Volk iſt ungemein unwiſſend und bey weitem nicht von ſeinem vorigen Aberglauben frey. Sie haben noch Zauberer und Wahrſager; viele geben den Leichen Geräthe und Speiſen mit ins Grab; nur wenige ihrer Prieſter endlich können leſen, und noch wenigere verſtehen die arabiſche Sprache.

11. Kirchiſen.

Die kirchiſiſchen Horden, welche auch unter dem Nahmen der Kaſakenhorde auf eine nachtheilige Art ſich bekannt gemacht haben, nennen ſich ſelbſt Sara Kaiſaki und auch Kirgiſi. Nach ihren eigenen Ueberlieferungen ſind ſie Nachkommen des krimmiſchen Chans Kundugur, folglich urſprünglich Nogajer. Ihre Väter begaben ſich nach dieſen Ueberlieferungen, mißvergnügt über ihre Stiefbrüder, aus den väterlichen Wohnſitzen in die offene Steppe, wo ſie durch Läuflinge bis auf 40 anwuchſen, und durch Räubereyen an Vieh und Weibern ihrem Vaterlande unter dem Nahmen der vierzig Burſche — Kirk Kirſak — ſchreckbar wurden; ſie blieben bey der herumſchweifenden Lebensart, und wurden nach und nach durch Zulauf immer zahlreicher. Abulgaſi hingegen hält ſie für Abkömmlinge der älteſten Mongolen, und beſonders für Nachkommen des Kirgis, des Enkels des Chans Ogus, welche ihre Wohnſitze in der Nähe der ſineſiſchen Mauer gehabt haben ſollen, woraus ſie bey den nachherigen Verpflanzungen der mongoliſchen und tatariſchen Völker in weſtlichere Gegenden gekommen ſind. Ueberhaupt wußte man von den Kirchiſen vor der Eroberung Sibiriens durch ruſſiſche Waffen nicht das Geringſte. Zur Zeit dieſer Eroberung zogen ſie am obern Jeniſei um den

11. Kirchiſen.

Jjuß Abakan und weiter in Süden und Oſten herum. 1606 wurden ſie zugleich mit den Barabinzen ruſſiſche Unterthanen, und haben ſich ſeit der Zeit durch ihre Empörungen und Treuloſigkeiten als ein rohes, ungebundenes und räuberiſch geſinntes Steppenvolk bekannt gemacht. 1632 erwählten einige Kirchiſen mit den Türkoſtanern einen gemeinſchaftlichen Chan, und bekamen ſelbſt den Nahmen Türkoſtaner; 1636 hielten ſie es mit den Soongaren; 1643 mit den Kalmücken ꝛc. Durch alle dieſe Veränderungen nun kamen ſie vom Jeniſei an den Ob und überhaupt immer weiter in Weſten und Südweſten.

Das zahlreiche Volk der Kirchiſen lebt in einer weit uneingeſchränktern Freyheit, als die Kalmücken, welche ſo viele kleine Deſpoten unter ſich erkennen. Ein jeder Kirchiſe lebt wie ein freyer Herr; und deswegen ſind die Kirchiſen als Feinde weniger gefährlich. Doch hat ein jeder Stamm oder Aimak ſein Oberhaupt, dem die ganze Verwandtſchaft einen freywilligen Gehorſam leiſtet; und diejenigen, welche den ſtärkſten Anhang haben, nehmen den Titel von Chanen und Sultanen an.

Hordeneintheilung der Kirchiſen.

Der ganze Haufen Kirchiſen hat ſich ſeit undenklichen Zeiten aus unbekannten Urſachen in drey Horden oder Haufen eingetheilt, welche die große, Mittel- und kleine Horde genennet werden.

Große Horde.

Die große Horde hält ſich mit den Buruttén zuſammen, mit welchen ſie auch für ein Volk und zwar für das Stammvolk der Mittel und kleinen Horde gehalten wird. Sie zog vorzüglich in Süden und ſetzte ſich im alatauiſchen Gebirge, einem nordlich ſtreichenden Arme des indianiſchen Gebirges, wovon ſie auch den Nahmen der alatauiſchen Kirchiſen führen. Noch itzt nomadiſirt ſie jenſeits

Taſch-

Taſchkent, am obern Syrtfluß um Türkoſtan und der dortigen Gegend.

Dieſe Horde kann bis 30,000 Mann ſtark aufſitzen, von welchen ohngefähr der dritte Theil zum Kriege taugen möchte. Ihre Beſchäftigungen hat ſie mit den andern Horden gemein, und lebt ungemein ſicher in ihren unzugänglichen Gebirgen.

Die Mittelhorde war zu Anfange dieſes Jahrhunderts den Soongaren unterworfen, mußte aber auch wie die Soongaren Sibirien völlig räumen, und nahm daher ihre heutigen Wohnſitze in Weſten am Uralfluſſe, in Norden am Ui und in der neuen ſibiriſchen oder iſchimſchen Linie vom Tobol bis zum Irtiſch, in Oſten am Saraſufluſſe, in Südoſten und Süden am Syr Darja, der Aral- und kaſpiſchen See. Dieſe ungeheuern Wüſten, wovon die kleine Horde, die überhaupt mit der Mittelhorde gleiche Schickſale hatte, den weſtlichen und ſüdweſtlichen, die Mittelhorde aber den öſtlichen und nordlichen Theil beſitzt, beſtehen dem größten Theile nach aus offenen trockenen Flächen, mit großen ſand- und ſalzigen Gefilden, wenig fruchtbaren Gegenden und noch wenigern Waldungen. Sie hat Mangel an gutem Waſſer: denn die vielen Seen ſind meiſtentheils bald mehr, bald weniger ſalzig, und nur ſelten hat eine ſüßes Waſſer.

Mittelhorde.

Kleine Horde.

Man ſchätzt jede Horde auf 30,000 Kibitken oder Familien, welche auch wohl ſo viel ſtreitbare Männer aufſitzen laſſen können. Seit dem Jahre 1731 ſind ſie Schutzverwandte und Vaſallen von Rußland, aber nicht ſteuerbare und den Landesgeſetzen unterworfene ruſſiſche Unterthanen. In den Verträgen werden ſie kirgiskaſakiſches Kriegsvolk genannt. Sie ſind, ſo wie einige oben beſchriebene caucaſiſche Völker, nur verbunden,

 Freunde

Freunde der Freunde, und auch Feinde der Feinde des ruſſiſchen Reichs zu ſeyn. Zur Sicherheit ihrer Verſprechungen geben ſie einige Prinzen oder Vornehme als Geißeln — Amanati — welche von Rußland in Orenburg vertragsmäßig unterhalten und verpflegt werden. Jede Geißel bekommt täglich 15 Kopeken, oder gegen 5 Gr., und eben ſo viel der Aufwärter, wovon ſie ſehr gut leben, weil ſie faſt allein Schaaffleiſch eſſen, welches ihnen die Horde liefert.

Wenn der über die kleine Horde herrſchende Chan, dem der Regent der Mittelhorde unterworfen iſt, aber nicht den Titel eines Chans führt, mit Genehmigung des ruſſiſchen Statthalters nach Orenburg kommt, ſo werden ihm, als einem regierenden Herrn, zu Ehren Kanonen gelöſet, Fahnen geſchwenkt, Ehrenwachen gegeben ꝛc. Die meiſten Großen erhalten von Rußland jährlich einige Geſchenke, die mit einer Beſoldung viel Aehnlichkeit haben, und in Gelde, Zeugen, Mehl, Grützwerk ꝛc. beſtehen. Der Chan ſelbſt bekommt an Gelde 600 Rubel und bis 20 Kameelladungen Lebensmittel; einige Vornehme bis 300 Rubel, und die geringſten Aelteſten 20 Rubel. Wenn der Chan mit dem ruſſiſchen Statthalter etwas abzumachen hat, ſo ſchickt er einige oder mehrere Aelteſten — Starſchinen — mit Beglaubigungsſchreiben, welche darauf alles mündlich vortragen, und jeder Legate bekommt ein rothes Kleid zum Geſchenk. Der Statthalter beſchickt darauf den Chan durch Kanzleybediente, welche bisweilen auch Geſchenke an Pferden bekommen, aber ohne Verhältniß von geringerm Werthe ſind. Beyde Horden haben zur Ermunterung im Handel den Zoll frey; auch werden ihre Kranken, wenn ſie es verlangen, durch orenburgiſche Aerzte unentgeld-

lich

ſich geheilt, welcher menſchenfreundlichen Verfügung die Kirchiſen ſich aber überaus ſparſam bedienen. Ohngeachtet der Traktaten, Schwüre, Geißeln und Ueberhäufungen mit Gnade, folgt doch dieſes rohe, ungebundene Volk bey aller Gelegenheit ſeiner Raubſucht; daher die ganze Gränze, welche zum Theil der Uralfluß macht, überall mit einer Linie von Feſtungen und Schanzen zu ihrer Züchtigung beſetzt iſt.

Der über ſie herrſchende, von ruſſiſcher Seite ernannte und beſoldete Chan hat unter dieſen freyen Leuten wenig Gewalt und nur ſo viel Anſehen und Anhang, als er ſich durch ſeinen Reichthum und Geſchenke zu erwerben weiß. Auch er iſt es nicht, welcher die Rechtshändel unter ihnen ſchlichten darf, ſondern die Aelteſten und Häupter der Stämme, welche ſich jährlich dreymahl verſammeln. Durch die letztern allein, welche zum Theil Verwandte oder vertraute Freunde des Chans ſind, erhält er Anſehen und Folgſamkeit.

Der Adel der Kirchiſen iſt ſehr zahlreich. Die oberſte Klaſſe beſteht aus Saltanen; die mittlere nennen ſie Bü, und die unterſte Chodſcha. Die letztern ſind nicht, wie bey den Türkoſtanern und andern, Abkömmlinge Muhameds, ſondern blos Leute guter Abkunft; die Bü müſſen Kämpfer, und die Saltane oder Prinzen Befehlshaber zu Ahnen haben. Die Frauen werden als erkaufte Waare in den Stammbäumen gar nicht in Anſchlag gebracht.

Die verſchiedenen Stämme nicht nur, ſondern auch die Geſchlechter, Aimaken, halten ſich ſorgfältig zuſammen, und erwählen ihre Aelteſten aus dem angeſehenſten und reichſten Adel; allein die Befehle derſelben werden eben ſo, wie die Befehle des Chans, nur alsdann befolgt, wenn der Kirchiſe ſeine

Rechnung dabey findet. Ihre Obern erhalten von ihnen nicht die geringſte Beſoldung.

Wenn die Kirchiſen ſtark auf Partheyen ausgehen wollen, oder wirklich mit Krieg bedrohet werden, ſo halten ſie große Verſammlungen, pflegen auf demokratiſch Rath, und wählen jemand von den Aelteſten oder Häuptern zum Anführer. Bey einem ſolchen allgemein beſchloſſenen und vom Volke genehmigten Kriege verſammeln ſich alle wehrhafte Männer, den Baſchkiren gleich, an beſtimmten Orten, jeder mit zwey oder mehr Pferden und bewaffnet. Dieſe Haufen vereinigen ſich alsdann und treten den Zug an. Da ſich jeder ſelbſt verpflegt, bedürfen ſie weder Kaſſen noch Magazine, und ihre Menge verwüſtet alles. Was ſie von den angetroffenen Heerden nicht aufzehren, und von den Mannsperſonen der Feinde nicht niedergemacht worden iſt, das treiben ſie, ſo wie Weiber und Kinder, in die Gefangenſchaft. Wenn ſie des Heereszuges müde ſind, ſo kehren ſie von ſelbſt nach und nach in ihre Wohnungen zurück, und das Heer wird täglich kleiner. Treffen ſie ſtehende Feinde an, ſo richten ſie nie etwas aus, denn ſie ſind nur ſchlechte Bogenſchützen, und ihre Feuergewehre haben keine Schlöſſer. Sie werden nach der alten Art mit Lunden abgebrannt. Die Kirchiſen können auch nicht aus freyer Hand ſchüßen, ſondern ſteigen von den Pferden ab, legen ſich auf die Erde, und ſtützen den Flintenlauf auf eine an demſelben befeſtigte Gabel, welches alles abzuwarten die Feinde nicht immer Gedult genug haben. Wenn ſie nichts ausrichten, oder gar geſchlagen werden, ſo eilt ein jeder auf dem nächſten Wege nach ſeiner Uluſt zurück. Allein Feinde von gleichen Fehlern in der Kriegskunſt überwinden ſie gewöhnlich.

Die

Die Geſetze der Kirchiſen gründen ſich theils auf den Koran, theils auf hergebrachte Weiſe, und in beſondern Fällen auf natürliche Billigkeit.

Wer einen Mann erſchlägt, iſt der Verfolgung der Verwandten deſſelben zwey Jahre ausgeſetzt, in welcher Zeit ſie ihn ohngeſtraft ermorden können. Rettet ſich der Mörder, ſo muß er den Verwandten 100 Pferde, einen Sclaven und zwey Kameele geben; fünf Schaafe gelten bey dieſer Rechnung für ein Pferd.

Die Ermordung eines Kindes, eines Sclaven, einer Frau, nebſt der Mißhandlung derſelben, worauf eine unzeitige Niederkunft erfolgt, zieht die halbe Strafe nach ſich. In allen Fällen aber unterhandeln die Freunde, wobey die Beleidigten mehr oder weniger nachlaſſen.

Die Zerſtümmelung eines Menſchen wird als ein halber Mord angeſehen; ein Daumen koſtet 100, der kleine Finger 20, und die übrigen von 30 bis zu 60 Schaafen. Der Verluſt der Ohren iſt bey ihnen ſo etwas abſcheuliches, daß ein Menſch ohne Ohren, wie unſchuldig er ſie auch verlohren haben mag, gar nicht geduldet wird. Wer im Zorn ſeinen Gegner am Barthe oder an den Zeugungsgliedern beyder Geſchlechter ergreift, wird nach der Willkühr des Richters ſehr hart beſtraft. Diebereyen müſſen neunfach erſetzt werden; keiner darf in ſeiner Sache ſelbſt ſchwören, und wenn es der Bruder oder Freund nicht thun will, ſo wird der Beklagte für ſchuldig erklärt.

Die Kirchiſen haben völlig das vortheilhafte freye Anſehen der kaſaniſchen Tataren. Ihre kleinern Augen, die vielleicht nur in der mehrern Zuſammenziehung der Augenlieder, wegen der falben Steppen

und des blendenden Schnees, ihren Grund haben mögen, ſind lebhaft, aber nicht drohend. Sie ſind von gutem natürlichen Verſtande, Freunde von Abendtheuern, ſtolz, gemächlich, freundlich, wollüſtig, und mithin nicht blutdürſtig. Ihre Räubereyen, ihre Härte und ihre Unbilligkeiten ſind mehr eine Folge der rohen, ungebundenen Lebensart, übel verſtandener Wiedervergeltung und falſcher Begriffe von Ehre und Muth, als einer natürlichen Anlage, daher ſie ſich auch durch den zunehmenden Handel mit Rußland in ihren Sitten merklich beſſern. Ja das kirchiſiſche Frauenzimmer hat ſogar das Lob der Wirthlichkeit, der Gutmüthigkeit und des Mitleidens gegen Sclaven, deren Flucht es öfters nicht ohne eigene Gefahr erleichtert.

Die **Wohnungen** der Kirchiſen ſind bewegliche Filzzelte und den baſchkiriſchen ganz gleich, nur größer und reinlicher. Vornehme und wohlhabende Kirchiſen bekleiden ſie mit weißen Filzen, und haben beſondere Jurten für Weiber, Kinder, Küche, Vorräthe und krankes Vieh. Der Feuerplatz iſt in der Mitte der Jurte unter der offenen Dachſpitze, um denſelben herum liegen Filze oder perſiſche Teppiche, und bisweilen auch Polſter. Die innere Seite der Jurte iſt bey reichen Leuten mit bunten, oft ſeidenen Zeugen bekleidet. Umher ſtehen Schläuche und Käſtchen; an den Wänden aber hängen Waffen, Reutzeug und die beſten Kleider.

Der **Hausrath** iſt völlig dem baſchkiriſchen gleich. Auf metallene Gefäße halten ſie nichts; aber recht große Schüſſeln von Birkenmaſer ſind ihnen ſo lieb, daß ſie für eine anſehnliche Schüſſel wohl ein Pferd hingeben.

Die **Läger** der Kirchiſen ſind zahlreich an Jurten, aber ſehr weitläuftig. Um das Hoflager des

Chans

Chans ſtehen gegen 1000 Zelte oder Jurten; hingegen trifft man bisweilen auf 50 bis 100 Werſten auch nicht eine einzige Jurte an. Der Weide wegen verändern ſie ſowohl im Winter als im Sommer die Lagerplätze, worüber die Aimaken, um ſich nicht zu nahe zu kommen, unter einander Abrede nehmen. Weil ihre Feuerung aus Mangel an Holz meiſtens nur im Viehabfall beſteht, ſo ſind ihre Zelte im Winter ſehr kalt.

Die Kleidung der Kirchiſen iſt ganz morgenländiſch, gewöhnlich aber beſſer, als bey andern Tataren, und man ſieht ſie im Sommer dreyerley Arten von kurzen Oberkleidern aus Fellen tragen. Die gemeinſte Tracht der Sclaven und Aermern iſt aus Sommerhäuten der Antelopen oder Steppenziegen mit auswärts gekehrten Haaren verfertigt, und ein ſolcher Rock heißt Jirgak. Die Thierfelle überhaupt gerben ſie wie die Kalmücken mit ſaurer Milch. Etwas Vornehmere tragen gewöhnlich Röcke aus Fellen ungebohrner Füllen von verſchiedener Farbe, dergeſtalt zuſammengenäht, daß mitten auf dem Rücken und auf beyden Schultern die Mähnen als Zierart in die Naht geſetzt ſind. Endlich bekleiden ſich auch einige im Sommer mit Kleidern aus ſehr gut und ohne Haare gegerbten Ziegenfellen, welche Kabſhan genannt und auch von den jaikiſchen Kaſaken, weil ſie weich und auch im Regen dauerhaft ſind, viel zur Kleidung gebraucht werden. Die männliche Kleidung der Kirchiſen beſteht außer dem Oberkleide gemeiniglich in baumwollenen Unterkleidern und Hemden von blauer Leinewand oder Kitaika, die von oben bis unten wie ein Schlafrock offen ſind, und mit den Unterkleidern zuſammengeſchlagen und um den Leib feſt gebunden werden. Ueber das Oberkleid aber gürten ſie ſich mit einem Riemen, woran gemeiniglich

eine Pulverflaſche, ein Beutel mit Kugeln, Tabacksgeräthe, Meſſer u. ſ. w. hängen; und vielen dient das Säbelkuppel anſtatt des Gürtels. Ihre Sommermitzen ſind theils von Filz, oft mit Zeugen überzogen, bunt ausgenäht, und mit Sammet gefüttert, oben koniſch mit zwey breiten niederhängenden Klappen, wovon ſie die eine aufzuſchlagen pflegen. Wintermitzen ſind mit Pelz gefüttert, und haben vorne und hinten runde, auf den Seiten aber ſpitzige niederhängende Klappen. Ueberdieß tragen ſie ſonſt noch auf tatariſche Art eine ſchwere bunt genähte Kalotte auf dem kahlgeſchornen Kopfe; hingegen Zwickel- und Spitzbärthe laſſen ſie ſtehen. Die Hoſen der Kirchiſen ſind ſehr weit. Die Stiefeln, welche die Reichen unter ihnen tragen, werden von den Bucharen verfertigt, und ziemlich theuer verkauft. Sie ſind von kernigter Eſelshaut ſehr ungeſchickt und nach einem ſonderbaren Muſter mit langen ſpitzigen Abſätzen und Schnauzen gemacht, an den Sohlen mit Zwecken beſchlagen, oder gar mit Eiſen eingefaßt, und die Nähte oft mit Golde benähet, aber überhaupt ſo unbequem, daß gewiß kein Europäer einen Schritt, ohne zu ſtraucheln, damit thun könnte. Allein die Kirchiſen treten wenig auf ihre Beine, ſondern ſitzen beſtändig zu Pferde, deswegen man auch unter ihnen nicht einen ſieht, der gut zu Fuße wäre und nicht krumme Beine hätte. Die Männer ſind immer ſehr dick angezogen, damit ſie beym Stürzen mit Pferden nicht leicht Schaden nehmen.

Mit ihren Pferden machen ſie faſt ſo vielen Staat wie mit ſich ſelbſt. Die beſten Pferde ſchmücken ſie mit ſchönen Satteln, Decken und Zäumen, und ſitzen gewöhnlich bewaffnet, nie aber ohne eine kurze daumensdicke geflochtene Karbatſche zu Pferde. Auf der Jagd tragen ſie vorzüglich die großen bis unter

die Arme reichenden langen Hoſen — Schalwar — in welche ſie die Röcke ſtopfen; daher ſie ſelbſt wandelnde Hoſen zu ſeyn ſcheinen.

Die gemeine Tracht der kirchiſiſchen Weiber beſteht in einem blauen Hemde, das vorne zu iſt, und worüber ſie zu Hauſe nichts anders anziehen; ferner aus langen Beinkleidern, Binden zum Umwickeln der Füße, platten Socken und weißen oder bunten baumwollenen Tüchern, womit ſie den Kopf vermummen. Dieſe machen den beſtändigen Kopfputz aus, welcher **Dſchaulok** genannt wird. Ueberhaupt gleichen ſie in ihrer Kleidung den Kaſanerinnen, den Tſcheremiſſinnen und Baſchkirinnen. Zuerſt legen ſie ein zwey bis drey Ellen langes Zipfeltuch über den Kopf, um welchen ſie die Haare in zwey Flechten wickeln. Die Zipfel des Tuchs kreuzen ſie unterm Kinn und legen ſie wieder über den Kopf, wodurch der Hals vorne und hinten von der herabhängenden Ecke des Tuchs bedeckt wird. Darauf wird noch ein vier bis fünf Ellen langer, in der Mitte faſt zwey Hände breiter gefaltener Streifen von eben dem Zeuge wie das Tuch alſo um den Scheitel des Kopfs gewunden, daß faſt ein zilinderiſcher Turban dadurch gebildet wird. Bey Feyerlichkeiten beſteht dieſer Kopfputz aus feinerm und hellgeſtreifterm Zeuge. Ueber das blaue Hemde ziehen ſie alsdann noch ein anderes Hemde von ſeidenen und wohl gar reichen, aber mit unächten Blumen gezierten buchariſchen Zeugen an, legen eine Scherpe von eben dem Zeuge wie der Kopfputz um den Leib, und ziehen über alles das noch einen weiten buchariſchen Schlafrock an. Um auch die Brüſte recht ſorgfältig zu bedecken, pflegen ſie ein buntes oder ausgenähtes Tuch, das den ganzen Oberleib bedeckt, über die Bruſt unter das Oberhemde auszubreiten.

Sie

Sie haben noch einen andern Schmuck, welcher Dſchadſchbau genannt wird, und in einem vielfachen Schweiſe beſteht, der am Hinterkopfe unter dem Dſchaulok angeheftet wird. Daran iſt erſtlich eine mehr als drey Ellen lange Schleppe von bunt geſticktem Zeuge, welche wie ein Wimpel ſchmahl ausläuft, und dergleichen die Bucharen ganz fertige mitbringen. Dieſe wird unter der Leibbinde durchgeſteckt. Darüber hängt bis in die Kniebeuge ein doppelter daumensdicker, mit Sammet überzogener Zopf, der am Ende mit großen Quaſten von ſchwarzer Seide verzieret wird, und bey den Weibern getheilt iſt, und über die Schultern nach vorne geworfen, von Mädchen aber zuſammengeheftet auf dem Rücken getragen wird. Um dieſen Zopf hängt noch bis in die Kniebeuge ein Schnurwerk mit allerley bunten Quaſten, Korallen, Fingerhüten und anderm Klimperwerk herunter. Dabey ſetzen ſie wohl auch unter dem Dſchaulok noch eine Haube auf, welche am Geſicht herum mit allerley Silberblechen oder kleinen Münzen beſetzt und behängt iſt.

In Speiſen und Getränken haben ſie die Vorſchriften der Muhamedaner. Ihre allgemeinſte Winterſpeiſe iſt Schaaffleiſch, und die faſt einzige Sommernahrung Kumiß. Alle andere Speiſen, Fleiſcharten, wildes Wurzelwerk, das ſie mit den Barabinzen gemein haben, Mehl- und Milchgerichte ſind theils nur bey Feſtlichkeiten, theils auch zur Abwechſelung im Gebrauche. Alle ihre Speiſen ſind aufs einfachſte, aber nicht immer aufs reinlichſte, auch nur bisweilen mit Salz bereitet; und da ſie Mehl nebſt Grütze nur aus Rußland, der Bucharey und Chiwa erhalten können, ſo bekommen manche Kirchiſen in ihrem Leben kein Brod und Grütze zu ſehen. Beym Ueberfluß an Milch deſtilliren ſie auch

viel

viel Kumiſs, und erhalten dadurch Milchbrande-wein — Arrak, — und beym Ueberfluß an Fleiſch ſtillen ſie ihren Durſt im Winter mit Fleiſchbrühe. Vom Fett ſind ſie ſo große Freunde, daß ſie oft Talg und Butter für ſich allein aus der Hand eſſen. Ueberhaupt ſind ſie ſtarke und unmäßige Eſſer; und vier Kirchiſen laſſen, wenn ſie von der Jagd kommen, bey der erſten Mahlzeit von einem Schaafe ſehr oft nichts übrig.

So wie alle Tataren ſind auch die Kirchiſen unmäßige Liebhaber des Tabacks, und beyde Geſchlechter rauchen und nehmen häufig Schnupftaback aus ihrem am Gurte hängenden kleinen Horne. Er dient ihnen nebſt dem Kumiß und Arrak zum Berauſchen, weswegen ſie den Rauch verſchlingen, und geben dem ſtarken gemeinen oder tſcherkaſſiſchen vor dem gelinden Tabacke und beſonders vor dem ſineſiſchen Schar den Vorzug. Sie bedienen ſich ſowohl der kleinen ſineſiſchen Tabackspfeifen — Kangſa, — als auch von Maſer geſchnitzter hölzerner; weil ſie jedoch beyde Arten nur von ihren Nachbarn bekommen, ſo behelfen ſich die meiſten mit hohlen Schienbeinknochen der Schaafe, wovon ſie an einem Ende den Knorpel abſchneiden, das Mark heraus nehmen, und in der Nähe des andern Knorpels an der Seite ein Loch bohren. Wenn ſie nun rauchen wollen, ſo ſchieben ſie einen Stöpſel von Wolle am offenen Ende in die Röhre faſt bis an das Queer- oder Seitenloch, damit der Taback, womit ſie die Röhre oder den Knochen füllen, nicht vor daſſelbe kommen kann. Beym Rauchen legen ſie an das offene Ende brennenden Zunder, und ſaugen den Rauch durch das Queerloch in ſo ſtarken Zügen ein, daß der Rauch, welchen ſie nicht verſchlingen, zur Naſe heraus geht.

Ein

Ein jeder thut gewöhnlich nur ein paar gute Züge, und überreicht alsdann dem Nachbar die Pfeiſe.

Noch ſinnreicher iſt ihr geſellſchaftliches Rauchen, wenn gar keine oder zu wenig Pfeiſen oder Rauchknochen vorhanden ſind. Hier urinirt einer auf eine zum Liegen bequeme Stelle auf die Erde, damit ſie locker werde, und drückt mit einem Peitſchenſtiele ein Loch von beliebiger Größe in die Erde, welches alsdann mit Taback angefüllt wird. Wenn ſie nun rauchen wollen, ſo legen ſie brennenden Zunder auf den Taback; jeder Tabacksbruder aber ſticht einen hohlen trockenen Krautſtengel dergeſtalt ſchräg in die Erde, daß er unten den Taback berührt, und durch denſelben auf dem Bauche liegend, ohne die übrigen zu hindern oder gehindert zu werden, geſogen werden könne. Bey dieſer Methode befinden ſich alle Köpfe in dem ihnen wollüſtigen Tabacksdampfe, und werden dadurch eher und zugleich berauſcht.

Im Umgange unter einander und mit Fremden, denen ſie keine Gefangenſchaft zugedacht haben, verſchwenden ſie gar keine Complimente, ſind aber doch koſtfrey und freundſchaftlich. Sie grüßen ſich nach tatariſcher Weiſe, und ſetzen ihren Gäſten ſo fort das Beſte vor, und ſchlachten gewöhnlich ihnen zu Ehren ein Schaaf, um ein Fünffingergericht zuzubereiten, das ſie den Gäſten, ſo wie die Baſchkiren, mit den bloßen Händen in die Mäuler ſtopfen. Ihren Vornehmen wiederfährt dieſes, ſo oft ſie allein ſpeiſen; ja ſie erwiedern dieſe Höflichkeit ſogar, wenn Geringere bey ihnen eſſen, und der Chan ſelbſt läßt ſich gegen ſeine Gäſte zu dieſem Gebrauche herab. Wenn ein Ausländer einen vornehmen, oder auch nur wegen Reichthum angeſehenen Kirchiſen zum Freunde hat, ſo findet er in deſſen Geſellſchaft weit mehr Sicherheit, als mit einer militäriſchen Bedeckung, welche

bey den ſtarken Hauſen doch immer zu ſchwach iſt. Die Räuber ſtehen von ihrem Vorhaben ab, ſobald der Kirchiſe verſichert, daß der Fremde ſein Freund ſey; auch kann man ſich alsdann auf dieß ihr gegebenes Wort ſo ziemlich verlaſſen. Auf dieſe Art machen manche ruſſiſche Kaufleute nützliche Reiſen nach der Bucharey, Chiwa und andern Orten. Die Großen und Reichen der Kirchiſen leben völlig nach der Weiſe des übrigen Volks, und ihre Läger ſind nur an mehrern Jurten für Weiber, Kinder, Sclaven ꝛc. ſo wie ſie ſelbſt an einer ſtarken Begleitung auf ihren Ritten zu erkennen. Sie begegnen dem Volke brüderlich, und da alle gleich freye Leute ſind, und jeder, ſobald er reich wird, auch vornehm iſt, ſo machen die Geringen mit den Vornehmen wenig Umſtände. Sie ſetzen ſich bey denſelben in den Jurten ungebeten nieder, eſſen mit ihnen, reden was ſie wollen, und erfüllen von ihren Befehlen nicht mehrere, als ihnen gut dünkt. Das Lager des Chans zeichnet ſich beſonders durch die Menge und vorzüglich ſchön gezierter Jurten aus. Seine Familie erſcheint in reichen Zeugen, und eine kleinere oder größere Zahl Starſchinen umgeben ihn. Die Söhne deſſelben verheurathen ſich mit den Töchtern der angeſehenſten Kirchiſen und Starſchinen, wodurch die Macht des Chans ungemein befeſtigt wird. Hingegen die Prinzeſſinnen, welche ſelbſt die Kirchiſen nur bey Veränderung des Hoflagers zu ſehen bekommen, wo ſie im größten Putz auf ſchönen Pferden und Kameelen reuten, bleiben wegen des hohen Kalims größtentheils unverheurathet, weil ſie nach den Vorſchriften des Korans nicht an Verwandte verheurathet werden dürfen. Wenn ein Kirchiſe dem Chan in der Steppe begegnet, ſo ſteigt er vom Pferde, geht ſchnell zum Chan und ſagt: Gott gebe dir Glück!

Alles, was die Kirchiſen zur Befriedigung der Eitelkeit und Gemächlichkeit nöthig haben, erhalten ſie durch den Handel mit Rußland, der Bucharey, Sina und andern Nachbarn. Aller Handel geſchieht durch Tauſch, wobey die Schaafe gleichſam den Maaßſtab abgeben. Der Handel mit Rußland iſt der beträchtlichſte, weil ſie durch denſelben alle Bedürfniſſe leicht und billig erhalten, die ruſſiſche Kaufmannſchaft auch ſichere Abnehmer alles deſſen ſind, was die tatariſchen Nationen zum Handel bringen. Da die Kaufleute in den Steppen der Horden gleichſam vogelfrey ſind, ſo müſſen die Kirchiſen und andere Tataren die ruſſiſchen Handelsörter beſuchen, wovon der oben beſchriebene in Orenburg der vornehmſte iſt. Hier iſt beynahe der ganze Handel der kleinen Horde, da hingegen die Mittelhorde vorzüglich in Troizk am Ui, in Petri Pauli Feſtung am Iſchim, in Omſk und Uſtkammogorſk am Retiſch, zollfrey handeln; da hingegen die ruſſiſchen Kaufleute zehne vom Hundert Zoll geben müſſen, und doch iſt der Handel ſehr bereichernd, weil die Kirchiſen immer eitler werden.

Die Kirchiſen bringen Pferde, Rindvieh, Schaafe, Lämmerfelle, rohe Häute, Kamelwolle, Kamelot, Wolfs- und Fuchspelze, Filzdecken und andere kleinere Sachen; nach Orenburg allein bringen ſie jährlich gegen 150,000 und mehr Schaafe, als Hauptartikel; bisweilen, jedoch nur ſparſam, auch Sclaven, beſonders Kiſilbaſchen und Truchmenen zu Markte. Dagegen nehmen ſie beſonders rothe Tücher, ſeidene und wollene Waaren, fertige Stiefeln, Leibbinden, Bänder, goldene Borden, Zwirn, Keſſel, Dreyfüße, Otterfelle, Reutzeug, fertigen kirchiſiſchen Weiberputz, Glaßkorallen, Nähnadeln, Fingerhüte, Ohr- und Fingerringe, Feuerzeuge,

zeuge, nebſt anderm kurzen Kram, Adler, Mehr, Hirſe, Gritzwerk ꝛc.

Die Bucharen, Chiwinſen, Taſchkenter und übrigen Ackerbau und Manufakturen treibende Nachbarn werden von den Kirchiſen mit Schlachtvieh und Kameelen für die Kaufmannskaravanen verſorgt; dagegen ſie von ihnen Waffen, welche ruſſiſche Kaufleute nicht führen dürfen, Panzerhemden, Kleider u. ſ. w. erhalten.

Das Hauptnahrungsgewerbe aller Kirchiſen iſt die Viehzucht, wegen welcher ſie beſtändig mit ihren beweglichen Jurten in den Steppen herumſchweifen. Im Sommer ſuchen ſie vorzüglich die nordlichern, im Winter hingegen die ſüdlichern Steppen auf. Jagd und Fiſcherey ſind nur Nebenbeſchäftigungen, und vom Ackerbau wiſſen ſie in ihren unwirthbaren Steppen gar nichts.

Die Heerden enthalten Pferde, Kameele, Rindvieh, Schaafe und Ziegen, und von ihrer Stärke hängt nicht nur Unterhalt und Kleidung ab, ſondern auch der Wohlſtand und das Anſehen wird dadurch beſtimmt. Ein gemeiner guter Hirte hat nicht leicht unter 20 bis 50 Pferden, halb ſo viel Rindvieh, gegen 100 Stück Schaafe, ein paar Kameele und 20 bis 50 Ziegen. Ja, in der Mittelhorde ſoll es Männer geben, deren Heerden oder Tabunen bis 10,000 Pferde, 300 Kameele, 4000 Stück Hornvieh, 20,000 Schaafe, und über 100 Ziegen enthalten. Männer mit 5000 Pferden und im Verhältniß auch ander Vieh giebts ebenfalls in der kleinen Horde.

Die Betreibung der Viehzucht iſt überhaupt der baſchkiriſchen ähnlich, ſo wie auch Pferde und Hornvieh; nur ſind die kirchiſiſchen Pferde munterer, wilder und ſchöner, weil ſie in den wärmern Steppen

durch Hunger und Kälte nicht ſo viel wie die baſchkiriſchen leiden dürfen. Sie laſſen ſich ſchwer ans Ziehen gewöhnen, und würden bey Haferfütterung verhungern, wenn man ſie auf einmahl daran gewöhnen wollte.

Die Kameele gedeihen in ihren warmen ſalzigen Steppen ungemein, doch müſſen ſie dieſelben im Winter auch mit Filzen umnähen. Die Füllen werden ſchon beym Saugen auf das Wort Ciock niederzuknien gewöhnt. Den jährigen Füllen durchbohren ſie die Naſenſcheide und ziehen ein kleines Seil mit einem Riegel durchs Loch, um dieſe in ihrer Haußhaltung ſo unentbehrlichen Thiere beym Reuten ꝛc. dadurch zu lenken.

Hornvieh halten ſie ſeit noch nicht langer Zeit, und das erſte raubten ſie heerdenweiſe den Kalmücken, und bedienen ſich deſſelben, auch außer der gewöhnlichen Nutzung, wie die Kalmücken zum Reuten, und durchbohren demſelben ebenfalls die Naſenſcheide.

Die Schaafe ſind die breitſchwänzige Art mit Ramsköpfen und hängenden Ohren. Ihre Schäfereyen finden in den Steppen alle Vortheile, daher es Schaafe von der Höhe eines Steineſels giebt, deren Fettſchwanz bis ein Pfund wiegt. Sie ſind weiß, ſchwarz, bläulich, grau, ſchäckig, röthlich oder fuchsfarbig. Schaaffleiſch iſt die tägliche und oft auf lange Zeit die einzige Speiſe der gefräßigen Kirchiſen; dem ohngeachtet können ſie, weil viele Mutterſchaafe Zwillinge werfen, nicht nur eine große Anzahl Lämmer ſchlachten, ſondern auch ſehr viel Schaafe verkaufen. Das Fleiſch derſelben iſt ſüßer und wohlſchmeckender, als das unſrige; feine Zungen finden es von wohlriechenden Wermutharten balſamiſch ſchmeckend. Von den Lämmern werden des Wohlge-

ſchmacks

ſchmacks wegen ſogar eine beträchtliche Anzahl bis nach Petersburg in die Hofküche geſchickt. Die kirchiſiſchen Lämmerfelle — Merbuſchki — ſind nächſt den buchariſchen, welchen ſie an allen genannten Farben gleichen, die berühmteſten, aber wohlfeiler, gangbarer und ein vorzüglicher Artikel des kirchiſiſchen Handels. Um recht viele und größer geblümte Lämmerfelle zu erhalten, benähen ſie die neugebohrnen Lämmer mit Leinewand; und wenn vom Wachsthume derſelben die Leinewand zerplatzt, ſo ſchlachten ſie dieſe kleinen Thiere der Felle wegen. Allein dergleichen Wirthſchaft findet nur bey kleinen Heerden, oder bey reichen Leuten, die viel Sclaven haben, ſtatt. Die Wolle der Schaaſe iſt grobhaarich und kein Handelsartikel, ſondern nur zum eigenen Gebrauche zu Filzen und grobem Tuch nützlich.

Ohngeachtet die Jagd bey den meiſten dieſer reichen, aber müßigen Hirten nur zur Luſt getrieben wird, ſo iſt ſie ihnen des Wildprets und Pelzwerks wegen doch ſehr nützlich. Ihre Steppen haben Wölfe, gemeine und Steppenfüchſe, Dachſe, Rothwild, Antilopen, Hermeline, Iltiſſe, Marmotten, Zieſelmäuſe ꝛc. und ihre öſtlichen und ſüdlichen Gegenden ſelten wilde Schaafe, ſogenannte kalmückiſche Kühe, Gemſe, Schakale, wilde Eſel ꝛc. Sie ſtellen allem dieſem Wilde theils durch mancherley Fallen, theils durch Schlingen, theils durch abgerichtete Adler, theils zu Pferde mit Windhunden ꝛc. nach.

Weil nicht alle reich an Vieh ſind, ſo werden Aermere unter ihnen von Reichern beſchenkt, welche im Fall der Verarmung auf dieſem Wege ebenfalls wieder neue Heerden erlangen.

Von Handwerkern haben ſie nur einige wenige, aber ungeſchickte Schmiede unter ſich, daher ſie alle

Eiſenwaaren meiſtentheils kaufen. Einige Kirchiſen ſollen auch ſelbſt Schießpulver verfertigen, wozu ſie den Salpeter auf alten Grabſtätten in der Steppe ſammlen. Dieſer ſoll ſo vortrefflich ſeyn, daß man ihn nur von der Erde waſchen, und hernach mit Schwefel und Kohlen vermiſchen darf. Den Schwefel hingegen bekommen ſie, ſo wie ihr meiſtes Pulver, von den aſiatiſchen Karavanen. Ueberhaupt ſind die Kirchiſen aller Arbeit ſo ungewohnt, daß ſie bey der geringſten Beſchäftigung faſt in Schweiß zerſchmelzen und gleich ermüden. So wollte z. B. der Chan 1770 im Sommer, ſo wie die ruſſiſchen Wirthe für krankes Vieh etwas Heu einerndten laſſen, und verſchaffte ſich kleine nur einer Elle lange ruſſiſche Senſen; allein ſeine Kirchiſen hieben nicht nur über dem Graſe weg oder in die Erde, ſondern mußten auch nach jedem Hiebe, wobey ſie oft umfielen, lange ruhen, und warfen endlich dem Chan die Senſen hin, welcher Kaſaken zu dieſer Arbeit miethen mußte.

Weit ämſiger und geſchickter ſind die Kirchiſen bey ihren Räubereyen an Menſchen, Vieh und Waaren, deren ſich keiner derſelben ſchämt, ſondern ſogar unter einander damit prahlen, ob ſie ſchon durch Geſetze verboten ſind. Sie verrichten ſie gemeiniglich in großen Haufen durch Ueberfall, und gerathen nicht ſelten darüber in Sclaverey.

Das kirchiſiſche Frauenzimmer beſchäftigt ſich, wie das baſchkiriſche, und gerbt beſonders die oben gedachten Ziegenfelle aus. Sie ſchneiden das Haar davon ab, feuchten die Felle mit Waſſer an, und laſſen ſie aufgerollt an einem warmen Orte ſo lange liegen, bis ſie zu ſtinken anfangen und die Haarwurzeln losgehen. Die letztern werden alsdann mit ſtumpfen Meſſern ausgekratzt, das gereinigte Fell

etwas

etwas getrocknet, und darauf entweder in ſüße Milch, oder, wenn es dicke Felle ſind, in ſaure gelegt, und darinnen vier Tage gegerbt, täglich aber nochmahls aufgekratzt, um die Haut deſto beſſer zu öffnen. Endlich werden dieſe Felle im Schatten getrocknet, und mit Händen und Füßen durcharbeitet, bis ſie ganz weich ſind; alsdann geräuchert, wieder durchgewirkt, und zum Beſchluß mit einer gelbbraunen Farbe gefärbt. Dieſe verſchaffen ſich die Kirchiſen, indem ſie entweder von Rhabontik, oder von der auf der ganzen ſalzigen Steppe häufigen Statice tatarica, welche ſie Gelbwurzel nennen, in Alaunwaſſer kochen. Einige ſollen auch Schaaffett unter die Farbe ſieden, um ſie dadurch beſtändiger zu machen. Wenn die Farbe kalt iſt, ſo ſoll ſie wie ein Brey ſeyn, womit ſie die Felle auf beyden Seiten einigemahl beſtreichen, und jedesmahl trocknen, hierauf aber nochmahls wirken und weich machen. Dergleichen Felle können ſehr oft gewaſchen werden, ohne ihre angenehme gelbbraune Farbe zu verliehren. Sie brauchen eben dieſe Wurzeln, um Wolle zu färben; zur rothen Farbe aber bedienen ſie ſich der rechten Färberröthe, welche in einigen Niederungen am Jaik und in der Steppe wächſt, und von ihnen Kyſil-Bujak genannt wird.

Nach morgenländiſcher Art kaufen ſie ihre Weiber, und haben deren, außer einigen Kebsweibern, als Muhamedaner bis viere, ob ſchon geringe Leute nur meiſtens eine Frau haben. Am liebſten heurathen ſie Kalmückinnen, und Perſianerinnen verabſcheuen ſie am meiſten.

Die Hochzeitzeremonien ſind die bey den kaſaniſchen Tataren beſchriebenen, und werden bey der Braut in einer neuen Hütte vollzogen. Wer mehr

als eine Frau nimmt, giebt jeder eine beſondere Jurte, in der ſie die Kinder nach eigenem Geſchmack erzieht. Sie thun mit vielen Kindern ſtolz, und die Unfruchtbaren müſſen faſt Aufwärterinnen der Fruchtbaren ſeyn. Vornehme Kirchiſen geben ihren Kindern hochtrabende Nahmen, z. B. Nur-Hali, das große Licht, Beg-Hali, hoher Fürſt u. ſ. w.

Bey ihrer ſorgenfreyen natürlichen Lebensart in der reinen Luft der offenen Steppen ſind ſie wenig Krankheiten unterworfen, und viele gelangen zu einem muntern Alter. Die gewöhnlichſten Zufälle ſind Krätze, kalte Fieber, Huſten, manche haben die geile Seuche, einige die Pocken ꝛc. chroniſche Krankheiten hingegen halten ſie für Wirkungen des Teufels, und ſetzen ihnen Aberglauben entgegen. Die gewöhnlichſten Heilmittel ſind Schröpfen mit kleinen Hörnern, das Brennen mit Mopa von Beyfuß und Schwefel, den ſie in Fleiſch gerieben einnehmen.

Mit ihren Todten verfahren ſie wie die übrigen oben beſchriebenen Muhamedaner, machen die Gräber nicht tief, und viele werfen Steinhaufen über denſelben zuſammen. Stirbt ein Mann, ſo zerſchneidet man ſein beſtes Kleid und vertheilt es unter die Freunde zum Andenken, ſo wie auch einige eine kleine ſchwarze Fahne auf die Jurte und eine Lanze aufs Grab pflanzen. Um ſich des traurigen Andenkens der Verſtorbenen zu erwehren, legen einige alle Geräthſchaften der Todten aufs Grab. Reiche und Vornehme wollen gerne bey heiligen oder vorigen Chanen oder Verwandten beerdigt ſeyn, und man bringt ſie zu Pferde zu ihrer Ruheſtätte. Kann dieß im Sommer der Wärme und des weiten Weges halber nicht geſchehen, ſo ſchneiden ſie das Fleiſch vom Geribbe und begraben es nebſt dem Eingeweide in der Nähe, die Knochen aber bringen ſie an den verlangten Ort

zu den weißen Knochen. Bey vornehmen Leichen werden im Sterbejahre drey Gedächtnißfeste gefeyert, wobey Wittwen und Kinder wehklagen, die Verwandten aber im größten Staate erſcheinen und den Verſtorbenen lobpreiſen, wofür ſie bewirthet werden ꝛc. Ueberdieß hält jede Uluß noch auf den Todtenplätzen jährlich ein allgemeines Todtenfeſt, wobey ſie nach heidniſchen Gebräuchen Pferde ſchlachten, das Fleiſch dem Todten hinſtellen, und es endlich unter Geſprächen mit dem Todten ſelbſt verzehren. Kommt jemand dem Grabe ſeines Freundes nahe, ſo redet er ihn an, und legt einen Büſchel Haare aus der Mähne ſeines Reutpferdes auf das Grab. Aehnliche, nur wenigere Umſtände beobachten ſie bey den Leichen der Weiber und Kinder.

Die Kirchiſen wurden im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch türkoſtaniſche Geiſtliche vom ſchamaniſchen Heidenthume zu Kindern der Beſchneidung gemacht. Sie ſind ſeit der Zeit ihrem muhamedaniſchen Glauben eifrig genug ergeben, aber da ſie keine Schulen und ganze Ulußen keine Mulas haben, ſo ſind ſie nicht nur äußerſt unwiſſend, ſondern auch überaus abergläubiſch. Die wenigen unter ihnen befindlichen Mulas ſind gefangene ruſſiſche oder andere Tataren, die leſen und ſchreiben können, daher dieſe Leute theils als Prieſter, theils auch als Schreiber und Räthe der Großen ihr Glück machen. Von Glaubenslehren wiſſen ſie wenig, und beſitzen ſelten weder den Koran, noch andere Schriften, geſetzt auch, daß ſie Arabiſch verſtünden.

Es giebt unter ihnen fünf Klaſſen von Zauberern. Faltſcha ſind Aſtrologen, die aus gewiſſen Büchern und dem Geſtirn weiſſagen; Diagſa oder Kalendermacher verkünden die Witterung, und geben

 vor,

vor, daß ſie Regen, Wind, Hitze, Ungeziefer ꝛc. in ihrer Gewalt hätten, und unter den Hofleuten der Vornehmen befindet ſich gewöhnlich ein Diagſa; Bakſcha haben mit den Schamanen viel Aehnlichkeit, indem ſie Teufel bannen, Gaukeleyen treiben ꝛc. Armätſchi oder Jauruntſchi ſagen aus Riſſen, Schulterblättern oder Schwanzknochen der Schaafe zukünftige Dinge vorher, entdecken Diebſtähle, Liebesuntreue ꝛc. Die Kamtſcha endlich gießen Butter oder Fett ins Feuer, und weiſſagen aus der Farbe der Flammen ꝛc., welche aber wenig geachtet ſind.

12. Die obiſchen Tataren

12. obiſche Tataren.

wohnen am Ob und deſſen Bächen von der Mündung des Toms an bis faſt nach Narim hinab, ſtehen unter der Gerichtsbarkeit des Woywoden von Toms, und theilen ſich in 16 Woloſten, welche 1766 aus 1618 männlichen Köpfen beſtanden.

Anſehen, Sprache und innere Verfaſſung iſt den oben beſchriebenen tobolskiſchen und tomskiſchen Tataren gleich. Zwölf **Woloſten** ſind anſäßig, wohnen in 54 Dörfern, leben und kleiden ſich wie die tomskiſchen Tataren, nur ſind ſie ärmer und unreinlicher. Sie treiben einen geringen, unzureichenden Ackerbau, wenig Viehzucht, und leben, wie die Oſtiaken, meiſtens von der Jagd und Fiſcherey. **Vier Woloſten** ſind Nomaden ohne Ackerbau, mit wenig Vieh. Sie bedecken ihre von Stangen errichteten Jurten mit Birkenrinde oder Matten, kleiden ſich mehrentheils in Pelz- und Lederwerk, daher ſich ihre ſonſt lange tatariſche Kleidung der jakutiſchen nähert. Alle entrichten ihren Tribut — Jaſſak — in Elend- und Hirſchhäuten, oder auch in anderm Pelzwerk.

Die

Die meiſten Anſäßigen haben 1720 ſich taufen laſſen, ſind aber nicht weniger unwiſſend, als die oben gedachten turaiſchen Tataren; die übrigen, ſo wie die Nomaden, ſind rohe, unwiſſende, blöde Muhamedaner.

13. Die tſchulymſchen Tataren

wohnen von Alters her zwiſchen dem obern Ob und Jeniſei, nur aus Furcht für den Soongaren und Kirchiſen nicht immer in einer und ebenderſelben Gegend. Am Tſchulymfluſſe und bey den Nußflüſſen ſtehen 14 Woloſten, welche für 2549 Bogen Steuer geben. Ihre Dörfer ſind klein und beſtehen nur aus einer Familie, die bisweilen doch 100 und mehr Bogen enthält. Sie haben noch adliche und fürſtliche Familien, aus welchen ſie die Häupter der Woloſten wählen, die aber eben ſo armſelig an Wohnungen, Kleidern ꝛc. als die übrigen des Volks ſind. 13. tſchulymſche Tataren.

Das Anſehen der Tſchulymer iſt eine Miſchung von tatariſchem und mongoliſchem, doch kommen ſie den Buräten am meiſten nahe. Ihre Sprache iſt aus dem Tatariſchen, Burätiſchen und Jakutiſchen zuſammengeſetzt, hat aber doch auch ſehr viel eigene Worte.

Sie haben ſich nach und nach an beſtändige Winterwohnungen gewöhnt, leben in beſtändigen, den barabinziſchen ähnlichen Winterdörfern, und nur wenige ziehen in beweglichen Sommerjurten herum. Eine tſchulymſche Winterwohnung beſteht aus leichtem Blockwerk, aus einem Vorhauſe, und die Wände ſind ſchwach. Von außen her wird das Hauß mit Erde beworfen, und um die Wohnungen ſtehen kleine Magazine und Ställe. Die

Sommerjurten ſind Bienenkorb ähnliche barabinziſche Gewölbe mit Birkenrinde bedeckt, und mit barabinziſchem Hausrath verſehen.

Die meiſten bauen Roggen, Waitzen, Gerſte, Hafer und Hanf, aber lange nicht ſo viel, als ſie zu ihrer Nothdurft brauchen, und Gartengewächſe ziehen ſie gar nicht. Die Viehzucht iſt aber ſo geringe, und ihre Pferde, Kühe und kurzſchwänzige oder ruſſiſche Schaafe ſterben oft wegen der Faulheit der Tſchulymer für Hunger im Winter.

Das Hauptgewerbe der Tſchulymer iſt ſo wie bey den Oſtiaken die Fiſcherey und die Jagd. Von der letztern geben ſie auch den Tribut, nemlich der Bogen drey Zobel oder drey Elendshäute, drey Fuchsbälge, 24 Hermeline oder auch ander Pelzwerk, das 3 Zobel werth iſt. Das Frauenzimmer ſpinnt, webt und nähet; und da es darüber nicht aus den Hütten und Jurten kommt, wächſt es faſt zuſammen, und durchräuchert ganz. Eine ſolche Haushaltung bewahrt die Tſchulymer für allen Fallſtricken des Reichthums, gewährt ihnen aber doch ihr reichliches Auskommen. Mannsperſonen kleiden ſich im Sommer wie ruſſiſche Bauern, und im Winter gehen ſie in langen Rothwildpelzen. Die meiſten ſcheeren den Barth ab, und laſſen nur einen Zwickelbarth ſtehen. Frauensperſonen tragen Hoſen und Stiefeln meiſtentheils von Quappenhäuten. Der übrige Anzug unterſcheidet ſich nur darinn von der Kleidung der ruſſiſchen Bäuerinnen, daß die Tatarinnen die Säume der Kleider gern bebremen, die Mädchen viel Haarzöpfe, und Mädchen und Frauen tatariſche Schleyertücher tragen.

Ihr Tiſch iſt armſelig und ſchmuzig. Nur wenige eſſen ſehr ſparſam Brod, und die allgemeinſte Koſt ſind Fiſche. Das Porſa der Oſtiaken nennen

ſie Burak und eſſen es auch wie Brod. Eines ihrer leckerhaften Gerichte wird von friſchen Bärenklauſtengeln und Sarana — Lilium martagon — und Kurmatſch zuſammengeſtoßen und zur Säuerung in die Erde vergraben. Salz iſt bey wenigen im Gebrauch. Arme nähren ſich von wilden Gewächſen, nemlich von Päonienwurzeln, von Sanguiſorba oder Blutkraut, fumalia bolboſa oder knolligem Erdrauch, von Schartenartiger Diſtel, von Schlangenknötrig oder Natterwurz, von Keime tragenden Knötrig, von Pfeilkraut, von allen ſaftigen Früchten und Beeren, von innerm Fichtenbaſt und Kalmuswurzeln, welche ſie wie die Indianer den Betel kauen. Rauchtaback iſt von allgemeinem Gebrauch. Ihre Getränke ſind, außer Waſſer und Fiſchbrühe, die bey den Ruſſen gewöhnlichen Biere und Brandewein.

Seit 1720 ſind ſie meiſtentheils dem äußerlichen Scheine nach Chriſten, beobachten aber insgeheim noch immer die Gebräuche ihres ehemaligen ſchamaniſchen Götzendienſtes, der mit dem Jakutiſchen und Burätiſchen übereinſtimmt. Ohngeachtet die getauften Tſchulymer unſcheidbar getraut werden, ſo beobachten ſie doch beym Heurathen und andern Luſtbarkeiten noch immer ihre alten tatariſchen Gebräuche. Bey Entbindungen ſtehen ſich die Nachbarinnen bey, und das dabey übliche Verfahren verurſachet vielen Kindern Nabelbrüche und einen frühen Tod.

Ihre dürftige, harte und ſorgloſe Lebensart erhält ſie geſund, und wenn ſie denn doch erkranken, oder ſich beſchädigen, ſo iſt außer andern abergläubiſchen Mitteln die Bärengalle ihre einzige Univerſalarzney. Wenn die Pocken unter ſie gerathen, ſo richten ſie große Verwüſtungen an. Den Tod verabſcheuen ſie aufs äußerſte, und weil ſie glauben, daß

eine abgeſchiedene Seele die hinterbliebenen Freunde nachholen kann, und dieſelben verfolge, ſo ſpringen ſie nach einer Beerdigung, welche bey den getauften nach der Weiſe der griechiſchen Kirche geſchieht, über ein Feuer, und glauben, daß ihnen der Tod und der Geiſt des Verſtorbenen nun nicht weiter folgen könne.

14. Die katſchinziſchen Tataren.

14. Die katſchinziſchen Tataren.

Die Katſchinzen nennen ſich ſelbſt Kaſchtar oder Katſchar, und wohnen in einem bergigen, aber fruchtbaren Gebiet am linken Ufer des Jeniſei vom Abakan bis an den Katſcha. In ihrem Gebiet findet man überall Spuren von Bergbau und Schmelzwerken der Alten, ſo wie auch reiche Gräber, gegen welche ſie ſo viel Ehrfurcht hegen, daß ſie die Schätze aus denſelben nicht herausnehmen, aber die Geldbegierigen Ruſſen dachten anders, daher man jetzt nicht leicht mehr ein reiches Grab antrift.

Gegenwärtig theilen ſich die Katſchinzen in ſechs Geſchlechter — Aimaki — welche Schuloſch, Tatar, Kuban, Tubin, Mungel und Jaſtya heißen. Jeder Aimak erwählt ſich aus ſeinen edlen Familien die älteſten, und alle ſteuern nur für 1000 und einige Bogen. Die Sprache der Katſchinzen iſt zwar katariſch, aber eine durch viele mongoliſche Wörter ſo verdorbene Mundart, daß ſie ein kaſaniſcher Tatar kaum verſteht.

Das Anſehen iſt mehr tatariſch und ihre Geſichter ſind mehr hager und weniger platt als die tſchulymiſchen. Im Umgange ſind ſie munter, geſchwätzig und lügenhaft, doch weder diebiſch noch räuberiſch; in der Lebensart unreinlich, bey Trunk und Liebe liederlich und in Geſchäften faul. Ihr Tribut

beſteht in Pelzwerk, bey deſſen Ablieferung ſie nach hergebrachter Weiſe auf Koſten der ruſſiſchen Regierung mit einem Pferde und etwas Brandwein beſchenkt werden, welches ſie unter einander theilen.

Die Verfaſſung der Katſchinzen iſt der barabinziſchen gleich. Sie nomadiſiren Sommer und Winter in eben ſolchen Jurten wie die Baſchkiren, und ihr Haußrath iſt noch geringer. Die Hauptgewerbe ſind Viehzucht und Jagd; doch erbauen auch einige etwas Gerſte und ſibiriſchen Buchwaitzen zu Grütze. Da ihr Gebiet klein iſt, ſo beſitzen ſie nur ſo ſtarke Heerden an Pferden, Hornvieh und Schaafen, als zu einem guten Auskommen nöthig ſind. Das Vieh iſt klein, aber munter, wird gegen den Herbſt gewöhnlich fett und bedarf wegen des gelinden Winters nicht die geringſte Winterpflege. Den Pferden ſchlitzen ſie die Naſenlöcher tief auf. Die Schaafe halten das Mittel zwiſchen den kirchiſchen und ruſſiſchen, haben keinen rechten Ramskopf, hängende Ohren, einen ſchmalen Fettſchwanz mit trockener Spitze, ſehr harte Wolle und ſind nur etwas größer, wie die gemeinen.

Das weibliche Geſchlecht ſpinnt Wolle und Neſſeln, webt grobes Tuch und Leinwand auf tatariſchen Geſtellen, näht Kleider, macht Filzdecken, gerbt Leder, wobey es ſich, ſtatt des Fettes, der Leber und des Gehirns der Thiere bedient ꝛc.

Das männliche Geſchlecht kleidet ſich ganz tatariſch in grobes ſelbſt gewebtes oder feineres gekauftes Tuch, oder allerhand Pelzwerk. Die Unterröcke ſind von leichten Zeugen, und Hemden tragen nur wenige. Der Barth iſt ſehr dünn, und junge Leute flechten die Haare im Nacken ein, die übrigen hängen ſträubig um den Kopf, welchen ſie im Sommer mit ungefärbten niedergeſchlagenen Filzhüten,

und

und im Winter mit Pelzhüten oder Kappen bedecken.

Die Weiberkleidung iſt der büratiſchen ähnlich. Die Haare flechten ſie in zwey auf den Buſen hängende anſehnliche Zöpfe, und die Jungfrauen unterſcheiden ſich durch neun mit Bändern geſchmückte Haarzöpfe. Den Kopf bedeckt eine flache Mütze mit einem wurſtförmigen Pelzgebrem. Da die ganze Nation überaus ſchmuzig iſt, ſo ſieht man nicht leicht ein reinlich gekleidetes Frauenzimmer.

Sie ſpeiſen nicht Mahlzeitweiſe, ſondern wenn ſie hungert, und eſſen faſt alle Thiere, alle Fiſcharten, wilde Wurzeln und Früchte, Griz- Mehl- und Milchſpeiſen. Kurmatſch mit Butter übergoſſen iſt ein Leckerbiſſen; allein die Zubereitung der Speiſen, die Gefäße und ihre Art zu eſſen iſt außerordentlich unreinlich. Den Durſt löſchen ſie ſich außer Waſſer mit geſäuerter Milch, Fleiſch- und Fiſchbrühen, und wenn ſie Geld haben, auch mit Brandwein. Taback raucht alt und jung aus kleinen ſineſiſchen Pfeifen.

Weiber nehmen ſie, ſo viel als ſie bezahlen und ernähren können. Der gewöhnliche Brautpreis iſt 5, 50 bis 100 Stück Vieh; ja ärmere dienen für denſelben drey bis fünf Jahre bey ihrem Schwiegervater. Die Brautwerbung, ſo wie auch die Hochzeitsluſtbarkeiten ſind wie bey den andern bereits beſchriebenen Tataren. Nach der Hochzeit dürfen ſich die Schwiegerväter und Schwiegertöchter nie ſehen; und ein unzufriedner Mann ſchickt ſeine Frau, wenn es ihm beliebt, nach Hauſe, wobey er zwar den Kalym verliert, aber doch die Kinder behält.

Von Krankheiten wiſſen ſie wenig und nur die Pocken richten große Verwüſtungen unter ihnen an. In Krankheiten nehmen ſie ihre Zuflucht zu Zauber-

prieſtern und dieſe zu Opfern, wenn auch das Uebel in der bey ihnen nicht ſeltenen Liebesſeuche beſtünde.

Die Todten begraben ſie in Kleidern ohne Särge, legen jedoch wie die Muhamedaner Bretter über die Leiche, damit ſie nicht von der Erde berührt werde, geben einiges Geräth mit ins Grab, und hinterlaſſen eine Trinkſchale auf demſelben. Nach einem Jahre beſuchen Männer und Weiber die Gräber der Ihrigen, wehklagen anfänglich und trinken alsdenn aus der Todtenſchaale das mitgenommene ſtarke Getränke ſo häufig, daß ſie ſehr aufgeräumt nach Hauſe zurückkehren.

Die Katſchinzen ſind ſo treue ſchamaniſche Heyden, daß weder Lamaiten und Muhamedaner, noch chriſtliche Prieſter ſie abtrünnig haben machen können. Die Katſchinzen nennen ihre Götzen Tus, Prieſter und Prieſterinnen Kamnir. Sie unterſcheiden ihre Kleidung durch daranhängende blecherne Götzen, Vogelklauen, Pelz und Tuchlappen, und zieren die Mützen, welche gewöhnlich mit Luchspelzen bebremt ſind, mit einem Büſchel von Eulenfedern.

15. Die Teleuten.

15. Die Teleuten.

Die Teleuten legen ſich theils ſelbſt dieſen Namen bey, theils nennen ſie ſich Telenguten, oder Telenkul von dem anſehnlichen See Telengul am obern Ob im Altaiſchen Gebirge, wo ſie ehedem hauſeten und in den ruſſiſchen Kanzleyen werden ſie ausgegangene weiße Kalmücken genannt, welche 1609 Rußland huldigten. Gegenwärtig ſtehen ihre Dörfer an den Ufern des Tomfluſſes und ſeiner Bäche vom hohen Gebirge an bis unter Kusnetzk und an das Gebiet der tſchatzkiſchen Tataren. Sie theilen ſich in viel kleine Stämme, welche aber durch

einander heurathen und nicht völlig 500 männliche Köpfe zählen.

Das Anſehen vieler Teleuten iſt ganz tatariſch, nicht weniger aber zugleich ſehr kalmückiſch. Alle ſind hager, haben meiſtentheils platte Geſichter, faſt allgemein ſchwarze Haare und im ganzen genommen viel leidlich ausſehende Frauenzimmer. Ihre Sprache iſt durch die vielen mongoliſchen Wörter und beym Mangel an Schulen in eine ſchlechte und vielen Tataren unverſtändliche Mundart verwandelt worden.

In ihren Handlungen und der Lebensart bezeugen ſich die Teleuten ſehr träge, gleichgültig und unempfindlich, von ganz ungeübten und ſtumpfen Verſtande, daher es außerordentlich viel Mühe koſtet, ihnen etwas verſtändlich zu machen. Die Wünſche derſelben ſchränken ſich auf Vieh, Korn, Kinder und faule Ruhe ein, deswegen ſie auch unter ſich und mit den benachbarten Ruſſen recht verträglich leben, und ihren Tribut ohne Murren entrichten.

Die politiſche Verfaſſung iſt der katſchinziſchen gleich. Ihre Zeitrechnung erſtreckt ſich nur auf die gegenwärtige und kürzlich vergangene Zeit; längſt vergangene Begebenheiten aber beſtimmen ſie nach Menſchenleben, z. B. zur Zeit unſerer Großväter u. ſ. w. Das Sonnenjahr theilen ſie in das Sommer- und Winterjahr; jenes fängt mit dem Eißbruche und erſten Graſe, dieſes mit dem erſten Schnee an, und jedes hat ſechs Mondsläufte. Der dreyzehnte Mond hingegen verliert ſich durch die unbeſtimmten Neujahre. Die Monde erhalten von ihrer Verfaſſung und Naturerſcheinungen den Namen, z. B. der erſte, welcher in unſerm April fällt, heißt Kurug Ai, d. i. der Mond des geſtreiften Eichhorns,

horns, weil es in demſelben erſcheint; der zweyte Tart Ai d. h. Pflugmond u. ſ. w.

Bey der Ankunft in die jetzigen Gegenden waren die Teleuten ein herumſchweifendes Jäger- und Hirtenvolk; allein durch die engern Grenzen gezwungen und in Nachahmung der Ruſſen bequemten ſie ſich zu beſtändigen Wohnungen und zum Ackerbau. Die beſtändigen Winterdörfer und die Sommerjurten ſind wie bey den Barabinzen, ſo wie auch ihre ganze Viehwirthſchaft denſelben gleicht. Die Viehzucht hat ſehr abgenommen bey ihnen, denn wer jetzt zehn Pferde, ſo viel Rinder, und etwa doppelt ſo viel Schaafe hat, iſt ein wohlhabender Mann; wer endlich gar bis 50 Pferde ꝛc. beſitzt, iſt ſehr reich. Den Ackerbau, ſo wie auch den Gartenbau, welche beyde ſeit ohngefähr 50 Jahren ihre Hauptgewerbe ſind, treiben ſie völlig wie die ruſſiſchen Landwirthe, und erbauen mehr, als ſie brauchen. Die Jagd lieben ſie ebenfalls ſehr, und bedienen ſich auf derſelben der oben beſchriebenen Schneeſchuhe.

Die Teleuten kleiden ſich tatariſch, nur ſchmutzig und armſeliger, wie andere. Heidniſche Teleuten tragen die Haare gekämmt und junge Mannsperſonen in dem Nacken zuſammengeflochten; muhamedaniſche ſcheren ſich den Kopf und alle lieben dünne Bärthe, weswegen ſie viele Barthhaare ausraufen; die chriſtlichen Teleuten kleiden ſich bald wie Tataren, bald wie ruſſiſche Bauern, und ſowohl das männliche als weibliche Geſchlecht trägt insgeſamt Hemden. Das teleutiſche Frauenzimmer kleidet und putzt ſich ebenfalls tatariſch, und ihr ganzer Anzug, die Muhamedanerinnen gewiſſermaßen ausgenommen, iſt ſo wenig reinlich, daß man ſie ſelbſt für geräuchert, ihre Hemden und Kleider aber für vorſätzlich mit Schmutz gefärbt halten möchte.

Die Verſchiedenheit der Religionen macht zwar einigen, doch nur geringen Unterſchied in ihren Speiſen. Alle eſſen reine Thiere, Brod, Grütze, Mehlſpeiſen, Kurmatſch, alle Fiſche, wilde Früchte und Wurzeln. Die Muhamedaner und Heiden halten Pferdefleiſch, die Heiden und Chriſten Blutwürſte mit Milch bereitet, alle aber ein Gericht von zerhacktem Fleiſch mit Kurmatſch, das ſie Biſch Sata nennen, und Fleiſchklöſe für Leckerbiſſen. Die Heiden eſſen übrigens noch Bäre, Murmelthiere, Mäuſe, Raubvögel, und faſt alles, was lebt. Außer dem Waſſer ſind ihre Getränke Fleiſch- und Fiſchbrühen, geſäuerte Milch, Bier, Milch- und Kornbrandtwein, wovon ſie den Milchbrandtwein entweder von geſäuerter Pferdemilch, oder von einem Gemenge aus einem Theil Roggenmalz und zwey Theilen Kurmatſch wie die mongoliſchen Völker deſtilliren. Reichere Teleuten haben außerdem noch eine recht ſinnreiche Brandtweinbrennerey. Sie vergraben nemlich Beutel mit Roggen oder anderm Getraide in die Erde, begießen ſie oft mit warmem Waſſer, wodurch es ſchnell zu Malz wird. Das weiche, in Gährung gegangene Malz quetſchen ſie in ihren hölzernen Mörſern und trocknen es gelinde als Fladen. Wenn ſie nun Fremde bewirthen, ſo legen ſie einige Fladen in den eiſernen Deſtillirkeſſel, gießen Waſſer drauf, verkleiſtern ihn und erhalten, ſo oft ſie wollen, warmen ſtarken Brandtwein.

Außer den wenigen Bekennern des Muhamedismus und des Chriſtenthums ſind die meiſten Teleuten ſchamaniſche Heiden, welche ihren allgemeinen Gott Kudai, den Satan Schaitan, die Götzen Tſchalu und die Prieſter, welche zugleich ihre Aerzte ſind, Kaman oder Kam nennen.

Nur

Nur wenig Heiden und Muhamedaner haben mehr als zwey Weiber, deren eine 10 bis 30 Stück Pferde und Rinder nebſt einigen Feyerkleidern koſtet, dafür ſie nur eine geringe Morgengabe mitbringt. Die Feyerlichkeiten haben ſie mit den andern Tataren gemein, und ſcheiden ſich eben ſo leicht, als ſie ſich verheurathen. Den Kindern giebt der Vater von der erſten der beſten Veranlaſſung ohne alle Zerimonie den Nahmen, daher ſie auch viele ruſſiſche Nahmen führen.

Die Leichen begraben ſie jetzt in ſchlechten Särgen, und kleine Kinder legen ſie noch auf Bäume im Walde.

16. Die Kiſtimer und Tuliberter.

Die kiſtimſchen und tulibertſchen Tataren, welche zwey ſchwache Woloſten ausmachen, deren jede ihren eigenen Baſchlick hat, wohnen am linken Ufer des Tomfluſſes neben den Teleuten am Kaltitak Bache über Kusnetzk. Ihre kleinen Dörfer, ihr Anſehen, ihre Gemüths- und Lebensart, Sprache, Sitten, Schickſale, Nahrungsgewerbe, als Viehzucht, Ackerbau und Jagd, nebſt dem Tribute an Pelzwerke und ihre innere Verfaſſung ſtimmt ganz mit der teleutiſchen überein. In Anſehung der Kleidung tragen ſie ſich ebenfalls ſo wie die Teleuten, die tulibertſchen Weiber ausgenommen, welche ſich durch einen und die Jungfrauen durch 20 bis 30 Haarzöpfe unterſcheiden, welche, das Geſicht ausgenommen, rund um vom Kopfe herabhängen. Die meiſten Kiſtimer ſind ſeit 1720 Chriſten, aber unwiſſend und abergläubiſch; hingegen die Tuliberter noch ſchamaniſche Heiden.

16. Kiſtimer u. Tuliberter.

17. Die Abinzen, Wercho-tomskiſchen Tataren, Biriuſſen, Sajaniſchen Tataren und Beltiren.

17. Abinzen. Dieſe in der Ueberſchrift genannten Tataren ſind in Rückſicht auf Anſehen, Gemüthskarakter, Wohnungen, Haußrath, Speiſen, Nahrungsgewerbe, Sprache, Zeitrechnung, innere Verfaſſung, Sitten und Gebräuche den Teleuten vollkommen gleich und weichen nur in einigen Kleinigkeiten von denſelben ab.

Die abinziſchen Tataren nennen ſich ſelbſt Abinzi, und wohnen in dem höhern Gebirge an den beyden Tomflüſſen, dem Kondama und Meaſa, und geben nur für 100 und einige Bogen Tribut. Die Mannsperſonen flechten nur ihre Haare wie die Kalmücken auf der Scheitel in einen dreyflechtigen Zopf. Außer den bey den Teleuten genannten Nahrungsgewerben, wo ſie ſich beym Ackerbau, anſtatt der Pflüge, der Gartenhacken bedienen, und die Jagd zur Hauptſache bey ihnen geworden iſt, treiben ſie auch Eiſenſchmelzereyen. Es ſind zwar nicht alle, aber doch viele Abinzen Schmiede und deswegen von Alters her berühmt, wie denn auch die nach der Eroberung Sibiriens von den Ruſſen unter den Abinzen erbaute Stadt Kusnezk, d. h. Schmiedeſtadt, davon den Nahmen erhielt. Die Abinzen ſchmelzen die Eiſenerze, welche ſie in der Oberfläche der Erde haufenweiſe oder auch in ihren Moräſten unter dem Raſen finden, und von den Bergleuten Geſchieberze und Sumpferze genannt werden. Ihr Schmelzweſen iſt außerordentlich einfach. Der Schmelzofen iſt in der Winterhütte und beſteht in einer hämiſphäriſchen, eine Spanne tiefen Austiefung des thonigten Stubenbodens, woran zum Ein-

ſetzen zweyer Handblaſebälge an der einen Seite ein kleiner Einſchnitt befindlich iſt. Auf die Grube paſſet ein gewölbter Deckel von Thon, der mit der Grube im lichten eine platte Kugel bildet, und oben ein zwey Zoll weites Loch hat. Wenn ſie ſchmelzen wollen, ſo füllen ſie den Ofen mit ſehr kleinen Kohlen, die ſie durch die Oefnung hinein ſchütten, und zünden ſie an. Indem ſie in voller Gluth brennen, werden unter beſtändigem Blaſen der Blasbälge einmahl um das andere Kohlen und einige Meſſerſpitzen ganz klein zerſchlagenes Eiſenerzt durch die Deckelöfnung in den Ofen geworfen, und in anderthalb Stunden ſind gegen drey Pfund Erzt eingetragen. Sie öfnen alsdenn den Ofen und befreyen das herausgenommene geſchmolzene Eiſen durch Schläge mit einem Holzhammer von den Schlacken. Aus dem Roheiſen ſchmieden ſie auf ſteinernen Amboſen mit eiſernen Hämmern Pfeile und Hacken. Das meiſte aber verkaufen ſie unverarbeitet an ruſſiſche Schmiede.

Die Abinzen ſind ſchamaniſche Heiden.

Die **Wercho-tomskiſchen** Tataren ſind nur gegen 150 Bogen ſtark, nomadiſiren um die Quellen des Toms im hohen Gebirge, haben einen noch unvollkommenen Haußrath, leben noch unreinlicher wie die Katſchinzen und bekennen ſich zum ſchamaniſchen Heidenthume. Weiber und Jungfrauen flechten die Haare in vier Zöpfe, die ſie mit Korallen, Glasperlen oder Schlangenköpfen — *Cyprea moneta* Linn. — zieren. Jungfrauen unterſcheiden ſich von den Weibern durch eine mit Korallen ꝛc. bedeckte Stirnbinde. Wercho-tomskiſche Tataren.

Die Biriuſſen ziehen gegenwärtig als Nomaden neben den Katſchinzen am Abakan herum und theilen ſich in die vier Geſchlechter **Kobin** Aimak Biriuſſen.

53, Kargin 40, Kam 25, und Schoskin Aimak 50 Bogen ſtark, ein. Der letztere ſteht im hohen Gebirge und iſt der ärmſte. Sie haben einen gemeinſchaftlichen Baſchlick, der auch zugleich über die Beltiren geſetzt iſt und von beyden den Tribut einſammlet. Ihre Kleidung gleicht mehr der katſchinziſchen, nur verfertigen ſie dieſelbe mehrentheils von Leder oder Pelzwerk. Bey ihnen iſt auch die Jagd Hauptſache, neben welcher ſie etwas Pferde- und Rindviehzucht treiben und einige wenige ſäen der Grütze wegen etwas Sommerkorn auf Gartenbeeten, welche ſie umhacken. Ihre Religion iſt das ſchamaniſche Heidenthum.

Sajaner oder Sójón. Die Sajaniſchen Tataren nennen ſich ſelbſt Sójón, woraus durch fehlerhafte Ausſprache und Schreiben Sajani und Sajanzi entſtanden iſt. Sie haben ihren Nahmen von dem berühmten Sajaniſchen oder Sójóniſchen Gebirge erhalten, welches vom altaiſchen Gebirge und vom Obfluß an über den Jeniſei in Oſten ſtreicht und die Gränze zwiſchen Sibirien und der Mongoley macht. In dieſem Gebirge ziehen ſie als Nomaden in Filzjurten an der Linken des Jeniſei am Abakanfluß, des Sommers um deſſen Quellen im hohen Gebirge, des Winters in den flächern untern Gegenden dieſes Fluſſes, neben den Katſchinzen und tusnetzkiſchen Gebirgtataren. Ihre Heerden beſtehen aus Pferden, Hornvieh und Schaafen. Ein Mann von 100 Pferden, ſo viel Rindern und etwa doppelt ſo viel Schaafen iſt ſehr reich. Manche treiben auch wie die Biriuſſen einen kleinen Ackerbau. Die Jagd, als ihr Hauptgewerbe, hat ſie zu guten Bogenſchützen gemacht. Sie haben auch einige den Abinzen ähnliche Schmiede, und die Sajanerinnen beſchäftigen ſich wie das katſchinziſche Frauenzimmer. Die Kleidung

dung iſt katſchinziſch. Zum Nähen bedienen ſie ſich des Garns von wildem Flachs — Linum perenne L. — und Hanfneſſeln — Urtica cannabina L. — die bey ihnen häufig wild wachſen. Von dieſem Garne machen ſie auch Bogenſehnen. Die Matten, worauf ſie ſitzen und ſchlafen, flechten ſie zum Theil aus den Blättern der hier gemeinen Goldlilie.

In den neuern Zeiten haben viele Sajaner die chriſtliche Religion angenommen, die übrigen aber ſind ſchamaniſche Heiden, welche jedoch ſo wenig Abneigung gegen ihre chriſtlichen Brüder haben, daß ſie ſogar freywillig zur Unterhaltung der chriſtlichen Kirchgebäude Beyträge geben.

Die Beltiren ziehen gegenwärtig als Nomaden neben den Sajanern und Biriuſſen am Abakan herum und ſteuern wie die Sajaner 450 Bogen. Sie ſind reicher an Vieh, als die Sajaner, daher ſie auch beſſer leben, und viel Milchbrandtwein trinken, ſo daß man im Sommer oft in einem ganzen Lager keinen nüchternen Beltiren antrift. Der Wohlſtand derſelben hat den Chriſtenbekehrern den Zugang verhindert. Sie ſind eifrige ſchamaniſche Götzendiener, und Freunde der Polygamie. Ihre Todten begraben ſie nur in beſondern Fällen und gewöhnlich legen ſie dieſelben zwiſchen Bretter gebunden auf Bäume, geben denſelben Hausgeräthe, Waffen, Speiſen, Brandtwein und ihre muſikaliſchen Inſtrumente, eine Laute oder ein Hackebret mit. Am ſiebenden Tage feyern ſie ein Gedächtnißfeſt, an welchem bey der Leiche das beſte Pferd des Verſtorbenen geſchlachtet, das Fleiſch gegeſſen, Kopf und Haut aber, und zwar erſterer mit einem Zaum im Maule, werden an einen Baum, ſo wie ein Schlauch Milch an einen andern Baum gehangen. Beltiren.

Die Beltiren haben von Alters her Schmiede unter ſich, welche nach Art der Abinzen Eiſen ſchmelzen und ſchmieden; auch ſind ſie gute Gerber. Daher mußten ſie den Soongaren ehedem Eiſen, Juften und auch Pelzwerk als Tribut geben. Ihr Ackerbau iſt weniger wichtig, als der Abinziſche, und die meiſten bedienen ſich bey demſelben der Hacken; jedoch verſtehen auch einige mit dem Pfluge umzugehen.

18. Die Jakuten oder Socha.

18. Jakuten oder Socha. Die alten Wohnſitze der Jakuten oder Socha, wie ſie ſich ſelbſt nennen, waren ehedem die Gegenden vom ſajaniſchen Gebirge an bis über die untere Angara und um die obere Lena; allein die Verfolgungen und Bedrückungen der Buräten und Mongolen nöthigten ſie an der Lena abwärts in ihre jetzigen rauhen und nordoſtlichen Wildniſſe zu ziehen. Man findet daher jetzt Jakuten zu beyden Seiten der Lena in S. vom Witim bis zur Mündung der Lena ins Eißmeer und vom weſtlichen Anabara in O. bis an den penſchinſchen Meerbuſen und nordlich bis an den Kolyma, ein Raum, der gegen 2000 Werſte im Durchmeſſer begreift. Ihre Gegenden ſind nicht nur kalt und unfruchtbar, ſondern auch noch überdieß moraſtig, felſigt, in nordlichen Gegenden von aller Holzung entblößt und in ſüdlichen waldigt.

Die Jakuten ſind durchgängig von mittler Gröſſe und ſelten ſehr klein oder ſehr groß. Die Geſichter, beſonders die Naſen ſind mager, etwas platt, die Augen klein, Haare und Barth meiſtens ſchwarz und dünn. Ihr Verſtand iſt mehr langſam als dumm und in ihren Handlungen ſind ſie nicht faul, ſondern vielmehr langſam. Unter ſich leben ſie brüderlich

und helfen ſich, ohne darum gebeten zu ſeyn oder Dank zu erwarten. Sie fürchten und ehren Götter, Obrigkeit, Prieſter und Alte, ſind weder diebiſch, noch räuberiſch, noch rachgierig. Ihr Frauenzimmer iſt geſchäftig und munterer als das Mannsvolk; ja manches würde ſogar für ſchön gehalten werden müſſen, wenn die Haut von Rauch und Schmuß weniger gelb wäre.

Ohngeachtet das Anſehen und die Gemüthsart der Jakuten eine Miſchung von tatariſchem und mongoliſchem iſt, ſo ſind ſie doch ein tatariſches Volk, das ſorgfältig von den im zweyten Bande beſchriebenen **Jukagiren** unterſchieden werden muß. Sie ſprechen tatariſch, das häufig mit mongoliſchen und tunguſiſchen Wörtern vermiſcht iſt; haben weder Schulen, Buchſtaben noch Schrift, und halten ſich ſorgfältig nach Stämmen und Geſchlechtern zuſammen, ſo wie ſie auch edle Familien unterſcheiden. Die ruſſiſche Regierung theilet die Geſchlechter oder Woloſten nach den Kreiſen jedes Tributorts ein, ohne dabey eben auf das Zuſammenbleiben der Stämme zu ſehen. Dieſe Tributörter ſind Städte oder mit Palliſaden befeſtigte Wohnungen, welche, wenn ſie einige Größe haben, Oſtroge, wenn ſie aber kleiner ſind und in einzelnen Wohnungen beſtehen, Winterhütten genennet werden. Ein Tributdiſtrict bekommt den Nahmen Uluß und die dazu gehörigen Geſchlechter Woloſten. Bey der 1750 zuletzt geſchehenen Zählung derſelben entrichteten ſie für 34979 Bogen oder zur Jagd taugliche Mannsperſonen Tribut in allerhand Pelzwerk.

Die Jakuten ſind Nomaden, welche jedoch im Winter den Aufenthalt nicht leicht verändern. Ihre Winterjurten ſetzen ſie von Blockwerk auf, deſſen Fugen mit Moos verſtopft werden. Das Licht erhal-

ten ſie in denſelben durch eine Oefnung im Dache, aus welcher zugleich auch der Rauch ſteigt. Den Mittelpunkt der Jurte nimmt das Feuer ein, um welches niedrige breite tatariſche Bänke ſich befinden. Meiſtens beziehen ſie im Herbſt die Jurten des vorigen Winters, und nur im Fall, wenn ihnen die Gegend nicht gefällt, ſchlagen ſie ihre Winterwohnungen an einem beſſern Orte auf. Die Sommerjurten beſtehen aus einem kegelförmigen mit Birkenrinde bedeckten, dem tunguſiſchen völlig ähnlichen Stangengerippe.

Der Haußrath der Jakuten iſt wie bey andern Nomaden ſehr gering und beſteht aus Geräthſchaften von Birkenrinde, Leder, Holz u. ſ. w. Die Milchſchläuche bereiten ſie durch Räuchern eben ſo wie die Baſchkiren; und die Keſſel ſchmieden ſie meiſtentheils ſelbſt von Eiſen und erhöhen die Ränder mit einem aufgeſetzten Ringe von Birkenrinde. Zu ihrem Haußrathe gehören im Winter auch **Mörſer von gefrornen Kuhfladen**, in welchen ſie Fiſche, Wurzeln u. ſ. w. ſtoßen. Sie haben kleine ſchmahle Schlitten und kleine Kähne von Birkenrinde, wie die Tunguſen. Ihre ſelbſt verfertigten Waffen ſind Bogen, Pfeile und Spieſe mit eiſernen Spitzen. Die Köcher aber ſchmahle, zierlich benähte Beutel von Pelzwerk.

Die **Kleidung der Jakuten** iſt überaus kunſtreich und artig. Sie wiſſen von keinen Hemden oder anderer Wäſche, ſondern tragen die Kleider auf dem bloßen Leibe. Die **Sommerkleider** ſind von ſehmiſch oder lederbraun gefärbtem weichem Leder, die **Winterkleider** aber von Pelzwerk und vorzüglich von Rennthieren.

Die **Mannsperſonen** tragen die Haare kurz verſchnitten und die Bärthe dünn. Im Sommer gehen

hen ſie mit bloßen Köpfen. Die Hoſen ſind ganz kurz; und ihre ledernen Strümpfe ſind zugleich Stiefeln mit Sohlen verſehen nach dem Fuße und der Lende gemacht und meiſtens zierlich benähet oder geſtickt. Damit ſie aber glatt ſitzen und Beine und Lenden ganz bedecken, ſo werden ſie an den Hoſen feſt gebunden. Die ganze Leibkleidung beſteht in einem Rocke, der nach dem Leibe gemacht iſt, enge Aermel hat, vorne mit Schnüren zuſammen gehalten wird und deſſen Schöße bis an die Knie reichen. Kragen und Säume des ſehmiſchledernen Sommerrocks werden zwey bis drey Queerfinger breit mit zierlichen Nähten von Thierſehnen geſtickt und mit weißen und andern Pferdehaaren gegen einer Hand breit befranzet. Mit dergleichen Franzen ſind auch die Halskragen und die Achſeln beſetzt. Zwiſchen die Nähte ſetzen einige Korallen, oder ſie machen anſtatt derſelben Striche mit blauer oder rother Erde. Die Winterkleidung iſt nicht vollkommner als die Sommerkleidung, aber von Pelzwerk, deſſen rauche Seite auswendig getragen wird, und welche eben ſo zierlich genähet und befranzet iſt. Im Winter bedecken ſie den Kopf mit einer Pelzkappe, die ſie gewöhnlich aus der Kopfhaut eines Thieres verfertigen. Weil ſie keinen Gürtel brauchen, ſo hängen ſie Feuerzeug, Tabacksgeräthe, Meſſer u. ſ. w. an den Hoſengurt.

Das weibliche Geſchlecht kleidet ſich dem männlichen ſehr ähnlich in eben ſolche, nur etwas längere Hoſen, Strumpfſtiefeln und Röcke von ſehmiſchem Leder oder Pelzwerk. Die ganze Winter- und Sommerkleidung des Frauenzimmers iſt etwas vollkommener und weit mehr geſchmückt als die Männerkleidung. Wenn ſie ſich ausputzen, ſo ziehen ſie über den Rock eine Weſte ohne Aermel, welche ohngefähr eine Spanne kürzer iſt. Dieſe Weſte wird

von

von Sehmiſchleder oder feinem rothen oder anderm Tuch gemacht, an den Säumen und Kanten wie die Mannsröcke mit weißen oder gefärbten Pferdehaaren befranzet oder auch mit feinem Pelzwerk bebrämt und die Kanten nebſt allen Nähten mit zierlichem Stickwerk, Korallenreihen, rothen und blauen Streifen gezieret. Die Weiber unterſcheiden ſich durch Hauben von Thierkopfhäuten, woran die Ohren bleiben und als aufſtehende Hörner umwunden werden. Die Jungfrauen flechten die Haare und tragen breite Stirnbinden von Leder ganz mit Stickerey und Korallen bedeckt. Von dieſen Binden hängen an den Seiten kleine Korallenſchnüre mit Klimperwerk und von der Scheitel ein bis zwey Spannen langer, handbreiter mit Nähewerk und Korallen bedeckter Schmuck auf den Rücken. Ueberhaupt iſt die ganze Kleidung der Jakuten nebſt der ihr ähnlichen im 2ten Bande beſchriebenen tunguſiſchen unter allen Völkern dieſer Gegenden am netteſten, leichteſten und artigſten; auch ſind bey ihnen die Jungfrauen, weil ſie ſelbſt gemachte und nicht wie bey einigen andern Völkern gekaufte Kleider tragen, am reinlichſten und kunſtreichſten gekleidet.

Das Gewerbe der Jakuten beſteht überhaupt in der Viehzucht, Jagd und Fiſcherey, von welchen nach der Verſchiedenheit ihrer Wildniſſe in einigen Uluſſen das eine, in andern das andere den Vorzug hat. Die ſüdlichen Uluſſen halten Pferde und Rinder; die am Jana und Indigirka nur Rennthiere. Schaafe gedeyhen in ihren waldigen, kalten und naſſen Wüſteneyen nicht, und laſſen ſich auch in trockneren Gegenden nicht leicht wider die Raubthiere ſchützen. Pferde und Rinder müſſen ſich die langen und harten Winter hindurch ohne alle Unterſtützung ſelbſt Unterhalt verſchaffen; deswegen halten auch die

Jakuten

Jakuten hohen Schnee für ihr größtes Uebel. Ohngeachtet ſie nur ſelten geſundes Vieh ſchlachten, ſo iſt doch der jährliche Abgang durch den hohen Schnee, Froſt und Raubthiere ſo groß, daß ſie nie zu anſehnlichen Heerden, worinnen doch ihr ganzes Vermögen beſteht, mithin zu keinem beträchtlichen Reichthume gelangen. Unter den Janaiſchen und Indigirkaiſchen Uluſſen haben bey weitem nicht alle und nur wenige viel Rennthiere, ſo daß ſie die ärmſten Jakuten ſind.

Die Jagd iſt das Wintergeſchäfte aller Jakuten; allein ſie ſind zu ſorglos und faul, als daß ſie wegen der Jagd ſich weit aus ihren Gebieten begeben ſollten, wodurch der Wildſtand in gutem Stande bleibt. Während des Sommers beſchäftigen ſie ſich insgeſammt mit der Fiſcherey, welche in den nordlichen Uluſſen, wo viele kein Vieh haben, der einzige Nahrungszweig iſt. Den Ackerbau kennen ſie gar nicht; allein er ſchickte ſich auch eben ſo wenig für ihr Land und Klima, als für ihre Trägheit.

Bey aller ihrer Unthätigkeit haben ſie doch Eiſen zu ſchmelzen und recht artig zu verſchmieden gelernt; ja die Wilniſchen Schmiede ſind beſonders geſchickt. Das Schmelzweſen der Jakuten unterſcheidet ſich von der Schmelzkunſt der Abinzen nur durch die Blaſebälge. Die bey den Jakuten üblichen beſtehen in zwey verbundenen, ſo eingerichteten ledernen Beuteln, daß ſie durch wechſelsweiſes Zuſammendrücken einer um den andern Luft ſchöpfen. In der Nähe ruſſiſcher Wohnſitze laſſen ſich arme Jakuten von ruſſiſchen Bauern unterhalten und den Tribut für ſich entrichten, wofür ſie allerley Haußarbeiten verrichten.

Als Heiden iſt ihnen der Genuß keiner Sache verboten, daher die Natur ihrer Gegenden, ihre Lebensart

bensart nebſt den Gewohnheiten der Vorfahren ihren Tiſch beſtimmen; und ſo nett und reinlich ſie ſich kleiden, ſo unbeſchreiblich ſchmutzig leben und eſſen ſie. Sie nehmen ihre Nahrungsmittel zu ſich, wenn ſie hungrig ſind, ohne ſich an eine beſtimmte Zeit zu binden, und wer alsdenn zugegen iſt, der ſpeiſet mit. Die Speiſen ſtehen auf der Erde, ſie aber ſetzen ſich auf die Ferſen um dieſelben herum. Ohngeachtet ſie nicht nur alle reine Thiere, ſondern auch Pferde, Raubthiere, Mäuſe, Ratzen, alle Vögelarten und Fiſcharten eſſen, ſo verabſcheuen ſie doch der Sitte ihrer Vorfahren gemäß Schweine, Fröſche und Geſchmeiß. Aus dem Gewächsreiche benutzen ſie die bey den Barabinzen und Tſchulymern angeführten Gewächſe, Wurzeln und Früchte, auch alle Laucharten, die Wurzeln vom Klee u. a. m. Im Sommer nähren ſie ſich meiſtens mit geſäuerter Milch und den gedachten wilden Gewächſen, und im Winter ſind getrocknete Fiſche die Alltagskoſt, welche in den nördlichen Uluſſen das ganze Jahr gewöhnlich iſt. Mehl und Gritze kaufen nur einige reiche Leute um Jakutzk und Olekminsk. Die Zurichtungen der Speiſen ſind eben ſo ekelhaft. Nicht zu gedenken, daß ſie alle Aeſer eſſen und trockne Fiſche in den Kuhfladen-Mörſern klein ſtoßen, ſo waſchen und reinigen ſie auch weder Gefäße noch ſich ſelbſt, welches den unleidlichſten Geſtank verurſacht. Im Sommer ſieht man viele Jakuten von dem häufigen Genuſſe des Kumiß und dem dabey gewöhnlichen allgemeinen Tabackrauchen berauſcht. Am liebſten bedienen ſie ſich freylich zum Berauſchen des ruſſiſchen oder gemeinen Brandteweins; weil ſie dazu aber ſelten Gelegenheit haben, ſo brauchen ſie wie die Oſtiaken ꝛc. den Fliegenſchwamm dazu.

Im geſellſchaftlichen Umgange begegnen ſich die Jakuten zwar mit wenig Umſtänden, aber doch ehrlich

ehrlich und freundſchaftlich. Ihre Verträge errichten ſie mündlich und erfüllen ſie genau, und bey gerichtlichen unterzeichnen ſie anſtatt des Nahmens mit ihren gewöhnlichen ſelbſt gewählten unveränderlichen Handzeichen. Wenn ſie ſich ja einmahl waſchen, ſo bedienen ſie ſich des Lerchenſchwammes ſtatt der Seife, den auch die ruſſiſchen Landleute oft dazu nutzen. Bey Veränderung der Wohnſitze laſſen ſie das Geribbe der Jurten ſtehen, die Sachen aber ſchaffen ſie auf kleinen ſchmahlen Schlitten fort, wofür ſie Hornvieh ſpannen, auf welchem ſie auch reuten. Wenn ſich gute Freunde trennen, ſo verſtümmelt der zurückbleibende die Zweige eines Baumes zum Andenken, und beruft ſich in Geſprächen auf dieſe Beweiſe ſeiner Freundſchaft.

Sie ſind Polygamen und kaufen ihre Weiber auf die oft beſchriebene Art. Den Kindern giebt derjenige ohne alle Feyerlichkeit den Nahmen, welcher zuerſt in die Wochenjurte kommt. Einer der ſchmutzigſten Gebräuche iſt, daß der Vater die Nachgeburt oder den Mutterkuchen kocht und als einen beſondern Leckerbiſſen mit ſeinen beſten Freunden in groſſen Freuden über die Vermehrung ſeiner Familie verzehrt.

Sie genießen meiſtentheils eine ununterbrochene Geſundheit, und ihre gefährlichſten Krankheiten ſind Faulfieber und Pocken, woran ſie wegen der ſchlechten Abwartung und der Verlaſſung von Geſunden faſt allemahl ſterben. Das Erfrieren der Glieder abzuwenden, beſchmieren ſie ſich im Winter oft mit einer Salbe von Thon und friſchem Kuhfladen. Der Nutzen davon iſt ſo ſichtbar, daß der Gebrauch dieſer Salbe unter den Ruſſen um Jakutzk ganz allgemein geworden iſt.

Ehedem verbrannten ſie ihre Todten oder ließen ſie auch auf Bäume gelegt in der Luft verweſen; gegenwärtig

genwärtig begraben ſie dieſelben in den Wäldern unter Bäumen, die ſich einige bey Lebzeiten ſelbſt dazu ausſuchen.

Sie ſind ſchamaniſche Heiden, welche ihre Prieſter Ajun nennen, die ſo wie ſie ſelbſt dem blindeſten Aberglauben ergeben ſind, alle Misgeburten an Menſchen und Vieh ſogar für wirkliche Teufel halten, von welchen ſie ſich mit vieler Aengſtlichkeit zu befreyen ſuchen. Um Mangaſey am Jeniſeifluſſe herum haben ſich einige wenige Jakuten zum Chriſtenthume bekehren laſſen.

19. Die Ruſſen.

19. Ruſſen. Nach den Beweiſen der Geſchichte, Sprache, Anſehen, Sitten ꝛc. ſind die Ruſſen eine ſlaviſche Nation, folglich mit Pohlen, Böhmen, Slavoniern ꝛc. gleichen Urſprungs. In den ältern Zeiten waren ſie wenig merkwürdig, allein in den neuern Zeiten und vorzüglich von Peter dem Großen an ſind die Ruſſen durch eine Folge großer Regenten und Regentinnen, durch ſchlaue Benutzung der Staatsbegebenheiten anderer Reiche, durch erfochtene Siege und durch die beſſere Einrichtung ihrer Staatsverfaſſung, wobey ſie die andern europäiſchen Reiche zum Muſter nahmen, allgemein bekannt und mächtig geworden.

Wohnſitze. Im fünften Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung zogen die Ruſſen bey den großen Völkerwanderungen aus Oſten, in ihren alten Wohnungen an der Donau durch Bulgaren und Wallachen geſtöhrt, theils an den Dnepr, wo ſie Kiew, theils an den Wolchow der Ladoga, wo ſie Nowgorod erbaueten. Die Nowgorodiſche Colonie gerieth unter die Waräger, von welchen ſie Rußi und ihr Land Rußia, auch Roßia genannt wurden, und dieſe Benennung

nennung auch ſelbſt annahmen. Beyde ſlavoniſche Colonien waren Democratien, ihr Beherrſcher Rurik aber machte 862 die noch beſtehende Monarchie daraus; und gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts führte **Wladimer** die griechiſche Religion ſtatt der heidniſchen ein. Die in den folgenden Zeiten eingeführte Theilung des Reichs unter mehrere Fürſten begünſtigte die Einfälle der Tataren, und im dreyzehnten Jahrhunderte war Rußland vom Chan der goldnen Horde Batu und ſeine Nachkommen, ſo wie Kiew von den Pohlen unterjocht; und erſt in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts zerſtöhrte **Waſiljewitſch** II. das tatariſche Reich, und machte deſſen Königreiche Kaſan und Aſtrakan nicht nur ſeinem Zepter zinsbar, ſondern erweiterte auch die Gränzen ſeines Reichs in Süden bis an den Caucaſus. Unter dem Großfürſten **Fedóor Iwanowitz** fieng 1578 durch den donniſchen Kaſaken Jermak Timofew die Eroberung Sibiriens an, welche unter den folgenden Regierungen gänzlich vollendet wurde. Mit dem Anfange dieſes Jahrhunderts fieng Peter der Große den politiſchen und ſittlichen Zuſtand des Reichs vortheilhaft an umzuſchaffen, und ſeinem Beyſpiele folgten alle ſeine Nachfolger, und **Katharina** die Zweyte verſchaffte ihrem Reiche eine, allen benachbarten Reichen gefährliche Macht. Gegenwärtig erſtreckt ſich das ruſſiſche Reich von der Düna, der Oſtſee und dem Nordkap im Nordmeer, in Oſten bis an die ſineſiſche Gränze und ans Oſtmeer, und vom ſchwarzen und caſpiſchen Meere, dem Caucaſus und altaiſchen Gebirge bis ans nordiſche Weltmeer.

Die ruſſiſche **Nation** hat ſich, die nordlichſten und nordoſtlichſten Gegenden ausgenommen, in dieſem ganzen ungeheuren Raum ausgebreitet

und dergeſtalt vermehrt, daß ſie zu den zahlreichſten Völkerſchaften unſerer Zeit zu zählen iſt. Dieſes Volk bleibt ſich auch, der großen Zerſtreuung und der ſich darauf beziehenden großen Verſchiedenheit der Länder, Klimaten ꝛc. ungeachtet, in Anſehen und Sitten weit ähnlicher, als ſonſt die Völker in kleinen Reichen; und Ruſſen um Nowogorod, Aſtragan, Archangel, Tobolsk ſind nicht ſo verſchieden, als Teutſche aus dem oberſächſiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe. Die Haupturſachen dieſer Unveränderlichkeit ſcheinen die gleichförmige natürliche Lebensart, ein ſorgenloſes Gemüth und die Gleichheit der Religion zu ſeyn. Jedoch iſt hiervon der ruſſiſche Adel auszunehmen, bey welchem man eine Miſchung von teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen, ruſſiſchen und aſiatiſchen Sitten antrifft.

Sprache. Die ruſſiſche Sprache iſt eine verbeſſerte Mundart der ſlavoniſchen, welche mit ihren Buchſtaben beym Gottesdienſt üblich iſt. Sie hat 41 Buchſtaben, wovon ein Theil Tonzeichen in der Ausſprache ſind, iſt wortreich, biegſam, nachdrücklich, und erfordert, wie alle ſlaviſche Mundarten, eine geſchmeidige Zunge.

Schulen. Außer den Seminarien bey biſchöflichen Stühlen und Klöſtern, den Gymnaſien und Univerſitäten in Kiew und Moskau, welche insgeſamt alte Stiftungen ſind, fehlt es in dieſem ungeheuern Reiche an Schulen; ohngeachtet die Regenten des gegenwärtigen Jahrhunderts außer verſchiedenen kleinen Schulen, Erziehungsanſtalten für die Soldaten und den Adel, auch für Töchter, eine Akademie der Wiſſenſchaften und der bildenden Künſte geſtiftet, eine ökonomiſche und eine ruſſiſche Geſellſchaft begünſtigt haben. In den öffent-

lichen

lichen Anſtalten erhalten die Zöglinge alles frey und ſind von den Anſtalten abhängig; deswegen ſich auch viele das Schulgehen als Dienſte vorſtellen, die ſie dem Vaterlande geleiſtet haben, und zählen die Schuljahre mit, wenn ſie ihre Dienſtjahre rechnen.

Leibesbeschaffenheit.

Die Ruſſen auf dem platten Lande ſind meiſtentheils von mittelmäßiger Größe, einige auch ſehr lang, wenige ſehr klein; einige von ſtarken Gliedern, andere nicht, die meiſten aber hager und wohlgeſtaltet. Natürlich Verunſtaltete, als Bucklichte, Lahme ꝛc. ſind hier gegen alle Europäer, welche die feine Verziehung verdirbt, ſehr ſelten. Mund und Augen ſind klein, die Lippen dünn, die Zähne ſchön, die Naſe iſt mannigfaltig verſchieden, nicht groß und nicht ſehr gewölbt, die Stirne oft ſehr kurz und die Mienen ſind ernſthaft. Sie haben einen ſehr ſtarken Barth, welchen die meiſten nähren, gerade, braune, blonde oder rothe, und ſelten oder nie ſchwarze Haare. Gehör und Geſicht ſind ſcharf; Gefühl, Geruch und Geſchmack aber, ſo wie der ganze Körper durch Lebensart und Klima abgehärtet. Die meiſten ſind ſanguiniſch-choleriſchen Temperaments, oder umgekehrt mit mehr oder weniger Beymiſchung von Melancholiſchem, ſelten von Phlegmatiſchem, noch ſeltener bloß melancholiſch oder phlegmatiſch. Daher ſind ſie im Gange und Handlungen munter, lebhaft und gelenkig.

Der größte Theil des ruſſiſchen Frauenzimmers auf dem Lande iſt brunet mit feiner Haut, und viele ſind recht ſchön. Weil es ſeinem Wuchſe, ſo wie das Frauenzimmer anderer ſlaviſchen Nationen, nicht den geringſten Zwang anthut, ſo werden Brüſte und Füße ſehr ſtark, ja die erſtern

weit größer, als bey Tatarinnen. Die Mädchen erhalten mehrentheils frühzeitig, ja viele ſchon im zwölften und dreyzehnten Jahre ihre Mannbarkeit; manche verliehren dafür aber auch ſchon alle Schönheit, wenn ſie nur ein paar Jahre verheurathet geweſen ſind. Das häufige Baden befördert dieſe frühe Entwickelung, und die häßlichen Schminken verderben die Haut. So werden auch bey den meiſten Ruſſen die Weiber weit mehr zur Arbeit und überhaupt härter als die Dirnen gehalten, worüber ſich die erſtern noch mehr vernachläßigen.

Karakter. Von Gemüthsart iſt der große Haufe fröhlich, bis zum Leichtſinn ſorglos, ſo daß er ſich nicht im geringſten um die Zukunft bekümmert; dem Genuß der ſinnlichen Ergötzlichkeiten bis zur Ausſchweifung ergeben; fähig, etwas geſchwinde zu begreifen und auszuüben, ſinnreich die Arbeiten abzukürzen, in allen Geſchäften überhaupt lebhaft, geſchickt und geſchwind. In Leidenſchaften bezeigen ſie ſich ſehr ungeſtüm, verfehlen leicht die Mittelſtraße, und gerathen nicht ſelten an das entgegengeſetzte Aeußerſte.

Sie ſind aufmerkſam, entſchloſſen, tollkühn, beherzt und unternehmend; dem Handel und Tauſch eben ſo unwiderſtehlich, als wie dem Trug und der Liſt ergeben, deswegen auch Peter der Große den Juden nicht die gewünſchten Handelsfreyheiten geſtatten wollte, weil er beſorgte, ſie würden bey der größern Schlauheit der Ruſſen nichts gewinnen können. Sowohl gegen Fremde, als auch unter ſich ſind ſie oft bis zum eigenen Mangel gaſtfrey und freygebig.

Im geſellſchaftlichen Umgange bezeigen ſie ſich freundſchaftlich, aufgeweckt, gefällig, ſehr dienſtfertig,

tig, ſind aber dabey nicht ganz vom Neide, von Verläumdung und Falſchheit frey, aber bis zur Verwunderung verſchwiegen, wenn es ihre eigenen Vortheile betrifft. Die natürliche und einfache Lebensart und der frohe Sinn der Ruſſen hat wenige und leicht zu erhaltende Bedürfniſſe, daher ihnen Zeit zu Erholungen und Ruhe genug übrig bleibt, ſie von kümmernden Entwürfen befreyet, überall Freude finden läßt, ſie geſund und ſtark erhält, und ihnen überhaupt ein unbeſchwertes, zufriedenes, munteres und meiſtens auch beträchtliches Alter verſchafft.

Bürgerliche Verfaſſung.

Die ruſſiſche **Nation** beſteht vorzüglich aus dem Adel und aus dem **Bauerſtand**, ohngeachtet man die **Bürgerſchaft**, welche immer mehr begünſtigt und empor gebracht wird, nebſt den Koſaken für Stände annehmen kann. Den Adel machen die **Fürſten** — **Knäſi** — **Edelleute** oder **Bojaren**, und ſeit neuern Zeiten auch **Fürſten**, **Grafen** und **Freyherren** des römiſchen **Reichs** aus. Der Adel kann Land und Leute beſitzen, und in Civil- und Militärdienſten die obern Stellen erhalten. Die **Dworänini** ſind gleichſam Stadtadel, aber auf keine Weiſe mit den Patriciern der teutſchen Reichsſtädte zu vergleichen; und **Odnodworzi** die geringſte Klaſſe des Landadels und den pohlniſchen Schlachtſchützen ähnlich.

Der **Bürgerſtand** beſteht eigentlich aus den **Poßatski** und **Raßnotſchinzi**, welche in Städten und Flecken leben, unter Magiſtraten ſtehen, und Kaufleute oder Handwerker ſeyn ſollen. Er iſt von Bedienungen, die Oberofficiersrang haben, ausgeſchloſſen, giebt Kopfgeld und Rekruten, kann aber nicht leibeigen ſeyn. Bey der ungebundenen Frey-

heit der Gewerbe, wo ein jeder bald dieſe, bald jene Beſchäftigung treibt, und nicht immer bey einem bleibt, Kaufleute und Handwerker oft allein vom Ackerbau, und die Bauern vom Handel und Profeſſionen leben, letztere keine Geſellen, ſondern nur Arbeitsleute gebrauchen, ſo iſt der Bürgerſtand lange das nicht, was er in andern Staaten vorſtellt. Nach einem Befehle von 1775 giebt die Kaufmannſchaft anſtatt des bisherigen Kopfgeldes jährlich Eins vom Hundert, und kann auch ihre Rekruten zu Friedenszeiten mit Gelde bezahlen, wodurch dieſer Stand ſehr erhoben worden iſt.

Vom Bauerſtande ſteuern Kron- und Kloſterbauern nach den Landesgeſetzen und tragen auch die übrigen Laſten nach denſelben; ſie können aber von der Regierung willkührlich verſchenkt werden. Adliche Bauern ſind Leibeigene ihrer Herren, hängen von ihrer Willkühr ab, und werden nach deren Denkungsart theils hart gehalten, theils aber auch in allem, was ihren Wohlſtand betrifft, reichlich unterſtützt, und dadurch bisweilen ſehr reich. Aus den ſämtlichen Bauern werden von denen, welche zum Soldatendienſt taugen, die Rekruten zu Friedenszeiten durchs Loos ausgehoben. Uebrigens iſt der Bauerſtand nicht an Ackerbau und Viehzucht gebunden, ſondern kann, wenn er ſich beſſer dabey zu ſtehen glaubt, nebenbey oder auch ganz allein ſtädtiſche Gewerbe treiben.

Die Kaſaken machen einen beſondern vom Bauerſtande entſprungenen Stand aus. Sie leben ſteuerfrey in Dörfern, Schanzen und kleinen Städten von Ackerbau, Viehzucht, oder ſtädtiſchen Handthierungen. Sie geben keine Rekruten, werden nicht zu Unterthanen verſchenkt, und genießen noch viele andere Vorzüge; ſie ſind aber dafür alle ohne Ausnahme

nahme der Perſon, ſo bald und ſo lange ſie dazu taugen, leichte Reuter, welche ſich ſelbſt mit Pferden, Kleidern und Waffen verſorgen, und nur im wirklichen Dienſte beſoldet werden.

Die ruſſiſche Nation treibt alle bey Europäern gewöhnliche Gewerbe. Der einheimiſche Handel ſcheint, weil er meiſt durch Krämer und Aufkäufer betrieben wird, und der meiſte Waarentransport Karavanenweiſe geſchieht, zwar geringe, iſt aber ein überaus wichtiger, eine große Menge Menſchen beſchäftigender Nahrungszweig, welcher den Vertrieb natürlicher und künſtlicher Produkte nicht nur ſehr befördert, ſondern auch das baare Vermögen des Reichs im ſchnellen Umlaufe erhält. Die kleinen Kaufleute beſorgen ihren Handel ſelbſt durch Reiſen, und kehren ihr Geld bey aller Gelegenheit, alſo geſchwinde und oft um. Bey der ſparſamen Lebensart und der Gaſtfreyheit der Bauern ſind die Reiſekoſten gering und der Handel um ſo viel ergiebiger. Ehedem ward nur auf Jahrmärkten gehandelt, gegenwärtig hat jeder beträchtliche Ort und manches große Dorf mit Beybehaltung des Jahrmarkts ſeinen beſtändigen Markt. Ein Viereck von lauter hölzernen oder ſteinernen Buden und Gewölben iſt der einzige Verkaufplatz der Waaren, weil die letztern in Privathäuſern nicht feil geboten werden dürfen. Dieſes weitläuftige, oft auch prächtige Handelsgebäude wird, weil von der Kammer oder den Stadträthen auch an fremde Kaufleute Buden ꝛc. vermiethet werden, auch der Gaſthof, und wegen ſeines Gebrauchs der Kauf- oder Tauſchhof genannt. Zu Irbit in Sibirien bey Katharinenburg, und vorzüglich im Kloſter Makariew an der Wolga bey Niſchnei Nowogrod werden jährlich Meſſen gehalten, die an Wichtigkeit des Umſatzes den berühmteſten europäiſchen Meſſen Gewerbe.

nichts nachgeben. Anders verhält es ſich mit dem ausländiſchen Handel.

Bis zum funfzehnten Jahrhunderte war der ausländiſche Handel nur geringe und faſt allein auf das zum hanſeatiſchen Bunde gehörende Nowgorod eingeſchränkt, weil die Ruſſen theils ihre Produkte nicht kannten, theils der rohen Lebensart wegen wenig ausländiſche Waaren brauchten. Da ſie aber durch Peter den Großen beſſer ausgebildet wurden, da er ſelbſt Manufakturen, Fabriken und andere Gewerbe lebhaft betreiben und zum Theil neu errichten ließ, ſo entſtand dadurch dieſer für Rußland ſo einträgliche Handel mit dem Auslande. Hierbey hat der ruſſiſche Kaufmann allgemein den Grundſatz angenommen, daß er ſich von Fremden die innländiſchen Waaren, welche er dem Ausländer nach geſchloſſenen Contracten zur Ausfuhr zuſammenbringt, zur Hälfte vorausbezahlen läßt; fremde Waaren aber dagegen nie anders als auf ein Jahr Credit nimmt. Hierdurch tritt für den fremden Kaufmann der nachtheilige Fall ein, daß er nur alsdann gewinnt, wenn alles den richtigen Gang geht, hingegen der ruſſiſche Kaufmann gewinnt immer. Aus eben dieſer Urſache überlaſſen die Ruſſen auch den Fremden den Verdienſt von der Frachtſchiffahrt ſehr gern, und halten ſelbſt nur ſehr wenig Schiffe in See. Der anſehnlichſte Seehandel iſt auf der Oſtſee zu St. Petersburg und Rigau; auf dem Nordmeere in Archangel; auf dem ſchwarzen Meere in Taganrock; auf der caſpiſchen See in Aſtragan, und auf dem Oſtmeere in Kamtſchatka. Der Hauptſitz des ausländiſchen Landhandels iſt die Ukräne, Orenburg und Kiachta in Daurien.

Sie haben Fabriken und Manufakturen in allerley Metallen, Wolle, Baumwolle, Seide, Flachs und

und Hanf, Papiermühlen, Wachsbleichen, Salpeter- und Glaßhütten ꝛc., welche theils der Krone, meiſtens aber Privatleuten gehören. Den Bergbau treiben ſie ſtark. Die Produkte der Manufakturen und Fabriken haben einen hohen Grad der Vollkommenheit erlangt, aber deſto ſchlechter arbeiten die Handwerker.

Da die freyen Landleute nicht für ihre Aecker, ſondern für ihre Köpfe ſteuern, ſo treiben ſie die Landwirthſchaft nach der vorhin gedachten Freyheit, und viele ſetzen ſie den ſtädtiſchen Handthierungen nach. Die leibeigenen Bauern werden nach Willkühr ihrer Herrſchaft bald zu ländlichen, bald zu ſtädtiſchen Verrichtungen, Fabriken, Manufakturen, Handwerken, Hüttenarbeiten u. ſ. w. gebraucht. Der Ackerbau iſt daher in Rußland kein ſo allgemeines Geſchäft des Bauerſtandes, als in andern Reichen, jedoch im Ganzen genommen, daß er nicht nur zur Brodtung ausreicht, ſondern auch die ungeheure Summen Getraide erfordernden Brandweinbrennereyen mit Malz und Mehl, und die Einwohner des Reichs mit hinlänglichem Gritzwerk nicht nur zu ſehr wohlfeilen Preißen verſorgt, ſondern auch noch einen beträchtlichen Ueberſchuß liefert, der ins Ausland verſendet werden kann. Dieß befördert auch noch der Umſtand, daß ſehr zahlreiche Völkerſchaften des ruſſiſchen Reichs weder Brod, noch Mehl und Gritzwerk zu ihrer Nahrung nöthig haben.

Von den ſüdlichſten Gränzen des Reichs an hat Landbau. Rußland bis zum ſechzigſten, in Sibirien aber bis zum fünf und funfzigſten Grade Norder Breite vieles und größtentheils fruchtbares Ackerland, Wieſen und Waldung. Nordlicher hingegen iſt der Ackerbau unſicher und die ganze Landwirthſchaft ſehr mißlich und beſchwerlich. In Rußland hat jedes Dorf ſein

Gebiet und jeder Hof ſeine angewieſenen Aecker und Heuſchläge. In dem weniger angebaueten Sibirien nimmt ſich ein jeder ſo viel Feld in den offenen Steppen, als er beſtreiten kann. Wenn ein ſolches Land abgebauet oder erſchöpft iſt, ſo läßt es der Landmann einige Jahre ruhen und macht Neubruch. Auf dieſe Weiſe fährt er denn immer jährlich fort, und oft liegen dieſe Felder 20 bis 80 Werſte vom Dorfe umher geſtreuet. Man rechnet die Größe der Felder nach Morgen — Deſettini, — deren einer 60 Klaftern lang und 40 Klaftern breit, in einigen Gegenden aber und vorzüglich in der ganzen Ukräne 80 Klaſtern lang und 40 Klaftern breit iſt.

Man bauet in Rußland und Sibirien Winter- und Sommerkorn, Winterwaitzen nur in Rußland bis an die Kama, Sommerwaitzen in Rußland und in Sibirien, Gerſte, Spelt häufig in Rußland, Hafer in Rußland und Sibirien, Erbſen wenig, noch weniger Wicken und Bohnen, viel Buchwaitzen, in Sibirien tatariſchen Buchwaitzen, Hirſe und Fuchsſchwanz nur in Rußland.

Die Begattung der Felder iſt nach der Güte der Aecker, des Klima und der ſtärkern oder geringern Bevölkerung etwas verſchieden, überhaupt aber möglichſt leicht eingerichtet. In ſtark bevölkerten Gegenden wird der Acker gedüngt, weil man ihm wenig Ruhe laſſen kann; in fruchtbaren, aber wenig bevölkerten Gegenden leidet das gute Ackerland keinen Dünger, ſondern nur nach fünf bis zehn Jahren eine drey- bis fünfjährige Ruhe. Dergleichen mächtiges Ackerland findet ſich in der ufaiſchen Provinz, in den ſüdlichen Steppen Sibiriens, in der barabinziſchen Steppe, im ſüdlichen Daurien u. ſ. w. Das Getraide ſchießt nach dem Dünger auf dergleichen Feldern

Feldern in hohes Stroh, und ſetzt kein feſtes Korn an.

Die undankbarſten Aecker hat Finnland, Archangel nebſt dem ganzen nordlichen Rußland, das nord- und nordöſtliche Sibirien, Kamtſchatka ꝛc. Sie tragen ſelten dreyfältig, und die Saaten werden oft durch den Froſt zerſtöhrt.

Die gemeinen Aecker geben das Saatkorn fünf- bis achtfältig, und die Neubrüche im guten Lande einige Jahre hinter einander zehn- bis funfzehnfältig. Die ruſſiſchen Landleute bedienen ſich gewöhnlich des kleinen einſpännigen ruſſiſchen oder liefländiſchen Pfluges — Socha.

Für Winterkorn wird zweymahl, für Sommerkorn aber nur einmahl und immer ganz flach gepflüget. Auf grandigen Aeckern wird das Korn an vielen Orten untergepflüget und durch ein Nebenpferd ſogleich eingeegget.

In waldigen Gegenden machen ſich die Bauern nach ſchwediſcher Art durch Abbrennung der Waldungen neues Land, welches ſie nach drey oder vier Jahren wieder liegen laſſen, da es denn aufs neue mit Gebüſch überwuchert.

Das Getraide wird mit Sicheln — Serpa — geſchnitten, bey welcher Arbeit Weiber und Kinder helfen. Es wird in kleine Garben gebunden, auf dem Acker in Schober geſetzt, und größtentheils im Winter erſt auf Schlitten nach Hauſe gefahren. Hier darren ſie es in kleinen hölzernen Darren — Owini — mit Schmauchfeuer, das in einer Grube neben der Darre brennt, in welche der Rauch eindringt.

Das gedörrete Getraide wird ſodann auf dem Eiſe eines Fluſſes, oder auf einem mit Waſſer begoſſenen Platz, der zu einer Eistafel friert, mit leichten

Flegeln

Flegeln gedroſchen, in kleinen Magazinen aufgeſchüttet, und der Ueberreſt der Haußhaltung nach den Städten bisweilen hundert, ja vierhundert Werſte weit gefahren. Hier wird es nicht nach dem Maaß, ſondern nach dem Gewicht verkauft, und Roggen und Waitzen gewöhnlich als Mehl in Mattenſäcken von acht Pud, und demohngeachtet iſt es beſonders in Sibirien unbegreiflich wohlfeil, denn ein Pud Roggenmehl gilt gemeiniglich nur zwey bis drey Kopäken oder acht Pfennige bis einen Groſchen, und Waizenmehl einen Groſchen acht Pfennige ꝛc. In vielen Gegenden hat jeder Bauer eine eigene von ihm ſelbſt erbauete kleine Waſſermühle mit einem horizontalen Waſſerrade. In kältern Gegenden wird das Stroh mit dem Vieh verfüttert, in ſüdlichern aber, wo das Vieh im Winter unter freyem Himmel bleibt, der Vermoderung überlaſſen.

Diejenigen ruſſiſchen Landleute, welche ihr Vieh im Winter füttern, haben an den Geſtaden der Seen und Flüſſe in Brüchern und Waldmoräſten ihre Heuſchläge. Wenn ſie dieſelben nun vom alten trockenen Graſe und Strauchwerk befreyen, den Boden erwärmen und ihn durch Aſche düngen wollen, ſo ſengen ſie die Wieſen ſowohl, als wie die zur Weide dienenden Steppen ſehr gern im Frühlinge, ob es ſchon wegen des Schadens, den die angränzenden Waldungen oft durch Brand leiden, unterſagt iſt. Dieſe Steppen- und Wieſenfeuer ſehen beſonders zur Nachtzeit ſehr fürchterlich aus, und fahren oft in allerley unabſehbaren Linien auf den Wieſen fort und erfüllen den Horizont dermaßen mit Rauch, daß man den ganzen Tag mit unbedeckten Augen in die Sonne ſehen kann. Das Gras wird im Monat Julius mit ganz kleinen Senſen abgemähet, damit es ſeine volle Größe erreichen und ſeinen Saamen ausſtreuen könne.

Außer

Außer dem Getraide bauen die ruſſiſchen Landleute **Flachs**, **Hanf**, theils zu Leinwand und Seilen, theils auch des Oehls wegen, wovon ſie beſonders in der Faſten außerordentlich viel Hanföhl verſpeiſen. Waid wächſt im ſüdlichern Rußland und Sibirien wild, wird aber auch angebauet und in der Ukräne geſammlet und zum Färben angewendet. **Taback** bauet man nur in der Ukräne, und **Hopfen** pflanzt man nur in geringer Menge an, indem man ſich überall mit dem häufig wild wachſenden Hopfen behilft.

Der **Küchengartenbau** wird außer den Hauptſtädten nur wenig betrieben, deſto ſtärker aber die Obſtbaumzucht. Allein in Sibirien wollen keine Obſtbäume wachſen. Der Weinbau iſt unbedeutend. Waſſermelonen — Arbuſen — werden in den ſüdöſtlichen Gegenden Rußlands vom Don zu Ural, vorzüglich aber an der Wolga in offenen Steppenfeldern in ungeheurer Menge gezogen, und roh oder wie Gurken mit Salz eingemacht gegeſſen.

Die **Waldungen**, welche im ſüdlichſten Rußland ſparſam, im nordlichſten über den ſechzigſten Grad der Breite gar nicht, im mittlern Rußland und Sibirien, ſo wie in allen Gebirgen, ziemlich allgemein angetroffen werden, ſind abwechſelnd mit Nadel- und Laubhölzern aller Art beſetzt, und verſchaffen einer Menge Menſchen ihre Nahrung.

Faſt alle **Landleute** ſind **Zimmermänner**, welche ſowohl ihre eigenen, als auch für Andere Häuſer von Blockwerk erbauen, auf Werften fahrbarer Flüſſe und Seen Fahrzeuge zimmern u. ſ. w. An der obern Okka und ihren obern Flüſſen und an den Flüſſen der linken Wolga vom Unſcha bis zur Kama iſt die Abſchälung der Linden gewöhnlich, deren innere Rinde oder Baſt zu Schlitten- und Wagenkörben,

zu leichtem Dachwerk auf Häuſer, Salzhaufen, allerley Gefäße, durchs ganze Reich gebraucht wird, und die Verfertigung der Baſtmatten, ſo wie auch der Mulden, Köllen, Teller u. ſ. w. von Lindenholz eine Hauptbeſchäftigung. Nicht wenige Einwohner leben blos von der Bereitung des Birkenteeres, und eben ſo viele ernähren ſich von der Abſchälung aller Bäume für die Gerbereyen, beſonders für die Juftengerbereyen, und durchs Kohlenbrennen für die Hüttenwerke.

Viehzucht. In Anſehung der **Viehzucht** richtet ſich der Landmann nach Klima und Weide, denn in Gegenden, wo er ſein Vieh im Winter füttern muß, hat ein Bauer höchſtens nur ſo viel Vieh, als er zur Nothdurft braucht, da ſie hingegen Heerden von 300 Pferden, nicht weniger Schaafen, halb ſo viel Hornvieh, immer wenig Schweine, aber viel Hühner, ja bisweilen auch Gänſe und Enten halten, wenn das Vieh den Winter über in den Steppen bleiben kann.

Die ruſſiſchen nie ſehr ſchönen **Pferde** ſind mittlerer Größe, mit großen Köpfen, ſchwankenden groſſen Ohren, aber munter, ſtark und hart. Das **Rindvieh** iſt klein und munter, giebt aber wenig und magere Milch. Die eigentlichen **ruſſiſchen Schaafe** unterſcheiden ſich von den gemeinen blos durch die kurzen, faſt nur fingerlangen Schwänze. Sie haben grobe, doch beſſere Wolle, als die breitſchwänzigen kirchiſiſchen. Man melkt die Schaafe nicht, und nirgends ſind eigentliche Schäfereyen. Die **Hühner** werden wegen der Oſtereyer den Winter durch in der Stube gehalten. Außer den gemeinen Hausgänſen halten auch viele wilde Gänſe, welche ſie im Frühjahre, ehe ſie fliegen können, jung einfangen, ſie groß füttern, und im Herbſte wiederum ſchlachten, wodurch ſie die Winterfütterung erſparen, und jedes Frühjahr friſche

friſche Gänſe haben; und in Sibirien ſieht man bisweilen auch die weißköpfige kleine Gans — Anſer Erytropus L. — gezähmt. Nebſt der Haußente, und zwar oft anſtatt derſelben, hält man die Bergente — A. Tadorna — die rothe Ente, die Moſchusente ꝛc. und die Tauben niſten herrenlos in den Dörfern. Welſche Hühner ſind im ſüdlichen Rußland, wo man ſie in großen Städten abſetzen kann, gewöhnlich Haußgeflügel. Die Bienenzucht wird von den ruſſiſchen Landbewohnern im ſüdlichen Rußland und zwar nach der oben beſchriebenen baſchkiriſchen Weiſe getrieben.

In den nordlichen Gegenden Rußlands beſchäftigen ſich die Ruſſen auch mit der Jagd ſolcher Thiere, deren Felle oder Häute Pelzwerk ſind, z. B. Zobel, graue Eichhörnchen ꝛc., und ſtreifen in dieſer Rückſicht oft viele Wochen in den Wildniſſen mehrere hundert Werſte von ihren Wohnungen herum. Mit der Fiſcherey beſchäftigen ſie ſich überall auf die gewöhnliche Art.

In der Nähe der Landſtraßen iſt das Fuhrweſen für Stadt- und Dorfbewohner ein vorzügliches Gewerbe, und viele Fuhrleute fahren Kaufmannswaaren mehrere hundert, ja bis tauſend Werſte weit von einem Ende des Reichs bis zum andern, ſo daß ſie in Anſehung der Weite der Reiſen und der Geſchwindigkeit, mit welcher ſie fahren, die beſten Fuhrleute in der Welt ſind.

Da in den archangelſchen Provinzen wenig Ackerbau, und mithin auch wenig Geld für Produkte zu gewinnen iſt, ſo wandern die Mannsperſonen alle Frühjahre nach der Wolga aus, um daſelbſt auf Fahrzeugen und bey den Fiſchereyen zu arbeiten, oder in Städten und Dörfern als Zimmerleute, Mäurer, Ziegelſtreicher, Knechte, Bediente ꝛc. ſich etwas zu verdie-

verdienen, mit welchem Verdienſte ſie alsdann im Herbſte, oft auch nur nach ein bis drey Jahren nach Hauſe kehren. Durch dieſes Mittel erhält ſich in jenen Gegenden der Umlauf des Geldes, welches ſonſt durch die Steuern ꝛc. ganz auswandern würde. Die auf dem Waſſer arbeitenden Ruſſen, ſo wie überhaupt die gemeinen Arbeitsleute werden **Burlaken** genannt.

Bereits oben habe ich ſchon bemerkt, daß in Rußland die Vermiſchung der **Stadt**- und **Land**-gewerbe durchaus vermiſcht ſind, und daß jeder Ruſſe nach ſeinem eigenen Gefallen das eine oder das andere, oder auch beyde zugleich treiben könne. Faſt jedes Dorf hat daher die meiſten nothwendigen und minder nothwendigen Handwerker. Dergleichen Handthierungen erben ſich ohne eigentliche Lehrjahre gewöhnlich vom Vater auf den Sohn fort, der alsdann bey mannbarem Alter ſein Gewerbe treibt, ohne Meiſterproben zu machen, oder Strafe befürchten zu dürfen, wenn er ſchlecht arbeitet, woraus mancherley Nachtheile ſowohl für die Landwirthſchaft, als auch für den Käufer der verfertigten Waaren entſtehen. So ſind z. B. in dem gräflich Scheremetewſchen Kirchdorfe **Pawlowa** an der Oka gegen 2300 ſteuerbare Bauern, welche faſt alle Schmiede ſind, und zuſammen eine Fabrik ausmachen, deren Waare zum Theil nach Perſien geht.

Das weibliche Geſchlecht aus dem Bürger- und Bauerſtande beſchäftigt ſich faſt gänzlich mit ſolchen Arbeiten, wie in den benachbarten Ländern. Es ſorgt für die Reinlichkeit des Hauſes, ſpinnet auf Spindeln Flachs, Hanf und Wolle, webt Leinewand und grobes Tuch auf Geſtellen, welche bis auf die wenigere Vollkommenheit den teutſchen ähnlich ſind, bleicht, walkt, färbt und klöppelt Zwirnſpitzen, womit

mit ſie Tiſch-Halstücher ꝛc. beſetzen, macht Filzdecken, bäckt täglich Brodt, Kuchen u. ſ. w. Ueberhaupt aber wird es härter und mehr zur Arbeit gehalten, als bey den Europäern.

Die Ruſſen wohnen in Dörfern, Städten und Flecken. Die Landſtädte und Flecken ſind gewöhnlich offen, meiſt mit unordentlichen Straßen erbaut, welche ſie nebſt den bey den Häuſern befindlichen großen Höfen und vielen kleinen Küchengärten zum Haußbedürfniß ſehr weitläuftig machen. Gemeiniglich ſind ſie an Flüſſen erbauet, weil gegrabene Brunnen fehlen, die Straßen aber mit Balken belegt, weil in den meiſten Gegenden die Pflaſterſteine ſparſam gefunden werden. Sie haben viele, nicht große, meiſtens ſteinerne und ſchöne Kirchen, und die Klöſter in und neben den Städten gleichen, wegen ihrer prächtigen vielen Kirchen, Thürmen, ſteinernen Mauern und Thore, ſchönen Schlöſſern. Die Feſtungen — Krepaſti — im Lande, da ſie blos die unterworfenen Völker in Ordnung und die benachbarten Nomaden von den Gränzen halten ſollen, haben ſelten Erdwälle, meiſtens nur eine Bewährung von einer liegenden Balkenwand, um welche ein niedriges Stangenwerk geht. Die Kanonen ſtehen auf den Thoren und den Ecken der Feſtungen auf hölzernen Gerüſten. Oſtroge oder mit ſtehenden Balken umgebene Häuſer befinden ſich theils in den Städten, wo ſie zur Bewahrung der Verbrecher dienen, theils ſtehen ſie für ſich allein, und haben mit den Feſtungen einen gleichen Zweck. Die Dörfer von verſchiedener Größe ſind meiſtentheils an Flüſſen, Bächen und Seen, manchmahl aber auch nur an Moräſten oder Quellen erbauet, und enthalten oft bis tauſend und mehr Höfe, drey bis ſieben Kirchen, nebſt vielen Marktplätzen und Kaufhöfen. Die

großen Dörfer heißen oft Sloboden oder Flecken; viele derſelben aber ſind kleiner, als Kirchdörfer — Selo — und die gewöhnlichen Dörfer nennt man Derewni. Die Häuſer ſtehen ebenfalls an geraden, meiſtens mit Balken belegten Straßen.

Häuſer und Haußrath. Die Bauart der Häuſer iſt in Städten und Dörfern einander gleich. Ein Gehöfde beſteht aus einem Wohnhauſe, einigen kleinen Magazinen, Ställen und einer Badſtube. Alles Bauwerk iſt von liegenden unbehauenen Balken, ſelten auf einen ſteinernen Grund gelegt, und die Häuſer haben Dächer von Bretern. Die geringſten **Wohnhäuſer** beſtehen nur aus einer einzigen freyſtehenden kleinen Stube, welche die Thüre nach der Straße zu hat. In derſelben iſt ein Backofen, der faſt den vierten Theil des Raumes einnimmt, und oben platt iſt; neben demſelben aber befindet ſich ein Breterboden mit dem Ofen von gleicher Höhe. Ofen und Boden ſind die Schlafſtellen. Das Licht fällt durch einige kleine mit Schiebern verſehene Wandlöcher, oder durch ein kleines Fenſter mit ruſſiſchem Glaſe — mica membranacea — oder auch nur mit einer Blaſe, geöhlter Leinwand oder Papier ins Zimmer. Der Rauch geht durch Löcher in der Wand, wodurch dergleichen Stuben dem Schorſtein gleichen und überaus ſchmutzig ausſehen, ſie werden daher mit Recht Schwarzſtuben genennet. Unter der Stube iſt gewöhnlich ein Keller.

Ein vollkommenes ſtädtiſches oder ländliches Hauß ſteht wegen des Kellers eine Klafter über der Erde, und hat eine Schwarzſtube und eine weiße Stube, zwiſchen beyden aber eine kleine Haußdiele. Die Schwarzſtube hat öfters für den Backofen einen Schorſtein, und ein Fenſter mit Glas oder Marienglas; die weiße Stube aber einen Kachelofen

von

von Ziegeln oder Kacheln. Der Eingang auf einer überdachten Treppe nach der Diele befindet ſich im Hofe, und geht nicht von der Straße herein. Die Magazine ſind kleine freyſtehende Hütten für Lebensmittel, Getraide, Haußrath oder Waaren. Die offenen oder mit gezäunten Wänden, mit Lehm beworfenen, erbaueten Ställe ſind Schoppen auf Säulen. Die Badſtube gleicht einer einzelnen Schwarzſtube, ſteht frey, und hat außer einem dem Backofen ähnlichen Ofen, verſchiedene Rauchlöcher, einen Waſſerkeſſel, Zober und rings umher ſtufenweiſe Ruhebänke. Die Korndarren befinden ſich außer den Dörfern und Flecken. Dergleichen hölzerne Oerter ſind ſehr oft Feuersbrünſten ausgeſetzt, und wenn dieſe ausbrechen, ſo bleibt ſelten ein Hauß ſtehen.

Der Haußrath in den Landſtädten und Dörfern iſt auch bey reichen Leuten überaus einfach, und beſteht größtentheils nur aus Tiſchen, Bänken, Schlafgerüſten von Holz, einigen Küchengeräthen von Eiſen, nebſt einem oder mehrern heiligen Bildern, nur die letztern ſind bey reichen Leuten oft von Silber, und vor denſelben brennen beſtändig Lampen oder Kerzen. Zum Erleuchten der Zimmer bedienen ſie ſich gemeiniglich des Kühn oder ſehr trockener Birkenſpähne, und äußerſt ſelten der Talklichter. Zum Fahren brauchen ſie ganz kleine einſpännige offene Wagen — Telaki — oder etwas größere halb überdeckte — Kibitki — ohne Deichſel, doch ſo gebauet, daß man Nebenpferde anſpannen kann, und jeder Bauer kann dieſelben verfertigen.

Die geringen Häuſer werden außerordentlich von Ungeziefer beſchwert. Außer den gemeinen Haußratzen und Mäuſen findet man Waſſerratzen, Fledermäuſe, große Schaben, Haußgrillen, Wanzen,

 Speck-

Speckkäfer, Motten, Kellerwürmer, Frösche, Kröten, Fliegen ꝛc. in ungeheurer Menge.

Speiſen und Getränke.

Die Zubereitung der Speiſen iſt ſo ungekünſtelt roh und zugleich unreinlich, daß ſich Fremde nicht leicht an dieſelbe gewöhnen, ſondern bey ihrer Landesweiſe bleiben. Die gewöhnlichſten Gerichte ſind friſches Fleiſchwerk mit wäſſerigten Brühen oder aufgebraten, Paſteten von gemeinem Teig mit zerhacktem Fleiſche oder ganzen Fiſchen; Fiſche aus Salz und Waſſer geſotten ohne Brühen; Kohl und Wurzelwerk, Kochſuppe, dünne Fleiſch- und Fiſchbrühſuppen, kalte Schaale von Nachbier mit Eyern, Fleiſchbrocken und Laug, Eyer- und Pfannenkuchen, Suppe von zerſtoßenem Hanf und Leinſaamen, Grützſuppen und Grütze, Milchgallert von Mehl und säuerlicher Milch ꝛc. faſt alles mit Zwiebeln, Laug, auch wohl ſpaniſchem Pfeffer und Heringslauge gewürzt. Zum Nachtiſch dienen Nüſſe, Obſt oder wilde Früchte, welche die Gegend hervorbringt, nebſt allerley Waldbeeren. Bey Gaſtereyen wird für eine große Mannichfaltigkeit der Speiſen geſorgt, aber während der Faſten ißt man ſparſam, und geringe Leute beſonders ſehr armſelig. In größern Städten hingegen wird der Tiſch in guten Häuſern, ſo wie die ganze Einrichtung derſelben, immer modiſcher und beſſer.

Der gewöhnliche Haußtrank iſt Nachbier oder Quaas von Kleyen, Mehl und Brod, oder von Mehl und Malz durch eine ſäuerliche Gährung zubereitet, und löſcht den Durſt und ſchmeckt gut dabey. Die Stelle des Weins vertreten meiſtentheils gemeiner und abgezogener Kornbrandewein; hingegen in guten Häuſern werden ſehr gut ſchmeckende Fruchtbrandeweine aus Himbeeren, Kirſchen, Schleen, mit Honig und Brandewein durch Gährung zubereitet. Braunbier und Meeth ſind mehr als weißes trü-

bes Bier — Brago — von Hirſe oder Waitzenmalz mit Hopfen, und weißes ungehopftes Waitzenbier — Buſa — gebräuchlich. Der Thee wird faſt eben ſo allgemein getrunken. Der rechte ruſſiſche Thee — Sbitin — wird von Honig, Waſſer und ſpaniſchem Pfeffer geſotten und warm getrunken. Er ſchmeckt gut und erwärmt. Sehr viele und auch gemeine Leute trinken ſineſiſchen Thee mit Honig oder mit Zucker ſüß gemacht. Vornehme Ruſſen halten hingegen einen völlig ausländiſchen Tiſch und Getränke, beſolden franzöſiſche Köche ꝛc. Taback wird in Rußland wenig verbraucht.

In Anſehung der **Kleidung** ſind die Bewohner der Landſtädte und Dörfer der väterlichen Sitte eben ſo treu geblieben, als in ihren Wohnungen und Speiſen. Da hingegen der Adel, die Civil- und Militärbedienten, leichte Truppen ausgenommen, und alle vornehmen und reichen Bewohner Rußlands ſich teutſch kleiden. Der Bürger- und Kaufmannsſtand, ſo wie die Bauern, tragen folgende Nationaltracht. Kleidung.

Die **Mannsperſonen** laſſen den Barth wachſen, der gemeiniglich lang und ſtark wird, die Haare hingegen werden verſchnitten und gekämmt. Das Hemde — Rubaſchka — iſt kurz, am Halſe ohne Kragen, von weißer, blauer oder rother Leinewand. Die Hoſen — Sтanni — ſind weit und werden unter den Knieen zugebunden. Das Hemde hängt gewöhnlich über die Hoſen und wird mit einem Bande feſt gegürtet. Die Strümpfe — Tſchulki — ſind beym gemeinen Manne nicht ſo gewöhnlich, als Fußlappen — Onutſchi, — welche ſie um die Füße und Beine ſchnüren, wovon ſie ſehr dick werden. Lederſchuhe — Sapagi — ſind bey bemittеltern, und Baſtſchuhe — Lapti — bey geringern, kurze

Stiefeln aber bey allen Ruſſen gebräuchlich. Ueber dem Hemde tragen ſie ein kurzes Bruſttuch — Fufaika, — oder auch eine mit Knöpfen verſehene Weſte ohne Ermel. Der Rock — Sipun — iſt vorne über einander geſchlagen, und mit kleinen Knöpfen, engen Ermeln und Halskragen verſehen. Er hat von der Hüfte an einen auf die Waden reichenden, in tiefe Falten gelegten Schooß, und wird mit einem zweymahl um den Leib gehenden Gurte feſt gegürtet. An dem Gurte — Kuſchak — hängt gemeiniglich ein langes, einem Hirſchfänger ähnliches Meſſer. Den Kopf bedeckt eine flache Pelzmitze, welche mit einem Hände breiten Gebreme gezieret iſt, oder ſie tragen auch an einigen Orten eine Mitze, welche einen ſpannetiefen Beutel macht, und mit einem geſtopften runden Gebreme geziert iſt. Im Sommer gehen ſie mit flachen niedergeſchlagenen, oder tiefen runden holländiſchen Hüthen, die hohe Köpfe und kleine runde Krämpen haben, und mit Bändern geziert ſind. Der Zeug zur Kleidung richtet ſich nach den Vermögensumſtänden, und beſteht daher theils aus ſelbſt gewebtem Tuch im Winter, auch aus Pelzen aller Art, und im Sommer aus Leinewand; bey vermögenden Ruſſen wird die Kleidung mit Gold und Silber verziert. Die Amtstracht der ruſſiſchen Geiſtlichen iſt morgenländiſch, von allen Farben und ſehr reich. Die Kloſterleute hingegen gehen ſchwarz und unterſcheiden ſich auch durch tiefe mit Flohr umwundene Mitzen.

Das Frauenzimmer trägt, wie die Mannsperſonen, Strümpfe oder Fußlappen, Schuhe und Pantoffeln mit einer ſpitzigen Schnautze; geringe Leute aber gehen überaus gern barfuß, oder doch mit bloßen Füßen in den Pantoffeln. Die Hemden ſind weiß, und nur in Daurien tragen auch die Bäuerinnen farbige

bige ſeidene Hemden von Fanſey, oder baumwollene von Kattun. Sie ſchließen am Halſe mit einem Kragen und ſind zierlich benähet. Das Kleid — Saraphan — iſt am Halſe ſtark ausgeſchnitten, ohne Ermel, und ſitzt bis auf die Hüften feſt am Leibe, von Hüften an aber breitet es ſich ohne Falten aus, und reicht bis an die Schuhe. Vornen ſteht von oben bis unten eine dichte Reihe kleiner Knöpfe, demohngeachtet aber wird es mit einem Bande, woran die Schlüſſel hängen, umgürtet. Dieſe Saraphane ſind bald von Glanzleinewand, bald von Kitaika, bald von ſeidenen Zeugen, je nachdem es die Vermögensumſtände erlauben, und oft mit Treſſen oder Pelzwerk bebrämt, oder auch mit letzterm gefüttert. Arme Leute tragen grobes Tuch und Schaafpelze. Ein anderer Anzug beſteht aus den gewöhnlichen Frauenzimmerröcken und einer Kontuſche ohne Ermel — Duſchagreck, — welche auch wohl auf dem Saraphan ohne Röcke angezogen wird. Im Winter ſind nach polniſcher Art gemachte Pelze mit ſpitzigen Ermeln die allgemeine Tracht; und, da ſie ein Geſchenk des Bräutigams ſind, das beſte Kleidungsſtück, in welchem gemeine Leute das ganze Jahr hindurch in die Kirche gehen. Um den Hals hängen ſie Korallen, Perlen, oder goldene Ketten, in die Ohren Ringe und Steine, und die Arme zieren ſie mit Armgeſchmeiden.

Der **Kopfputz** iſt nach den verſchiedenen Provinzen in Anſehung der Auszierung etwas verſchieden, überhaupt genommen aber darinnen einerley, daß unverheurathete Frauenzimmer mehr als die Frauen mit unbedeckten Haaren gehen, ſie in dreyflechtige Zöpfe flechten, und an die Spitzen Bänder und Korallen hängen. So tragen z. B. in einigen Gegenden die Frauenzimmer mit Treſſen oder Perlen

beſetzte Stirnbinden, in andern Hauben mit Backenſtücken, oder auch Hauben, die den Laufermitzen gleichen ꝛc. Ueber dieſen Putz hängen ſie nach tatariſcher Sitte ſeidene, mit goldenen oder ſilbernen Spitzen verzierte Schleyer, und alltäglich binden ſie den letztern ohne Mütze über die Haare. Vornehmere in Städten binden ſeidene Tücher dergeſtalt um den Kopf, daß die Haarlocken herunter hängen, und der Kopfputz einem ſehr hohen Turbane ähnlich ſieht. Eine vollkommene weibliche Kleidung iſt ſehr theuer, fällt aber ungemein ſchön in die Augen. Durch das Schminken, welches beym Anzuge des ruſſiſchen Frauenzimmers eben ſo nothwendig geworden iſt, als das Waſchen, machen ſie ſich frühzeitig häßlich. Die feine weiße Schminke beſteht aus Markaſitniederſchlag; gemeinere aus Bleyweiß; rothe aus Florentiner Lack und Talk mit Markaſitniederſchlag vermiſcht, oder rother Flohr. Die Dorfſchönen ſammeln die Wurzeln von Onosma echioides und Lithoſpermum arvenſe, lecken die trockenen Wurzeln und reiben die Backen damit, oder ziehen auch die Farben mit heißem Waſſer und Alaun aus den Wurzeln. Einige reiben die Backen mit Flußſchwamm, bis die Haut dünn oder entzündet genug wird, das Blut durchſcheinen zu laſſen.

Gebräuche u. Gewohnheiten.

Die ruſſiſche **Nation** iſt ſehr hart, und hat in ihren Gebräuchen, welche ſich mehr den aſiatiſchen als europäiſchen nähern, nichts weichliches. Wenn ſich Bekannte treffen, ſo grüßen ſie ſich mit **Wohlauf — Draſtwui** oder **Sdarowa**, — mit Händegeben, Entblößung des Kopfs, mit Neigen, und oft auch mit Küſſen, welches unter beyden Geſchlechtern ſehr gewöhnlich iſt. Auch die geringſten Leute begegnen ſich ſehr höflich. Geringere küſſen Vornehmere auf die Bruſt, noch Vornehmere auf den

Rock-

Rockſchooß, und wenn der Unterſchied ſehr groß iſt, ſo fallen ſie nieder und berühren den Schuh des Vornehmen mit der Stirne. Wenn ſie etwas bitten, ſo reden ſie gleich von erbarmen. In Gegenwart vornehmer Perſonen iſt es unanſtändig, laut zu reden, aber ſie erinnern auch ſelbſt durch ihr: nicht geſchrien! — ne Kritſchi — leicht daran. Ein jeder beeifert ſich, gaſtfrey zu ſeyn. Das Alter genießt allgemeine Ehre. Die Geſellſchaften ſcheiden durch ein Lebewohl — Praſchai — und oft mit Küſſen aus einander. Bey jedem Vorfalle, der den gewöhnlichen Gang nur im geringſten ſtöhrt, z. B. beym Eſſen, Trinken, Nieſen ꝛc. machen ſie mit den Fingern vor die Stirn und Bruſt kreuzende Bewegungen mit dem Seufzer: Herr erbarme dich! — Gospodi pomilui! —

Die Ruſſen nehmen gewöhnlich täglich zwey Mahlzeiten ein, als: Vormittags um 9, und Nachmittags um 3 Uhr. Jede Familie ſpeiſet zuſammen, und wo ſie ſtark iſt, die Mannsperſonen erſt, und dann die Frauenzimmer. Sie nehmen ſich Zeit zum Eſſen, ſind ſehr vergnügt, und trinken tapfer dabey herum: denn ein Rauſch beſchimpft nicht, ja er wird auch unter artigen Leuten einem Frauenzimmer nicht übel genommen. Die Berauſchten ſind nichts weniger als zänkiſch oder beleidigend, ſondern freundſchaftlich, fröhlich, zuthuend höflich, reden von Abweſenden Gutes, und rühmen ſich ihrer Freundſchaft. Jeder nüchterne Ruſſe iſt auch einem Betrunkenen gern behülflich. Auf Reiſen ſpeiſen Kaufleute und andere Reiſende mit ungemein wenig Umſtänden. Denn in Städten und den großen Stationsdörfern haben Weiber in der Nähe der öffentlichen Schenken Gekochtes und Gebratenes, Fleiſch- und Fiſchwerk, Piroggen, Kohlſuppe, Gurken, Brodt,

Quaas, nebſt andern Lebensmitteln, mithin herrliche und überaus wohlfeile Mahlzeiten auf der Straße feil. Die Reiſenden verzehren ſie ſtehenden Fußes, und ſetzen allenfalls ein Glas Brandewein darauf.

Da die Ruſſen große Freunde der mäßigen Fröhlichkeit ſind, ſo halten ſie die vielen Feſttage — Prasniki — mit der größten Strenge; ja jeder Ruſſe feyert noch obendrein ſowohl ſeinen als auch der Seinigen Nahmens- und Geburtstage. Den Anfang von dergleichen Feſttagen macht der Feſtmann mit andächtiger Beſuchung der Meſſe; alsdann bewirthet er ſeine Freunde aufs beſte, welche ſich allemahl ungebeten einfinden, um ihre Aufmerkſamkeit auf alles, was den Freund angeht, dadurch anzuzeigen. Arme Ruſſen machen an dergleichen Feſttagen ihren Gönnern ein Geſchenk mit einem Brodte, einigen Aepfeln, oder einer andern Kleinigkeit, um dafür zur Bewirthung ihrer Freunde Geld zu bekommen, welches ſie auch getreulich dazu anwenden, und das Feſt ebenfalls mit einem guten Rauſche beſchließen. Die ganze ruſſiſche Nation iſt von Jugend auf ſo ſehr an das heiße und kalte Baden gewöhnt, daß es zu ihren täglichen Bedürfniſſen gehört. Des heißen Bades bedienen ſie ſich gewöhnlich wöchentlich einmahl, außerdem aber noch bey vielen andern Veranlaſſungen, kleinen Unpäßlichkeiten, ſtarker Arbeit, Rückkehr von einer Reiſe u. ſ. w. Sie baden ſehr heiß und erhitzen die Badſtube durch glühende, ins Waſſer geworfene Steine. Den Leib waſchen ſie mit heißem Waſſer, peitſchen ihn mit kleinen Beſen von Birkenreiſig, an welchem das Laub noch ſitzt, und ſchwitzen. Recht viele Ruſſen ſind ſo ſehr abgehärtet, daß ſie ohne allem Nachtheil aus dem heißen Bade in nahe kalte Wäſſer oder gar in den Schnee ſich legen können.

In

In ihren Geſprächen hört man ſehr wenig Vermeſſungen und Flüche; und die gemeinſte Betheurung iſt: bey Gott! — je Bog! — Hingegen ſchmutzige und zweydeutige Schimpf- und Scherzwörter ſind ſehr gewöhnlich, und bey Schmeicheleyen bedienen ſie ſich, wie die Teutſchen, der Diminutivwörter, z. B. Väterchen, Mütterchen, Täubchen u. ſ. w. Brüderchen aber brauchen ſie nur gegen geringere Leute.

Der **Umgang** beyder Geſchlechter unter einander iſt beſonders auf dem Lande wegen der engen Wohnungen und Schlafräume, wegen der Badſtuben, der natürlichen Sprache und Lieder, ſehr frey. Das Betragen der Männer gegen ihre Frauen iſt in Vergleichung mit den Europäern tyranniſch. Die Frauen müſſen ſehr arbeiten, ſich die liederlichſte Lebensart und Haußhaltung des Mannes gefallen laſſen; allein ſie ſind ſchon ſo daran gewöhnt, daß ſie nicht leicht, ja ſelbſt nicht einmahl bey öffentlicher grauſamer Behandlung über die Tyranney des Mannes klagen. Ganz anders verhält es ſich hingegen in größern Städten und unter Vornehmern, denn hier ſtehen, wie in dem übrigen Europa, recht ſehr viele Männer unter dem Pantoffel. Ein allgemeiner Grundſatz bey der Haußhaltungsklugheit der Ruſſen iſt derjenige, daß die Aeltern des Bürger- und Bauerſtandes ſorgfältig vermeiden, von ihren Kindern abzuhängen, weswegen ſie auch die Führung der Haußhaltung bis an ihren Tod ſelbſt behalten.

Bey **Verheurathungen** machen wohlhabende Leute die Heurathsvergleiche mit kaufmänniſcher Genauigkeit; gemeine Leute hingegen heurathen ſo jung, als ſie nur können, des eigentlichen Zwecks wegen; und weil ſich ein jeder leicht ernährt, die Kinderzucht weder Mühe noch Koſten macht, ſo kommen ſie gut durch.

durch. Die Verlobung geſchieht meiſtentheils acht Tage vor der Hochzeit mit kirchlichen Feyerlichkeiten, und iſt unauflösbar. Während dieſer Zeit wird die Braut nur vom Bräutigam und von Jungfrauen beſucht, welche ſie mit Singen unterhalten. Am letzten Abend bringen die Jungfrauen die Braut ins Bad, und flechten ihr unter Geſängen von ihrem künftigen Glücke die Haare auf. Die Trauung geſchieht hierauf in der Kirche vor dem Altare. Dem Brautpaare wird das Bild eines Heiligen vorgetragen und in der Kirche eine Krone aufgeſetzt. Der Geiſtliche wechſelt unter gehörigen Formeln die Ringe, läßt beyde darauf, zur Erinnerung ihres zukünftigen ungetheilten Schickſals, aus einem Becher trinken, und ſegnet ſie ein. Bey der Zurückkunft von der Trauung reicht der Braut Vater dem neuen Paare ein Brodt und etwas Salz mit dem Wunſche begleitet, daß es ihnen daran nie fehlen möge, und das Brautpaar dankt ihm dafür knieend. Hierauf wird geſpeiſet, und wenn das Hemde, welches die Braut anziehen will, beſehen worden iſt, ſo werden die jungen Leute zu Bette gebracht. Am folgenden Morgen wird dieſes Hemde mit den Zeichen bisher bewahrter Keuſchheit vorgezeigt, und die Brautmutter erhält deswegen Glückwünſche. Da nun die Freywerberinn bey allem gegenwärtig iſt, auch alle Geheimniſſe der Braut weiß, ſo fehlt dieſer Beweiß nie. Weit vergnügter hingegen wird der zweyte Hochzeittag zugebracht, weil nunmehr die junge Frau vom vorigen Zwange frey iſt, und an den Beluſtigungen Theil nehmen kann.

Die Ergötzlichkeiten des Volks an Feſten, Hochzeiten und bey andern Gelegenheiten ſind mannichfaltig, und denjenigen ſehr ähnlich, welche bey den Perſern, Arabern und Egyptern gebräuchlich ſind. Das Singen iſt gewöhnlicher, als Inſtrumentalmuſik;

muſik; und auf dem ganzen Erdenrund wird wohl ſchwerlich irgendwo mehr fröhlicher und einförmiger geſungen, als in Rußland. Vom Kinde bis zum Greiſe, alte Weiber ausgenommen, ſingt alles, und zwar bey jeder Gelegenheit, auch bey der ſchwerſten Arbeit, und meiſtentheils aus vollem Halſe. Die Landſtraße klingt vom Geſange der Fuhrleute eben ſo ſehr, als wie die Dorfſtraßen von den Stimmen vergnügter Mädchen, und die Trinkhäuſer ſind vollends nie ohne Geſang. Ihre ältern oder neuern einfachen Lieder handeln von Liebe, Natur, Rittern, Rieſen und Heldenmährchen, oft aber auch von Zoden, und die Melodien ſind einförmig und eintönig, aber manchmahl recht artig. Die Abendſinggeſellſchaften der Mädchen — Igriſchi — ſind ſehr unterhaltend. Viele Mannsperſonen ſingen aus der Fülle ihres Herzens Soldaten- oder Kaſakenerzählungen vom Kriege, oder was ihnen nur einfällt, in eigener Proſa und eigener Melodie; leere Köpfe hingegen, welche den Mund nicht ruhen laſſen können, wiederhohlen zu ganzen Stunden einzelne Wörter oder Zeilen aus Geſängen in allen ihnen bekannten Melodien.

Am vollkommenſten hört man beym feſtlichen Gottesdienſt die Vocalmuſik, welche, weil die Kirche keine Inſtrumentalmuſik verſtattet, durch unterrichtete Sänger, welche bey den Hauptkirchen aus der Ukräne gehohlt werden, ausgeführt wird, und ſowohl Liebhabern als Kennern alle Genugthuung giebt. Die Texte ſind ſlavoniſche Poeſie. Die Noten — Irmelogieen — ſind nach uralter Art für die vier Stimmen durch Punkte ausgedrückt, und der ganze Kirchengeſang gehört meiſtentheils zu den Motteten.

Die gewöhnlichen und meiſtens eigenthümlichen Volksinſtrumente ſind das **Kuhhorn**, die **Balalaika**,

laika, der Gudak, die Dutka, die Rileh, der Walinka, die Gusli und das Hörnchen.

Das Kuhhorn iſt eine gegen vier Fuß lange Zinke von Holz oder Rinde, auf welcher eine Bauerlunge viel der menſchlichen Stimme etwas ähnliche Töne herausbringen kann.

Die Balalaika iſt einer Pandurzitter am ähnlichſten, uralt ſlavoniſchen Urſprungs, in Rußland ſowohl unter Ruſſen als Tataren allgemein, und nach Niebuhrs Zeugniß auch in Egypten und Arabien gebräuchlich. Der Körper beſteht aus einer ſpannelangen länglichen Halbkugel mit einem vier Spanne langen Halſe. Von den beyden Darmſaiten, welche befingert werden, giebt die eine einen eintönigen Baß und auf der andern wird die Melodie des Stücks heraus gegriffen. Unter geſchickten Fingern, von einer guten Kehle begleitet, klingt ſie angenehm genug, daher ſie ſich auch in den Händen der Großen erhält.

Der Gudak iſt eine ſchlechte Violine mit drey Saiten, welche mit einem kurzen Bogen zugleich beſtrichen werden, ob ſchon nur eine Saite befingert wird. Sie gefällt daher auch nicht jedem Ohr.

Die Dutka beſteht aus zwey parallelen Rohrpfeifen, wovon jede drey Löcher hat, die im Ton bis zu einer Oktave verſchieden ſind, weswegen man auch zwey zu hören glaubt. Auf dieſem uralten Inſtrumente laſſen ſich auch nur ungekünſtelte Melodien heraus bringen.

Die Rileh iſt eine gemeine Dorfleyer; und der Walinka ein verkleinter Dudelſack.

Die Gusli iſt eine liegende Harfe mit Drathſaiten, welche befingert werden, und worauf ſich alles ſpielen läßt. Weil ſie auch ohne Geſang gefällt, ſo

ſo iſt ſie bey Tafelmuſiken der Landedelleute, der Hüttenherren ꝛc. gebräuchlich.

Das Hörnchen — Raſchok — dient vorzüglich den Matroſen zur Unterſtützung ihrer Geſänge bey Luſtfahrten auf Schaluppen. Es iſt eine Schalmey von Birkenrinde mit ſechs Grifflöchern und einem Mundſtücke, wie bey Trompeten, und die Matroſen ſchütteln mit zwey Bündeln Schellen den Takt zu ihrer Muſik.

Zu den allgemeinen Beluſtigungen der Ruſſen gehört auch das Tanzen, und ſelbſt der gemeine Mann, der hier nicht leicht von Arbeit ſteif wird, tanzt gut. Man tanzt gemeiniglich nach Geſängen.

Der gemeine Landtanz beſteht in vielen Kniebeugungen des Tänzers und einem ſanften taktmäßigen Gange der Tänzerinn. Er iſt ſehr redend und einnehmend. Die Tänzerinn legt die Hände vor die Bruſt übers Kreuz, winkt dem Tänzer mit den Fingern, zuckt die Achſeln, und tanzt gleichſam mit niedergebogenem Kopfe und einigen Seitenblicken ohne Händegeben vorbey.

In einem andern Tanze zeigen Tänzer und Tänzerinnen einen Widerwillen gegen einander, kehren die Geſichter von einander weg, machen ſich hinter dem Rücken Spottgeſichter, drehen ſich, und zeigen in den Mienen einen zweydeutigen Ekel.

Der Taubentanz — Golubez — ahmet die Liebkoſungen der Tauben nach. Meiſtentheils ſteht einer um den andern ſtille, unterdeſſen der andere Tänzer mit mächtigen Sprüngen um die Tänzerinn ſanft und zärtlich herum tanzt. Auch pohlniſche Tänze ſind ſowohl in der Ukräne, als auch im ganzen Lande üblich.

Im Winter halten die Ruſſen ſehr viel von Abendgeſellſchaften, welche in den abgeſchmackteſten Masqueraden junger Leute beſtehen. Sie verkleiden ſich ſeltſam, ſtellen abentheuerliche Geſchichten vor, ahmen Menſchen und Thieren nach, und reiſſen zum Theil grobe Poſſen. Nach den Komödien, welche aber oft auch wegbleiben, ſingen und tanzen ſie, ſpielen um Pfänder, und machen den Beſchluß mit Eſſen und Trinken.

Die Ruſſen halten außerordentlich viel auf gymnaſtiſche Beluſtigungen. In ſtrengen Winternächten hält beſonders das Frauenzimmer unter luſtigem Geſange Schlittenfahrten. Eine Oſterluſtbarkeit iſt bey den Ruſſen das Schaukeln. Man ſetzt ſich deswegen in ſchwebende Stühle, welche durch eine horizontale Welle ſchnell herumgedreht werden, wodurch ein Stuhl nach dem andern von der Erde gegen vier Klaftern hoch in die Luft geſchwengt wird, ſo daß diejenigen, welche nicht daran gewöhnt ſind, ſehr leicht Schwindel bekommen. An andern Geſtellen, welche mit langen Armen verſehen ſind, und einer Roßmühle gleich etliche Fuß hoch über der Erde horizontal herumgehen, ſind Pferde angebracht, und werden in die Runde herumgejagt. Befinden ſich dieſe Geſtelle auf dem Eiſe, ſo bindet man kleine Schlitten daran, und fährt ebenfalls damit in die Runde. Im Sommer beluſtigen ſich die Mädchen auch mit Wippen auf langen hoch liegenden Bretern. Sie ſtehen an den Enden, und wenn ſich die eine um die andere in die Höhe bringen, ſo nutzen ſie die Federkraft des Bretes, und laſſen ſich drey bis vier Fuß höher, als das Bret kommt, in die Luft ſchleudern. Beym Herunterfallen verfehlen ſie das ſchmahle Ende des Bretes nicht, ſondern bringen es herunter und ihre Geſpielinn auf ähnliche Weiſe in die Luft. Die

Eisberge

Eisberge auf gefrorenen Gewäſſern ſind ſechs Faden hohe Gerüſte, und haben an der einen Seite eine Brücke, faſt ſo ſteil als ein Dach, nur etwas gewellet, welches mit Waſſer begoſſen und dadurch mit Eis überzogen wird. Am Fuß der Brücke iſt eine eben ſo ſpiegelglatte, gegen ſechzig Faden lange Bahn, und an der andern Seite des Eisberges eine Treppe zum Heraufſteigen. Man ſetzt ſich auf einen ſehr kleinen Schlitten, und fährt oder ſchießt vielmehr den Berg ſo ſchnell hinunter, daß der Schuß des Schlitten kaum das Athemholen verſtattet, und den Schlitten oft bis ans Ende der Eisbahn bringt. Dieſes Vergnügen iſt nicht ohne Gefahr; denn kommt der Schlitten aus der geraden Linie, oder es holt ihn ein anderer ein, ſo wirft er um, worüber Arm und Beine zerbrechen können. Viele junge Leute laufen den Berg mit Schrittſchuhen herunter, und einige können es auch auf Breterchen, welche ihnen dabey als Schlitten dienen. Die Fauſtſchlägerey iſt unter dem Pöbel üblich. Sie ſtellen ſich dazu in Kreiſe, und ſuchen mit geballenen Fäuſten Schläge und Stöße, gleich den engliſchen Baxern, anzubringen oder auszupariren, woraus bisweilen ernſtliche Raufereyen werden. Das Lauten der Glocken iſt eine Ergötzlichkeit der hohen Kirchen- und Kronfeſte. Die Geſchicklichkeit beſteht dabey in dem Spiel mit vielen Kleppeln zugleich.

Auf dem Lande geſchehen die meiſten Entbindungen in den Badſtuben größtentheils glücklich und leicht. Der Geiſtliche giebt den Kindern gewöhnlich den Nahmen des heiligen Tages im Kirchenkalender. Wer eine Wöchnerinn beſucht, küßt ſie und legt ihr ein Geſchenk an Gelde unter das Kiſſen. Die Klienten benutzen ſolche Gelegenhei-

 ten,

ten, um ſich ihre Obern, welche keine Geſchenke nehmen, dadurch verbindlich zu machen.

Da die Ruſſen ein ſorgenfreyes Gemüth haben, und einer harten natürlichen Lebensart gewohnt ſind, wobey ſie in Rußland und Sibirien ein heiteres Klima genießen, ſo gehören Geſundheit nebſt einem hohen und muntern Alter zur allgemeinen Glückſeligkeit der Ruſſen. Das Reich hat wenige und dazu keine wüthende eigenthümliche Krankheiten, und Kranke ſelbſt brauchen wenig Arzney. Im Sommer zeigt ſich bisweilen am Irtiſch in Sibirien die Luſtſeuche — Jaſſua — bey Menſchen und Vieh durch eine nicht anſteckende Beule an irgend einem Theile des Körpers, und war ehedem ohne Rettung tödtlich. Gegenwärtig weiß man ſie durch einen Stich durch die Beule bis ins friſche Fleiſch, und durchs Verbinden der Wunde mit Taback und Salmiack ſicher zu heilen. So ſind z. B. an der obern Lena auch Kröpfe gemein; um die caſpiſche See ein ſcheußlicher, lange dauernder tödtlicher Ausſatz, der die krimmſche Krankheit genennt wird, zum Glück aber nur ſelten eintritt.

Alle ruſſiſche Hausmittel ſind heroiſch. Lauch, Zwiebeln und ſpaniſcher Pfeffer mit Brandewein ſind Univerſalarzneyen ohne Wahl, ſo wie Queckſilberſublimat mit Grünſpan und Vitriol in Brodteig geknetet und gebacken, das Heilmittel der geilen Seuche iſt, wodurch nicht wenige frühe Opfer des Todes werden. Moxa von Beyfußwolle wird bey Leibſchmerzen auf dem Bauche unter einem Topfe, und bey Gliederſchmerzen offen auf den Gelenken angezündet ꝛc.

Die Todten werden von Anverwandten und Freunden aufrichtig und lange betrauret; hingegen mit

mit den Leichen macht man, aus natürlichem Widerwillen gegen den Tod, wenig Umſtände. Man legt ſie in Sterbekitteln in Särge, in welchen ſie offen, nur mit einem Tuche bedeckt, unter Geſange mit Kreuz und Kerzen verſehener Geiſtlichen zum Grabe gebracht werden. Hier nehmen die Beyleider durch einen Kuß von der Leiche Abſchied, worauf ſie eingeſegnet, der Sarg verſchloſſen und verſcharret wird. Bey Vornehmen und Reichen gehen die Beyleider ſchwarz, bey Geringen in der gewöhnlichen Haußkleidung, und die letztern begraben ihre Todten auch in den gewöhnlichen Kleidern. Die auf Fahrzeugen ſterbenden Ruſſen werden von ihren Kammeraden ohne alle Umſtände am Ufer eingeſcharret. Große Trauermahlzeiten und Trauer in ſchwarzer Kleidung iſt nicht gewöhnlich. Unter den Trauergerichten befindet ſich allemahl ein Brey von gequollenem Waitzen, der ſich auf die Stelle vom keimenden Waitzenkorne, Joh. 12, 24. bezieht.

Zum neuen **Jahre** wird ein **Todtenfeſt** gefeyert, wo ein jeder ſeine Gräber beſucht, etwas Speiſe darauf legt, und eine Meſſe hört, für welche der Geiſtliche die Speiſen bekommt.

Die ganze Nation bekennet ſich zur **griechiſchen chriſtlichen Religion**, deren Kirchen, prieſterliche Amtskleidung und äußerer Gottesdienſt überaus prächtig und von großer Würde iſt. Das Volk iſt in Beobachtung des äußern Gottesdienſtes, dem Beſuchen der Meſſen, Verrichtung der häußlichen Morgen- und Abendandachten, Beichten und Abendmahlgehen, Faſtenhalten, welche den dritten Theil des Jahres ausmachen, ꝛc. ſehr ſtrenge.

Da das Kirchenbauen verdienſtlich iſt, ſo findet man überall ſehr viele und ſchöne Kirchen, welche

im Winter in den meiſten Gegenden geheizt werden. Der geiſtliche Stand wird in großen Ehren gehalten, und wer in Landſtädten oder auf dem Lande einem Prieſter begegnet, küßt ihm die Hand, und wird von ihm dafür mit Bezeichnung des Kreuzes geſegnet. Die Charwoche wird von jedem Ruſſen ſehr andächtig mit Andachtsübungen, wozu langſam traurige Glockenſchläge einladen, die Oſterwoche hingegen deſto vergnügter zugebracht. Am Oſterfeſte ſchenkt jeder Ruſſe dem andern unter den Worten: **Chriſt iſt erſtanden** ꝛc. ein Ey und einen Kuß.

Bey aller dieſer Religioſität fehlt es den Ruſſen, wie aus dem Mangel an Schulen leicht zu vermuthen iſt, nicht an Aberglauben. Viele glauben Geſpenſter, Todtenerſcheinungen, Kobolde, und bewohnen nicht gern die Häuſer verſtorbener naher Anverwandten, worüber viel Häuſer verfallen, oder wohlfeil in fremde Hände kommen. So findet auch ein Hauß, deſſen Beſitzer verarmt, oder unglücklich wird, weil es ſeinen **Herrn ausgeſpieen hat**, nicht leicht einen Käufer.

Am Donnerſtage vor Pfingſten feyern die Jungfrauen das Feſt der ſlaviſchen Göttinn Lada und ihres Sohnes Dida mit Geſängen, Tänzen und Auszierung eines Birkenſtrauchs mit Bändern, welchen ſie feyerlich in einen Fluß werfen, und aus demjenigen, was dem Bande einer jeden wiederfährt, ihr Heurathsſchickſal vorher zu ſehen glauben.

Am 5. Januar gehen ſie des Nachts in eine Kreuzgaſſe oder in einen Keller, welches ſie **Hören** nennen, und glauben in jedem Geräuſch ihre Beſtimmung vorhergeſagt zu hören.

Der zweyte **Weihnachtstag** iſt den Hebammen feſtlich, weil ſich Maria's Hebamme wohl auch etwas zu Gute gethan haben wird. In Permien ꝛc.

glaubt man z. B. daß Hexen dem weiblichen Geſchlecht das mütterliche Erbtheil bezaubern, andern hingegen es unverletzbar erhalten können; daher wenden ſich Bräute an die letztern. Da die Weiber deswegen von den Männern vermieden werden, ſo finden bisweilen Buhler ihre Rechnung dabey; und was dergleichen ähnlichen Aberglaubens mehr iſt.

20. Die Kaſaken.

Die Kaſaken machen wegen ihrer verbundenen kriegeriſchen und ökonomiſchen Einrichtung einen beſondern Stand und Theil der Nation aus, welche ihre gegenwärtige Einrichtung nach der Zerſtöhrung des tatariſchen Reichs und ihrer freywilligen 1654 unterm Attamann Chmelnitzki zu Perejaslawl geſchehenen Unterwerfung unter ruſſiſchen Schutz erhalten haben; indem ſie die ruſſiſche Regierung zur Bedeckung der neuen Gränze anſetzte, und ihnen nach und nach zum Unterhalt Ländereyen anwieß. So ſehr ſich auch die Kaſaken ſeit ihrem Daſeyn durch kriegeriſche Thaten bey allen benachbarten Völkern bekannt gemacht haben, ſo läßt ſich doch die Zeit, in welcher ſie ein ordentlicher Nationalkörper wurden, nicht genau beſtimmen. Der Krieg, worauf ſich ihr ganzer Ruhm gründete, ließ ihnen nicht Zeit übrig, ihre Thaten zu beſchreiben. Sie führten ein einfaches Leben, ernährten ſich von der Beute, welche ſie bey ihren Feinden machten, beſchäftigten ſich mit der Sorge für ihre Freyheit, und hatten für alles andere in der Welt keinen Sinn. Denn kein Volk auf der Erde hat wohl mehrere und blutigere Kriege zur Behauptung ſeiner Freyheit geführt, als die Kaſaken. 20. Kaſaken.

Der Urſprung der Kaſaken fällt ihrer eigenen Angabe nach ins Jahr 800, und ihre erſte kriegeriſche Verſammlung ins Jahr 948. Sie erzählen ihre älteſte Abkunft der Kaſaken und Wohnſitze derſelben.

älteſte Geſchichte folgendermaaßen: „Ein gewiſſer „Simeon kam aus Pohlen nach Liman, einer am „Ausfluſſe des Bogs gelegenen Stadt, von wo er „ſich nach einer Koſſo, d. h. Erdzunge, begab, die „noch heutiges Tages ſeinen Nahmen führt, und auf „welcher er ſich mit der Jagd wilder Ziegen, Schwei„ne und anderer Thiere beſchäftigte. Zu ihm geſell„ten ſich nach und nach hundert Mann, welche ihn „zum Anführer oder Attamann ernannten, und mach„ten ſich bald in der ganzen Nachbarſchaft als treff„liche Bogenſchützen bekannt, ſo daß auch ein grie„chiſcher Kaiſer, der mit den Türken Krieg führte, „ſie in Sold nahm.“

In dieſem Kriege, der an den Ufern der Donau geführt ward, hielten ſich die Kaſaken ſo brav und leiſteten dem griechiſchen Kaiſer ſo weſentliche Dienſte, daß er ſie nicht allein ſeiner Freundſchaft verſicherte, ſondern ſie auch dem Könige von Pohlen empfahl, der ihren Attamann mit großen Freundſchaftsbezeugungen empfieng.

Der Attamann ſchlug nun ſeinen Wohnſitz in der Gegend von Otſchakow nahe am Dnepr auf, und ſeit dieſer Zeit wuchs die Anzahl der Kaſaken beſtändig, da ſich beſonders eine Menge pohlniſcher Edelleute zu ihm ſchlugen. In der Folge führten ſie beſtändig Kriege mit ihren Nachbarn, den Türken, Pohlen, Ruſſen, Schweden und Tataren, bis endlich die oben gedachte gänzliche Unterwerfung unter Rußland erfolgte, der nach und nach alle Kaſakenſtämme der Ukräne und jenſeits der Perogen und Waſſerfälle folgte.

Politiſche Verfaſſung.

Ehedem war der Attamann oder Hettmann, wie man gemeiniglich dieſes Wort ausſpricht, das alleinige Oberhaupt der Kaſaken, welches itzt die ruſſiſche Kaiſerinn iſt. Urſprünglich hatte dieſer Attamann

mann eine ſehr eingeſchränkte Macht, ſo daß er, ohne vorher mit den Starſchinen zu Rathe gegangen zu ſeyn, und ohne Einwilligung der ganzen kaſakiſchen Nation nicht das geringſte unternehmen durfte.

Seine Einkünfte beſtanden anfangs gleichfalls blos in der Staroſtey Tſchigirin, wozu mit der Zeit Hadjatſch geſchlagen wurde, wodurch ſeine Einkünfte mehr als hundert tauſend Rubel ausmachten. Wer Anſprüche auf die Würde eines Attamanns machen wollte, mußte Soldat und von rechtmäßiger Geburt ſeyn, und ſich die Gunſt der ganzen kaſakiſchen Nation erworben haben, weil er von allen einmüthig gewählt werden mußte.

Nach dem Attamann kamen die Starſchinen oder Aelteſten, deren neune waren, als ſich die Ukräne Rußland unterwarf. Ohne ihr Gutachten konnte der Attamann nichts unternehmen; und machten ſie ſich eines Verbrechens ſchuldig, ſo ſtrafte er ſie anfangs ſelbſt, nach der Anerkennung der ruſſiſchen Oberherrſchaft aber mußte er vor der Beſtrafung dem Zaar Nachricht davon ertheilen.

Außer dieſen gab es noch einen General der Artillerie, dem zu ſeinem Unterhalte 400 Häuſer angewieſen waren. Ferner zwey Oberrichter, welche in dem oberſten Gerichtshofe der Ukräne Sitz und Stimme hatten, der Oberkämmerer, der Oberſecretär, zwey Generaladjutanten, der Fahnenbewahrer u. ſ. w. Die Oberkanzley ſtand ehedem allein unter der Direktion des Attamanns, und der erſte Secretär hatte die Geſchäfte zu beſorgen.

Gegenwärtig, da die Kaſaken im ſtrengſten Verſtande ruſſiſche Unterthanen ſind, haben ſie zwar ihre kriegeriſche und demokratiſche Verfaſſung behalten,

 ſtehen

ſtehen aber unter ruſſiſcher Oberaufſicht. Sie haben keinen Adel unter ſich, mithin auch keine Leibeigene, alle ſind Brüder, und können ohne Vorwurf einer um den andern befehlen und gehorchen. Sie erwählen ihre Vorgeſetzten aus eigenen Mitteln, aber die Oberbefehlshaber beſtätigt die ruſſiſche Regierung, ohne deren Genehmigung ſie auch nicht abgeſetzt werden dürfen.

Der oberſte Gerichtshof iſt das Tribunal, vor welchem alle Civil- und Criminalproceſſe nach vorher an Ort und Stelle eingezogener Unterſuchung in der letzten Inſtanz das Urthel geſprochen wird. Die Glieder dieſes Gerichtshofes werden zu St. Petersburg ernannt.

Die Steuerkammer hat die Oberaufſicht über Einnahme und Ausgabe, und die Oberrechnungskammer hat mit Unterſuchung der Berechnungen von Einnahme und Ausgabe zu thun. Bey jedem Regiment iſt deshalb eine beſondere Rechnungscommiſſion.

In der Ukräne ſind noch zehn andere Gerichtshöfe nach der Zahl der Regimenter, vor welchen die Criminalproceſſe eingeleitet werden. Der Oberſte hat den Vorſitz, den zweyten Platz hat der Regimentsrichter, welcher zwey alte Officiere zu Beyſitzern hat.

Proceſſe unter Bauern werden gleichfalls durch zehn Gerichtshöfe entſchieden. Zu Beylegung der Gränzſtreitigkeiten iſt ein beſonderer Gerichtshof, Podkamorski genannt, errichtet, von dem alle Appellationen an den Obergerichtshof gehen.

Die Kaſaken müſſen beſtändig auf eigene Koſten, die ſibiriſchen ausgenommen, beritten, bewaffnet und bekleidet, mithin immer völlig marſchfertig ſeyn, und während des Dienſtes erhält der gemeine

Kaſak

Kaſak den Proviant eines Soldaten, jährlich zwölf Rubel und Munition. Die Beſoldung der Befehlshaber hingegen, welche ſie beſtändig genießen, iſt verhältnißmäßig.

Als Landleute betrachtet, heißen die Befehlshaber der Kaſaken in den Dörfern Starſchini oder Aelteſten, und über Flecken und Kreiſe Attamänner. Als Soldaten haben die Kaſaken Unterofficiere über zehn und funfzig Mann — Deſiatniki und Piätideſetniki, — Hauptleute über hundert — Sotniki, — Fähndriche — Choruaſchi, — Schreiber — Piſſari, — Adjutanten — Jeſauli, — und jedes Regiment — Polk, — das über dreytauſend Mann ſtark iſt, einen Kriegsoberſten — Woiskowoi Attamann, — und die ganze Abtheilung oder Klaſſe der Kaſaken hat einen Feldherrn — Glawnoi Attamann. — Die Officiere bis zum Attamann ſind ohne Rang, und können Unterofficieren von der Armee untergeordnet werden. Allein in dem vorletzten Türkenkriege erhielten die Officiere einige Regimenter insgeſamt, und bey andern Regimentern nur einige Officiere wegen ihrer Tapferkeit den Officierrang der regulären Miliz. Die Folgſamkeit der Gemeinen gegen ihre Obern iſt auf ihren Landſitzen beſonders ſehr geringe; doch können die Obern kleine Vergehen mit Geldabgaben zur Regimentskaſſe, mit Beſchimpfung oder der Peitſche — Kantſchu — beſtrafen.

Sie beſitzen ihre Ländereyen außer der Kopfſteuerfreyheit noch mit verſchiedenen Freyheiten; ſo haben ſie z. B. die Freyheit zu fiſchen, zu jagen, ihr Salz unentgeldlich aus den Landſeen zu hohlen, Brandewein zu brennen u. ſ. w. Dieß erhält ihre häuslichen Umſtände, wenn ſie zu Felde ſind, und bereichert im langen Frieden die Fleißigen.

Jeder dienende Kaſak muß zwey Dienſtpferde haben, und ſich pohlniſch oder morgenländiſch kleiden; doch ſind Güte und Farben ihrer Willkühr überlaſſen, daher ſie ſehr bunt aufziehen. Ihre Waffen beſtehen aus Lanzen oder einer Spanne langen Spieſſen mit anderthalb Klafter langem Schaft, aus Säbel, Flinten, Kugelbüchſen oder Piſtolen, oder auch wohl nur aus Pfeil und Bogen.

Alle führen Lanzen, welche ſie im Reuten aufgerichtet mittelſt eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelknopfe hängend tragen. Von den übrigen Waffen hat der eine bald dieſe, bald jene. Die mit Schießgewehr verſehenen tragen über die Achſel eine Patrontaſche, ſo wie die mit Bogen einen Pfeilköcher. Die Lanzen ſchmücken ſie meiſtens mit einer eine Spanne langen Fahne. Endlich kann man auch die Karbatſche, welche eine Elle lang von daumendickem Leder an einem kurzen Stiel geflochten iſt, zu ihren Waffen zählen, weil ſie außer den Pferden auch wehrloſe Feinde mit derſelben unmenſchlich zerhauen. Die Sättel ſind blos hölzerne Geſtelle, daher ſie unter dieſelben eine Filzdecke und auf dieſelben ein Lederkiſſen legen. Die Kaſaken ſind immer geſchickte Reuter, und ihre oft ſchlecht ſcheinenden Pferde wohl zugeritten. Jeder Polk oder Regiment hat zwey oder mehr zugeſpitzte oder auch eckige ſeidene Fahnen mit dem Bilde des Schutzheiligen ꝛc. geziert, aber keine Pauken und andere Feldmuſik.

Auf ihren Heereszügen ſind ſie ſehr leicht, weil ſie kein Gepäck führen. Ein Stück Filz iſt Zelt, Mantel und Bette; den Proviant trägt das zweyte Pferd; auch ſind ſie, wo es nur einigermaaßen angeht, dreuſt genug, ſich zu verſorgen und ihre Pferde zu graſen. Gegen reguläre Feinde ſtehen ſie nicht gern, aber wider leichte, weniger reguläre Truppen,

bey

bey Ueberfällen, Anfällen der Bagage, Magazine, beym Eintreiben der Contributionen u. ſ. w. thun ſie Wunder der Tapferkeit. Zu Friedenszeiten bedient ſich gegenwärtig die ruſſiſche Regierung der Kaſaken vorzüglich zur Bedeckung der Linie oder Gränze, theils in Feſtungen und Stanitzen, theils im Sommer in der Steppe, wo ſie in Zelten, Strauch- oder Erdhütten kampiren.

Bey einer 1764 vorgenommenen Zählung der gegenwärtigen neun Abtheilungen der Kaſaken in der Ukräne waren 955,228 Kaſaken männlichen Geſchlechts; und nach einer Steuertabelle von 1773 waren 246,905 Feuerſtellen, deren jede jährlich einen Rubel gab.

Die Kaſaken bekennen ſich zur griechiſchen Kirche, welche in Rußland zur Zeit der Fürſten Olga angenommen, und unter der Regierung Wladimirs allgemein eingeführt wurde. Ehedem zog Rußland immer ſeine Erzbiſchöffe aus der Ukräne, woher ſie noch ihre guten Sänger holen, und ſelbſt die Profeſſorſtellen auf der Univerſität Moskau wurden durch Gelehrte aus den kaſakiſchen Schulen beſetzt. Allein Katharina die Zweyte hat dieſes abgeändert, und der Vorzug der kaſakiſchen Geiſtlichen dadurch aufgehört.

Heut zu Tage beſtehen die Kaſaken aus folgenden Abtheilungen:

A. Die donniſchen Kaſaken,

Von welchen die grebinziſchen, wolgaiſchen, uralſkiſchen und ſibiriſchen Kolonien ſind, bewohnen die ebenen, meiſt waldloſen Flächen und Steppen an beyden Seiten des Donn und den Donnflüſſen von Woronetz an bis ans aſowiſche Meer. Ihr Gebieth iſt von

Donniſche Kaſaken.

von Norden nach Süden 500 Werſte lang, und von Weſten in Oſten 3 bis 400 Werſte breit. Dieſe Steppen ſind hoch, mager, trocken und ſalzreich, haben hie und da Mangel an Holz und Waſſer, daher ſie nur Stellenweiſe zum Anbau taugen. Die darinnen befindlichen Flüſſe und Bäche haben breite, niedrige, fruchtbare, mit Holz verſehene Geſtade, und an dieſen wohnen die Kaſaken.

Die donniſchen Kaſaken entſtanden aus zuſammengelaufenen verwegenen Einwohnern der Nowgorodiſchen Provinzen, deren Abſicht Raub und Beute zu machen war. Das Glück begünſtigte ſie, und mit geraubten tatariſchen, ruſſiſchen und malоruſſiſchen Frauenzimmern pflanzten ſie ihr Geſchlecht fort. 1570 erbaueten ſie ihre Hauptſtadt Tſcherkask am Donn, und 1579 machten 3000 donniſche Kaſaken den erſten Feldzug mit den Ruſſen nach Liefland.

Sie ſind meiſtens wohlgewachſene, ſchöne Leute von vermiſchtem ruſſiſchen und tatariſchen Anſehen. Ihre Verfaſſung iſt die oben beſchriebene, nur haben einige Regimenter eine mehr reguläre Einrichtung, und ihre Officiere Rang bey der Armee bekommen. 1778 waren vier ihrer Attamanne Oberſten, mehr als 20 Majors u. ſ. w. 1764 ſtellten ſie 16000 Mann auf eigene Koſten beritten, bekleidet und bewaffnet; ſie können aber bis 50,000 Mann ſtark ausrücken. Zur Beſtreitung der Ausgaben, welche ihre innere Verfaſſung erfordert, beſteuern ſie ſich ſelbſt.

Außer denen in Tſcherkask wohnen ſie alle in Stanitzen oder ſchlecht befeſtigten Dörfern, deren ſie über hundert haben, und die mithin ſehr groß ſind. Jede Stanitze macht eine ungleich ſtarke Compagnie aus, hat die oben genannten Vorgeſetzten, ein Rathhauß,

hauß, ein Fähnlein und einige Kanonen. Manche Stanitzen haben auch zwey Kirchen; wenn Verſammlungen ſeyn ſollen, ruft der Jeſaul auf der Straße aus: Ihr Attamannen Söhne kommt zum Rach oder Kreiſe! außer der Stanitze iſt ein eingeſchloſſener Platz — Tabun — zur Muſterung der Dienſtpferde. Ihre einzige Stadt Tſcherkask nennen ſie ruhmräthig unſere donniſche Kaſakenſtadt. Sie iſt groß, volkreich, und in eilf Stanitzen oder Reviere eingetheilt. In derſelben befindet ſich die Kanzley des ganzen Volks, wo der Feldherr oder Oberattamann präſidirt, und die Oberſten der Regimenter Beyſitzer ſind. Die Häuſer in den Stanitzen ſind wie die ruſſiſchen von Blockwerk erbauet, nur haben ſie meiſtentheils Schorſteine, und ſehen deswegen reinlicher aus. Nach dem ſiebenjährigen preußiſchen Kriege iſt auch ihr Haußrath netter geworden, und ihre Stuben ſind artig tapezirt, mit guten heiligen Bildern ꝛc. ausgeſchmückt. Ihr Tiſch iſt wie der ruſſiſche, doch haben ſie bey ſich manche außer Landes übliche Gerichte eingeführt, ſpeiſen überhaupt reinlich, ſind gaſtfrey, und lieben ſtarke Getränke eben ſo ſehr, wie die Ruſſen. Gemeiniglich beſtehen ihre Mahlzeiten aus zwey einfachen Gerichten, von welchen das erſte Salamancha, aus Mehl, Waſſer und Salz beſtehend, das andere Tataria genannt wird, aus Mehl, Hirſe und Grütze mit viel zugegoſſenem dünnen Bier oder Fleiſchbrühe bereitet.

Ein jeder kleidet ſich in ſelbſt beliebige Zeuge von allen Farben, ſo gut als er kann und will. Gemeine tragen ſchwarze Halbſtiefeln, und den langen pohlniſchen Rock gewöhnlich von ſelbſt gewebtem grauen Tuch; Reiche und Vornehme hingegen Saffianſtiefeln und überhaupt feinere, koſtbarere Kleider. Die Vornehmen laſſen meiſtens nur den Stutzbarth, die

die Gemeinen aber den ganzen Barth wachſen. Die Haare tragen ſie gekämmt und kurz verſchnitten. Ein Unterſcheidungszeichen der donniſchen und maloruſſiſchen Kaſaken iſt eine kleine Mütze mit einem flachen händebreiten Lämmergebrem.

Das Frauenzimmer trägt ſehr lange Hoſen und darüber ein Hemde und genähten Kragen. Die übrige Kleidung iſt bis auf den Kopfputz die gemeine ruſſiſche. An die Halsſchnuren hängen ſie ſo viele Münzen, daß die Bruſt davon faſt ganz bedeckt wird. Die Weiber tragen Hauben mit einem ſteifen halben Mondsförmigen, oder mit vier Ecken aufſtehenden Rande von allerley Zeugen mit Treſſen beſetzt, und alltäglich bedecken ſie den Kopf mit einem Tuche; die Jungfrauen hingegen gehen mit bloßen, in Zöpfe geflochtenen Haaren, mit einer Stirnbinde mit Treſſen und Perlen beſetzt, und mit herabhängenden Schnüren, woran Korallen, Münzen und Klimperwerk hängen. Im Sommer gehen faſt alle Frauenzimmer, ja ſogar wohlhabende gern barfuß.

Ihre Lieblingsbeſchäftigung iſt der Krieg, und weil die donniſchen Kaſaken mehr als andere Kaſakencorps dienen, ſo ſind ſie auch beſſere Soldaten. Zu Hauſe ſind ihre Nahrungsquellen Viehzucht, Ackerbau und Fiſcherey, denn die Jagd will in ihren offenen Steppen wenig ſagen. Da in ihren Steppen ſchöne Weiden ſich befinden, ſo haben ſie faſt alle Haußthiere, welche den maloruſſiſchen gleichen, und mancher Kaſake beſitzt auf ſeinen Vorwerken 50 bis 200 Pferde, eben ſo viel Stück Hornvieh, und noch mehr Schaafe. Die Viehzucht derſelben wird überhaupt durch den gelinden und kurzen Winter ſehr erleichtert, ſo wie ihre fetten Aecker ſehr einträgliche Getraideerndten liefern; da ſie aber aus Vorliebe zum Kriege alle Haußhaltungsgeſchäfte

eben

eben ſo nachläßig betreiben, als wie Künſte, Wiſſenſchaften und Handwerke, ſo ſind nicht nur die meiſten arm, ſondern ein jeder Kaſak iſt mit dem, was er ſich ſelbſt machen kann, zufrieden, es mag gerathen wie es will.

Wenn ſie daher an Fiſchen, Kaviar, Hauſenblaſe und Häuten etwas übrig haben, ſo vertauſchen ſie es in Tſchirkask mit ruſſiſchen, tatariſchen, türkiſchen und perſiſchen Kaufleuten gegen Eiſen, Kleidungsſachen und kurzen Kram. Das Frauenzimmer wird durch die oft lange Entfernung der Männer mehr als das ruſſiſche an Land- und Feldarbeit, aber auch an eine den Mannsleuten ähnlichere Lebensart in Abſicht des Trunks ꝛc. gewöhnt.

Lebensart, Sitten und Gebräuche der Kaſaken im Umgange, bey Hochzeiten, Ergötzlichkeiten, Begräbniſſen u. ſ. w. ſind wenig von den ruſſiſchen verſchieden. Gebräuche.

Wenn ein ukräniſches oder anderes Kaſakenmädchen einen Jüngling liebt, beſucht ſie die Eltern ihres Geliebten, ſetzt ſich und redet den Geliebten alſo an: Iwan, Feodor, oder wie er ſonſt heißt, die Güte, die ich auf deinem Geſicht gezeichnet ſehe, iſt mir ein ſicherer Beweiß, daß du deine künftige Frau gut regieren und lieben wirſt; deshalb bin ich gekommen, dich zu bitten, daß du mich zur Frau nehmen möchteſt. Eben das ſagt ſie ohngefähr zu Vater und Mutter, und bittet ſie, ihre Einwilligung zu geben. Erhält ſie abſchlägliche Antwort, ſo erwiedert ſie, daß ſie nicht eher herausgehen werde, bis ihre Bitte erfüllt worden ſey. Zuweilen beharren die Eltern bey der verneinenden Antwort; iſt aber das Mädchen geduldig genug, einige Tage oder Wochen auszudauern, ſo müſſen ſie nicht nur einwilligen, ſondern auch ihren Sohn zur Einwilligung bewegen. Mit Gewalt

walt darf keines dieſer Mädchen aus dem Hauſe getrieben werden; denn man würde dadurch ſowohl des Mädchens Familie beleidigen, als auch den Zorn des Himmels auf ſich zu laden glauben.

Bey Verheurathung der Mädchen findet auch noch ein anderer ſonderbarer Gebrauch ſtatt. Wenn nämlich die Zeit da iſt, daß die Neuverehligte ins Brautbette gebracht werden ſoll, ſo wird ſie von ihren weiblichen Verwandten aufs ſorgfältigſte durchſucht, damit ſie dem Bräutigam durch Erkünſtelung einer verlohrenen Jungfrauſchaft keinen Betrug ſpielet. Sobald ſie nun im Bette iſt, treten alle Gäſte tanzend zur Kammer herein, und hört man ſie ſeufzen, ſo wird der Tanz ſtärker, und die Verwandten legen laut ihre Freude an den Tag; bleibt ſie aber ſtumm, ſo hört der Tanz auf, und jedermann wird traurig. Das Brauthemde wird hierauf den Anweſenden vorgelegt, und bey vorgefundenen Zeichen der Jungfrauſchaft eine rothe Fahne vor das Hauß gepflanzt, worauf ſie von allen Freunden und Nachbarn Glückwünſchungen und Geſchenke erhält. Iſt hingegen nichts von den gewünſchten Zeichen zu ſehen, ſo erſcheint eine zerriſſene Fahne, und die junge Frau ſowohl, als ihre Mutter wird mit Schmähworten überhäuft.

Zuweilen tanzen die Herren eines Dorfs mit Weib und Kindern mitten unter den Bauern vor ihren Wohnungen. Nun haben die Bauern ſeit undenklichen Jahren das Recht, im Tanzen ein Mädchen — und wär es die Tochter ihres Herrn — zu entführen, wenn ſie es nur geſchickt genug zu machen wiſſen; welches bey dergleichen Tänzen am meiſten geſchieht. Der junge Kerl ſchleppt ſeine Beute hinter den nächſten Verhau — wohinter ſich die Landleute verbergen, wenn ſie einen Einfall von Tataren befürch-

befürchten, — und kann er hier 24 Stunden verborgen bleiben, ſo iſt er ſtraflos, und darf das Mädchen heurathen, wenn ſie einwilligt; wird er aber eher ertappt, ſo verliehrt er ohne alle Umſtände den Kopf.

Den Oſtermontag laufen die jungen Purſche des Morgens auf den Gaſſen herum, haſchen alle ihnen vorkommende Mädchen auf, und führen ſie an einen Brunnen, wo ſie jeder fünf bis ſechs Eimer Waſſer über den Kopf gießen. Den folgenden Dienſtag kommt die Reihe an die Mädchen, welche es folgendergeſtalt machen: Etliche Mädchen, wovon jede einen Krug voll Waſſer hat, verſtecken ſich, und eine kleinere ſteht auf der Lauer, und meldet, wenn ein junger Purſche vorbey gehet. Sogleich ſpringen die Mädchen hervor, packen den Purſchen an, etliche halten ihn, und er wird im Waſſer halb erſäuft.

Den Oſtermontag haben die Männer noch einen andern Zeitvertreib. Sie gehen in aller Frühe zum Guthsherrn, und bringen ihm Hühner nebſt anderm Flügelwerk, wofür er ſie mit Brandewein beſchenkt. In die Mitte des Hofes wird ein Faß voll Brandewein geſtellt, um welches die Bauern einen Kreiß ſchließen; der Guthsherr nimmt einen großen Löffel, füllt ihn an, und trinkt es dem Aelteſten des Haufens zu. Der Löffel geht nun die Reihe herum, und wird das Faß noch vor Abends leer, ſo muß der Guthsherr ein anderes herbeyſchaffen, denn es iſt ſeine Schuldigkeit, die Bauern bis zu Sonnenuntergang zu bewirthen.

Wenn ein Kaſakenmädchen ein Kind bekommt, wird ſie mit den Haaren an die Kirchthüre gebunden, und wer hineingeht, ſpeyt ihr ins Geſicht. Wird ein Weib im Ehebruch begriffen, ſo begräbt

man ſie lebendig bis an den Hals, und läßt ſie Hungers und Durſtes ſterben. Dieſe fürchterliche Strafe war ehedem auch in Rußland gebräuchlich, aber hier iſt man, ſo wie in andern Ländern, in dieſem Stücke weit dultſamer geworden.

Neben jeder Kirche befindet ſich eine Art von Spital oder Siechhauß, worinnen unvermögende und preßhafte Perſonen auf Koſten der Kirche unterhalten werden.

Die Gaſtfreyheit iſt eine bey allen Kaſaken herrſchende Tugend, und ein Reiſender hat für Wohnung und Koſt nirgends eine Kopäke auszugeben.

Wegen ihrer mäßigen Lebensart ſind ſie wenig krank, und wußten ehedem von keinen andern Aerzten, als von alten Weibern, welche die Eigenſchaften der Pflanzen gut kannten, und mit Hülfe derſelben alle mögliche Krankheiten heilten; zuweilen aber auch ſich ihrer Kräuterkunde zum Schaden derer bedienten, die ihren Haß auf ſich geladen hatten.

Wenn die Kaſaken das Fieber haben, ſo iſt ihr gewöhnliches Gegenmittel Schießpulver oder Holzaſche in Kornbrandewein aufgelößt. Dieß nehmen ſie vor Schlafengehen, und ſtehen geſund wieder auf. Sind ſie verwundet, und haben weiter keine Hülfe, ſo mengen ſie Erde und Speichel durch einander und legen es auf die Wunde.

Sobald ſich die Kaſaken mit einander ſchlagen, ſo geſchieht es mit der Fauſt oder dem Stocke, nie aber mit einem tödtlichen Gewehre. Dieſer Gebrauch gab zu einer ſonderbaren Wette Anlaß. Die Herren von Tepploff und Jelogin, beyde geheime Räthe, befanden ſich bey der Kaiſerinn Katharina II. als ſie Nachricht von Verhaftnehmung eines Mönchs erhielt, der einem von ihm geſchwängerten Mädchen den Kopf abgeſchnitten hatte. Tepploff wettete, daß

der

der Mönch aus Rußland und nicht aus der Ukräne gebürtig ſey, und gewann ſeine Wette. Und wie haben ſie das errathen können, fragte Herr von Jelogin? Weil die Ukräner, erwiederte Tepploff, nicht boßhaft, ſondern tapfer ſind, die Ruſſen aber mehr Boßheit als Tapferkeit beſitzen.

Die kriegeriſchen Uebungen der donniſchen Kaſaken beſtehen im Reuten, Lanzenbrechen und Einhauen, und ſind gleichſam feyerliche Ergötzlichkeiten. Sie erſcheinen dabey auf den ſchönſten Pferden, in den beſten Kleidern, und zeigen ſich in ihrer ganzen Geſchicklichkeit. Beym Ankommen der Ammunition, welche die Krone jährlich ſendet, wird ſie nebſt dem Kommando bey derſelben in jeder Stanitz in Parade, bey Tſcherkask aber von dem dortigen Polk mit ſeinen Fahnen am Gebiethe der Stadt empfangen, und mit Proceſſion ins Zeughauß gebracht. Wenn die Kaſaken auf dem Marſch ſind, ſo ſchlagen ſie eine Wagenburg, die ſie Tabor nennen, und hinter welcher ſie ſo ſicher ſind, daß 1000 Kaſaken 6000 Tataren die Spitze biethen können.

B. Die grebenskiſchen Kaſaken

Sind von einzelnen verlaufenen donniſchen Kaſaken entſtanden, und dienten dem Zaar Jwan Waſiljewitſch bey Bezwingung der caucaſiſchen Tataren als Avantgarde. Sie drangen bis ins Gebirge ein, wo es ſeiner Klippen wegen mit einem Kamme — Grebea — verglichen wird, wovon ſie den Nahmen erhielten, ob ſie gleich am Tereck wohnen, und deshalb auch terkiſche oder tereckiſche Kaſaken genannt werden. Grebenskiſche Kaſaken.

Sie gleichen in allem den donniſchen Kaſaken, von welchen ſie bis 1708 in einigen Stücken abhien-

gen, und machen einen bis 1200 Mann ſtarken Polk aus, der in fünf befeſtigten Stanitzen wohnt. Weil ſie im Dienſt geübt, beherzt, mit dem Gebirge und der tatariſchen Art zu kriegen bekannt ſind, ſo leiſten ſie wider dieſe unbändigen räuberiſchen Nachbarn vortreffliche Dienſte; und weil ihre Anzahl nicht ſtark genug war, ſo wurden 1776 zwiſchen Mosdok und Aſow noch ſechs neue Stanitzen oder befeſtigte Dörfer angelegt, und mit Kaſaken von der Wolga beſetzt, welche einen eigenen Polk ausmachen, der die Benennung **aſtraganiſche kaſakiſche Truppen** erhielt.

C. Die wolgaiſchen und aſtraganiſchen Kaſaken

Wolgaiſche und aſtraganiſche Kaſaken.

Beſtehen aus zwey Polken, dem **dubowskiſchen** und aſtraganiſchen, wovon der erſte älter als der letztere iſt, und ſchlechthin die wolgaiſche Militz genannt wird.

Der **dubowskiſche Kaſakenpolk** hat ſeinen Hauptſitz und Kanzley in dem wenig befeſtigten Städtchen Dubowka am rechten Ufer der Wolga, und ein Theil derſelben wohnt am Wolgaufer über und unter dem Städtchen. Die Verfaſſung deſſelben iſt die oben beſchriebene, welches, um es ein für allemahl hier anzuführen, die allgemeine Kaſakenverfaſſung iſt. Der Polk ſitzt etwas über 1000 Mann ſtark auf, die Ländereyen ſind zum Ackerbau wenig tauglich, deſto beſſer aber ſchickt ſich ihre Gegend zur Viehzucht. Sie leben und kleiden ſich wie die donniſchen Kaſaken. Von ihnen ward ein eigener Polk in die oben gedachten ſechs Stanitzen zwiſchen Mosdok und Aſow verpflanzt.

Die **aſtraganiſchen Kaſaken** wohnen theils in Aſtragan, theils in den Dörfern zwiſchen Aſtragan

und Zarizyn, und auf dem rechten Ufer der Wolga. Sie ſtellen ebenfalls über tauſend Mann ins Feld. Ihre Häuſer ſind von ſchwachem weitläuftigen Fachwerk mit großen Leimwänden erbauet, inwendig aber mit Back- und Kachelöfen, auch Schorſteinen verſehen. Die Dörfer ſind wegen der Nachbarn mit Erdwällen, die wegen des loſen Erdreichs zwiſchen Zäunen aufgeführt werden müſſen, nicht tiefen Graben und einigen Kanonen befeſtigt. Die Gegend ihrer Steppe ſchickt ſich noch weniger zum Ackerbau, und auch die Viehzucht hat größere Schwierigkeiten, daher ſie nur Pferde zum Dienſt und einige Kühe nebſt Schaafen zur Erleichterung der Haußhaltung halten; mehr Nutzen aber ziehen ſie von der freyen Fiſcherey. Uebrigens leben ſie wie Kriegs- und Fuhrleute, die ſich in Kleidung und Sitten von den donniſchen Kaſaken, ihrem Stammvolke, in nichts unterſcheiden.

D. Die orenburgiſchen Kaſaken

Trennten ſich ſpäter, als die wolgaiſchen, von den donniſchen, und haben ihre Wohnſitze längſt dem Samara, Ui und Uralfluſſe von Werchuralskoi bis Jletzkoi Krepoſt, ſo wie auch in den kleinen Feſtungen der Baſchkirey, und machen überhaupt in dieſen Feſtungen den größten Theil der Einwohner aus. Sie können leicht 20,000 Mann aufſitzen laſſen, es ſind aber nur 8 bis 10,000 Mann zum Kriegsdienſt angeſchrieben. Ihre militäriſche Einrichtung unterſcheidet ſich von der oben beſchriebenen blos darinn, daß ſie ſo viele Truppe ausmachen, als ſie Feſtungen beſitzen, und nicht Polkweiſe zuſammen gehören, ſondern alle unter dem Kriegs-Attamann in Orenburg ſtehen. Uebrigens unterſcheiden ſie ſich durch nichts von den andern Kaſaken. Außer der Beſoldung er- Orenburgiſche Kaſaken.

 werben

werben ſie ſich ihren Unterhalt meiſtentheils durch Viehzucht, etwas Ackerbau, Jagd und Handlung. Wegen ihrer größern Thätigkeit und beſſern Gelegenheit, etwas zu erwerben, ſind ſie wohlhabender und leben beſſer, als wie die donniſchen Kaſaken.

E. Die uralskiſchen Kaſaken,

Uralskiſche Kaſaken.

Welche bis 1774 unter dem Nahmen der jaikſchen berühmt waren, bewohnen die Ufer des Uralfluſſes von der Mündung des Ileck an bis an die caſpiſche See, und ihr Hauptort iſt Uralskoi Gorodek. Das Gebiethe derſelben iſt eine breite fruchtbare und zum Theil waldige Gegend, welche ihnen nicht nur Gelegenheit zur beſten Viehzucht, ſondern auch zur einträglichſten Fiſcherey und Jagd darbietet. Sie ſind friſche, muntere, ſtarke Leute von vermiſchtem ruſſiſchen, tatariſchen und kalmückiſchen Anſehen. Weil ſie ohne Unterricht im Müßiggange und Ueberfluß aufwachſen, ſo ſind ſie von Sitten roh, ſtolz, unbändig, und als Roßkolnicken etwas menſchenfeindlich. Den letztern Nahmen bekommen ſie, weil ſie in einigen Punkten von den jetzt in der griechiſchen Kirche herrſchenden Symbolen abgehen. Sie ſind aber entſchloſſen und tapfer, und ziehen über 4000 Mann ſtark zu Felde.

Ihre **Weiber** leben, weil ſie ſich in gekaufte Zeuge kleiden, und weder ſpinnen noch weben, müſſig und gut, halten aber ihr Haußweſen ordentlich und reinlich, und ſorgen für einen guten Tiſch, Bier, Meeth und Brandewein.

In der **Kleidung** unterſcheiden ſie ſich von andern durch die größere Koſtbarkeit derſelben und durch die Mütze, welche von feinem Tuch die Geſtalt eines Beutels macht, mit einem rund ausgeſtopften Gebrem

brem verziert iſt, und die Nähte der Mütze, ſo wie auch die Kleider mit goldenen Schnüren beſetzt ſind.

Sie leben in beſtändiger fröhlicher Schwelgerey, daher hohes Alter, wenn ſie gleich beſtändige Geſundheit genießen, unter ihnen ſelten iſt.

Sie fiſchen jährlich dreymahl. Im Januar mit Haaken, wo ſie vorzüglich Hauſen fangen, die an einigen Stellen im Uralfluß wie aufgeſtapelt liegen, und ohne Umſtände mit den Haaken nebſt den gemeinen Stören aufs Eis gezogen werden. Im Frühlinge fiſchen ſie mit Netzen eine kleinere Störart, ſo wie auch im Herbſt Netze gebraucht werden, wo ſie allerley Fiſche fangen. Jede Fiſcherey wird durch einen Kanonenſchuß eröffnet, auf welchen ſich die Kaſaken verſammeln, die Fiſcherordnung verleſen hören, und dann nach den Stellen, wo ſie fiſchen wollen, eilen. Nur wirklich dienende Kaſaken dürfen fiſchen, auch darf von dieſen keiner einen Helfer annehmen, ſondern allein die Befehlshaber können zwey bis vier Mann ſchicken. Außer dieſen Fiſchereyen wird im October und December für den kaiſerlichen Hof beſonders gefiſcht, und die Fiſche werden durch Deputirte, welche aus verdienten Männern beſtehen, nach St. Petersburg oder Moskau geſendet. Die erſte Deputation bringt 60 bis 100, die zweyte über drittehalbhundert Störfiſche. Dafür erhält die erſte Deputation vom Hofe ein Geſchenk von achthundert und die letzte von tauſend Rubel. Hiervon erſetzt ſich die Kaſakenkanzley die Fuhr- und Reiſekoſten, und ſchenkt den Deputirten Säbel mit Silber beſchlagen und eingegrabenen Innſchriften. Die beſten Säbel für die Anführer koſten bis 46, für die Starſchinen 15 bis 20, und für die Gemeinen 9 Rubel.

F. Die ſibiriſchen Kaſaken.

Sibiriſche Kaſaken.

Die ſibiriſchen Kaſaken ſind die erſten Eroberer und ruſſiſchen Anbauer der Städte, Feſtungen und Dörfer des ungeheuern Sibiriens, und auch noch gegenwärtig die vorzüglichſten Bewohner deſſelben. Sie ſtammen von den donniſchen Kaſaken, welche ſie 1577, da ſie der Freybeuterey wegen zur Strafe gezogen werden ſollten, 6 bis 7000 Mann ſtark unter Anführung eines Attamanns Jermak oder Jermolai Timofejew, verließen, und ſich nach der Kama und Permien begaben. Von Permien drang dieſer Haufen bis durchs Uralgebirge in Sibirien bis an den Tobol, Irtiſch und zum Ob, bey welchem Zuge Jermak die Wogulen, viele Oſtiaken, und beſonders Tataren unterjochte. Allein da er ſahe, daß er mit ſeinem klein gewordenen Kaſakenhaufen dieſe weitläuftigen Eroberungen nicht würde behaupten können, ſo übergab er ſie 1581 der ruſſiſchen Krone, welche ihm dafür ſeine obige Auswanderung verzieh, und ſetzte nach Jermaks Tode 1584 durch nachgeſchickte Kommandos donniſcher Kaſaken die Eroberung fort.

Die erſten Kaſaken, welche unter Jermaks Anführung nach Sibirien kamen, blieben für immer daſelbſt und verheuratheten ſich meiſtens mit Töchtern der eingebohrnen Sibiriaken; viele der zuletzt angekommenen Kaſaken aber brachten ſich Weiber mit. Der erſte Ruf von der großen Fruchtbarkeit Sibiriens und der Gelegenheit, viel gewinnen zu können, vermehrte nicht nur die Kaſaken bis auf 100,000 Mann, ſondern es zogen auch eine Menge Kaufleute, Handwerker, Landwirthe und andere ruſſiſche Unterthanen freywillig nach Sibirien.

Da

Da in den neuern Zeiten die Eingebohrnen und andern Bewohner Sibiriens ſehr ruhige und treue ruſſiſche Unterthanen ſind, ſo hat man die Kaſaken nicht alle zum Kriegsdienſte nöthig, daher ſind auch ganze Kaſakenſloboden in Ackerſloboden verwandelt, und dieſe Kaſaken anſtatt der Kriegsdienſte mit Kopfſteuer belegt worden.

Die **Soldatendienſte leiſtenden Kaſaken** machen kein zuſammen verbundenes, unter einem allgemeinen Heerführer ſtehendes Heer aus, ſondern kleine Trupps, die in jeder Stadt und deren Gebiethe für ſich bleiben, und ihre eigenen kaſakiſchen Befehlshaber, ſo wie die übrige kaſakiſche Verfaſſung behalten haben; jedoch ſind itzt ihre Oberbefehlshaber nicht immer gebohrne Kaſaken. Sie leiſten ungemeine Dienſte.

Diejenigen **ſibiriſchen Kaſaken**, welche tiefer im Lande wohnen, haben ſchon weniger kriegeriſche und kaſakiſche Verfaſſung, und die Ackerbau treibenden Kaſaken gar keine. Beyde treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fiſcherey und allerhand Gewerbe. Man ſucht bey dieſen Kaſaken nicht leicht einen Dollmetſcher für irgend ein ſibiriſches Volk, einen Wegweiſer für die unbekannteſten Gegenden und mancherley Nachrichten, welche nur durch Aufmerkſamkeit erhalten werden konnten, umſonſt.

Sie ſind muthvoll, an die größten Gefahren und Beſchwerlichkeiten gewöhnt, hängen nicht ſehr an den Ihrigen, leben und behelfen ſich mit wenigem, wenn es ſeyn muß, haben immer einen frohen Sinn; ohne eigennützig zu ſcheinen, wiſſen ſie aus herrſchender Neigung zum Gewinn doch aus allen Umſtänden Vortheil zu ziehen; und ein überaus vermiſchtes Anſehen nach dem verſchiedenen Klima, in dem ſie leben, und nach der verſchiedenen Vermiſchung mit einge-

bohrnen Sibiriaken, durch deren Verheurathung ſie ſich fortgepflanzt haben. Bey alle dem aber haben dieſe Umſtände in dem Anſehen und Karakter der ſibiriſchen Kaſaken lange nicht ſo große Veränderungen hervorgebracht, als man wohl erwarten ſollte.

In den ſüdlichen Gegenden Sibiriens wohnen, kleiden, ſpeiſen und leben ſie theils als ruſſiſche Landleute, (ſiehe oben) theils als donniſche Kaſaken, (ſ. S. 220 u. f.) nach gleichen Sitten und Gebräuchen. In den rauhen nord-nordöſtlichen Gegenden behelfen ſie ſich faſt ſo ſchlecht, als die eingebohrnen Sibiriaken, wohnen in finſtern rauchigen Erdhütten ohne Haußrath, kleiden ſich in Thierhäute, leben von Wild, Fiſchen, Wurzeln und Früchten, entweder ganz oder meiſtentheils ohne Brodt, und gewöhnen ſich auch daran, das Holz und die Gefäße zu entbehren, und genießen die Speiſen ebenfalls roh und ungekocht. Die kamtſcharkaiſchen Kaſaken haben weder zum Ackerbaue noch Viehzucht Gelegenheit, ſondern ſind alle im Dienſte und beſtändigem Solde, daher ſie blos von dem ſehr theuern Kronproviant leben. Sie ſind aber faſt alle reich, und kleiden ihre Weiber und Töchter, welche anfangs in Pelzhemden von Hundehäuten giengen, jeẑt in ruſſiſche Weibertracht von wollenen, ſeidenen und andern Zeugen mit Treſſen oder feinem Pelzwerk bebremt. Die Gelegenheit, dem Bacchus und der Venus mit den Töchtern des Landes ohne Koſten und Hinderniſſe zu opfern, zu wuchern und ſich zu bereichern, feſſelt ſie, unbekannt mit beſſern Ergötzlichkeiten, ſo ſehr an ihre rauhen Felſen, daß ſie nach ihrer Ueberzeugung glücklich ſind, und mit keiner andern Verfaſſung zu tauſchen wünſchen.

G. Die

G. Die Maloruſſen oder Ukräner.

Die maloruſſiſchen, kleinruſſiſchen oder ukräniſchen Kaſaken ſind das eigentliche Stammvolk aller Kaſaken, deren Abſtammung, Verfaſſung und Eintheilung wir bereits oben erzählt haben, und von ihnen gilt alles das dort geſagte im eigentlichſten Verſtande. Maloruſſen.

Ihr beſtändiger Umgang mit Pohlen hat ihnen ein vom pohlniſchen und ruſſiſchen gemiſchtes Anſehen, vermiſchte Sitten und Gebräuche, und auch eine mit vielen pohlniſchen Wörtern vermengte Sprache gegeben. Sie ſind verſchmitzt, bis zur Verſtellung zurückhaltend, fleißig, raſtlos, Freunde des Vergnügens, der Liebe, des Trunks und des Geſangs.

Die ukräniſchen Kaſaken theilen ſich in Adel, in Miliz, Bürger und Bauern.

Der Adel ſtammt theils von berühmten Kriegern, meiſtens aber von zurückgebliebenem pohlniſchen und andern Adel. Er kann Güther und Unterthanen beſitzen, giebt keine Perſonenſteuer, geht in Dienſte u. ſ. w.

Die militäriſche Klaſſe iſt die vorzüglichſte, und nach ihr iſt bereits in den älteſten Zeiten das Land nach der Zahl ihrer zehn Regimenter, woraus ſie beſteht, in zehn Provinzen eingetheilt worden. Jedes Regiment hat eine Hauptſtadt und mehrere Diſtriktſtädte nebſt vielen Dörfern für Kaſaken und Bauern. Ihre Regimenter haben nach der Verſchiedenheit der Kaſakenhöfe ihres Diſtrikts mehrere Kompagnien, und ſind verſchiedentlich ſtark. Die Kaſaken beſitzen ihre Höfe ganz frey, und treiben in Friedenszeiten

ſtädtiſche oder ländliche Gewerbe nach eigenem Gefallen. Ohngeachtet die Würde eines Hettmanns faſt nur dem Titel nach vorhanden iſt, deſſen Inſignien der Kommandoſtab, die Nationalfahne, der Roßſchweif, Pauken und Siegel ſind, ſo heißt doch ein Theil der Truppen noch gegenwärtig die hettmanniſche Garde. In neuern Zeiten iſt ein Theil dieſer Kaſakenregimenter auf Hußarenfuß geſetzt, und ihren Officieren der Rang regulärer leichter Reuterey Officiere bey der Armee gegeben worden.

Der maloruſſiſche Bürgerſtand in den Regimentsſtädten iſt frey, hat ſelbſt gewählte Obrigkeiten, und ſteht unter der maloruſſiſchen General-Gouvernements-Kanzley.

Die Bauern wohnen in Dörfern um und neben Kaſakendörfern, gehören theils der Krone, theils dem Adel, werden nach Geſetzen und nicht nach Willkühr gerichtet. Sie ſind vom Kriegsdienſte frey, geben aber Kopfgeld und dürfen ihre Güther nicht verlaſſen. Sie übertreffen die Zahl der Kaſaken und der Bürger dreyfach.

Die Häuſer der Bewohner der Ukräne ſind mehr im ausländiſchen Geſchmack von Fachwerk mit Lehm ausgeklebt, oder auch ganz von Wellerwänden, haben mehrere Zimmer, beſtändig Schorſteine, und ſind von außen weiß abgeputzt. Ihr Haußrath iſt ebenfalls ganz ausländiſch.

Die Bewohner der Städte kleiden ſich teutſch, ruſſiſch und pohlniſch; die Kaſaken gehen in der bekannten pohlniſchen Tracht, nur nicht mit abgeſchornen Köpfen; die Kaſakenhußaren in ihren Uniformen, und die Bauern wie ruſſiſche und pohlniſche Bauern.

Vornehme, reiche und ſtädtiſche Ukräner ſpeiſen im Geſchmack der Pohlen und Teutſchen; Kaſaken und gemeine Bauern aber wie die Ruſſen.

Die Städtebewohner treiben Handlung mit den Landesprodukten, als Getraide, Vieh, Flachs, Wolle, Taback, Salpeter ꝛc., aber auf Manufaktu- ren und Fabriken laſſen ſie ſich nicht ein. Bey allen übrigen ſind Ackerbau und Viehzucht die Hauptge- werbe; und in einigen Gegenden treiben ſie Bienen- zucht nach pohlniſcher Art, und ſuchen in ſandigen Orten pohlniſche Cochenille auf. Ihr Vieh iſt dem pohlniſchen ähnlich, und ſie halten mehr auf Rind- vieh, als Pferde, weil ſie erſteres als Zugvieh ge- brauchen, und da es gegen den Herbſt zu fett wird, als Schlachtvieh nach St. Petersburg, Breslau ꝛc. austreiben können.

Außer der bereits oben angeführten **Verheura- thungsſitte** iſt gegenwärtig auch folgende im Brauch: Wer um ein Mädchen anhält, ſchickt dem Vater derſelben einen Kuchen, deſſen Annahme die oft über ein Jahr dauernde Unterhandlung eröffnet, ſo wie die Zurückkunft des Kuchens die Stelle eines Kor- bes vertritt.

Zu den **Krankheiten**, womit ſie bisweilen durch Fremde angeſteckt werden, gehört die Peſt, welche aber nicht lange anhält. Die Pocken, ſo wie die Einimpfung derſelben ſind ihnen lange bekannt. Die letztere verrichten ſie ohne alle Vorbereitung, indem ſie dem Kinde ein mit Pockenmaterie genetztes Läpp- chen ohne Verletzung der Haut auf irgend eine Stel- le des Leibes binden, und ein Kind ſtirbt eben ſo ſel- ten an dieſen Pocken, als es Nachtheil für ſeine Ge- ſundheit davon leidet.

H. Die

H. Die Saporoger.

Saporoger. Die ſaporoger Kaſaken, welche unter dieſem Nahmen berühmt waren, und in Pohlen unter der Benennung von Haidamaken gefürchtet wurden, welchen Nahmen doch nur diejenigen Saporoger erhielten, welche aus der Kurena entlieſen, ſind wegen ihres übeln widerſetzlichen Verhaltens durch einen Befehl der Kaiſerinn Katharina der Zweyten 1775 der Verfaſſung und Nahmen nach gänzlich aufgehoben und vernichtet worden. Ihre Verbrechen beſtanden darinnen: 1) daß ſie nach dem 1768 entſtandenen Türkenkriege ſich nicht treu genug bewieſen, 2) der Ackervermeſſung in Neurußland widerſetzten, 3) beſtändige Plünderungen und Räubereyen trieben, 4) ruſſiſche Kronunterthanen unterjochten, 5) kaſakiſche Ausreißer unter ſich aufnahmen, und 6) die donniſchen Kaſaken bekriegten.

Die ſaporogiſchen Kaſaken waren anfangs ein Theil der ukräniſchen, und zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts zur Bedeckung der Gränze kommandirt, wohin ſie weder Weiber noch Kinder mitnahmen. Sie ſchlugen ihre Wohnungen vorzüglich um die Waſſerfälle — Porogen — des Dnepr auf, und hatten nur eine einzige Stadt, wo ſich ihr Attamann aufhielt. Nach und nach gewöhnte ſich dieſes Kommando ſo ſehr an die ungebundene, eheloſe, kriegeriſche, rohe und müßige Lebensart, daß es nicht mehr nach Hauſe verlangte, ſondern in ſeinem feſten Lager — Setſcha — für immer blieb, ſich von den Ukränern trennte, und einen eigenen Staat ausmachte.

Die ganze Verfaſſung ihrer kleinen Demokratie, deren Oberhaupt der ſelbſt gewählte Attamann oder Heerführer war, blieb zwar völlig kaſakiſch, nur

war

war ſie weit ſtrenger und härter. Ihre Geſetze hatten etwas ähnliches mit den Geſetzen der Maltheſer, noch mehr aber mit denen der Freyſchützen, welche unter Karls des Siebenten Regierung in Frankreich eingeführt wurden. Die beyden Hauptgeſetze waren: keine Weiber in ihre Setſchen aufzunehmen, deren ſie zehne hatten, damit ſie den Geſchmack zum Kriege nicht verliehren möchten; und die Aufrechterhaltung des Soldatenlebens.

Um aber doch ihre Zahl voll zu erhalten, nahmen die Saporoger alle Ausreißer anderer Kaſaken, ſo wie auch Leute von allen Nationen und chriſtlichen Sekten auf, warben in den benachbarten Landen Leute an, nöthigten Reiſende, ſich als Kaſaken aufnehmen zu laſſen, und raubten in der Nachbarſchaft Knaben, welche ſie in ihrer Setſcha nach ihren Sitten erzogen.

Die vornehmſten Häupter der ſaporogiſchen Kaſaken, die faſt immer in der Setſcha wohnten, waren ein Attamann, Koſchewoi, ein Generalauditeur, ein Oberſecretär, ein Jeſaul oder Generaladjutant, ein Privatſecretär, ein Ingenieur, unter dem die Artillerie ſtand, ein Adjutant und ein Pauker. Befand ſich einer von dieſen Häuptern der Setſcha bey irgend einem Zuge, ſo ward bis zu ſeiner Rückkehr ein anderer an ſeine Stelle gewählt. Die Setſcha hatte eine hölzerne Befeſtigung und eine beſondere Fortreſſe mit Artillerie, Waffen, Munition u. ſ. w. Sie glich einem Kaſakenregimente, und außer wenigen darinn befindlichen Häuſern, weil die meiſten Saporoger in Kaſchen oder Erdhütten mit Dächern wohnten, ſtanden in der Setſcha ein Schloß mit einer Kirche zum griechiſchen Gottesdienſt. Von dieſem Schloſſe hiengen 38 Kurenen ab, deren jede einen Attamann hatte.

Der

Der Oberbefehlshaber oder Attamann Koſchewoi genoß eine große Achtung, und bey Feldzügen vorzüglich ſtrengen Gehorſam. Seine Revenüen beſtanden in einem Zolle von einem Rubel für jede Tonne Wein, Brandewein, Mehl und andere Waaren, welche aus der Ukräne, Pohlen, oder der Krimm gebracht wurden. Von dieſem Rubel mußte der Koſchewoi dem Pauker und erſten Ingenieur etwas abgeben. Die Kaſaken, welche Wein kauften, mußten dem Koſchewoi zehn Nöſel, dem Generalauditeur eins, dem Generaladjutanten eins, dem Pauker eins, dem erſten Ingenieur eins, der Kanzley oder den Secretären eins, und eins allen der verſchiedenen Attamanns der Kurenen geben. Wenn dieß geſchehen war, wurde der Preiß beſtimmt, den niemand erhöhen oder erniedrigen durfte, und dann erſt konnte der Wein verkauft werden. Von Mehl und andern Waaren erhielt der Koſchewoi ein dem Werthe deſſelben angemeſſenes Geſchenk; fand ſich ein Pferd ohne Führer in den Steppen, und blieb drey Tage lang herrenlos, ſo gehörte es den Häuptern der Setſcha, und von der gemachten Beute bekam der Koſchewoi, ſo wie von Wirthsleuten, Brauern, Fleiſchern, Bäckern u. ſ. w. gewöhnlich von erſtern jedesmahl, von leztern jährlich ein Geſchenk.

Die Hauptrevenü des Koſchewoi beſtand in 600 Rubel Beſoldung, die er aus Rußland erhielt; der Generalauditeur, der Oberſecretär und Generaladjutant aber bekam nur 300, und alle übrigen eine ihrem Stande angemeſſene Beſoldung. Ueberdieß hatte auch die Kaiſerinn den Oberhäuptern die einträglichen Zölle am Dnepr zur vollkommenen Diſpoſition überlaſſen.

Die Attamanns der Kurenen hatten unumſchränkte Macht in denſelben, und genoſſen einen auſ-

ſerordent-

ſerordentlichen Gehorſam. Sie erhielten aber weder von ihrer Kurene, noch von den ſaporoger Kaſaken überhaupt einigen Gehalt. Sie zogen dafür die Miethzinßen von den auf dem Marktplatze ihrer Kurenen ſtehenden Buden, hatten einigen Antheil am Verkaufe der Häuſer, Schiffe und Fahrzeuge, ſo wie auch an der Beute.

Die ſaporoger Kaſaken lebten in jeder Kurene mit ihrem Attamann zuſammen. Zur Zubereitung der Speiſen befand ſich in jeder ein Koch nebſt einigen Küchenjungen, welche Waſſer trugen, und das Geſchirr nach dem Eſſen reinigten. Dieſer Koch erhielt jährlich zwey Rubel von der Kurene, und fünf Sols von jedem Kaſaken, der in der Kurene aß. Die Speiſen waren die oben beſchriebenen beyden Gerichte, wozu die Lebensmittel auf Koſten der Kurene gekauft wurden; hingegen des Brodts bediente man ſich niemahls. Wer mit den gewöhnlichen Gerichten nicht zufrieden war, kaufte es auf eigene Koſten in Geſellſchaft zuſammen. Eine ſolche Geſellſchaft beſtand aus 20 bis 30 Perſonen, welche Jagd und Fiſcherey gemeinſchaftlich trieben, und während ihrer Verbindung einen Perewodſchick oder Oberhaupt wählten.

Zu den beſtändig offen ſtehenden Kurenen hatte jeder Reiſende oder Fremde gaſtfreyen Zutritt, konnte eſſen, was da war, durfte aber bey der härteſten Strafe nichts mitnehmen; denn öffentliche Sicherheit in den Kurenen war ein heiliger Grundſatz. Aus demſelben floß die Verbindlichkeit, daß jede in der Setſcha gefundene Sache drey Tage lang öffentlich an eine große Pfoſte gebunden werden mußte. Meldete ſich nach Verlauf derſelben Niemand, so gehörte es dem Finder, hatte er es aber ohne Bekanntmachung behal-

behalten, und es ward entdeckt, ſo band man ihn ſelbſt mitten auf dem öffentlichen Platz an eine Pfoſte und ein Bündel Ruthen neben ihm. Aus demſelben nahm jeder Vorbeygehende eine Ruthe, gab ihm drey Hiebe, und wenn auch ein Hieb tödtlich war, ſo ward nicht das geringſte dawider geſagt. Hatte der Sünder die Hiebe ausgehalten, ſo gab man ihm ein Glas Brandewein, und ſagte dabey: Sauf, du Hundsſohn.

Die Kaſaken, welche Handwerker oder Handlung trieben, beſaßen eigene Häuſer in den Vorſtädten, wo ſie auf eigene Koſten gewöhnlich beſſer als die Attamanns lebten, und Brodt aßen. Andere Kaſaken beſchäftigten ſich außer der Kurene mit Jagd und Fiſchfang, noch andere in ihren Winterwohnungen mit der Viehzucht, und beyde lebten auf eigene Koſten. Zu Friedenszeiten war Eſſen, Trinken und Faullenzen ihr höchſtes Guth, und nur im Kriege zeigten ſie ſich als tapfere, gehorſame und unverdroſſene Männer.

Da ſie in Friedenszeiten ihre Setſcha nicht bewachten, ſo wurden ſie oft von den Tataren beſtohlen, welches ſie aber wenig kümmerte: denn merkten ſie die Ankunft der Tataren, ſo lößte man eine Kanone, worauf alle Kaſaken aufſaßen, den Tataren nachſetzten und ihnen die Beute wieder abjagten.

Jeder Saporoger, alt oder jung, hatte ſeine Flinte, Helleparde und einen ſtets gut geſchliffenen Säbel, einige auch Piſtolen. Dieſe Waffen machten ſie ſelbſt in der Setſcha, Pulver und Kugeln hingegen kauften ſie von Fremden.

Um ſich gegen die Flöhe zu ſchützen, kochten die Saporoger die Cetrina, welche ſehr fett iſt. Sobald das Fett oben ſchwamm, tauchte derjenige, welcher den Fiſch kochte, ein neues Hemde ein, und ließ es

einige

einige Zeit voll ſaugen, zog es alsdann an, und legte es nicht eher ab, bis es zerriſſen war.

Sie hatten, gleich den ukräniſchen Kaſaken, die Gewohnheit, ihre berühmt gewordenen Brüder unter hohe Hügel zu begraben; und ſtarb einer im Kampfe fürs Vaterland, ſo ward ihm ebenfalls ein ſolches Mauſoleum errichtet, wenn gleich ſein Körper nicht gefunden wurde; und man ſieht noch viele ſolche Hügel in den Steppen zwiſchen Otſchakow und der Krimm.

Wenn ein Saporoger den andern vorſätzlich ermordet hatte, ſo band man ihn auf die Leiche und begrub ihn lebendig mit derſelben. Zufolge des Grundſatzes, daß alle Brüder wären, und, ohne ſich zu ſchaden, zuſammen leben müßten. War der Mörder ein braver Kerl, den ſeine Kameraden liebten, ſo konnte er mit ihrer Einwilligung dem Tode entgehen, und ward auf andere Art beſtraft.

Wer einen Diebſtahl begieng, wurde an eine auf dem großen Marktplatz dazu beſonders errichtete Säule gebunden, wo er ſo lange bleiben mußte, bis er das Geſtohlene wieder erſetzte, oder den Werth deſſelben bezahlte, und nachher noch drey Tage zur Strafe. Während dieſer Zeit beſchimpften ihn ſeine Mitbrüder und ſchlugen ihn, ohne dafür geſtraft zu werden. Sie ruften dabey aus: **Erlaube nun auch, daß wir dich für die Schande ſtrafen, die du uns gemacht haſt.** War der Diebſtahl von Bedeutung, oder der Dieb hatte ſchon mehrere mahle geſtohlen, ſo hieng man ihn an die Säule. Hehler und Käufer geſtohlener Sachen behandelte man wie Diebe. Auch hier konnte der Verbrecher der Strafe entgehen, wenn er bey ſeinen Brüdern beliebt war.

Die Sodomitterey beſtrafte man gleich dem Raube, indem der Verbrecher an eine Säule gebunden, zu Tode gepeitſcht, und alle ſeine Güther zum Beſten der Geſellſchaft eingezogen wurden.

Schuldner, die nicht bezahlen wollten, band man ſo lange an eine Kanone auf dem Marktplatze, bis ſie bezahlt oder einen Bürgen gefunden hatten. Wer über den beſtimmten Preiß verkaufte, ward ſehr ſtreng beſtraft, und der Koſchewoi oder die Attamanns erlaubten den Kaſaken, ſeine Güther zu plündern.

Die öffentlichen Verſammlungen hielten ſie auf dem Markte, die eine am erſten Tage des Monats Jänner, die andere am Oſtertage, welche jedoch aufgeſchoben wurde, wenn man die alten Chefs behalten wollte.

Zu dergleichen Verſammlungen gab der Pauker das Zeichen von der Mitte des Schloſſes nahe bey der Kirche, und der Koſchewoi brachte die Standarte auf den Verſammlungsort, worauf die Kaſaken erſchienen. Bey ihrer Ankunft ſchlug man die Pauken, und ſie ſtellten ſich mitten in die Verſammlung mit entblößtem Haupte. Hierauf trug ihnen der Koſchewoi die zu verhandelnden Geſchäfte vor, und befragte ſie, ob ſie ihre alten Häupter behalten, oder neue wählen wollten? Hatten die Kaſaken Luſt, ihre Häupter zu behalten, ſo riefen ſie: **Ihr ſeyd gute und wackere Herren, fahrt fort uns zu beherrſchen;** worauf der Koſchewoi nebſt den andern Häuptern eine Verbeugung machte, und jeder gieng in ſeine Kurene zurück. Wollten ſie ihre Häupter nicht behalten, ſo kündigten ſie ihnen gerade zu an, daß ſie ihre Stellen niederlegen ſollten, und jeder mußte es genau befolgen, worauf man zur neuen Wahl ſchritt, und dann nach Hauſe kehrte. War

man

man z. B. einig, wen man zum Koſchewoi wählen wollte, ſo ſchickte man zehn der beſten Säufer und der größten Zänker zu demſelben. Dieſe baten ihn erſt höflich, die Stelle anzunehmen. Wollte er auf ihre Bitten nicht hören, ſo faßten ihn zwey Abgeordnete unter den Armen, zwey bis drey hinten, und unter Scheltworten und Schlägen ſchrieen ſie ihm zu: Geh, du Hurenſohn, wir bedürfen deiner, du ſollſt unſer Herr und Vater ſeyn. Kam er nun in die Verſammlung, ſo überreichte man ihm den Kommandoſtab, welchen er zweymahl zurückweiſen und erſt das drittemahl annehmen mußte. Hierauf wurden die Pauken geſchlagen, und einige der älteſten Kaſaken nahmen Erde, machten ſie mit Waſſer oder Schnee naß, und ſchmierten es dem neuen Oberhaupte ins Geſichte. Ueberhaupt waren ſie bey dergleichen öffentlichen Verſammlungen — Rara — alle beſoffen, und es kam gemeiniglich zum Handgemenge.

Außerdem hielten ſie bey bevorſtehenden Feldzügen und andern wichtigen Angelegenheiten bey der Kurene des Koſchewoi in Gegenwart aller 38 Attamanns außerordentliche Verſammlungen, die Schodka hießen, und eben ſo tumultuariſch wie jene waren.

Das Feſt der Mariä Erſcheinung, das man in der griechiſchen Kirche den erſten October feyert, begiengen die Kaſaken ſehr prächtig, weil ihre Kirche der heiligen Jungfrau gewidmet war, und die Abſetzungen ihrer Häupter geſchahen gewöhnlich an dieſem Tage. Die abgeſetzten Häupter wohnten gemeiniglich mit den alten Kaſaken in einer Kurene. Der alte Koſchewoi ward aber immer mit faſt gleicher Achtung behandelt, als wenn er noch ſeine Stelle begleitete. Bey allen Gelegenheiten erinnert man

ſich, daß er das Oberhaupt geweſen war, und feyert bey ſeiner Beerdigung eine Kanone und mehrere Salven aus dem kleinen Gewehr ab.

21. Die Türken oder Osmannen.

21. Türken oder Osmannen.

Nach dem ungeheuren ruſſiſchen Reiche kommt kein Reich der ſogenannten alten Welt dem türkiſchen an Größe gleich, in welchem man aber bey weitem nicht die Verſchiedenheit der Völker, als wie in dem ruſſiſchen Reiche, antrifft. Kein Reich der alten Welt hat ſolch eine vortreffliche Lage, wie das türkiſche, in dem die drey alten Welttheile, Europa, Aſia und Afrika zuſammenſtoßen. Alle Provinzen dieſes Reichs liegen unter einem glücklichen und mehr heißen als kalten Himmelsſtriche, ohngefähr zwiſchen dem 25ſten bis 45ſten Grade, welches ſowohl die ungemeine Fruchtbarkeit befördert, als auch dem Geſundheitszuſtande der Einwohner außerordentlich zuträglich iſt.

Dieſes große, in dem Mittelpunkte der alten Welt gelegene Reich hat außer den Meeren ſehr viele Nachbarn, wovon einige ihm ſehr gefährlich ſind. Die europäiſchen Staaten werden vom mittelländiſchen Meere, vom venetianiſchen Meerbuſen und Gebiethe, von Ungarn, Siebenbürgen, Pohlen und Rußland begränzt; und die aſiatiſchen ſind von Cirkaſſien und Georgien, vom perſiſchen Armenien, von Perſien und Arabien eingeſchloſſen; die afrikaniſchen aber haben unbeſtimmte Gränzen, welche ſich, ausgenommen wo es das rothe Meer und Nubien hindert, ſo enge einſchränken, oder in die unbewohnten Wüſten ſo weit ausdehnen laſſen, als man nur will.

Die Hauptgewäſſer dieſes Reichs ſind das mittelländiſche Meer; der Archipelagus oder das ägäiſche Meer; der Kanal oder Helleſpont; das Meer von Marmora und der Kanal des ſchwarzen Meeres — *Boſphorus Thraciae* — das ſchwarze Meer, das ſeinen Nahmen nicht davon hat, weil der Grund oder das Waſſer ſchwarz wären, ſondern von der Gewohnheit der Morgenländer, alles, was unglücklich und gefährlich iſt, ſchwarz zu nennen, iſt an ſich übel zu befahren; die Donau; der Dnieſter; der Don; der mäotiſche See; der perſiſche Meerbuſen; das rothe Meer; das todte Meer, welches 15 Meilen lang und 1 bis 5 Meilen breit iſt; der Jordan; der Nil; der Euphrat u. ſ. w.; und zu den merkwürdigſten Gebirgen des Reichs gehören der Hämus, der Caucaſus, der Olympus, der Ararat, der Karmel, der Libanon und Antilibanon ꝛc.

Dieſes weitläuftige Reich liefert alle Arten Getraide, vornehmlich viel Reis, Wein, Oehl, Seide, Baumwolle, Taback, Safran, Holz aller Art, Manna, Marmor, Siegelerde, cimoliſche Erde, Alaun, Schwefel, Salpeter, Salz, Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Bley, Walkererde, Meerſchaum ꝛc. und alle Arten Vieh und Fiſche.

Abſtammung der Türken oder Osmannen.

Nichts iſt verwickelter als der Urſprung der Türken, und ſelbſt die türkiſchen Geſchichtſchreiber ſind nicht alle darüber einig. Die meiſten türkiſchen Geſchichtſchreiber bezeugen jedoch einhellig, daß unter den Scythen, welche nach Tſchingischans Zeiten aus der großen Tatarey nach Kleinaſien vordrangen, und welche in viele Stämme vertheilt waren, ſich ein Stamm, nämlich der ogūſianiſche, beſon-

ders hervorgethan hat. Aus dieſem ſtammte ein gewiſſer Düſalpes, von den Türken Kija Aleb genannt, ab, der wegen ſeiner vorzüglichen Eigenſchaften zum Oberhaupte gemacht wurde. Der Sohn und Nachfolger deſſelben, Ogůſalpes, bey den Türken Soliman Schach, zeugte den Ertogrul, der ſowohl wegen ſeiner Thaten, als auch weil er der Vater des Osman iſt, berühmt war. Der letztere ward endlich nach dem Ableben Aladins der einzige Sultan, und da ihn um das Jahr 1300 die Großen des Reichs und die Armee für den Oberherrn erkannten, er auch die Majeſtätsrechte darauf ausübte, ſo gab er ſeinen Unterthanen anſtatt des bisherigen Nahmens Ogůſianen oder Türken, den Nahmen Osmannen.

Von dieſem Sultan Osman kommen die meiſten Gebräuche und Geſetze im türkiſchen Reiche her. Er richtete den Soldatenſtand ein, breitete die muhamedaniſche Religion überall mit Liſt und Gewalt aus, und ſtiftete zuerſt Moskeen und Dſchamis, und bey den letztern Schulen und Hoſpitäler.

Körperliche Beſchaffenheit.

Von Geſtalt ſind die Osmannen mehr groß als klein, wohlgebildet und musculös, nur haben ihre mehr ſchwammigen Körper keine ſtarke Ausdauer bey anhaltender und anſtrengender Arbeit, ſondern ermüden leicht. Das Anſehen der Männer iſt ernſthaft und majeſtätiſch, das Anſehen der Weiber mehr liebreich und reizend. Ueberhaupt genommen verdienen ſie in Abſicht ihres Wuchſes, ihrer Geſichtsbildung und Behendigkeit ihres Körpers, wirklich ſchön genannt zu werden, und ſind bey weitem nicht ſo ſchlimm, als ſie viele von Religionshaß hingeriſſene Schriftſteller geſchildert haben. Ihr Anſehen und der Bau ihres Körpers flößt nicht ſowohl

Furcht

Furcht und Abſcheu, als vielmehr den Gedanken ein, daß die Osmannen eine Nation ſind, entfernt von aller Weichlichkeit, ſich ohne alle Gefahr dem ungünſtigſten Klima ausſetzen können, die bey weniger Eigenliebe und Eigendünkel, und bey mehr Gelegenheit, ihre Sitten auszubilden, tapfere und ſtreitbare Männer ſeyn würden.

Bey den Osmannen werden faſt alle Familien einander gleich geſchätzt. Keine derſelben iſt von der Gelangung zu den höchſten Ehrenſtufen ausgeſchloſſen, aber keine iſt auch beym wirklichen Beſitz derſelben vor einem gänzlichen Falle ſicher.

Die Heurathen geſchehen auf eine von der unſrigen ſehr verſchiedene Art, und ſind geſchloſſen, ehe die beyden Partheyen einander geſehen und geſprochen haben. Allein ob ſich gleich die Brautleute einander weder vor dem Hochzeittage, noch vor der Verlobung ſehen, ſo ſucht doch der Bräutigam durch ſeine Mutter oder eine andere Frauensperſon eine Schilderung von ſeiner zukünftigen Frau zu erhalten. Die Ehe iſt bey den Türken nur ein bürgerlicher Vertrag, den ſie nach Belieben aufheben können, und man ſchließt ihn in der Regel vor der Obrigkeit. Am Hochzeittage wird darauf die Mitgabe in des Bräutigams Hauß geſchickt. Heurathen.

Wenn die Braut zu Pferde abgeholet wird, ſo geſchiehet es vermummet, und ihr väterliches Hauß iſt darüber ſo in Trauren und Weinen verſetzt, als ob einer aus der Familie geſtorben wäre. Sowohl bey den Hochzeitfeyerlichkeiten, als auch bey allen andern hat das männliche und weibliche Geſchlecht ſeine Geſellſchaften und ſeine Luſtbarkeiten beſonders, und ſind von einander getrennt.

Ueberhaupt genommen iſt der Zuſtand der meiſten osmanniſchen Weiber ſehr hart, und die gute Gemüthsart des Mannes macht höchſtens eine Ausnahme. Ein altes Weib wird bey den Osmannen für eine häßliche Sache gehalten. Die Eingeſchloſſenheit der Weiber iſt vielleicht bey der itzigen Lage ihrer Erziehung, Religion, Lebensart und anderer Umſtände ſehr nöthig, ſo paradox dieß an ſich und von unſern Sitten entfernt iſt.

Da ein bemittelter Mann mehrere, und nach dem Koran vier rechtmäßige Weiber außer den Kebsweibern halten kann, ſo verurſacht ſchon dieß allein Eiferſucht und Neid unter ihnen, anderer quälenden Leidenſchaften nicht zu gedenken. Der Mann kann ſeine Frau bey jeder Gelegenheit verſtoßen, und durch die Bedrohung damit in Bangigkeit ſetzen. In dieſer Lage kann die Herrſchaft des Mannes ſehr tyranniſch ſeyn, und er kann überdieß noch durch den Gebrauch der Sclavinnen die eheliche Treue brechen, ſo oft er will. Die letztern ſind entweder geraubte oder erkaufte Chriſtinnen, welche an den ruſſiſchen, pohlniſchen, ungariſchen und italieniſchen Gränzen den Türken in die Hände fallen. Ueberdieß muß auch Georgien und Cirkaſſien einen ordentlichen Tribut an Menſchen, ſo wie die angränzenden Länder entrichten; ja die daſigen Einwohner ſind ſo unmenſchlich, daß ſich die Ehegatten unter einander, nicht minder die Eltern die Kinder, und dieſe jene mit Gewalt oder Liſt verkaufen.

Die jährliche nach Conſtantinopel gebrachte Anzahl der weißen und ſchwarzen Sclaven iſt gewöhnlich 15000. Sonſt durften auch die Griechen und Juden Sclaven von chriſtlicher Religion erkaufen; allein **Muſtapha der Dritte** hat ſolches unter ſehr

harter Strafe verboten. Bey alle dem aber iſt es zu Kriegszeiten dennoch Griechen und Juden erlaubt, Sclaven zu kaufen; nur ſchließen die Käufer alsdann den Handel vor Gericht, und laſſen ſich darüber ein Ilam oder gerichtliches Zeugniß ausfertigen, um dadurch vor etwanigen Avanien in Zukunft geſichert zu ſeyn.

Ein Mann kann die gekauften oder geraubten Sclavinnen jederzeit verkaufen, wenn ſie gleich gewöhnlich alsdann die Freyheit erhalten, ſobald ſie Kinder zur Welt gebracht haben. Einer rechten, aber geſchiedenen Frau muß das Heurathsguth wieder heraus gegeben werden, wenn ſie nicht etwa durch eine Schandthat zur Eheſcheidung Gelegenheit gegeben hat. Die Weiber erhalten die Eheſcheidung nicht leicht, können ſie aber verlangen, wenn der Mann ihnen nicht den ſchuldigen Unterhalt giebt, oder ſie unnatürlich hat mißbrauchen wollen. Wenn ſie das letztere vor einem Richter anzeigen wollen, ſo pflegen ſie ſtillſchweigend nur die ausgezogenen dünnen Unterſchuhe, in welchen ſie in den Zimmern gehen, umzukehren; und dieſe Bilderſprache verſteht der Richter ſogleich. Inzwiſchen haben bey den Osmannen auch die mit den Kebsweibern erzeugten Kinder gleiche Rechte, und ein gleiches väterliches Erbtheil mit denjenigen, welche von rechtmäßigen Weibern gebohren ſind.

Da es bekannt iſt, daß die Vielweiberey überhaupt der Kinderzucht nachtheilig iſt, ſo kann man ſchon im voraus vermuthen, in welchem ſchlechten Zuſtande ſich dieſelbe bey den Osmannen befinden müſſe. Die Ausbildung des Körpers der osmanniſchen Kinder und die jugendliche Erziehung derſelben gleichet der Gymnaſtik der Alten, im Laufen, Bogenſchießen u. ſ. w. Der Verſtand derſelben wird ſehr Kinderzucht.

ungeübt gelaſſen, zumahl bey dem weiblichen Geſchlechte, und auf die eigentliche Verbeſſerung des Willens und des Herzens denkt niemand. Die Nothwendigkeit davon ſehen die meiſten Osmannen nicht einmahl ein, ſondern halten vielmehr Wildheit und Unbändigkeit für etwas freyes. Bey gemeinen Leuten laufen die Kinder ohne alle Anweiſung und Zucht herum; bey vornehmern aber, deren Söhne Tſchelabi heißen, ſind die Sclaven und Verſchnittene die Lehr- und Hofmeiſter; gewißlich ſehr untüchtige Perſonen zu einer ſolchen wichtigen Sache! Die muhamedaniſche Religion iſt unkräftig, in Kindern etwas Gutes hervorzubringen, und die Haußexempel verſchlimmern die an ſich ſchon verderbte Natur noch mehr. Die Verſchnittenen geben bey den Vornehmen auch die Aufſeher des Frauenzimmers ab, weil ſie ihrer Mannheit gänzlich beraubt ſind, und daher dem Haußherrn zur Pflegung der Liebe mit ſeinen Weibern nicht den mindeſten Verdacht geben können.

Kleidung. Die Kleidungen der Osmannen ſind, ſo wie bey allen Morgenländern, lang, und in der ganzen Türkey den Geſetzen der Mode nicht unterworfen, ſondern ſo alt, als die Stiftung des Reichs ſelber iſt. Die Kleidung beſtehet gewöhnlich aus einem Ober- und Unterkleide, welches enge Ermel hat, aus Hemden, faſt wie die europäiſchen Weiberhemden geſtaltet, aus einem Gürtel um die Hüfte, woran Säbel, Piſtolen u. ſ. w. hängen, und aus Beinkleidern, welche bey manchen Ständen von außerordentlicher Weite und in unzählige Falten eingelegt ſind, ſo daß von einer Dreyviertel Elle breiten Leinewand gegen vierzig Ellen zu einem Paare erfordert werden. Der Tulbend oder Kopfputz — Turban — giebt ihnen ein beſonderes Anſehen, und iſt von ſehr ver-

verſchiedenen Arten und Formen, nach dem Range der Perſon, die ihn trägt. Er wird gewöhnlich mit Baumwolle ausgeſtopft und von Neſſeltuch zuſammengewunden. Der Turban iſt das eigentliche Kennzeichen, woran man alle Stände von einander unterſcheiden kann. Denn Gold und Silber werden auf den Kleidern der Mannsperſonen gar nicht getragen, weil ſie ihrer Meinung nach nicht zum Schmucke der Männer gehören, ſondern nur für die Zäume und Sättel der Pferde ſich ſchicken. Der Kaiſer ſelbſt macht hier keine Ausnahme, ſondern blos Federbüſche von koſtbaren Steinen nebſt drey Federſträußen von kandiotiſchen Reihern, eine vorne und zwey an beyden Seiten auf ſeinem Tulbend geſteckt, unterſcheiden ihn von andern Osmannen. Hingegen auf Zäume und Sättel der Pferde, auf Piſtolen, Dolche und Flinten verwenden ſie viel Geld. Das männliche Geſchlecht trägt äußerſt ſelten Strümpfe. Die vornehmen Osmannen hingegen pflegen nicht nur über dem langen Unterrock ein leichtes langes Oberkleid und auch wohl noch einen Pelz zu tragen, ſondern ſie laſſen ſich auch auf ihren Spazierritten mehrere Kleider nachführen, um zur Bequemlichkeit und Pracht umwechſeln zu wollen. In Anſehung der Farbe haben ſich die Türken die grüne Farbe dergeſtalt ausſchließungsweiſe zugeeignet, daß niemand, der nicht ein Muhamedaner oder Europäer iſt, in ihrem Lande dieſe gewiſſermaaßen ihnen heilige Farbe tragen darf. Beym Reuten tragen ſie an ihren Füßen Stiefeln, beym Gehen aber nur Pantoffeln, welche ſie in den Zimmern, beym Gebete und bey Höflichkeitsbezeugungen auszuziehen pflegen. Damit inzwiſchen die bloßen Füße, oder manchmahl die Strümpfe nicht ſchmutzig werden, tragen ſie Socken von dünnem Leder. Die Uhr wird in einem Säckchen auf der Bruſt am Herzen

zen getragen; und das Unterkleid — Doliman — worüber das Oberkleid — Feredſcha — bisweilen unangezogen, blos von der Schulter herabhängt, liegt am Leibe an, und das Oberkleid iſt im Sommer von ſehr leichten Zeuchen, im Winter aber von Tuche mit Pelzwerk gefüttert.

Die Kopfhaare ſcheeren die Osmannen alle glatt ab, hingegen für ihren Knebel- oder langen Barth haben ſie eine faſt abergläubiſche Hochachtung, und einem Osmannen oder andern Morgenländer den Barth abzuſcheeren, iſt die größte Beſchimpfung. Sie ſehen ihn als ein weſentliches Vorrecht an, wodurch Gott das männliche Geſchlecht von dem weiblichen hat unterſcheiden wollen. Sie pflegen den Barth zu kämmen, zu waſchen, zu räuchern, und mit wohlriechenden Waſſern und Salben zu beſtreichen, woraus man ſich, ſo wie aus andern noch üblichen Sitten der Türken, viele bibliſche Gebräuche und Redensarten erklären kann.

Die Frauenzimmer unterſcheiden ſich in Anſehung der Kleidung ſehr wenig von den Männern, und die häußliche Kleidertracht iſt mit den Griechinnen ziemlich übereinſtimmend. Die allergemeinſten Frauensperſonen gehen außer den Zimmern in einen weißen Schleyer verhüllet. Anſtatt des Turbans tragen ſie gewöhnlich eine geſtreifte Haube mit vier Spitzen, unter welcher das Haar in Flechten über den Rücken herabhängt. Da die Türken überhaupt die Meinung haben, daß ſchöne Weiber von den Männern nicht ohne böſe Begierden angeſehen werden könnten, ſo dient ihnen dieſes zur Urſache, ſie verborgen zu halten. Die Weiber geben ſich daher auch mit Handel und Wandel gar nicht ab, und ſind für die Haußhaltung ziemlich unthätig. Wenn alſo Müßiggang ein glücklicher Zuſtand wäre, ſo befänden

den ſich die osmanniſchen Weiber gewiſſermaaßen beſſer, als unſere europäiſchen. Bey aller ihrer Verborgenheit aber ſind ſie doch nicht ganz ohne alle Arbeit. Es ſind beſondere Tage und Oerter in der Türkey, wo die Weiber, jedoch verhüllet, den Verkauf und Einkauf roher Baumwolle und Seide, ingleichen der baumwollenen, ſeidenen und allerley gewürkten Zeuche beſorgen, von den oft entfernten Brunnen Waſſer holen u. ſ. w.

Wenn die Weiber ausgehen, ſo geſchiehet es größtentheils in einer zahlreichen Geſellſchaft, unter der Aufſicht von verſchnittenen oder ſchwarzen Arabern. Da die Wagen gar nicht gebräuchlich ſind, ſo reuten ſowohl die Männer als die Weiber. Wenn vornehme Mannsperſonen zu ihrem Vergnügen ausreuten, ſo geht eine Anzahl von Bedienten, die den Osmannen gewöhnlich nicht viel koſten, weil man ihnen, um ihre Herren zu ſprechen, Geſchenke geben muß, paarweiſe voraus, und trägt die zum Eſſen und Trinken, auch zur Veränderung der Kleider benöthigten Sachen. Auf Eſeln zu reuten iſt in den meiſten Provinzen nicht verächtlich. Ihre Sättel ſind von den unſrigen ziemlich verſchieden, ſo wie ſie auch ihre Pferdeſättel von den Eſel- und Kameelſätteln — Sſemer — wiederum unterſcheiden. Die letztern ſind nämlich zur Aufſchnürung der Laſten eingerichtet, von Holz und Leder gemacht, mithin hart und unbequem, weswegen man entweder Decken oder die langen morgenländiſchen Kleider darauf legen muß, um einigermaaßen bequem zu reuten; hingegen die langen Pferdeſättel ſind weich, und die Kinder pflegen hinten aufgenommen zu werden. Die breiten Steigebügel gürten ſie kurz. Es giebt zwar in der europäiſchen Türkey eine Art von Kutſchen, welche aber nicht ſowohl zum Reiſen, ſondern viel-

mehr

mehr zur Beluſtigung dienen. Sie haben niedrige Räder, ſind klein, mit Gitterwerk verſehen, und mit ſchlechtem oder koſtbarem Zeuche überhängt. Letzteres kann man, um der Luft zu genießen, zurückſchlagen, wobey aber das Gitterwerk bleibt, damit die darinnen Sitzenden auf ihren Sophakiſſen nicht geſehen werden.

Geſellſchaftlicher Umgang.

Ihr geſellſchaftlicher Umgang iſt äußerſt ernſthaft und trocken; da die Geſellſchaften beyder Geſchlechter für unanſtändig gehalten werden, ſo ſind die Weiber von allen männlichen Geſellſchaften ausgeſchloſſen. Ein jedes Geſchlecht geſellet ſich zu ſeines Gleichen, und Geſchwiſterkinder von verſchiedenen Geſchlechtern werden einander nicht leicht ſehen, geſchweige denn entferntere Anverwandten. Niemand erkundigt ſich nach dem Wohlbefinden der Frau oder der Tochter der andern, weil ſolches gänzlich wider den Wohlſtand laufen, und als eine Beleidigung angeſehen werden würde. Ein vertraulicher Umgang mit andern Religionspartheyen findet nicht ſtatt, und die Beſuche, welche ſie ihnen machen, ſind nur Handlungs- und Ceremonienbeſuche. Die Männer kommen faſt lediglich nur zuſammen, um Kaffee zu trinken, Taback zu rauchen, einander anzuſehen, ſich mit wohlriechenden Waſſern zu beſprengen, mit Rauchwerk beräuchern zu laſſen, und dann wieder mit vielen ernſthaften Ceremonien aus einander zu gehen. Der Anfang bey Beſuchen wird mit Darreichung des Kaffee gemacht, wofern der Rang nicht verſtattet, eine Pfeife Taback anzubiethen. Unmittelbar vor dem Kaffee pflegt auch etwas ſüßes eingemachtes angeboten zu werden, und vom Kaffee ſelbſt wird nur eine kaum halb volle Taſſe und gewöhnlich ohne Zucker gereichet. Auf denſelben folget ein Sorbet oder ſüßlicher Trank; ſind nun in

der

der Zuſammenkunft Sachen abzuhandeln, ſo geſchiehet es während dem Genuß deſſelben. Viel Geſchwätz und Lachen iſt ihnen verächtlich. Perſonen niedrigen Standes ſtehen vor den Großen in einer ſehr demüthigen Geſtalt, wo ſie die Hände gegen den Unterleib herab über einander legen, und die Augen auf die Erde niederſchlagen. Wenn der Beſuch geendigt werden ſoll, ſo wird ein wohlriechendes Waſſer gebracht, und die Gäſte werden damit beſprengt, alsdann folget ein Räucherwerk, wobey zierliche Tücher über die Köpfe gebreitet werden, damit es nicht ſo geſchwinde in die Luft aufſteiget.

Iſt das männliche Geſchlecht in ſeinem Umgange ſtillſchweigend, ſo iſt das weibliche hingegen deſto mehr laut und geſchwätzig, daher die Türken das Sprüchwort haben: **Zwey Eſel machten einen Lärm als wie eine Karavane, und zwey Weiber als wie eine Rathsverſammlung.** Es würde ſehr unanſtändig ſeyn, wenn eine Frau ihrem von einer auch weiten Reiſe zurückgekehrten Manne bis zur Thüre entgegen gehen und empfangen wollte.

Höflichkeitsbezeugungen.

In Anſehung der Höflichkeitsbezeugungen weichen die Osmannen von andern Völkern ebenfalls ſehr ab. Bey **Leuten des Geſetzes — Ulema** — iſt, wie bey uns, die rechte Hand der Ehrenplatz, bey **Kriegsleuten** aber die linke; daher ſich der Großvizir und Mufti recht gut in Geſellſchaften zuſammen ſchicken, weil ein jeder ſeiner Meinung und ſeinem Gebrauche nach den oberſten Platz behauptet. Ihre Begrüßungen unter ſich und zu andern beſtehen in dem Ausrufe: Salam-aleikom! Friede ſey mit euch! wobey ſie unter einem Kopfnicken die linke Hand aufs Herz legen. Chriſten und Juden hingegen dürfen ihnen dieß nicht zuſprechen, weil ſie glauben, dieſe könnten ihnen keinen

zen getragen; und das Unterkleid — Doliman — worüber das Oberkleid — Feredſcha — bisweilen unangezogen, blos von der Schulter herabhängt, liegt am Leibe an, und das Oberkleid iſt im Sommer von ſehr leichten Zeuchen, im Winter aber von Tuche mit Pelzwerk gefüttert.

Die Kopfhaare ſcheeren die Osmannen alle glatt ab, hingegen für ihren Knebel- oder langen Barth haben ſie eine faſt abergläubiſche Hochachtung, und einem Osmannen oder andern Morgenländer den Barth abzuſcheeren, iſt die größte Beſchimpfung. Sie ſehen ihn als ein weſentliches Vorrecht an, wodurch Gott das männliche Geſchlecht von dem weiblichen hat unterſcheiden wollen. Sie pflegen den Barth zu kämmen, zu waſchen, zu räuchern, und mit wohlriechenden Waſſern und Salben zu beſtreichen, woraus man ſich, ſo wie aus andern noch üblichen Sitten der Türken, viele bibliſche Gebräuche und Redensarten erklären kann.

Die Frauenzimmer unterſcheiden ſich in Anſehung der Kleidung ſehr wenig von den Männern, und die häußliche Kleidertracht iſt mit den Griechinnen ziemlich übereinſtimmend. Die allergemeinſten Frauensperſonen gehen außer den Zimmern in einen weißen Schleyer verhüllet. Anſtatt des Turbans tragen ſie gewöhnlich eine geſtreifte Haube mit vier Spitzen, unter welcher das Haar in Flechten über den Rücken herabhängt. Da die Türken überhaupt die Meinung haben, daß ſchöne Weiber von den Männern nicht ohne böſe Begierden angeſehen werden könnten, ſo dient ihnen dieſes zur Urſache, ſie verborgen zu halten. Die Weiber geben ſich daher auch mit Handel und Wandel gar nicht ab, und ſind für die Haußhaltung ziemlich unthätig. Wenn alſo Müßiggang ein glücklicher Zuſtand wäre, ſo befänden

den ſich die osmanniſchen Weiber gewiſſermaaßen beſſer, als unſere europäiſchen. Bey aller ihrer Verborgenheit aber ſind ſie doch nicht ganz ohne alle Arbeit. Es ſind beſondere Tage und Oerter in der Türkey, wo die Weiber, jedoch verhüllet, den Verkauf und Einkauf roher Baumwolle und Seide, ingleichen der baumwollenen, ſeidenen und allerley gewürkten Zeuche beſorgen, von den oft entfernten Brunnen Waſſer holen u. ſ. w.

Wenn die Weiber ausgehen, ſo geſchiehet es größtentheils in einer zahlreichen Geſellſchaft, unter der Aufſicht von verſchnittenen oder ſchwarzen Arabern. Da die Wagen gar nicht gebräuchlich ſind, ſo reuten ſowohl die Männer als die Weiber. Wenn vornehme Mannsperſonen zu ihrem Vergnügen ausreuten, ſo geht eine Anzahl von Bedienten, die den Osmannen gewöhnlich nicht viel koſten, weil man ihnen, um ihre Herren zu ſprechen, Geſchenke geben muß, paarweiſe voraus, und trägt die zum Eſſen und Trinken, auch zur Veränderung der Kleider benöthigten Sachen. Auf Eſeln zu reuten iſt in den meiſten Provinzen nicht verächtlich. Ihre Sättel ſind von den unſrigen ziemlich verſchieden, ſo wie ſie auch ihre Pferdeſättel von den Eſel- und Kameelſätteln — Sſemer — wiederum unterſcheiden. Die letztern ſind nämlich zur Aufſchnürung der Laſten eingerichtet, von Holz und Leder gemacht, mithin hart und unbequem, weswegen man entweder Decken oder die langen morgenländiſchen Kleider darauf legen muß, um einigermaaßen bequem zu reuten; hingegen die langen Pferdeſättel ſind weich, und die Kinder pflegen hinten aufgenommen zu werden. Die breiten Steigebügel gürten ſie kurz. Es giebt zwar in der europäiſchen Türkey eine Art von Kutſchen, welche aber nicht ſowohl zum Reiſen, ſondern vielmehr

Frieden anwünſchen. Der Tulbend wird bey Begrüßungen niemahls abgenommen, und ein Türke würde ſich von einem Europäer verſpottet glauben, wenn er vor ihm den Huth abzöge. Die Niedern küſſen den Vornehmen bey der Anrede und beym Abſchiede den Zipfel des Rocks, oder legen ihn vielmehr an die Stirn. Bey tiefen Complimenten iſt noch der in der Bibel unzähligemahl vorkommende Gebrauch üblich, daß der Niedere vor dem Vornehmen ganz auf die Erde fällt; und vor die Fürſten und Großen darf im Morgenlande niemand ohne Geſchenke kommen. Ohngeachtet die Osmannen im gemeinſchaftlichen Umgange auf keinen Rang ſehen, ſo hat doch ein jeder bey Ceremonien und Feyerlichkeiten ſeinen beſtimmten Platz.

Die Morgenländer überhaupt, ſo wie auch die Osmannen, ſind keine Freunde vom Spatzierengehen. Bey gutem Wetter begeben ſie ſich nach einer angenehmen Gegend, wo Waſſer und Schatten iſt, und halten ſich daſelbſt den ganzen Tag auf, ja viele bleiben wohl gar die Nacht über daſelbſt unter Zelten.

Häuſer und Haußgeräthe.

So wie die der Geſundheit und dem menſchlichen Körper weit mehr, als die unſrige, angemeſſene osmanniſche Kleidung ohne jenes lächerliche Blendwerk iſt, wodurch man unter uns ſo leicht die Augen und die Achtung des großen Haufens auf ſich ziehen kann, ſo ſind auch ihre Häuſer in dem bekannten morgenländiſchen Geſchmack erbauet, und ihre Haußgeräthſchaften nichts weiter, als unentbehrliches Bedürfniß. Stühle, Tiſche, Schränke, Mahlereyen, Vorhänge u. ſ. w. finden theils bey ihnen gar nicht, theils wenigſtens nicht in großer Menge ſtatt. Denn ſie ſind nicht gewohnt auf Stühlen zu ſitzen, ſondern ſitzen entweder im Freyen auf dem Graſe, worüber

etwa eine Tapete ausgebreitet iſt, oder in Zimmern auf einem niedrigen Sopha mit kreuzweis unter ſich geſchlagenen Beinen.

In ihren Wohnzimmern iſt alles ſo rein und ſauber, daß niemand die Schuhe darinnen trägt, allein die Haußfluhren, Treppen und Höfe werden nicht leicht gereiniget und gekehret; überhaupt haben ſie gegen ihre Häuſer und Palläſte die größte Gleichgültigkeit. Dieß geſchieht zum Theil aus einem richtigen Grundſatze der Religion, weil ſie nur Pilgrime darinnen wären, zum Theil aber auch aus politiſchen Urſachen, weil niemand weiß, ob er ſie lange beſitzen und ſeine Nachkommen damit beerben werde. Daher iſt es eine ſehr ſeltene Sache, ein Hauß ausbeſſern zu ſehen, ſondern man bewohnt es ſo lange, als man kann; und lebt der Beſitzer ja noch beym drohenden Einſturz deſſelben, ſo reißt er es völlig nieder und bauet ein neues.

Der abgeſonderteſte Theil in den größern Häuſern dienet zum Aufenthalte des Frauenzimmers, und heißt Harem. Die Decken in den Zimmern ſind ausgemahlt, auch wohl vergoldet, und der Fußboden mit geflochtenen Matten oder Tapeten belegt. An den Wänden umher befindet ſich ein bequemer Sopha zum Sitzen. Wenn übrigens die Osmannen, im Ganzen genommen, nicht mit vielen Mobilien verſehen ſind, ſo giebt es doch auch Ausnahmen unter ihnen, und ſie haben vieles mit den Griechen und Armeniern gemein. Man findet Große des Reichs, die ihre Zimmer nach europäiſcher Art mit koſtbaren Spiegeln, Armſtühlen, Schränken, Tiſchen u. d. g. aus Frankreich, England ꝛc. ausgeziert haben, auch wohl mit Mahlereyen von Proſpekten und Landſchaften behängt ſind, worauf ſich jedoch keine menſchlichen Figuren befinden dürfen.

Nahrungs-mittel. Die Zubereitung ihrer Speiſen iſt von der unſrigen ſehr verſchieden. Anſtatt der Butter brauchen ſie nicht allein ihr vortreffliches Oehl, ſondern ſie haben auch das Fett von der geronnenen Milch, welches friſch ſogleich auf Brodt gegeſſen werden kann. Das übrige trocknen ſie entweder, und bedienen ſich deſſelben als eines Mittels zu gewiſſen Speiſen, oder ſie brauchen es als ſaure Milch zum Eſſen und Trinken. Allein die Osmannen der europäiſchen Provinzen genießen auch häufig Butter. Im Gebrauch des Gewürzes, beſonders des Pfeffers und des Zimmts, ſind ſie unmäßig. Sie eſſen kein ſolches Brodt oder Semmel wie wir, ſondern eine dünne Art von Aſchkuchen, welche in vielen Provinzen aus Mangel an Holz über Pferde- Eſel- Kameel- und Kuhmiſt gebacken werden. Man genießt es, wenns möglich iſt, faſt ſo warm und friſch, wie es aus der Aſche oder dem Ofen kommt; da kein Sauerteig dazu genommen wird, ſo taugen ſie nur den Tag, wo ſie gebacken werden, ſind aber übrigens weiß und von gutem Geſchmack. Muß man ſie ja aus Noth noch den folgenden Tag eſſen, ſo müſſen ſie über Kohlen gewärmt werden, weil ſie ſonſt gar zu unſchmackhaft ſeyn würden. Die Stelle der Butter vertritt bey ihnen auch gewiſſermaaßen der aus Suſamſaamen ausgepreßte Saft — Tachin — und ein anderer Saft — Pekmes — genannt, beyde ſchmecken ſüßlich, und werden zuſammengegoſſen. Sie halten nicht leicht eine Mahlzeit ohne den bekannten Pillav oder gekrülleten Reis. Nach dem Verhältniſſe z. B. ein Maaß Reis und zwey Maaß Waſſer, ſieden ſie erſt das letzte, und thun darauf den Reis hinein, um beydes zuſammen kochen zu laſſen. Hernach eröffnen ſie den Topf, und ohne ihn weiter zuzudecken oder den Reis umzurühren, laſſen ſie ihn ſo lange kochen, bis das Waſſer ſich verzehret und

kleine

kleine Höhlungen aufgeworfen hat. Alsdann gießen ſie wohlgeſchmolzene und braune Butter oder Fett und Oehl hinzu, rühren es mit einem Löffelſtiele um, decken den Topf etwa fünf Minuten zu, und richten darauf den Pillav an. Er wird auch wohl mit Geflügel oder Schöpſenfleiſch zugerichtet und mit Roſinen gekocht, und wenn er aufgetragen wird, ſtark mit Pfeffer beſtreuet. Ohngeachtet Hammel- und Ziegenfleiſch nebſt Geflügel ihre liebſten Speiſen ſind, ſo ſind ſie doch überhaupt keine großen Fleiſcheſſer, ſondern halten mehr auf Garten- und Baumfrüchte. Nach unſerer Art zu leben, behelfen ſich die Türken durchgängig mit ſchlechter Nahrung, und ſind im Eſſen ſehr mäßig. Arme Leute genießen faſt nichts als Salz und dünnes Brodt, Knoblauch, Zwiebeln, Oliven, Gurken und Melonen, und bey Feyerlichkeiten noch einige andere Zugemüße. Meſſer und Gabel ſind bey Tiſche nicht gebräuchlich, denn man zerſchneidet die größern Stücke ſchon in der Küche, und das Fleiſch iſt ohnehin ſo mürbe gekocht, daß es beym Anrühren in Stücken zerfällt. Ihre Art zu ſpeiſen iſt uns daher ſehr ekelhaft, weil ſie, gleich andern Morgenländern und vielen im zweyten Bande beſchriebenen Nationen, alles, was nicht mit Löffeln gegeſſen wird, mit den Fingern in den Mund ſtecken.

Wenn ordentliche Perſonen ſpeiſen wollen, ſo beſteht das Tiſchgedecke nur aus einem runden Stücke Leder, das auf die Erde ausgebreitet wird, um welches ſich Gäſte von gleichem Stande auf kreuzweis unter ſich geſchlagene Beine ſetzen, geringere aber auf den Knieen umher liegen. Man bedient ſich eines verzinnten Kupfergeſchirres, und vornehme Perſonen brauchen Löffel von Schildkrötenſchaalen, Geringere von Horn, und nur die Gemeinen Löffel von

Holz, welche in einen Haufen zum beliebigen Gebrauche hingelegt werden. Ihre Trinkgefäße ſind große Schaalen von Metall oder Porzellan, und die Brodtkuchen werden auf dem Leder umher gelegt. Sie greifen nur mit der rechten Hand in die Schüſſel, legen die Speiſen aufs Brodt, oder auch wohl aufs Leder, zerſtücken das Fleiſch mit den Fingern, und eſſen alsdann nach Belieben. Wenn ſie vom Eſſen aufſtehen, ſo ſagen ſie: Gott ſey gelobet. Und nach der Mahlzeit wäſcht man ſich allemahl.

Das Waſſer iſt ihr vorzüglichſtes Getränke, weil ihnen Wein zu trinken durch ein Religionsgeſetz verboten wird. Zu Erfriſchungen iſt bey ihnen der Sorbet gebräuchlich, welcher nicht auf einerley Art gemacht wird, und für den europäiſchen Geſchmack ſelten annehmlich iſt. Die Kaffeekanne wird bey den Osmannen Sommer und Winter nicht kalt; allein da die Taſſen klein ſind und kaum bis zur Hälfte angefüllt werden, ſo trinkt dort ein ſtarker Kaffeetrinker nicht ſo viel, als bey uns ein mittelmäßiger. Der Kaffee wird ziemlich ſtark, aber nie mit Milch getrunken. Da bey den Türken die Untertaſſen nicht gewöhnlich ſind, ſo ſetzt man die Obertaſſe in ein taſſenähnliches Geſchirr, welches bey gemeinen Leuten von Kupfer, bey vornehmen aber ſehr ſauber von durchbrochenem Silber oder Golde verfertiget iſt.

So ſehr die Türken den Kaffee lieben, eben ſo hoch ſchätzen ſie den Taback, und die Pfeife brennt den ganzen Tag. Wenn ſie in Geſellſchaften Taback rauchen, ſo ſchlucken ſie aus Höflichkeit und Reinlichkeit den Speichel hinunter. Er wird ſehr langſam aus zwey bis vier Ellen langen Röhren geraucht, die oft mit Silber und Gold ausgelegt, auch wohl gar zum Theil in Zeuche eingenähet ſind, die im Sommer

mer mit einem feuchten Schwamme benetzt werden, damit der Rauch ganz kühl in den Mund kommt, nicht auf der Zunge beißt, und den Kopf nicht einnehme. Den Gäſten pflegt entweder der Haußherr ſelbſt, oder ein Bedienter die angebrannte Pfeife darzureichen. Das Opium wird von vielen Türken in ſo ſtarken Portionen genommen, daß ſie davon berauſcht werden, und ſich in dieſer Entzückung ihren Träumen überlaſſen. Anfänglich werden ſie davon wachende Träumer, nach und nach aber nutzen ſich durch den öftern Gebrauch des Opiums alle Geiſtes- und Leibeskräfte dergeſtalt ab, daß ſie ſchon bey lebendigem Leibe ſtumpf, fühllos und unthätig werden. Da ihnen der Gebrauch des Weins unterſagt iſt, ſo ſuchen ſie den Verluſt deſſelben durch Meeth und allerhand ſtarke gebrannte Waſſer zu erſetzen.

Die reichen und vornehmen Türken halten eine große Menge Bediente und Sclaven beyderley Geſchlechts. Wenn ſie die letztern ſchon erwachſen und bey reifern Jahren erkaufen, ſo werden ſie dieſelben nicht leicht zu ihrer Religion zwingen, ſondern gehen im Gegentheil recht gut mit ihnen um; da hingegen die Muhamedaner auf den Küſten der Barbarey an ihren Sclaven die unbarmherzigſten Grauſamkeiten ausüben. Denn der Abſchaum aller Türken, die man, die Todesſtrafe ausgenommen, am härteſten ſtrafen will, wird aus der Türkey nach den afrikaniſchen Küſten verbannet, ſo wie die Engländer gegenwärtig ihre groben Miſſethäter nach Botany Bay zu verbannen pflegen. Uebrigens ſind die Sclaven beyderley Geſchlechts, welche in der Jugend nicht geraubt oder erkauft, und darauf erzogen werden, größtentheils die ſchlechteſten und bösartigſten Geſchöpfe. Man kann daher ihr weltliches Verhältniß, das oft weit beſſer, als das der Teutſchen Leibeigenen

iſt, ganz und gar nicht für unglücklich anſehen, denn in ihrem Vaterlande leben ſie größtentheils nicht beſſer, als die wilden Thiere, da ſie in der Sclaverey doch mit Nahrung und Kleidung wohl verſorget und in mancherley Sachen unterrichtet werden, und oft großes Glück machen. Die ſchönen Sclavinnen werden als ausgelaſſen hochmüthig und eigenſinnig beſchrieben, und den in zarter Jugend geraubten bringen ihre türkiſchen Herren einen großen Haß gegen die Chriſten bey. Diejenigen Sclaven, welche ſich gut aufführen, genießen oft das gute Schickſal, davon auch in der Bibel Beyſpiele vorkommen, von ihren Eigenthumsherren an Kindesſtatt angenommen und zu Schwiegerſöhnen gemacht zu werden. Die Kinder der Sclavinnen ſind dem Geſetze nach leibeigen, wenn ihnen der Eigenthümer die Freyheit nicht ſchenkt.

Beluſtigungen der Osmannen.

Nichts lieben die müßigen Türken ſo ſehr, als Zeitvertreibe und ſolche Spiele, bey welchen ſie ſich gar nicht bemühen dürfen, ſondern träumende Zuſchauer abgeben können. In dieſer Rückſicht gewinnen Seiltänzer, Klopfechter, Ringer, und zwar in einem groben Geſchmack, außerordentlich viel, daher es denn auch kommt, daß an dergleichen Geſindel von Manns- und Weibsperſonen kein Mangel iſt. Um ihre Kunſtſtücke, wobey ſie oft die geilſten Bewegungen ausdrücken, noch mehr zu erhöhen, laſſen ſie ſtets mit einer ſchlechten Trommel und einigen rauhen Blaßinſtrumenten dabey Muſik machen. Hingegen eigentliche Schauſpiele in Opern und Komödien ſind bey den Osmannen nicht gewöhnlich.

Die Kämpfer beſtreichen ſich nach Gewohnheit der Alten mit Oehle, und gehen außer den ledernen Beinkleidern ganz nackend. Da ſie ſich bey den verſchiedenen Wendungen und verſtellten Angriffen als

Affen

Affen anſtellen, ſo wird man in ſich ſelbſt unwillig, daß Menſchen dergeſtalt unter ihre natürliche Würde ſich herablaſſen können. Die Kampfſpiele ſind in ihren einzelnen Auftritten kurz, und bey Endigung eines jeden werden die vornehmen Anweſenden um ein Trinkgeld angeſprochen.

Das Spielen iſt unter den Türken ſo gemein nicht, das Schachſpiel, das Damenbret und die Mangala, oder die Zählung einer Menge von Bohnen oder kleinen Steinen in die zwölf ausgehöhlten Löcher eines dicken Bretes ausgenommen. Da alles Spielen unentgeldlich geſchiehet, weil um Geld zu ſpielen bey ihnen für eine große Sünde gehalten wird, ſo laſſen ſie beym Gewinnen oder Verliehren weder Freude noch Traurigkeit blicken. Beyde Geſchlechter ſuchen das meiſte Vergnügen in Gärten oder angenehmen Gegenden, beſonders wo ein rauſchendes Waſſer oder ein ſtarker Uebergang von Reiſenden iſt, um unter Muſik oder Tabackrauchen die Zeit mit Träumen zuzubringen. In dieſer Abſicht ſind nicht allein in Städten und Dörfern, ſondern auch an volkreichen Heerſtraßen Kaffeebuden angelegt.

Das Dſcherid oder Stockſpiel dienet für die Reuter, und wird bey ihnen gewiſſermaaßen für eine Kriegsübung angeſehen. Man ſpornt das Pferd dabey aus allen Kräften an, und indem man es in der Runde herumtummelt, ſo bemühet man ſich, den Rücken ſeines Gegners zu gewinnen, und den Stock nach ſeinen Schultern zu werfen, weil man in der Regel nie nach dem Bauche zielen darf. Sie ſammeln hierauf die Stöcke in vollem Rennen, ohne abzuſteigen, von der Erde auf, drehen ſich um den Bauch ihres Pferdes herum, und machen verſchiedene Wendungen, um dem ihnen zugedachten Wurfe

auszuweichen. In dieſer Leibesübung haben ſie eine große Fertigkeit erlangt.

Zu den Zeitvertreiben der Osmannen gehören auch noch die Bäder, ja ſie ſind faſt zu einer Nothwendigkeit geworden, denn ſie müſſen z. B. vor einer Hochzeit geſchehen, auch nimmt man keine Sclavinn ins Hauß, die nicht vorher gebadet worden iſt. Aus einem mediciniſchen Vorwande werden die Bäder monatlich einigemahl Vormittags von Frauenzimmern, und gegen Abend von Mannsperſonen beſucht. Weil ſich nun hierzu große Geſellſchaften einerley Geſchlechts, aber doch von vielerley Völkern, Religionen und Stande einzufinden pflegen, und ohne Ceremoniel mit einander umgehen, ſo halten ſie ſich in den Bädern unter Baden, Kaffeetrinken und Unterredungen drey bis vier Stunden auf. Dieß ſind die eigentlichen Zuſammenkunftsörter für Frauenzimmer, ſich Neuigkeiten zu erzählen und ihre Koſtbarkeiten einander ſehen zu laſſen. Wollte ſich in dieſe Bäder eine Mannsperſon einſchleichen, ſo würde ſie beym Entkleiden nicht nur leicht erkannt werden, ſondern auch ſelbſt in Lebensgefahr gerathen.

Wenn die Osmannen reiſen, ſo führen ſie eine Matte oder einen Teppich zum Sitzen und Schlafen, einige Decken, einen Kochkeſſel, eine Flaſche mit einer Schaale und eine Kaffeekanne bey ſich. Haben ſie keinen Bedienten oder Sclaven, ſo kochen ſie ihren Kaffee und Reis ſelbſt. Die türkiſchen Mannsperſonen haben auch vielfältig eine Gattung von Roſenkränzen in der Hand, welche aus drey Abtheilungen beſtehen, und von ihnen zur Andacht, zum Zählen und zum Rechnen gebraucht werden.

Nationalkarakter.

Da das türkiſche Reich von ſo weitem Umfange iſt und unter ſo verſchiedenen Himmelsſtrichen liegt, ſo

ſo können die Einwohner deſſelben nicht einerley Nationalkarakter haben. Denn ſo ſind z. B. die Türken in dem eigentlichen Griechenlande, in Egypten, auf Candien, Cypern ꝛc. bösartiger, als die um Konſtantinopel, Smirna u. ſ. w. Die europäiſchen werden für arbeitſam, begierig, beherzt und rauh in ihren Sitten, die aſiatiſchen hingegen für weichlich, feige, weibiſch und faul gehalten. Eingenommenheit von ſich ſelbſt iſt einer der Hauptzüge im Karakter der Osmannen. Ihrer Einbildung nach iſt kein Volk ſo weiſe und ſo glücklich, keine Religion ſo vortrefflich, keine Staatsverfaſſung ſo vollkommen, als die ihrige. Und dieſe Einbildung miſcht ſich bey allen ihren Fortſchritten ein, die ſie etwa in den mancherley Kenntniſſen gemacht haben, oder noch machen. Den Koran leſen zu können und ein Muſelmann zu ſeyn, macht ihrer Meinung nach jedermann zu allen Aemtern tüchtig. Aus dieſer Urſache fällt daher auch die Beſtellung der Ehrenämter bey ihnen oft ſonderbar genug aus. Als Muſelmann glauben ſie alle einander gleich zu ſeyn, und haben folglich keinen Adel. Der gemeinſte Osmann erhebt ſich in ſeinem Lande über einen chriſtlichen Fürſten, und der Janitſchaar ſteht vor deſſen Geſandten nicht auf, ſondern gehet gleichſam als ſein Beſchützer vor ihm her. Deswegen iſt auch ihr Stolz gegen alle andere Religionsverwandte unerträglich. Aus demſelben entſteht ein großer Theil ihres Zurückbleibens in allen Arten der Kultur, und daher kommt es aber auch, daß ſie jede andere Nation mit Schimpfnahmen belegen, und Chriſten ſowohl als Juden mit der auffallendſten Verachtung begegnen.

Die osmanniſche Nation hat einen natürlichen Witz und Beurtheilungskraft, denn ſie bringen es ohne großen Unterricht von ſich ſelbſt in allerley Dingen

gen ziemlich weit. Es gereicht den Zuhörern bey gerichtlichen und öfters ſehr verwickelten Unterſuchungen zum größten Vergnügen, mit welcher Spitzfindigkeit und Verſchlagenheit die Richter, ohne auf unſern juriſtiſchen Bänken unterrichtet worden zu ſeyn, die Partheyen ausfragen und zur Entdeckung der geheimſten Thaten kommen können. Ihre Einfälle ſind oft einzig in ihrer Art. Allein dieß hindert nicht, daß ſie nicht ungemein abergläubiſch ſeyn ſollten.

Es iſt nicht leicht ein Volk, bey dem man mehr Aberglauben anträfe, als die Osmannen. Faſt alle zufällige Dinge, ja ſogar die Farben an den Kleidern geben ihnen gute oder böſe Vorbedeutungen ab. Die Träume halten ſie für eine Art göttlicher Eingebungen. Vermeintliche Sterndeuter, Wahrſager und Zauberer haben bey den Vornehmſten ſtets großen Eingang. Viele tragen Lebenslang Talismanns bey ſich, und dieſe abergläubiſchen Zeichen, ſich vor Beſchädigungen und Unglücksfällen zu bewahren, ſind nicht von einerley Art. Eine derſelben beſteht in gewiſſen Sentenzen aus dem Koran, welche auf Papier oder Pergament geſchrieben und in einem Säckchen auf dem bloßen Leibe an einer Schnure getragen werden. Eine andere faßt gewiſſe auf Metall oder Steine gegrabene Formeln in ſich, und iſt vermittelſt eines um den Arm herum gehenden Ringes oder anderswo befeſtigt, ja ſelbſt den Pferden werden ſie an den Hals gehängt. Kein Osmann, ſo wie auch kein Bewohner der Levante, iſt von der abergläubiſchen Einbildung frey, daß man nicht durch einen ſogenannten böſen **Blick** dem andern viel Schaden zufügen könnte. Selbſt die Tage ſind ihnen nicht alle gleich, und wofern ſie auch gegen die andern Wochentage gleichgültig ſind, ſo ſind ſie es doch nicht gegen den **Dienſtag**. An dieſem werden

ſie ſich auf keine Reiſe begeben; und iſt ja die höchſte Noth da, ſo bricht man in den letzten Stunden des Montags auf, und ſetzt alsdann am Dienſtage die Reiſe ohne Bedenklichkeit fort.

Bezauberungsmittel, jemanden verliebt zu machen ꝛc., werden von Muhamedanern, Juden und morgenländiſchen Chriſten geglaubt. Bey den Kranken werden vielfältige magiſche Mittel angewendet, ja man läßt wohl gar Stellen aus dem Evangelio zu ihrer Geneſung leſen, und nimmt unter Chriſten und Türken ſeine Zuflucht zu den Gräbern der vermeintlichen Heiligen. Wenn ſie an irgend einem Theile des Leibes einen heftigen Schmerz empfinden, ſo halten ſie einen kleinen brennenden Tagt oder Lappen daran, wobey Chriſten, Juden und Muhamedaner verſchiedene Formeln ausſprechen, und die erſtern ſogar über den leidenden Ort das Zeichen des Kreuzes machen. Man nennt dieß das heilige Feuer, und ſchreibt den dabey gewöhnlichen Ceremonien eine große Kraft zu. In Egypten glaubt man durchgängig, daß das Feſt des Täufers Johannes der Peſt ein Ende machet.

Vornehme und Geringe werden von einem niederträchtigen Geitze beſeelt, und Edelmüthigkeit überhaupt, und gegen Fremde insbeſondere, iſt ihnen eine faſt gänzlich unbekannte Tugend, wenn ſie gleich gegen ihre Religionsgenoſſen, von welchen man keinen betteln ſieht, vorzüglich freygebig ſind. Für Geld kann man von den Türken alles erfahren, denn ſelbſt Vornehme des Hofes, Weiber, Verſchnittene und andere Vertraute laſſen ſich durch dieß Metall gewinnen. Man kann durch Geld bey den Osmannen alles gut machen, die Lebensſtrafen abkaufen, und ſo viel falſche Zeugen und Meineide ſich erkaufen, als man nöthig hat. Daher haben auch Dinge, die nicht

nicht von Golde und andern koſtbaren Materien ſind, bey ihnen keinen Werth, und unſer Geſchmack in Gemählden, Mobilien, Porzellan ꝛc. iſt ihnen verächtlich. Wenn man einem Türken, wes Standes er auch ſey, bey einer gewiſſen Gelegenheit, z. B. an einem feyerlichen Tage, ein Geſchenk gemacht hat, ſo ſiehet er es als eine Verpflichtung zu mehrerem an, und fordert es bey einer ähnlichen wieder. Aus dieſer Urſache hört man in der Türkey das Wort **Bakſchis** vielfältig.

Wenn die Erde bey geringer Mühe nicht faſt alles von ſelbſt hervorbrächte, und die Osmannen ihre Nahrung nicht ſo mäßig einrichteten, ſo würde dieſes träge und müßige Volk bald zu Grunde gehen müſſen. Im Handel und Wandel halten ſie ſelten die Mittelſtraße, und ſind entweder natürlich gerecht und heuchleriſch, oder höchſt boshaft und betrügeriſch.

Die Osmannen können ſehr leicht in Zorn und **Wuth** geſetzt werden, ſind heimtückiſch, und haben eine ungemeine Verſtellungskunſt, ſo wie auch einen großen Hang zur Grauſamkeit und Tyranney. Kleinigkeiten können ſie zum höchſten Argwohn reizen, welchen man ihnen ſelten benehmen kann, und ihre Rachgier ſtillt ſich nicht leicht. Ihre Eiferſucht in der Liebe artet gemeiniglich in Grauſamkeiten aus, wovon bald der eine, bald der andere Theil ein ſchreckliches Schlachtopfer wird. Man findet nicht ſelten ermordete Jünglinge und Frauensperſonen in den Oertern oder im Waſſer, deren Geſichter zerſtümmelt ſind, um unerkannt zu bleiben.

So unerſättlich aber auch die Begierde der Türken iſt, Reichthümer zu erwerben, ſo groß iſt auch ihre **Verſchwendung**, wenn es auf Befriedigung der

der Wolluſt oder der Pracht ankommt. Die Wolluſt der Osmannen iſt weltkundig, und beyde Geſchlechter erſinnen zu Befriedigung derſelben die liſtigſten Mittel, oder verfallen auch auf die unnatürlichſten Ausſchweifungen. Allein dieß darf niemanden befremden, denn die Himmelsgegend iſt heiß, und die muhamedaniſche Religion läßt den Fleiſchesluͤſten völlige Freyheit, anſtatt ſie einzuſchränken. Ueberhaupt haben ſie vom weiblichen Geſchlechte eine nur geringe Meinung, und ſehen es als eine niedrigere Menſchengattung an. Es wird daher auch für die Erziehung deſſelben gar keine Sorge getragen, ſondern ſie wachſen ohne alle Erkenntniß und Religion auf, ſind wild und ungezogen, und es iſt den Männern ganz gleichgültig, ob die Weiber beten oder nicht, ob ſie in die Moskee gehen oder nicht. Wenn ſie einen Haufen Frauensperſonen auf der Straße oder ſonſt wo finden, ſo weichen ſie ihnen aus, ſo weit als man kann, um für ihren Ausgelaſſenheiten geſichert zu ſeyn.

Die Türken ſind übrigens große Freunde von Schaafen, Hunden und Katzen, die es nirgends in der Welt beſſer, als in der Türkey haben. Allein ſie ſind eben ſo faul, und regen ſich eben ſo wenig, als ihre Herren. Auf die Pferde halten ſie ungemein viel, reuten nur auf Hengſten, und ſorgen faſt mehr dafür, als für die Menſchen. Jedes derſelben iſt beym Graſen mit einem Beine vermittelſt eines Strickes dergeſtalt an einem Pfahl gebunden, daß es in einer gewiſſen Entfernung in die Runde frey herum gehen kann.

Wenn auch ſchon die Türken die Gaſtfreyheit nicht in dem hohen Grade als wie die Tataren ausüben, ſo darf doch nicht leicht jemand bey ihnen vor

Hunger

Hunger umkommen. Gegen die Muhamedaner von andern Sekten haben ſie eben ſo wenig Liebe, als die Römiſchkatholiſchen gegen die Proteſtanten. Der Haß gegen die Chriſten iſt groß, und diejenigen derſelben, welche Bilder anbeten, ſind ihnen ärgerlich, ja gar abſcheulich; und gegen die Juden haben ſie eine ungemeine Verachtung, und ſie ſind ein beſtändiger Gegenſtand ihres Spottes.

Wiſſenſchaften und Künſte.

In Anſehung der Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit ſind die Osmannen noch bis auf den heutigen Tag nicht viel weiter gekommen, als ſie damahls waren, wie ſie, gleich einem alles verzehrenden Heuſchreckenheere, wild und unbändig aus Aſien weiter vordrangen, und werden auch immer mit dieſer Geiſtesfinſterniß bedeckt bleiben, bis ihre Religion durch philoſophiſche Ausleger und aufgeklärte Köpfe weniger fanatiſch gemacht, und der Deſpotismus ihrer Regierungen mehr eingeſchränkt worden iſt. Außer der Religion, welche faſt alle menſchliche Kenntniſſe verächtlich macht, und außer dem Deſpotismus, der überall ein Feind der Aufklärung iſt, liegen auch in ihrer Sprache und Schrift ſehr große Hinderniſſe der Geiſteskultur, da die erſte aus der ſehr armen türkiſchen und der perſiſchen und arabiſchen zuſammengeſtoppelt, die letztere aber ſo verſchieden iſt, daß in den Kanzleyen, in Briefen, in Rechnungen und in Büchern überall andere Schriftzeichen üblich ſind. Alle Anſtalten zu Beförderung der Wiſſenſchaften ſind hier in äußerſt ſchlechtem Zuſtande, und unter hundert und mehrern gemeinen Leuten iſt kaum einer zu leſen im Stande. Allein ihre vormahlige kriegeriſche Regierung hat alle Luſt zur Gelehrſamkeit bey ihnen erſtickt.

Oeffentliche Bibliotheken finden ſich eben ſo wenig, wenn man diejenigen ausnimmt, welche den

großen

großen Moskeen zugehören, und bisweilen ziemlich zahlreich ſind, aber keinem Chriſten offen ſtehen, als wie Zeitungen und andere öffentliche Blätter, die gar nicht bekannt ſind. Die Geiſtlichen und Richter wiſſen meiſt nichts weiter, als daß ſie den Koran leſen können. Aus Mangel an Druckereyen ſind die Bücher äußerſt ſelten, und die erſte türkiſche Buchdruckerey ward zu Konſtantinopel zu Anfange dieſes Jahrhunderts unter der Beförderung eines Großveziers und dem Betreiben, ſo wie auch der Ausführung eines zum muhamedaniſchen Glauben übergetretenen Ungars, Ibrahim Effendi, angelegt. Ein gleiches that man 1780 wiederum mit zwey andern, welche ſich bis itzt erhalten haben, aber nicht mehr gebraucht werden.

Ueberhaupt giebt es in der türkiſchen Sprache faſt gar kein gut geſchriebenes Buch, und von den chriſtlichen Büchern überſetzen ſie aus Verachtung und Mißtrauen keine ins Türkiſche. Die Bücher ſind daher äußerſt ſelten, und für Privatleute die Anſchaffung einer Bibliothek viel zu koſtbar. Daher machen gewöhnlich ihre Schüler und Studenten, die blos leſen und ſchreiben lernen, welches in der Türkey ſchon zum Gelehrten macht, gemeiniglich das heilloſeſte Geſindel aus. Hier und da giebt es indeſſen einen Mann, der ſich über den großen Haufen ſeines Volks wenigſtens in etwas durch mehrere Kenntniſſe erhebet. Dahin gehört ein vor ohngefähr 30 Jahren verſtorbener Großvezier, Raghib Paſcha, welcher eine anſehnliche Bibliothek geſammlet und dem öffentlichen Gebrauche gewidmet hat.

Es fehlt übrigens den Türken an einer Menge Kenntniſſen, die ſie auch ſchwerlich eher erlangen werden, als bis ſie ihre Verachtung gegen alles,

alles, was nicht muhamedaniſch iſt, ablegen; ſo wie ihnen der freye Geiſt des Nachdenkens mangelt, der mit Religions- und Staatsverfaſſung ganz unverträglich iſt.

Ihre Geſchichtsbücher ſind zwar ziemlich zahlreich, weil ſie beſtändig einen Reichsgeſchichtſchreiber haben, der die gleichzeitige Geſchichte aufzeichnet; es fehlt ihnen aber an Ordnung, Richtigkeit und gutem Vortrage. Ihre Gedichte ſind voll von orientaliſchem Schwulſte, und ihre geringen aſtronomiſchen Kenntniſſe benutzen ſie faſt einzig und allein zur Aſtrologie, wie denn jedesmahl zwey Sterndeuter bey Hofe ſich befinden, die in den wichtigſten Staatsangelegenheiten um Rath gefraget werden. Wegen ihrer Schönſchreiberey ziehen die Türken die geſchriebenen Bücher den gedruckten vor, und in Konſtantinopel allein ernähren ſich vielleicht 20,000 Menſchen durch das Bücherabſchreiben. Ihre Bücherſchreiber geben zugleich auch die Buchbinder ab. Die Bände ſind mit Leder oder Saffian überzogen, und ſehr künſtlich mit Golde und allerley Figuren ausgelegt.

Die Zeitrechnung iſt das einzige, was ſie mit einer gewiſſen Ordnung betreiben. Sie berechnen die Monate genau nach den Monden, daher ihre Jahre aus 354 Tagen beſtehen, und kürzer als die unſrigen ſind, welches man aus folgender Tabelle deutlicher erſehen wird, nach welcher in 33 Jahren ihre kürzern Monate wieder auf dieſelbige Zeit fallen; z. B.

Mond-Monate.		Sonnen-Monate.	
30	Muharem.	Sept.	16.
29	Safur.	Oct.	16.
30	Rabial-aual.	Nov.	14.

Mond

Mond-Monate.	Sonnen-Monate.
29 Rabial-achar.	Dec. 14.
30 Dſchemaſiul-aual.	Jan. 13.
29 Dſchemaſiul-achar.	Febr. 11.
30 Redſcheb.	März 12.
29 Schaban.	Apr. 11.
30 Ramaſan.	May 10.
29 Schewal.	Jun. 9.
30 Silkode.	Jul. 8.
29 Silhidſcha.	Aug. 7.

Die Zeitrechnung heißt bey ihnen die Hegira. Sie ſchätzen die Mathematik hoch, allein ſie verſtehen davon wenig, und es fehlen ihnen die Inſtrumente, welche zur *Matheſi applicata* gehören. Archimedes und Euklides ſind ihnen bekannt. Die Weltweisheit iſt diejenige, welche Averroes und Avicenna aus dem Ariſtoteles gelehrt haben, und beſteht mehr in nachgebeteten Spitzfindigkeiten, als freyen Unterſuchungen, welche ihnen der Koran verbiethet.

Die Arzneywiſſenſchaft iſt blos empyriſch. Ein Doctor heißt Hekim, und der oberſte Arzt zu Konſtantinopel Hekim Paſchi, welcher allemahl ein Türke seyn muß; und ein türkiſcher Arzt iſt jederzeit Doctor, Chirurgus und Apotheker zugleich, mithin in allem ein Stümper. Die Hauptkur beſteht in der Anordnung einer ſehr ſtrengen Diät, indem ſie den Patienten nur Waſſer mit Reis, oder weißem Brodte, oder Nudeln mit ein wenig hineingeträufeltem Zitronenſafte zu eſſen erlauben. Deswegen machen auch die europäiſchen Aerzte, ſo wie auch diejenigen jüdiſchen und griechiſchen Aerzte, welche in Europa ſtudiert haben, bey den Türken großes Glück. Da aber die Osmannen ihre Aerzte bey der Geneſung

 und

und beſonders beym Tode ſchlecht bezahlen, ſo pflegen die letztern gleich beym Anfange der Kur einen Vergleich zu ſchließen, und ſich die erſte Hälfte voraus bezahlen zu laſſen, damit ſie, wenn auch die zweyte nicht erfolgt, allenfalls ſchadlos ſind. Ihre Barbiere würden in Europa gar keine Kundſchaft finden, denn ſie ſetzen ſich auf einen erhabenen Ort, nehmen den Kopf desjenigen, der ſich barbieren laſſen will, zwiſchen die Beine, ziehen ihm die Haut nach dem Hirnſchädel hinauf, und barbieren ihn. Das Abwaſchen verrichten ſie dermaaßen grob, daß man beſorgen muß, die Haut dabey zu verliehren.

Die Rechtsgelehrſamkeit der Osmannen iſt mit ihrer Theologie verbunden, und ihre Sittenlehre nicht in einem Zuſammenhange, ſondern in kurzen und ſinnreichen, auch oft räthſelhaften Denkſprüchen abgefaßt, die nach morgenländiſcher Art ſinnbildlich verblieben ſind.

Sie ſchreiben, wie Juden und Araber, von der Rechten zur Linken auf den Knieen, und erhalten das Papier aus Europa, beſonders von Venedig, laſſen es aber vor dem Gebrauche ſo ſehr glätten, daß es wie unſere Glanzleinewand ausſieht. Die Federn werden von einem feinen Rohre geſchnitten, und ihre Dinte gleicht unſerer Buchdruckerſchwärze. Die Briefe an vornehme Perſonen werden nicht wie bey uns in einen Umſchlag verſiegelt, ſondern in einem Beutel eingepackt, der nach der Würde der Perſon, an welche er gerichtet iſt, geringer oder koſtbarer iſt. Ihre Petſchafte haben nie Figuren, ſondern geſchlungene Nahmen, oder einen Ausſpruch des Koran, oder ſonſt einen Sinnſpruch in ſich, und diejenige Schreibart, welche zu Innſchriften dienet, und durch viele Züge ſehr künſtlich wird, heißt Kufi. Die Materie, worauf ſie die Petſchafte drucken, iſt ein

viel

vielfärbiges, aus mancherley weichen, aber bald hart werdenden Theilen zuſammengeſetztes Wachs.

Die Muſik der Osmannen iſt äußerſt ſchlecht. Die Vocalmuſik hat keine Harmonie, ſondern fällt ins Rauhe und Wilde, ſcheint aber dabey zur Anzeige und Ausdrückung der heftigen und angenehmen Gemüthsbewegungen nicht unbequem zu ſeyn. Ihre Inſtrumentalmuſik iſt mehr für die Gärten und das freye Feld, als für ein Zimmer. Ganz ſimple Arten von Zittern, Geigen, Leyern, Schalmeyen und Pauken ſind die gewöhnlichen Inſtrumente, welche durch rauſchende und ſchnarrende Töne etwas wildes ausdrücken. Das gemeinſte Inſtrument, deſſen ſich ſelbſt das Frauenzimmer zur Begleitung der Stimme und bey andern Inſtrumenten bedienet, iſt ein rundes, zuſammengebogenes, dünnes, faſt händebreites Holz, woran ein ausgedehntes Fell befeſtiget iſt. In der Rundung befinden ſich fünf bis ſechs Löcher, worinnen ſich an dünnen Axen breit geſchlagene meſſingene Bleche herumdrehen können. Dieß Inſtrument wird auf eine zitternde Art in der Hand geſchüttelt und mit den Fingern taktmäßig an das Fell geſchlagen.

Noch weit mehr als in den Wiſſenſchaften ſind die Osmannen in den Künſten zurück; ihr Geſchmack iſt äußerſt roh; bunte, ſcharf abſtechende Farben, reiche Vergoldungen, Aufeinanderhäufung unſinniger Zierarten iſt alles, was ſie bey den bildenden Künſten ſchätzen. Figuren von Thieren und am allerwenigſten von Menſchen können ſie gar nicht leiden, weil ſie ſolche als Gegenſtände der Abgötterey anſehen; deswegen haben ſie auch die herrlichſten Ueberbleibſel des Alterthums zerbrochen. Denn außer dem Grunde der Abgötterey behaupten ſie auch noch, daß am jüngſten Gerichte alle von Mahlern gemach-

ten Figuren zu ihnen kommen und ihre Seelen von ihnen fordern würden. Nur allein die Bildniſſe der Sultane werden gelitten und im Serail zu Konſtantinopel aufbewahret. Hieraus folgt wohl ganz natürlich, daß ein ſolches Volk weder Mahler noch Bildhauer haben kann. Allein in der Baukunſt ſind ſie weiter gekommen, und unter ihren Metſcheds und Bädern ſind verſchiedene, welche wirklich ſchön genannt werden können.

Landwirthſchaft. Ueberhaupt darf man alles, was Induſtrie heißt, keinesweges, wenigſtens nicht in hohem Grade, bey einem Volke erwarten, das ſelbſt ſo ganz in ſtolze, wollüſtige Trägheit verſunken, von Herrſchaft und Obergewalt über alle Nationen träumet, und eine Regierung über ſich hat, welche Reichthum des Volks der Ruhe des Staats gefährlich achtet. Daher kömmt es auch, daß der Ackerbau, der doch für dieſes Reich beſonders wichtig seyn könnte, nicht allein völlig auf morgenländiſchen Fuß, d. h. ohne alle Methode, blos mechaniſch getrieben, ſondern ſogar beynahe unterdrückt wird. Es fehlt nicht allein an guten Ackerwerkzeugen, an den gehörigen Kenntniſſen von der Zubereitung des Landes, der Einſammlung und Aufbewahrung der Früchte, ſondern der Türke iſt überhaupt zu ſtolz, ein Ackermann zu werden. Die Chriſten aber nehmen nur dann ihre Zuflucht dazu, wenn ihr Vermögen zur Handlung zu gering iſt, ſo daß die ſchönſten Ländereyen aus Mangel an Anbauern durchaus verödet liegen bleiben. Damit auch die Ackerleute nicht mehr bauen, als ſie zu ihrer Nothdurft und zu Beſtreitung der Abgaben nöthig haben, hat die Regierung den Ackerbau mit hohen Auflagen belegt, und die Ausfuhr völlig verboten, ſo daß das wenige Korn, welches Morea und einige Inſeln abſetzen, heimlich aus dem

dem Lande geſchafft werden muß. Nicht beſſer ſieht es um die übrigen Theile der Landwirthſchaft aus. Durch eine hohe Auflage, welche die Beſitzer der Weinberge für die Erlaubniß, ihre Trauben einzuſammeln, entrichten müſſen, wird der ſo wichtige Einbau außerordentlich erſchweret, und Tabacksbau und Viehzucht ſind noch die einzigen Gegenſtände, welche mit etwas mehr Aufmerkſamkeit, als das übrige, behandelt werden.

Nicht beſſer ſiehet es mit den Manufakturen und der Handlung aus. An rohen Materialien und an natürlichem Geſchicke zur Verarbeitung derſelben fehlt es den Türken keinesweges; aber die Unwiſſenheit der Arbeiter und die verkehrten Maaßregeln der Regierung haben bisher die meiſten Anſtalten rückgängig gemacht. In dem aſiatiſchen Theile des Reichs iſt der Zuſtand des Manufaktur- und Fabrikweſens noch blühender, als in den europäiſchen Provinzen. Sie haben Seidenmanufakturen und Rauchtabacksfabriken. Setzt man noch hinzu, daß die Osmannen ſehr gutes Leder zu bereiten wiſſen, und ſich ſehr gut aufs Färben des baumwollenen Garns verſtehen, ſo hat man alles erſchöpft, was ſich in dieſer Abſicht von den Osmannen ſagen läßt, und ſie müſſen daher die meiſten Waaren von den Ausländern ziehen. Die mit Klugheit eingerichtete Handlung iſt für die ſtolzen Osmannen eine viel zu geringfügige Beſchäftigung, daher wird außer dem Karavanenhandel nur der Provinzialhandel unter ſich betrieben, und die andern Handelsunternehmungen überläßt man den Griechen, Armeniern, und vorzüglich den Juden. Die Waaren, welche uns die Türkey liefert, beſtehen in Seide, Wachs, Wolle, Kupfer, Baumwolle und Garn, Taback, Häute, Wein, Levante Kaffee, Terpentin, Gummi, Opium, Gall-

apfel, Ziegelerde, Früchte, Pferde, Buchsbaumholz, perſiſche Zeuche, ſchlechte Weißtücher ꝛc. Eingeführt werden dagegen Menſchen, Tücher, ſeidene Waaren, Metallwaaren, Glas, Papier, Uhren, Pelzwerk, Gewürze, Kaffee, Zucker, Bley, Zinn u. ſ. w.

Was das Münzweſen betrifft, ſo gelten hier die Sorten anderer Länder ſo gut, als da, wo ſie geſchlagen ſind, und öſterreichiſche und ſächſiſche Species und Gulden ſind in den entfernteſten osmanniſchen Städten bekannt. Die eigenen Landesmünzen werden von den Juden geprägt, und ſind im Golde: Altine oder Dukaten — 2 Thlr. 2 Gr. an Werth — Zechine — 2 Thlr. 15 Gr.; — in Silber: Piaſter — 1 Fl. 8 Kreuzer, — Solota — 1 Fl., — Rup — 6 Gr., — Groch — 3 Gr., — Para — 9 Pf., — und Aſper, welche ſo dünn ſind, daß man ſie mit angefeuchteten Fingern aufheben muß, — 3 Pf. — Die Beutel, von denen man oft lieſet, ſind nicht wirklich, und machen 500 Rthlr. aus.

Religionszuſtand und Geſetzgebung.

Da bey den Osmannen und allen moslemiſchen Völkern Sitten, Gebräuche, Kleidung u. ſ. w. vorzüglich auf ihre Lehrſätze, Gottesdienſt, Staatsverwaltung, und überhaupt auf das berühmte allgemeine Geſetzbuch ſich gründen, welches Ibrahim von Aleppo unter dem Nahmen Malteka zuſammengetragen hat, ſo ſey es uns erlaubt, hieraus einen etwas weitläuftigen Auszug zu liefern, und welches die Religionsgeſetzgebung ausmacht.

Die muhamedaniſche Religionsgeſetzgebung ſchreibt ſich aus dem zweyten Jahrhunderte der Hedſchra oder Hegira her; vorher diente der Koran nebſt den mündlichen Vorſchriften Muhameds, ſeinen Grundſätzen, Rathſchlägen, Gewohnheiten, den

Kha-

Khaliphen der zwey erſten Jahrhunderte zur Richtſchnur. Der Imam Azam-Ebu-Hanife, welcher zu Bagdad 150 — Chr. 767 — ſtarb, hat zuerſt über die Glaubenslehren, den Gottesdienſt, die verſchiedenen bürgerlichen und politiſchen Geſetze wegen der verſchiedenen Ketzereyen in Islam — ſo nennen die Osmannen und alle moslemiſchen Völker die Lehre Muhameds — geſchrieben, und ihm ſind eine Menge Lehrer nachgefolgt. Daher ſind die verſchiedenen Erklärungen über den Koran, die Vorſchriften und Grundſätze des Propheten, ſo wie auch eine unendliche Menge Sekten im Schooße des Islamismus entſtanden. Dieſe Verſchiedenheit erregte nach und nach die bitterſten Feindſeligkeiten unter Muhameds Anhängern, und ward die unverſiegende Quelle zu den nie aufhörenden bürgerlichen Uneinigkeiten und Religionskriegen unter den moslemiſchen Völkern. Sie einzig und allein ſtürzte das Khaliphat, aus deſſen Trümmern ſich mehr als hundert Königreiche und Staaten erhoben, und durch ihre gewaltſamen Angriffe Arabien, Aſien, Afrika und ſelbſt einen Theil von Europa länger als 900 Jahre mit Blut überſchwemmet haben.

Von allen Sekten und Ketzereyen, die meiſtens noch vorhanden ſind, hat der Islamismus nur vier Ritus für rechtgläubig erklärt, weil ihre Stifter zwar in verſchiedenen Punkten des Gottesdienſtes, der Moral und Geſetzgebung von einander abweichen, aber doch in allen Glaubensartikeln übereinſtimmen. Nach den Statuten dieſer vier Sekten haben die folgenden Lehrer das allgemeine Geſetzbuch ausgearbeitet, von deſſen Geiſte, Urhebern u. ſ. w. man ſich aus dem nachſtehenden einen deutlichen Begriff wird machen können.

Man hält dieſen Codex für eine Sammlung göttlicher Geſetze, die alle aus den vier Büchern geſchöpft ſind, welche die Religion unter dem allgemeinen Nahmen **Edille-y-erbea**, d. h. die vier Beweiſe, geheiligt hat; nämlich: 1) der **Koran** oder die Sammlung der für göttlich ausgegebenen Geſetze; 2) das **Hadiss** oder **Hadith** oder **Sunneth** oder **Sunna**, die Sammlung der Vorſchriften des Propheten, welche nach dem Grade ihrer Glaubwürdigkeit und ihres Anſehens in vier Klaſſen, nämlich in mündliche allgemein und öffentlich anerkannte Geſetze, in mündliche nicht öffentlich anerkannte Geſetze, in geheime mündliche Geſetze, und in mündliche Geſetze einer mangelhaften Ueberlieferung eingetheilt werden; 3) die Sammlung apoſtoliſcher Geſetze, worinnen man die Erklärungen und geſetzmäßigen Entſcheidungen der Apoſtel und vornehmſten Schüler des Propheten, vorzüglich der vier erſten Khaliphen, über verſchiedene theologiſche, moraliſche, bürgerliche ꝛc. Materien findet; 4) das **Kigass**, welches man auch **Makoal** nennet, und welches eine Sammlung von kanoniſchen Entſcheidungen iſt, welche die **Jmams Mudſchtahids** oder die Ausleger der erſten Jahrhunderte des **Muhamedanismus** gemacht haben.

Die **Jmams**, deren Anzahl ſehr groß iſt, ſind die Kirchenväter der Muhamedaner und die Stifter der vier orthodoxen Sekten oder Ritus, und werden in ſieben beſondere Klaſſen getheilt.

Jn der erſten Klaſſe ſtehen vier **Jmams**, welche für gleich kanoniſch und rechtgläubig gehalten werden, ob ſie ſchon Stifter der vier verſchiedenen Ritus ſind. Sie heißen Jmam Azam-Ebu-Hanife; der Jmam Schafiy; der Jmam Malik; der Jmam **Jbu Hannbel**. Sie haben vom

Jahr 80 — Chr. 699 — bis zum Jahr 241 — Chr. 855 — gelebt. Zum Unterſchied von andern Imams führen ſie den Nahmen Asshab-y-Me-zahib, Stifter der Ritus. Ihre Glaubenslehren ſind vollkommen dieſelben, nur in der äußerlichen Religionsübung, der Moral und einigen Stücken der bürgerlichen und Staatsverwaltung weichen ſie von einander ab. Die Sekte des Imam Azam-Ebu-Hanife, welcher gemeiniglich die abaſſidiſchen Khaliphen und viele andere im Morgenlande auf den Trümmern des Khaliphats entſtandene Staaten zugethan waren, iſt noch die herrſchende am Hofe und im ganzen osmanniſchen Reiche.

Die zweyte Klaſſe faßt eine große Menge Lehrer in ſich. Die berühmteſten ſind: Imam Ebu Youſſouph — Juſuf, — Imam Mohammed, Imam Zufer, Imam Mezny, und Imam Buweyty, faſt ſämtlich Schüler des Imam Azam, deſſen Grundſätzen ſie in Erklärung verſchiedener Punkte der Moral und Religionsübung folgten, mit Ausnahme einiger, über die ſie entgegengeſetzte Meinungen vortrugen. Auch die ſpätern Rechtsgelehrten haben in ihren Rechtsbüchern dieſe Abweichung zum Theil aufgenommen.

Die merkwürdigſten Lehrer der dritten Klaſſe ſind die Imams Hbaſſaf, Tahhawy, Haſſan-Kerkhy-Schems' ul-Eymet' ul-hoeulwany, Es-Serakhy, Fakhr' ul-Jsslam, Pezdewy, Fakhr' ud-dinn, und Cazi-khann, treue Anhänger und Beobachter deſſen, was die Imams der erſten Klaſſe überhaupt feſtgeſetzt, und die der zweyten erklärt haben. Sie haben nur mehrere, bis dahin unberührte Fragen erörtert, und ſie nach dem Geiſte der vier erſten Imams beantwortet; weil dieſe Klaſſe nichts eigenthümliches geliefert hat, ſo

heißt

heißt ſie deswegen Tabaca-y-ſufla, d. i. die niedere Klaſſe.

Unter der vierten Klaſſe zeichnen ſich Herkhy, Razy und Assbab'y aus; man hat ſie insbeſondere Assbab-Takhridjh genannt, um anzuzeigen, daß dieſe Juriſten ſich darauf eingeſchränkt haben, theils den ſchon von den drey erſten Klaſſen aufgeklärten Artikeln mehrere Ausdehnung zu geben, theils ganz in demſelben Geiſte Folgen daraus zu ziehen.

Die fünfte Klaſſe zählt zu den berühmteſten Imams den Eby-Haſſan-Coudoury und Sahhib-Hidaye. Man nennt ſie Asshaby-Tedjihh, weil ihr vornehmſtes Verdienſt iſt, die Vorlegung der Werke der vorhergehenden Imams bewürkt, ihre Varianten unterſucht, und diejenigen beſtimmt zu haben, welche vorgezogen werden ſollen.

In der ſechſten Klaſſe ſind die geſchätzteſten Lehrer, Sahhib-Kenz, Sahhib'ul-Mukhtar, Sahhib-ul-Medjhma — Medſchmah — und Sahhib Wikaye. Sie haben ihre beſondere Meinung über den Werth der Werke und kanoniſchen Entſcheidungen der Imams der vierten und fünften Klaſſe erklärt.

Zur ſiebenten Klaſſe gehören alle folgende Imams, welche über den Gottesdienſt und die Geſetze, nach den Grundſätzen ihrer Vorgänger aus allen ſechs Klaſſen geſchrieben haben. Dahin gehören die berühmten Werke des Tatar-Khaniye, des Hindiye, des Eb'ul-Leyss, des Medjdma-ul-Bahhreyn, des Ebul Caſſim, des Kiabiyeth'ul-Fetawa u. ſ. f. Allen dieſen Schriften giebt man den allgemeinen Nahmen Mutawelath, weil ſie ſehr viele Bände ausmachen, und von allen auf die geiſtlichen Geſetze ſich beziehenden Materien ſehr weitläuftig handeln. Zu dieſer Klaſſe werden

auch

auch noch alle Lehrer und Juriſten gerechnet, dergleichen die Ulemas unſerer Tage ſind, welche gleich den alten Imams die Ehrentitel Meſchaykh, Foukabha, und Oulema, d. i. Aelteſte, Rechtsgelehrte, Lehrer, aber nie den Titel Mudjhtehhid, oder heilige Ausleger führen.

Aus dieſer großen Menge von Büchern erlernten ehemals ſowohl obrigkeitliche Perſonen, als auch Rechtsgelehrte die Rechte; allein unter Muhamed dem Zweyten trug Molla — Richter — Kuſſrew, einer der einſichtsvollſten Lehrer ſeines Jahrhunderts 875 — Chr. 1470 — die religiöſen Uebungen und die öffentliche Regierung betreffende Materialien in ein allgemeines Geſetzbuch, unter dem Titel Deever, d. i. Perle, zuſammen, weil es das Koſtbarſte für Rechtsgelehrte enthält. Da aber manche Punkte des Gottesdienſtes und der Moral nach der Lehre der alten Imams noch nicht hinlänglich erklärt waren, ſo machte ein eben ſo gelehrter Juriſt, Scheykh-Ibrahim Haleby, unter Soliman dem Erſten eine andere Sammlung, welche nebſt dem Texte auch alles enthielt, was ſowohl die Imams der drey erſten Klaſſen behauptet haben, als auch die Meinungen und Erklärungen der Lehrer aus der vierten, fünften und ſechſten Klaſſe. Dieß Werk iſt ſo deutlich und beſtimmt geſchrieben, daß die Juriſten ſelten ihre Zuflucht zu den alten kanoniſchen Büchern ſelbſt nehmen müſſen. Er gab ſeinem Werke, das gegenwärtig das einzige Rechtsbuch iſt, wornach man ſich im Reiche richtet, den prächtig klingenden Titel, Multeka-ul-ubbhur, d. i. Zuſammenfluß der Meere, welcher ſich darauf bezieht, daß ſein Buch die Quinteſſenz aus einer unendlichen Menge Bücher iſt. Es enthält in 57 Büchern und mehrern Kapiteln, außer den gottesdienſtlichen Gewohnheiten

alle

alle bürgerliche, Criminal- Moral- politiſche, militäriſche, die Gerichte angehende, fiſcaliſche, Aufwands- und Ackergeſetze. Dieß Lehrbuch, welches alle heilige Geſetze des Muhamedanismus in ſich faßt, die Glaubenslehrvorſchriften ausgenommen, enthält auch noch die verſchiedenen Meinungen der Imams, welche die vier orthodoxen Ritus geſtiftet haben, und die Meinungen der vornehmſten Imams von der Hanefitiſchen Sekte.

Die vier Imams oder Stifter der Sekten gehen nur in verſchiedenen, auf Moral, äußerlichen Gottesdienſt und Staats- und Gerichtsverwaltung ſich beziehende Punkte von einander ab; im Lehrbegriff aber ſind ſie völlig einſtimmig. Daher hält man ihre Werke für rechtgläubig, und die Anhänger eines jeden können für ſich ihre Reinigungen, Gebet des Herrn und andere Religionshandlungen nach den Verordnungen des Imam, dem ſie folgen, verrichten; aber in Anſehung des öffentlichen Gottesdienſtes folgt man im ganzen Reiche, Mecca ausgenommen, dem herrſchenden Ritus des Imam Azam-Ebu-Hanife. So verhält es ſich auch in rechtlichen Dingen. Die beſondern Meinungen der drey andern Imams, Schafiy, Malik und Hannbel, werden da nicht geſtattet. Die bürgerlichen, Criminal- Staats- und Kriegsgeſetze ſind ganz nach den Grundſätzen des Imam Azam- Ebu- Hanife, ſeiner Schüler, und der ihm ergebenen Lehrer, die man gewöhnlich Imams Hanefys nennt, eingerichtet.

Die Hanefytiſchen Imams, von welchen die vornehmſten Imam Ebu- Youſſouph, Imam Mohammed und Imam Zufer ſind, welche in die zweyte Klaſſe der Imams Mudjhtehhids, oder heiligen Ausleger geſetzt werden, haben in meh-

rern

rern Punkten entgegengeſetzte Meinungen, von welchen einige von den Lehrern der fünften und ſechſten Klaſſe den Meinungen des Imams **Ebu-Hamfe**, ihres Anführers, vorgezogen werden. Dieſe Verſchiedenheit ſoll von der Dunkelheit einiger Stellen des Korans oder des Hadis herrühren, wozu wohl aber auch die figürlichen Bedeutungen der ſo ſchönen, reichen und majeſtätiſchen, aber deswegen doch unvollkommenen arabiſchen Sprache, in welcher dieſe Bücher geſchrieben ſind, Gelegenheit gegeben haben mag.

Die Auswahl, welche die Imams der fünften und ſechſten Klaſſe gemacht haben, findet man nebſt den Abweichungen der Hanefiten und Nichthanefiten eigentlich in dem Geſetzbuch **Multeka**, welches ſamt ſeiner Abfaſſung faſt das einzige Handbuch der Rechte zum Gebrauch der **Caziaskers**, — gewöhnlich **Kadileskier** — Oberrichter, — der **Mollas** — Richter, — **Cadis** — Unterrichter, — **Naibs**, endlich für alle Gerichtshöfe im ganzen osmanniſchen Reiche iſt. Doch ſind die obrigkeitlichen Perſonen verpflichtet, wo die Hanefitiſchen Imams in ihren Meinungen von einander abweichen, beſtändig derjenigen zu folgen, welche die am meiſten herrſchendſte iſt, und welche die letztern Imams gebilligt haben. Die Meinungen der nichthanefitiſchen Imams dürfen ſchlechterdings nicht in allem, was die Rechtswiſſenſchaft angeht, gebraucht werden. Und giebt es ja unter den Magiſtratsperſonen ſolche, welche dem Ritus des **Schafiy**, oder des **Malik**, oder des **Hannbel** zugethan ſind, ſo müſſen ſie bey der öffentlichen Ausübung der Gerechtigkeit und Religion ſich völlig nach der Lehre der vornehmſten hanefitiſchen Imams richten. Endlich zeigt der **Codex Multeka**, ein Auszug aller geheiligten Geſetze des **Muhamedanismus**, doch auch in den meiſten

Vor-

Vorſchriften Abſtufungen und verſchiedene Eigenſchaften, welche auf ihre Beobachtung Einfluß haben.

Die Geſetze des allgemeinen Geſetzbuchs ſind mehr oder weniger kanoniſch, mehr oder weniger verpflichtend, welches ausdrücklich durch beſondere Worte bemerkt wird. Alle gottesdienſtliche Uebungen, Sitten- bürgerliche und Staatsgeſetze haben entweder eine göttliche Verbindlichkeit, oder eine kirchliche — kanoniſche, — oder ſie beruhen auf einer bloßen nachahmenden Gewohnheit.

Die Artikel von göttlicher Verbindlichkeit führen den Nahmen Farz. Darunter gehören alle Vorſchriften des Korans, welche in ſechs Klaſſen eingetheilt werden. Die Artikel von kirchlicher Verbindlichkeit nennt man Wadjib — Wadſchib; — unter denſelben verſteht man alle Geſetze der drey übrigen heiligen Bücher. Sie haben eine faſt eben ſo ſtarke verbindliche Kraft, als die für göttlich gehaltenen Geſetze des Korans, weil ſie von den erſten Imams herrühren. Die Artikel, welche auf nachahmender Gewohnheit beruhen, führen den Nahmen Sunnetb — Sunna; — dazu gehört alles, was ſich nicht auf Vorſchriften und mündliche Geſetze des Propheten, ſondern auf ſeine Werke und einige Religionshandlungen bezieht, die er, oder ſeine Schüler, oder die vier erſten Khaliphen verrichtet haben. Ihr verbindendes Anſehen gründet ſich auf die Meinung jener Imams, daß ein Gläubiger ſo viel möglich ſich nach dem Leben und den Handlungen des Propheten und ſeiner Apoſtel richten müſſe. Die freywillige Verrichtung oder Unterlaſſung derſelben Handlungen wird für eine Quelle von Verdienſten oder Nichtverdienſten für die Ewigkeit angeſehen.

Das Geſetz ſelbſt macht auch in ſeinen Ausſprüchen einen Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Religionen der Welt, den Nationen ſelbſt und den verſchiedenen Zuſtänden des Menſchen. Dieſe Unterſcheidungen ſind entweder allgemeine, welche alle Nationen der Welt angehen, oder beſondere, welche nur die Moslemin, oder die ihrer Herrſchaft unterworfenen Völker betreffen.

Der allgemeine Unterſchied, welchen das Geſetz macht, beziehet ſich entweder auf die Religion Muhameds, oder auf das arabiſche Volk, oder auf politiſche Verhältniſſe der andern Nationen zu den Moslemin, oder auf die verſchiedenen Religionen der Welt. In der erſtern Beziehung theilt das Geſetz alle Nationen unter dem Nahmen Moslam und Keafir in zwey große Staatskörper. Moslam oder Muslim bedeutet einen, der ſich in den Willen der Gottheit ergeben hat, und wird vorzugsweiſe allen Völkern beygelegt, die den muhamedaniſchen Glauben haben, ohne Rückſicht auf den Unterſchied der Gebräuche, Sekten, Ketzereyen oder verſchiedenen Meinungen zu nehmen. Sie führen auch den Nahmen Muhamedaner, Mumininn — Gläubige, — und Mawahhidinn, — Anbeter der Einheit Gottes. — Hingegen Keafir begreift eben ſo allgemein alle Völker der Erde, die Muhameds vorgegebene göttliche Sendung nicht annehmen, und bedeutet einen Ungläubigen, einen Gotteslaͤſterer, einen Menſchen in der Finſterniß, deſſen Augen dem Licht und der göttlichen Gnade verſchloſſen ſind. Sie heißen auch Muſchrikinn, Vielgötter Anbeter der Mehrheit. Aus dieſem Unterſchiede iſt der bey den Muhamedanern ſo gewöhnliche Ausſpruch entſtanden: Elkufru Millerh' unn Wahhiderh, d. i. alle Ungläubige machen nur ein und daſſelbe Volk aus;

eben daher wird auch die ganze Erde in zwey große Theile getheilt, Dar-Jslam, d. i. Wohnung des Jslamismus, muhamedaniſches Land, und Dar-Jlab, d. i. Wohnung des Kriegs, feindliches Land, worunter alle auswärtige Völker, ſelbſt diejenigen, welche mit den Moslemin im genaueſten Freundſchaftsbündniſſe ſtehen, verſtanden werden.

Jn der zweyten Beziehung, die man auch Nationalunterſchied nennen kann, theilt das Geſetz ebenfalls alle Völker in zwey große Staatskörper ein, nämlich in Areb, d. h. arabiſches Volk, welches im Geſetze ſtets vor andern moslemiſchen und nichtmoslemiſchen durch verſchiedene Vorzüge ausgezeichnet wird, ja unter den Arabern ſelbſt die arabiſchen Bürger oder Stadteinwohner und die nomadiſchen, im freyen Felde unter Zelten lebenden Horden- oder Beduinen-Araber unterſcheidet; und in Adjem — Adſchem, Barbaren, — welches theils die Perſer, theils alle Nationen der Welt, im Gegenſatz der Araber, bezeichnet.

Jn der dritten, einen politiſchen Unterſchied machenden Beziehung werden alle Erdbewohner unter vier Klaſſen gebracht, als: Muslims — Bekenner der Lehre des Muhameds, — Zimmys, Muſteeminns, und Harbys. Zimmys ſind alle Unterthanen, Chriſten, Juden oder Heiden, welche der Kopfſteuer — Dzizije (Dſiſiſcheh) oder Kharadjh (Charadſch), welche blos von Nichtmoslemin gefordert wird, unterworfen ſind. Muſteeminns bedeutet Leute, die um Gnade gebeten haben, um entweder die Unterthanen der Mächte, welche der muhamedaniſchen Uebermacht weichen mußten, und Friede erhalten hatten, oder einzelne Privatperſonen, ſelbſt von einer nicht befreundeten Nation, die an den Gränzen gleichſam das Recht der Schonung erlangt

zu

zu haben ſcheinen, anzuzeigen. Mit einem Worte, unter dem Ausdrucke Muſteeminns, den man in allen öffentlichen und gerichtlichen Acten, in allen Fermans oder Verordnungen der Pforte braucht, werden alle Ausländer, von welcher Nation ſie auch ſeyn mögen, die im Reiche unterm Schutze der Traktaten oder des Völkerrechts ſowohl als Durchreiſende, als auch als Einwohner und Anſäßige leben, begriffen. Die Harbys, von Harb, d. h. Krieg, genannt, ſind die Feinde der Muhamedaner, oder vielmehr alle mit ihnen nicht durch Freundſchaftstraktaten verbundene Nationen.

In der vierten Beziehung endlich macht das Geſetz auf die Verſchiedenheit der Religionen ſieben Klaſſen. Die beyden erſten, Sunnys oder Sunniten und Schiys oder Schiyten, ſind muhamedaniſche. Unter jenen verſteht man alle Moslemin der vier orthodoxen Sekten, die Hanefyten, Schafiyten, Malikyten und Hannbelyten; unter dieſen oder den Schiyten theils alle beſondern Anhänger des Aly, welche die drey erſten Khaliphen nicht für rechtmäßig anerkennen, theils alle Ketzer unter den Muhamedanern. Die dritte Klaſſe enthält die Kitabys, oder die vor Muhamed durch eine Offenbarung, durch göttliche Bücher, als die fünf Bücher Moſis, die Pſalmen und das Evangelium begnadigten Völker, folglich Hebräer und Chriſten, welche das Geſetz oft von den Heiden unterſcheidet. So iſt dieſen z. B. alle Vermiſchung des Bluts mit Moslemin unterſagt, aber Moslemin dürfen chriſtliche und hebräiſche Weiber heurathen, nur Chriſten oder Juden nicht mosleminſche Frauen. Die hebräiſchen und chriſtlichen Religionsbücher werden zwar von den Moslemin für heilig, jedoch in einem geringern Grade als der Koran gehalten. Alle Chriſten

 über-

überhaupt nennen ſie Isſewy — Nachfolger Jeſu, — Naſsrany — Anhänger des Nazaräers, — und die Juden Rebhoudy oder Beno-Rebhoud, Kinder Juda. Die vierte Klaſſe ſind die Medjeouſſys, oder Feueranbeter, oder Nachfolger des Zoroaſters, welche in der Anwendung einiger bürgerlichen und Criminalgeſetze auch von andern Völkern unterſchieden werden. In der fünften Klaſſe befinden ſich die Abede-y-Ewsann-Adjems, d. h. Götzendiener von jeder Nation, die Araber ausgenommen; in der ſechſten die Abede-y-Ewsann-Arabs, d. i. heidniſche Araber; und in der ſiebenten die Murtedds, oder Abtrünnigen, welche den muhamedaniſchen Glauben abſchwören. Ihnen verzeiht das Geſetz eben ſo wenig, als den heidniſchen Arabern, die ſich nicht einmahl durch die Kopfſteuer als Zimmys oder ſteuerpflichtige Unterthanen loskaufen können. Ihnen bleibt nur die Wahl zwiſchen Koran und Schwerdt.

In Rückſicht der beſondern Unterſcheidungen bemerkt man eine natürliche, eine bürgerliche und eine moraliſche. Die erſte geht den Zuſtand der Bürger an, welche entweder unter den der muhamedaniſchen Herrſchaft unterworfenen Völkern freye Leute — Hurrs, — oder Leibeigene — Rikks — ſind; und letztere werden in neun verſchiedene Klaſſen in Anſehung der ſie betreffenden religiöſen, bürgerlichen und Criminalgeſetze eingetheilt. Die bürgerliche Abtheilung hat vier Klaſſen, als: Scherifs oder Emirs, d. h. Abkömmlinge von Muhameds Stamme und Geſetzkundige, welche ſtets den erſten Rang im Reiche haben; die Kououſſa, d. i. Miniſter, Großen und alle Beamte, die in Dienſten ſtehen; die Ewſath Soukiye, oder Stadteinwohner, Bürger und alle ohne ein öffentliches Amt, von

ihrem Fleiße oder Vermögen lebende Privatperſonen; endlich die Hiſſae, oder Pöbel, Leute von nicht freyem Stande, und die Zimmys, oder ſteuerbare Unterthanen, welche der Religion wegen von allen Aemtern und Dienſten ausgeſchloſſen ſind. Gewiſſermaaßen machen auch wegen Verſchiedenheit der Geſetze die reiſenden oder anſäßigen und die wohlhabenden oder nicht wohlhabenden Perſonen eine fünfte Klaſſe aus. Der moraliſche Unterſchied macht zwey Klaſſen, die Tugendhaften — Salihhs — und die Laſterhaften oder Irreligiöſen, aus, die nicht vor Gerichte Zeugniß wie jene ablegen können. Zu denſelben gehören auch Leute mit natürlichen Gebrechen, z. B. Blinde, Lahme ꝛc.

So viele Klaſſen unterſcheidet das kanoniſche Recht, wie man faſt in allen Artikeln dieſes allgemeinen Geſetzbuchs findet, das zur Grundlage aller Fethwas — Fetfas — gedient hat, welche von den berühmteſten Muftys zu Konſtantinopel geſammelt worden ſind. Die Fethwas ſind nichts anders, als die im Geiſte der alten Imams gemachten Entſcheidungen, in welchen ſich der Geiſt des Geſetzes in ſeiner ganzen Anwendung zeigt, und jedes Gericht hat außer dem Codex Multeka, zwey oder drey ſolcher Sammlungen, vornehmlich aber die letzte vom Mufty Behdſcheh Abdullah Efendy.

Da die Religion die Grundlage des ganzen Gebäudes der muhamedaniſchen und noch itzt der osmanniſchen Macht iſt, da die Oberherren, welche man als rechtmäßige Beſitzer der ehemahligen Gewalt der Khaliphen anſieht, die Rechte des Prieſterthums und die Rechte der oberſten Macht in ſich vereinigen, da ſie nach den durch die Religion ſelbſt geheiligten kanoniſchen Geſetzen das oberſte Prieſterthum in Beſitz nehmen und Beherrſcher ſind, ſo wird

 der

der Inhalt dieſes Geſetzbuches hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Bedenkt man vollends, daß es das Weſen der Moral, der Glaubenslehren und des äuſſerlichen Gottesdienſtes der Osmannen und aller Muhamedaner ausmacht, ſo wird die Anführung deſſelben ſogar nothwendig.

Das Religionsgeſetzbuch wird in drey Theile eingetheilt. Der erſte enthält die Glaubenslehre — Hikadath, — der andere die Gebräuche — Ibadath, — und der dritte die Sittenlehre — Muamelath. — Die Glaubenslehren des Islam machen ein vom allgemeinen Geſetzbuche — Multeka — abgeſondertes Werk aus, über welches die Imams der vier orthodoxen Ritus weitläuftige Abhandlungen geliefert haben. Das meiſte Anſehen hat der Commentar des Sateddin Teftazari, der zu Pukhara 808 — Chr. 1405 — ſtarb. Außer den ſtreitigen Punkten und verſchiedenen Meinungen der 72 heterodoxen Sekten, vornehmlich der Muazaliten, der Razafye, der Imamiyes ꝛc. findet man hier noch alle Artikel aus einander geſetzt, und die Vortheile der Philoſophen oder der Anhänger der natürlichen Religion, welche er immer mit denſelben Beweiſen aus den vier heiligen Büchern und mit einer Menge ſcholaſtiſcher Gründe widerlegt. Nach ihm haben mehrere Lehrer den Commentar erklärt und Auszüge daraus gemacht. Der Auszug des Omer Neſſefy beſteht aus 58 Glaubensartikeln, welche, ſo zu ſagen, die Seele und das Weſen der moslemiſchen Lehre ſind. Er ſpricht mit folgenden Worten:

Die Wiſſenſchaft überhaupt beruht auf Wahrheit und Wirklichkeit der Gegenſtände. Freunde der Wahrheit müſſen daher die Exiſtenz einer jeden wahren und wirklichen Sache annehmen. Sie erkennen

zu lernen, giebt es drey verſchiedene Quellen: Geſunde und vollkommene Sinne — Hawass' us-Selimeth, — übereinſtimmende und wahre Ueberlieferung — Khaber' us-Sadik, — und das Licht der Vernunft — Akl. — Dieſe drey Urquellen menſchlicher Kenntniſſe, worunter die göttliche Eingebung — Ilham — nicht gehört, ſind die einzigen, welche zur Wiſſenſchaft führen; es gehört folglich zur Wahrheit, zur gewiſſen Wiſſenſchaft, und mithin zum Glauben:

1) Daß die Welt — Alem — mit allen Theilen, aus welchen ſie beſteht, geſchaffen ſey; daß ſie aus Subſtanzen und zufälligen Dingen beſteht. — Muhamed hatte anfangs nur die Abſicht, die Abgötterey bey ſeiner Nation zu vernichten, und ſie zur Anbetung des einzigen wahren Gottes zu bringen, indem er die Grundſätze der natürlichen Religion bey ihnen wieder herſtellte. Er nahm daher die alten Patriarchen Adam, Noah, Abraham, Jsmael ꝛc. zu ſeinen Muſtern, und ſagte: ihre Religion ſey der Jslamismus geweſen, durch welchen Nahmen er ſeine Lehre und Religion heiligte. Er nahm bald aus dem alten und neuen Teſtamente, bald aus den allgemeinen, bey den Arabern anerkannten Ueberlieferungen Sätze her, die zu ſeinem Syſtem paßten. Er nahm noch ſeine Zuflucht zu vorgeblichen Offenbarungen, um theils die ſchon vorhandenen Meinungen zu beſtätigen, theils den Abänderungen, die er nöthig fand, Anſehen zu verſchaffen. Einzig und allein daher kommt die große Uebereinſtimmung von Muhameds Darſtellung der Schöpfungsgeſchichte mit der Bibel; denn es heißt in den muhamedaniſchen heiligen Büchern z. B. ebenfalls, Gott machte die Welt aus nichts, und ſchuf ſie in ſechs Tagen ꝛc. er ſchuf den Menſchen aus Erde, gab ihm durch ſeinen

nen göttlichen Hauch Seyn und Leben, und nannte ihn Adam; der Ewige ließ den Adam in einen tiefen Schlaf fallen, nahm aus ſeiner Seite eine Ribbe, woraus er die Frau machte, welche er Hawa — Eva — nannte u. ſ. f. Der Sündenfall wird, im Ganzen genommen, auf dieſelbe Art erzählt, nur mit einigen Nebenumſtänden ausgeſchmückt, die ſich auf die muhamedaniſchen Begriffe vom Zuſtande nach dem Tode beziehen. Im gleichen Geſchmack wird die übrige Geſchichte der Nachkommen Adams erzählt.

2) Daß der Schöpfer dieſer Welt Gott — Allah — iſt, und daß er der Einzige und ewig iſt; daß er lebt, daß er allmächtig iſt, alles weiß, alles verſteht, alles ſieht, daß er will und handelt, daß keine Geſtalt, Figur, keine Schranken und Gränzen, keine Zahl, keine Theile, keine Vervielfältigung oder Theilung bey ihm ſtatt findet, weil er weder Körper noch Materie iſt; daß er weder Anfang noch Ende hat; daß er durch ſich ſelbſt beſteht, ohne Zeugung, Wohnung, Aufenthaltsort, Einfluß der Zeit, unvergleichlich in ſeiner Natur, wie in ſeinen Eigenſchaften, die, ohne von ſeinem Weſen getrennt zu ſeyn, es doch nicht ausmachen. So beſitzt Gott auch Weisheit, Macht, Leben, Kraft, Verſtand; er ſieht, will, handelt, ſchaffet, hat Fähigkeiten und Sprache, aber dieſe ewige Rede in ſeinem Weſen iſt ohne Buchſtaben, Zeichen und Töne, und ihre Natur iſt das Entgegengeſetzte des Stillſchweigens.

3) Daß der Koran das ungeſchaffene Wort Gottes iſt, geſchrieben in unſern Büchern, eingeprägt unſern Herzen, ausgeſprochen in unſern Sprachen, gehört mit unſern Ohren, welche aber nur den Schall der Rede und nicht die Rede ſelbſt, welche ewig und ſelbſtſtändig iſt, empfunden haben. Man weiß, daß der

der Koran von den Moslemin für die vom Muhamed bekannt gemachte Sammlung göttlicher Geſetze gehalten wird, und die Muhamedaner glauben, der Koran ſey aus dem großen Buche himmliſcher Verordnungen genommen, und Blätter- und Versweiſe vom Himmel geſandt worden. Der Geſetzgeber Muhamed bediente ſich derſelben bey jeder Verlegenheit, und wenn dieſe recht groß war, ſo hatte er faſt immer ſolche Blätter vom Himmel erhalten. Der Koran beſteht aus 114 Kapiteln oder Suren, 6666 Verſen oder Ayeths, und 30 Abſchnitten — Djuz'y. — Sie ſind nicht in der Ordnung zuſammengeſtellt, in welcher ſie Muhamed bekannt machte.

Nach den beſten Nationalſchriftſtellern war dem Muhamed ſeine vorgebliche Sendung durch den Erzengel Jsrafil im vierzigſten Jahre ſeines Lebens im Traume in der Nacht des 19. des Monats Ramazan 6203, d. i. 609 Chr. 13 Jahre vor der Hedſchra, der Epoche der Flucht Muhameds von Mecca nach Medina, geoffenbaret worden. Muhamed begab ſich ſogleich in eine Höhle des Bergs Hira, der über Mecca liegt. Tag und Nacht brachte er mit Faſten, Beten und Betrachtungen zu; in einer Entzückung erſchien ihm Gabriel, und befahl ihm, zu leſen. Muhamed antwortete, er könne nicht leſen. Der Erzengel nahm ihn in ſeine Arme, drückte ihn ſtark, erneuerte jenen Befehl noch zweymahl, indem er ihn immer ſtärker preßte, und gab ihm endlich die Worte in den Mund: ließ im Nahmen deines Schöpfers ꝛc. Ueberhaupt beehrte der Erzengel den Muhamed, nach dem Zeugniß der Nationalſchriftſteller, 24000 mahl; da er hingegen dem Adam nur zwölfmahl, dem Enoch viermahl, dem Noah funfzigmahl, dem Abraham zwey und vierzig mahl,

 dem

dem Moſes vierhundert mahl, und Chriſto zehnmahl erſchienen ſey. Er erſchien dem Muhamed nie anders, als mit einem Lichtglanze und Glorie des Geſichts, er duftete die ſtärkſten Wohlgerüche aus, und kündigte ſich durch ein dumpfes Geräuſch an, das dem Klange kleiner Glocken ähnlich war. Seine Gegenwart erfüllte ſtets die Seele des erhabenſten aller Propheten, des Muhameds, mit Entſetzen, und ein kalter Schweiß bedeckte ſeinen Körper ꝛc. Kein Muhamedaner berührt dieß Buch, wenn er nicht geſetzlich rein iſt, er küßt es, legt es an die Stirn mit den größten Empfindungen der Achtung und Andacht. Es iſt erſt im 13ten Jahr der Hedſchra, oder zwey Jahre nach Muhameds Tode, auf Befehl des Khaliphen Abubekr, durch Zeid, Sohn des Sabith, zuſammengetragen, und feyerlich bey der Haffa, Omers Tochter, der Wittwe des Propheten, niedergelegt worden.

4) Daß die Schöpfung — Tekwinn — eine ewige Kraft in dem Weſen Gottes ſelbſt iſt, und daß dieſe Kraft die Welt mit allen ihren Theilen nicht in der Ewigkeit, ſondern in der Zeit geſchaffen und hervorgebracht hat.

5) Daß der Wille — Iradeth — im Weſen Gottes iſt, und daß dieſer Wille ewig iſt, und durch ſeine eigene Natur beſtehet.

6) Daß das Anſchauen Gottes — Rouyeth — ein Glaubensartikel iſt, der ſowohl mit den Einſichten der Vernunft, als mit den Wahrheiten übereinkommt, welche ſich auf Ueberlieferung und die überzeugenden Beweiſe gründen, die den Gläubigen verheißen, Gott in der Ewigkeit zu ſchauen; dieß Anſchauen aber, dieſe Betrachtung ſchließt allen Ort, Gegend, Stellung, Entfernung zwiſchen dem gläubigen Betrachter und Gott, aus.

7) Daß

7) Daß die Ungläubigen, und die Sünder unter den Gläubigen, in ihren Gräbern Quaalen leiden werden, und daß die Gerechten daſelbſt geiſtliche Vergnügungen genießen werden. Zu dieſer Klaſſe der Ungläubigen gehören z. B. die Schiyten.

Muhameds Lehre erfuhr nach ſeinem Tode nicht weniger heftige und blutige Angriffe, als bey ſeinem Leben, und das ganze Gebäude des Islamismus hätte vielleicht eingeſtürzt werden können, wenn es nicht der Muth und die Geſchicklichkeit des Suhbeils Ibn Amir, eines von den Häuptern der Stadt Mecca, erhalten hätte. Die vornehmſten, deren Grundſätze dem Koran am meiſten entgegen waren, und die zum endlichen Umſturz des Khaliphats vorzüglich beygetragen haben, ſind:

1. Abd'ullah Ibn Wehbeb, Stifter der Sekte der Karedſchiten, d. i. derer, die draußen ſind, die ſich außerhalb des Islamismus befinden, J. 9. Chr. 659. Eine ſeiner für irrig gehaltenen Meinungen war: Große Sünden machten, daß der Glaube verlohren gehe, der ohne beſtändige Ausübung guter Werke nicht ſeyn könne.

2. Moughayre Ibn Said, J. 119. Chr. 737. ſtellte Gott als ein körperliches Weſen mit ſo vielen Gliedern, als Buchſtaben des arabiſchen Alphabets ſind, vor.

3. Ghaylann Ibn Younouſſ · Cadry, J. 120. Chr. 738. griff verſchiedene Lehren und Gebräuche der moslemiſchen Religion an.

4. Djead Ibn Dirrbhem, J. 123. Chr. 741. erklärte ſich zuerſt gegen die Meinung, daß der Koran unerſchaffen und ewig ſey. Furchtbar war der Ueberwinder des Hauſes der Ommiaden und Urheber des Glücks der Abaſſiden,

5) Ebn

5. Ebu Mußlim, J. 137. Chr. 755. Das Volk in Khoraſſan verehrte ihn als einen übernatürlichen Mann, und ſetzte ihn ſogar über den Muhamed, weswegen er von den Moslemin unter die Ketzer geſetzt wurde.

6. Ahmed-Rawendy, J. 141. Chr. 758. trug eine neue Lehre von der Seelenwanderung vor, und vergötterte alle Menſchen.

7. Atan-Hakem, von ſeiner goldenen Maske Mucanna genannt, J. 159. Chr. 775. muß von dem Hakem, welchen die Druſen als einen Gott verehren, unterſchieden werden. Er war ein in Khoraſſan gebohrner Betrüger, der in ſeinem Vaterlande den thörichſten Unſinn ausbreitete, ſich ſelbſt Göttlichkeit zuſchrieb, und Khoraſſan zwey Jahre lang verwüſtete.

8. Babik-Haremy trug ebenfalls eine neue Seelenwanderung vor, die in Aderbidſchan, in Armenien und ganz Perſien großen Fortgang hatte. In ſeinen zwanzig Jahre lang mit den Khaliphen geführten Kriegen ſind mehr als 250,000 Menſchen und er ſelbſt, J. 222. Chr. 832. in Bagdad umgekommen, wo ihm der Khaliph Muhamed der Dritte Arme und Füße abſchneiden, und ſeinen Körper mehrere Tage dem Volke zur Schau ausſtellen ließ.

9. Waſſel-Ibn Ata, J. 240. Chr. 854. ward das Haupt der Sekte der Mutaziliten, und ſeine vornehmſte Ketzerey war, daß er über die Natur des Korans, ſo wie der unter Nr. 4. genannte Dſchad, dachte.

10. Caramath oder Karmath ſtiftete, J. 277. Chr. 890. eine neue, dem Jslamismus ganz entgegengeſetzte Sekte, und die Karmathier ſollen

die

die Stammväter der neuern Naſſairier ſeyn. Er veränderte alle äußerliche gottesdienſtliche Gebräuche, die Reinigungen, das Gebet, Faſten ꝛc., eiferte gegen das Wallfahrten nach Mecca, erlaubte Wein und Schweinefleiſch, ertheilte ſich den Fünften des Allmoſen-Zehntens ꝛc. Seine Sekte machte ſehr große Fortſchritte, und die Verwüſtung der Karmathier waren zwey Jahrhunderte hindurch die Plagen des Khaliphats. Im Jahr 360. Chr. 970. führte

11. Ebu Yezid, ein Betrüger, der ſich zum Propheten aufwarf, gegen den Koran eiferte, eine neue Lehre ein, und erfüllte Afrika mit Unruhe.

12. Haſſan-Ibn-Aly-Humeyry war ein Scheikh, der erſt in Perſien und Syrien predigte, und endlich J. 483. Chr. 1090. falſche Commentarien über den Koran ausbreitete, und eine neue Sekte ſtiftete, welche ſich Humeyrys und auch Fedayis wegen des Enthuſiasmus nannten, womit ſie ihr Leben unter ſeiner Anführung der Gefahr ausſetzten.

13. Mohammed Mehhdy-Ibn-Tumereth predigte eine neue Lehre gegen den Koran, deren Seele die Einheit Gottes war, und ſetzte ſich auf den Gebirgen von Semlil in Afrika J. 514. Chr. 1120. mit ſeinen Anhängern feſt. Sie werden Muahedier, d. i. Anbeter der Einheit, genannt.

14. Khand-Haſſan, ein berüchtigter Ketzer, machte J. 559. Chr. 1163. auf einem Seſſel ſitzend ſeine neue Lehre bekannt, die verhaßter als alle andere Sekten ward. Er wählte den 17ten Tag des Ramazan dazu, erklärte alle Reinigungen, Faſten, Wallfahrten, Enthaltſamkeit, Verbot des Weins und Schweinefleiſches ꝛc. für Grillen. Das Volk jauchzte ihm zu, und Khand Haſſan heiligte dieſen Tag unter dem Nahmen Id-Kiyam, d. i. ſchnelles Feſt, oder ein Feſt, das ſogleich gefeyert wird.

wird. Es wurde eine beſondere Zeitbeſtimmung für dieſe Sekte, welche ſogar der Hedſchra, d. i. der Epoche von der Flucht Muhameds, entſagte. Die Politik dieſes Ketzers, der die Unterthanen auch von der Pflicht, öffentliche Abgaben zu entrichten, frey ſprach, verſchaffte ihm eine große Menge Anhänger, welche ſich **Beſchauende** nannten, aber von dem Islamismus Gottloſe, Gotteslåſterer ꝛc. genannt wurden.

Dieſen vornehmſten Sekten muß man noch beyfügen die Sekten der **Imamijiten**, der **Zindikjiten**, der **Zeydijiten**, der **Mubahhijiten**, der **Muſſawweritten** ꝛc., welche beſonders weit anmaaſſender die Grundſätze der **Sunnytiſchen** Lehrer beſtritten haben, und zuſammen 72 Sekten ausmachen, die **Schia** und **Firka** genannt werden. Man theilt ſie in ſechs allgemeine Klaſſen.

8) Daß alle Todte ohne Unterſchied in ihren Gräbern ein Verhör durch die Engel — Munkir und Nekir — werden aushalten müſſen.

9) Daß die Auferſtehung der Todten wirklich und gewiß iſt ꝛc.

10) Daß das Paradieß und die Hölle wirklich, gewiß, geſchaffen und ewig ſind, und nie weder ſelbſt noch ihre Bewohner untergehen werden.

Die moslemiſche Lehre nimmt acht Grade der Seligkeit des Paradieſes, und ſieben Klaſſen der hölliſchen Leiden an, um dadurch anzuzeigen, daß Gottes Barmherzigkeit um einen Grad größer ſey, als ſeine gerechte Rache.

11) Daß die größten Sünden in den Gläubigen doch nicht den Karakter des Glaubens austilgen, und ſie nicht aus dem Schooße des Islamismus ausſchließen. Es giebt bey ihnen zwölf ſchwere Sünden, als Vielgötterey, Todtſchlag mit Einſchluß des

Selbſtmords, Unrechthun, alle Laſter der Unkeuſchheit, Ausreißen der Krieger vor dem Feinde, Zauberey, Beſitznehmung der Güter der Waiſen, Ungehorſam der Kinder gegen ihre moslemiſchen Väter und Mütter, Feindſeligkeiten gegen Mecca und ſein heiliges Gebieth, Wucher, nebſt unerlaubtem Gewinn, Rauben und Weintrinken.

12) Daß die Sendung des Propheten ein Geheimniß iſt, und Muhamed der erhabenſte und vortrefflichſte aller Propheten; daß die himmliſchen Bücher als Gottes Wort wirklich vom Himmel gekommen, und die Himmelfahrt des Propheten eine wirkliche Thatſache iſt, und man überhaupt an Wunder glauben müſſe; daß das wahre Khaliphat oder die prieſterliche Regierung nur 30 Jahre gedauert habe; daß die Moslemin durch einen Imam beherrſcht werden müſſen, der die Macht habe, über die Beobachtung der Vorſchriften des Geſetzes zu wachen, die geſetzlichen Strafen zu vollſtrecken, die Gränzen zu vertheidigen, Armeen zu werben, den Zehnten für den öffentlichen Schatz zu empfangen, Rebellen und Räuber zu unterdrücken, das öffentliche Gebet des Freytags und an den Faſten des Beyram zu halten, Bürger zu richten, Streitigkeiten der Unterthanen abzuthun, rechtskräftige Beweiſe in Streitſachen für zuläßig zu erklären, unmündige Kinder beyderley Geſchlechts, die keine natürlichen Vormünder haben, zu verheurathen, endlich die geſetzliche Theilung der Beute vorzunehmen.

Der Imam muß ſichtbar ſeyn, und ſich zu allen Zeiten dem Volke zeigen, ſo wie er auch von dem Kureiſchiten abſtammen muß. — Daß endlich der Mangel der Furcht vor den göttlichen Drohungen und Strafen ein Werk des Unglaubens ſey.

Die

Die äußerliche Religionsübung oder der Ritus des Islamismus beruht auf fünf allgemeinen Punkten, als: Bekenntniß des Glaubens, Gebet und Reinigungen, Allmoſenzehnten, Faſten und Wallfahrt nach Mecca.

In Anſehung des Waſchens haben ſie drey verſchiedene Grade, welche ſie nach den beſondern Umſtänden, und unter Beten verrichten. Sie bedienen ſich dazu ſowohl des reinen, als des unreinen Waſſers. Da jede Frau ſowohl während ihren monatlichen Krankheiten, als auch die vierzig Tage ihres Kindbetts für unrein gehalten wird, ſo müſſen ſie ſich zwiſchen drey und zehn Tagen reinigen. Während ihrer Unreinigkeit ſind ihnen die fünftäglichen Gebete, das geſetzliche Faſten des Ramazan, und die Beſuchung der Tempel verboten. Auch können ſich alle Moslemin in Ermangelung des Waſſers mit trockenen Materien reinigen.

Unter ihren Gebeten hat das Gebet des Herrn, Salath oder Namaz, die größte Verpflichtung, und iſt Gott am angenehmſten. Wenn es der Moslemin verrichten will, ſo muß er vollkommen rein ſeyn, alle Theile des Körpers nach den Regeln der Wohlanſtändigkeit und Schamhaftigkeit bedecken, und das Geſicht beſtändig gegen die Caaba zu Mecca kehren.

Das Gebet des Herrn oder Namaz muß jeder Gläubige täglich zu fünf verſchiedenen Stunden des Tages thun; nämlich früh, zu Mittage, nach Mittage, Abends und in der Nacht verrichten. Außerdem iſt jeder Gläubige ſowohl zu den öffentlichen Freytagsgebeten, als auch zu dem öſterlichen Gebet an den zwey Beyramsfeſten u. ſ. w. verbunden, und muß alle nicht mosleminſchen gottesdienſtlichen Gebräuche ſorgfältig vermeiden.

Eben ſo ſorgfältig müſſen ſie bey Beerdigung ihrer Todten ſeyn, wobey der Körper wenigſtens von vier Menſchen mit ſehr ſchnellen Schritten ohne Geſang und Klang getragen wird, deren jeder nach und nach an allen vier Seiten des Sarges trägt. Die Leichenbegleitung folgt lieber zu Fuß als zu Pferde. Wenn der Körper auf die Erde niedergeſetzt iſt, ſo muß er ſogleich in das Grab gelegt werden, und das Geſicht gegen die Caaba zu Mecca gekehrt ſeyn, und niemand darf ſich eher ſetzen, als bis das Grab mit Erde bedeckt iſt. Eine andere Religionspflicht iſt die **Almoſenſteuer**, kraft welcher jeder Moslemim verbunden iſt, jährlich eine gewiſſe Summe, meiſt den Zehnten, zu Unterſtützung der Armen, Erbauung von Medſcheds oder Moskeen u. d. g., auch zur Unterhaltung der Thiere beyzutragen. Ein noch anderes Geſetz legt ihnen ſtrenge Faſten auf, wovon der **Ramazan** 30 Tage währet, binnen welchen — wohl zu verſtehen, nur ſo lange, bis der erſte Stern am Himmel ſichtbar wird, — keiner das geringſte an Speiſe und Trank zu ſich nehmen darf. Den Tag nach geendigtem Ramazan nimmt das **Beyramfeſt**, welches zum Andenken der Opferung Iſaaks eingeſetzt iſt, ſeinen Anfang. Es dauert drey Tage, und nur da ſcheint der Osmann ſeinen gewöhnlichen Ernſt in laute Fröhlichkeit zu verwandeln. Andere Feſte ſind das **Kurban Beyram** oder Opferfeſt, an deſſen erſtem Tage jeder nach ſeinen Vermögensumſtänden Fleiſch unter die Armen vertheilet, und das **Meulut** oder Geburtsfeſt des Propheten, welches mit der ſtillſten Ehrerbietung begangen wird.

Unter allen Feſten iſt die Wallfahrt nach Mecca ein ſo wichtiges Stück der Religion, daß ſie jeder gläubige Osmann, wenigſtens durch einen Bevollmächtigten, in ſeinem Leben einmahl verrichten muß,

 und

und derjenige, welcher ſie recht oft macht, für einen des Paradieſes vollkommen würdigen Menſchen angeſehen wird. Nach dieſem heiligen Orte gehen vorzüglich fünf Karavanen, die Caaba, ein altes Gebäude der Araber, welches, nach Muhameds Vorgeben, ſchon von Adam erbauet worden iſt, zu beſuchen, einen eingemauerten ſchwarzen Stein zu küſſen, und andere Ceremonien zu beobachten.

Weniger zur Seligkeit nothwendig iſt die im Koran zwar nicht befohlene, aber als ein ehrwürdiger Gebrauch beybehaltene Beſchneidung, welche mit vielen Ceremonien und Luſtbarkeiten zwiſchen dem 13ten und 15ten Jahre der Knaben vorgenommen wird; ferner die Enthaltung vom Wein, von erſticktem und vom Schweinefleiſch, ſo wie auch die Heiligung des Freytags, welcher der ordentliche Feyertag der Muhamedaner iſt. Man hat zwar in den Medſcheds alle Tage Gottesdienſt, wenn die Gebetzeiten ſind, allein der am Freytage dauert länger, und es werden Stücke aus dem Koran vorgeleſen, auch wohl Predigten gehalten. Im übrigen hingegen iſt der Freytag den andern Werktagen vollkommen gleich.

Die Medſcheds oder gottesdienſtlichen Verſammlungsörter der Osmannen ſind prächtige Gebäude, alle von einer Figur, mit einer Kuppel, und auf den Seiten mit runden Thürmen — Minnarets — verſehen, von welchen das Volk zum Gebet zuſammengerufen wird. Die Dächer ſind mit Bley; Wände, Boden und Gänge mehrentheils mit Marmor bedeckt, und die Säulen in den größern ebenfalls von gutem Geſtein aufgeführt. Anſtatt der Stühle und Bänke werden auf den Boden Teppiche gebreitet; an den Wänden hängen koſtbare Lampen, und nach der Gegend von Mecca zu iſt eine Art Kanzel. Ringsumher ſind mehrentheils kleine Alleen, und in

der

der Nähe der kaiſerlichen Medſcheds trifft man Hoſpitäler und andere milde Stiftungen an. Dieſe Medſcheds ſind weit reicher, als ſelbſt die begütertſten katholiſchen Kirchen und Klöſter. Ehedem erhielten ſie den dritten Theil der eroberten Länder. Den kaiſerlichen Medſcheds ſind noch die Einkünfte ganzer Provinzen angewieſen, und reiche Leute geben noch immer täglich ihre Schätze der Kirche hin. So ſoll z. B. die St. Sophien Medſched zu Konſtantinopel täglich 10,000 Floren Einkünfte haben, und die Reichthümer derſelben müſſen ſich um ſo mehr immer anhäufen, da nicht das geringſte — es ſey denn freywillig — zu Staatsbedürfniſſen verwendet werden darf, und alſo nur die Unterhaltungskoſten der Gebäude nebſt den kleinen Beſoldungen der Imams oder Geiſtlichen davon genommen werden.

Die osmanniſche Geiſtlichkeit — Ulema — beſteht aus vielen Perſonen, die aber, weil der Koran zugleich Geſetzbuch iſt, ſo viel mit bürgerlichen Angelegenheiten zu thun haben, daß eine geiſtliche Perſon und ein Rechtsgelehrter hier völlig einerley ſind. Der Mufti iſt der vornehmſte von allen, und ſeine Gewalt nach des Sultans ſeiner die unumſchränkteſte, weil keine innere oder äußere Staatsverhandlung ohne ſein vorhergehendes Gutachten oder Fetfah unternommen werden darf. Seine Wahl hängt allein von dem Sultan ab, und die jährlichen Einkünfte deſſelben müſſen außerordentlich groß ſeyn, weil er außer einer Menge Nebenvortheile nur vom Sultan täglich 2000 Aſper bekommt. Ob er auch ſchon bey aller ſeiner Heiligkeit und Macht ein Sclave des Deſpoten iſt, ſo darf ihm doch, ſo lange er nicht abgeſetzt iſt, keine Todesſtrafe zuerkannt, und ſeine Güter dürfen in keinem Falle confiſcirt werden, ſondern fallen allezeit ſeinen Erben anheim. Auf ihn

folgen die Untermuftis in großen Städten, welche aber durchaus von ihm abhängig ſind. Weder dieſe, noch die beyden Kadileskier von Rum-Ili und Anadoli, welche Oberrichter über alle Privatperſonen ſind, noch die Mollas oder Provinzialrichter, noch die Kadis oder Stadt- und Dorfrichter, haben etwas mit gottesdienſtlichen Verrichtungen zu thun, ob ſie ſchon alle Glieder der Kleriſey ſind, und mithin faſt das ganze Staatsruder von der Geiſtlichkeit gelenkt wird.

Wirkliche Geiſtliche ſind die Imams, welche den Gottesdienſt verrichten, die Kinder beſchneiden, nicht viel mehr verſtehen, als den Koran zu leſen, oder aufs höchſte ein unſinniges Geſchwätz darüber anzuſtellen; von dem Volke aber doch tief verehrt werden, und was das Sonderbarſte iſt, nicht von dem Mufti, ſondern von dem Vizir abhängen. Die Derwiſche ſind das, was bey den Chriſten die Mönche ſind, und, überhaupt genommen, ein faules, ſtolzes Geſindel, die durch ihre ſpitzen Filzmützen und ihre ſchweren Roſenkränze ſich ein überirdiſches Anſehen zu geben wiſſen, übrigens mit Betrug aller Art, nicht ſelten ſogar mit Straßenraub ſich zu nähren ſuchen. Sie theilen ſich in verſchiedene Klaſſen, von welchen die Mewelewiten das große Talent beſitzen, ſich ſtundenlang ohne Schwindel herumzudrehen. Viele dieſer Mönche bringen es durch unmäßiges Opiumeſſen ſo weit, daß ſie völlig wahnwitzig werden, da man ſie denn für Heilige und ſich für glücklich hält, ſie anrühren und beſchenken zu können.

Bürgerliche Verfaſſung.

In Ländern, wo das Volk über die erſten Rechte der Menſchheit nicht unterrichtet, unbekannt mit jeder Art der Aufklärung, und in die Feſſeln einer fanatiſchen Religion geſchmiedet iſt, da iſt der Oberherr

Herr des Landes gemeiniglich ein Halbgott. Allein eben dieſer Mangel an Nachdenken und Kenntniſſen, eben dieſe Religion, deren Diener nothwendig alles gelten müſſen, untergraben auch leicht die Grundveſte des Throns, und der vergötterte Monarch wird dann unter den Trümmern deſſelben begraben. Und dieß iſt gerade der Fall im osmanniſchen Reiche. Der Sultan — Padiſcha, — oder Kaiſer, wie man ihn ſehr unſchicklich nennt, iſt völlig unumſchränkter Gebiether, von deſſen Willen alles im Reiche, Leben und Guth abhängt. Seine Ausſprüche, und wenn ſie auch noch ſo unbillig wären, ſind die unverletzlichſten Geſetze, und der Pöbel hält den für ſelig geſtorben, der auf ſeinem Befehl erwürgt worden iſt. Allein ſo gefürchtet er auch iſt, ſo elend iſt doch im Grunde ſein Zuſtand, wenn einmahl Pfaffen oder Janitſcharen unzufrieden mit ihm werden. Alsdann iſt der Zauber, der ſeine Perſon umgab, plötzlich gelöſet; das Murren wird brauſender Aufruhr, und er hat von Glück zu ſagen, wenn er ſein Leben mit ewiger Gefangenſchaft loskaufet. Dieß iſt auch der Grund, warum der künftige vermuthliche Thronerbe — denn ausgenommen, daß Weiber der Regierung unfähig ſind, iſt die Regierungsfolge höchſt unbeſtimmt — die elendeſte Erziehung erhält. Feſt im Serail eingeſperrt, von dummen Weibern und niederträchtigen Verſchnittenen erzogen, wird er in nichts als dem Herbeten ſeiner Religionsformeln unterrichtet, zu allem Müßiggange angewöhnt, und alles vermieden, was ihm zwar Vorbereitung zu ſeiner künftigen großen Beſtimmung ſeyn, aber auch dem regierenden Sultan Furcht einflößen könnte, einen gefährlichen Nebenbuhler in ihm zu haben; und nur in dem itzigen Jahrhunderte hat der grauſame Staatsgrundſatz aufgehört, nach

welchem aus eben dieſem Grunde die regierenden Sultane ihre Brüder ums Leben bringen ließen.

Zum Hofſtaat des osmanniſchen Sultans gehören acht, bis zehntauſend Menſchen, unter welchen die Vornehmſten den Titel Aga führen, und folgende ſind: Seliktar-Aga, welcher bey der Tafel vorſchneidet; Chiohadar-Aga, der den Mantel des Sultans trägt; Rekiabdar-Aga, Steigbügelhalter; Matarogi-Aga, eine Art Mundſchenk, und Kemhoza Aga, oder Garderobemeiſter. Andere ſind die vier Hadſchas oder geiſtlichen Lehrer des Sultans: der Dſchereat Paſcha, Hakim Effendi und Munedſchin Paſcha oder Oberwundarzt, Oberleibarzt und erſter Sterndeuter u. ſ. w. Einen nicht minder anſehnlichen und zahlreichen Theil des Hofſtaats machen auch die Weiber aus, worunter keine rechtmäßige Gemahlinn iſt, ſondern, welche meiſt Kriegsgefangene oder Tributmädchen ſind, und deren Anzahl ſich oft auf zweytauſend beläuft. Sie wohnen in einem abgeſonderten Theile des Serails, Harem genannt, und heißen Odaliken, die aber, welche den erſten Prinzen gebohren hat, genießt des Titels Sultanin. Unter der ſtrengen Aufſicht ſchwarzer Verſchnittenen, deren Oberhaupt Kislar-Aga genannt wird, führen dieſe Schlachtopfer des morgenländiſchen Stolzes das elendeſte Leben, ſehen außer ihrem Tyrannen niemanden, als ſich unter einander ſelbſt, genießen kein ander Vergnügen, als daß ſie in den Gärten des Serails ſpäzieren gehen, und in ihren Zimmern mit Kinderſpielzeug, wohin auch Nürnberger bleyerne Soldaten gehören, ſich die Zeit vertreiben dürfen, und haſſen und verfolgen ſich auf die abſcheulichſte Weiſe. Außer den Verſchnittenen gehören auch noch die Stummen zu einem weſentlichen Theile der osmanniſchen Hofpracht, damit

ja nichts die geheiligte Stille unterbreche, welche den Thron des Monarchen umgiebt. Die Prinzeſſinnen werden eben ſo elend, als die Prinzen erzogen, und der Sultan treibt eine Art Handel mit ihnen, indem er ſie an alte Vizire oder Paſchen verheurathet, welche die Ehre, des Sultans Schwiegerſöhne zu ſeyn, mit den ungeheuerſten Geſchenken erkaufen müſſen.

Bey aller dieſer Pracht würde der Sultan der unglücklichſte Menſch ſeyn, wenn er richtigere und nicht orientaliſche Begriffe von ſeiner Erdengottheit hätte; denn er hat weder einen Freund, noch unter allen ſeinen Beyſchläferinnen eine, die ihn wirklich liebte, noch mit irgend jemanden einen vertrauten freundſchaftlichen Umgang. Nur der Großvizir, der Mufti, Kislar-Aga, Boſtandſchi-Paſcha, — Aufſeher des Serails, — der Leibarzt, und wenige andere haben das Vorrecht, ihn ſprechen zu dürfen. Niemand darf mit ihm ſpeiſen, und niemand nähert ſich ihm anders, als mit niedergeſchlagenen Augen und mit kreuzweis geſchlagenen Händen. Alle ſeine Waſſerfahrten und Jagdbeluſtigungen ſind freudenleere Opfer, die er der ſultaniſchen Würde bringen muß.

Bey den Audienzen, welche chriſtliche Geſandte an der osmanniſchen Pforte beym Sultan haben, herrſcht folgendes Ceremoniel. Ehe ſich der Geſandte in den Divan verfügen darf, muß er das Gefolge des Großvizirs unter freyem Himmel etliche Stunden erwarten. Sobald deſſen Zug vorüber iſt, ſchließt ſich der Geſandte hinten an, und reutet bis zum Eingange des zweyten Schloßhofes im Serail, wo er wiederum auf die Erlaubniß warten muß, in den Divan, wo die hohen Staatsbeamten ſchon verſammelt ſind, gehen zu dürfen. Hier ſetzt er ſich auf einen Seſſel, und ſein Gefolge ſteht hinter ihm; aber noch

dauert es etliche Stunden, ehe die Gerichtshändel abgethan und den Janitscharen ihre Lehnungen ausgezahlt werden; denn die Audienzen werden gewöhnlich auf die Lehnungstage verlegt. Dann erscheinen die Köche mit ſo viel kleinen Tiſchen, als türkiſche Miniſter da ſind, worauf in einer Art Porzellan Eſſen aufgeſetzt wird. Der Geſandte ſpeiſt mit dem Großvizir, und zu den andern Großen ſetzen ſich zween oder drey von ſeiner Begleitung. In einer halben Stunde iſt die Mahlzeit vorbey, und nun werden endlich die Vorkehrungen zur Audienz gemacht, welche darinnen beſtehen, daß der Geſandte wieder den Divan verläßt, auf dem Hofe mit ſeinem ganzen Gefolge Kaftane erhält, und wieder warten muß, bis die Ceremonienmeiſter kommen, von welchen zween einen Chriſten unter die Arme faſſen und feſt geſchloſſen hinein führen. Der Sultan ſitzt auf einem prächtigen Sopha, den Großvizir zu ſeiner Rechten, zur Linken etliche junge Verſchnittene, und der Pforten Dollmetſcher platt auf der Erde liegend. Wenn der Geſandte nun ſeinen Antrag gemacht, und dem Großvizir ſeine Briefe übergeben hat, geht er mit dem Gefolge rückwärts hinaus, und in fünf Minuten iſt die ganze Audienz vorbey.

Juſtiz- und Polizeyverfaſſung.

An der Spitze aller osmanniſchen Staatsbedienten ſteht der oberſte Vizir, gemeiniglich Großvizir genannt, hat eine ſehr unumſchränkte Macht, und wird mit dem Siegel des Sultans verſehen, das er beſtändig auf der Bruſt tragen muß, ein Herr über das Leben und Vermögen von Millionen Menſchen. Er fertigt alle Edicte und Reſcripte aus, iſt oberſter Anführer der Armeen im Kriege, da denn, ſo wie bey jeder andern Abweſenheit, ein Kaimakan ſeine Civilgeſchäfte beſorget, Aufſeher über das Militär im Frieden, und der höchſte Schutzrichter aller

Juſtiz- und Polizeyſachen. Der Glanz dieſes Sclaven, denn wenn es die Laune des Deſpoten oder das Geſchrey des Volks verlangen, ſo endet er ſein Leben gemeiniglich mit dem Strange, oder wird arm und güterlos in eine Einöde verwieſen, iſt wirklich königlich, und ſeine feſtbeſtehenden Einkünfte belaufen ſich jährlich auf eine halbe Million.

Die **Paſchas** oder **Provinzial-Gouverneurs** haben in ihren Statthalterſchaften beynahe daſſelbe Anſehen, und es iſt ihnen deswegen auch ein vollſtändiges Juſtizcorps, Mufti ꝛc. zugegeben; unter ihnen ſtehen die **Begjen**, **Sandſchjaken**, **Zaims** und **Timarioten**, Aufſeher über kleinere Diſtrikte. Die Paſchen haben zwey oder drey Roßſchweiſe, die ihnen, weil ſie auch Generals vorſtellen, vorgetragen werden. Andere öffentliche Bediente ſind der **Kapudan-Paſcha** — Großadmiral und Oberaufſeher der Marine, — **Reis-Effendi**, der nebſt dem Pforten Dollmetſcher die auswärtigen Angelegenheiten beſorgt, die Agas, **Kadileskier** ꝛc., alles meiſt habſüchtige Leute, welche die Unterthanen ausplündern. Im **Staatsrath** des Sultans, der **Galabe Diwannj** genannt, und wöchentlich zweymahl im Serail gehalten wird, hat der Großvizir den Vorſitz, und neben ihm befinden ſich die beyden **Kadileskier**, **Mufti**, **Defterdar**, **Reis-Effendi**, mit den übrigen Vorſtehern der Rentkammer, und die hohen Kriegsbedienten darinnen. Mit dieſem darf das **höchſte Gericht**, **Diwan Chane**, nicht verwechſelt werden, welches in des Vizirs Pallaſte gehalten wird.

In Anſehung der Gerechtigkeitspflege müſſen ſich alle Richter nach dem oben beſchriebenen Geſetzbuche richten, und alle Proceſſe werden ohne

 viele

viele Weitläuftigkeit abgethan, und Kläger ſowohl als Beklagte erfahren es ohne alle Furcht und Hoffnung, ob ſie Recht oder Unrecht erhalten werden. Eben ſo kurz iſt auch ihr peinliches Verfahren, und, wie das die Beſchaffenheit der Regierung und des Volks ſehr nothwendig zu machen ſcheint, äußerſt ſtrenge, und faſt ohne alle Formalitäten, indem Unterſuchung und Gegenvertheidigung nur höchſt ſelten Statt finden. Geringere Verbrechen werden mit Stockſchlägen unter die Fußſohlen oder mit Geldbuße geahndet; Mörder werden enthauptet; ſolche, die von der Religion abfallen, oder andere abwendig zu machen ſuchen, verbrannt, andere gehängt, geſchleift, geſpießt, in ein Loch, das mit eiſernen Spitzen und Haaken verſehen iſt, geſtürzt, u. ſ. w. Das Erdroſſeln gehört nur für Große, die ſich den Strang ſelbſt um den Hals werfen, und ihn von den Stummen zuſchnüren laſſen. Iſt ein ſolcher Großer ermordet worden, ſo ſchneidet man ihm den Kopf ab, zieht die Haut des Kopfs herunter, ſtopft ſie ſogleich aus, und ſteckt dieſen ausgeſtopften Kopf zur Schau fürs Volk aus.

Die Polizeyanſtalten der Osmannen verdienen in mancher Rückſicht als ſehr muſterhaft nachgeahmt zu werden. Selten ereignet ſich in Konſtantinopel ein Lärm, und noch ſeltener wird eine Mordthat verübt. Ein Kaufmann kann ohne Beſorgniß ſeine Bude auf einige Stunden, ohne die Thüre zu verſchließen, verlaſſen. Der Polizeymeiſter und ſelbſt der Großvizir müſſen bey Bäckern, Fleiſchern ꝛc. herumgehen, Maaß und Gewicht unterſuchen, und wehe dann dem Beutel oder den Fußſohlen desjenigen, der als Betrüger ertappt wird. Wenn aber die Bäder, die bekanntlich Religionsſache

ſind,

ſind, ausgenommen werden, ſo iſt die Polizey in Abſicht der Geſundheit deſto ſorgloſer, und Feuer ſowohl als Peſt können ungeſtört wüthen, weil der Grundſatz der unbedingten Nothwendigkeit alle Maaßregeln für überflüßig hält.

Am allerunvollkommenſten iſt die Kriegsverfaſſung der Osmannen, und dieß leuchtet beſonders ein, wenn ſie mit europäiſchen Mächten Kriege zu führen haben. So lange Arm und Säbel, wilder Muth und Unerſchrockenheit die Schlachten entſchieden, ſo lange war es den Osmannen leicht, faſt alle Armeen zu beſiegen, welche aus zuſammengelaufenem Landvolke oder an Ruhe gewöhnten Handwerkern beſtanden, welche nach geendigtem Kriege wieder zu ihrem Pfluge und Werkſtätten eilten. Allein ſeitdem die Kriege nach Regeln geführt werden, und der Gebrauch des Geſchützes wiſſenſchaftlich ſtudiert wird, hört auch die Furchtbarkeit der osmanniſchen Truppen auf, welche itzt noch faſt ganz ohne Subordination und ohne Waffenübungen ſind, und deren perſönliche Tapferkeit nur beym erſten ungeſtümen Angriffe ſich zeigt, und welche nur alsdann den Sieg erringen kann, wenn die europäiſchen Soldaten durch dieſen wüthenden Anfall und das damit verbundene fürchterliche Geſchrey in Unordnung ſich bringen laſſen. Denn man kann allemahl gewiß annehmen, daß hunderttauſend ruſſiſche oder teutſche in den Waffen geübte Truppen vierhunderttauſend osmanniſche Soldaten beſiegen. Die Vorliebe der letztern zu allem, was alt iſt, und der Haß gegen Neuerungen wird noch lange die Einführung einer beſſern Kriegskunſt verhindern. Die großen Freyheiten der Janitſcharen oder Jen-Itſchjery, ohngeachtet ſie ſehr eingeſchränkt worden ſind, ſtehen ebenfalls jeder neuen Einrichtung im Wege.

Kriegsverfaſſung.

Sie

Sie ſind gegenwärtig der beſte Theil des türkiſchen Fußvolks, ohngeachtet ſie ſo wenig von militäriſchen Uebungen wiſſen, daß ſie in Friedenszeiten ſogar ohne Gewehr ſind, und ihre Zärtlichkeit im Felde ſo weit gehet, daß, wenn Mangel an Reis, Kaffee und friſchem Brodte einreißt, gewiß Murren und Empörung von ihnen zu fürchten iſt. Sie haben den Janitſcharen Aga zum Oberhaupte, bekommen Sold und Montur, und aus ihnen wird ein Theil der Garde des Sultans genommen, außer der aber noch die Boſtandſchjy, welche eigentlich das Serail bewachen, im Kriege in eine Art Leibgarde verwandelt werden. Nach ihnen macht die Artillerie das vornehmſte Infanteriecorps aus; dann folgen die Merberdſchjy, welche die Einrichtung, Aufſchlagung und Fortſchaffung der Läger zu beſorgen haben, und die Serrädſche, welche das Gepäcke bewachen und zugleich zu einem Corps der Reſerve dienen.

Die türkiſche Reuterey oder die Spahis wird in ſolche eingetheilt, die im Solde ſteht, und in ſolche, welche von den Innhabern des Timars oder gewiſſer Ländereyen, die unter der Bedingung, eine verhältnißmäßige Anzahl Soldaten davon zu ſtellen, beſeſſen werden, geſtellt wird. Ihr Oberhaupt iſt der Spahitar-Aga. Eine andere Art Reuterey ſind die Dſchjebedſchjy, eine Art Küraſier, und die Seghban ſind bey der Cavallerie das, was die Serradſche beym Fußvolke waren; die Mikladſchjy aber eigentlich Backknechte der Paſchen, die im Nothfall ebenfalls dienen müſſen; und endlich giebts auch noch freywillige Reuter. Bey einem türkiſchen Heere kann man übrigens noch 50,000 Mann Troß rechnen.

Noch weit ſchlechter als die Landmacht iſt die osmanniſche Seemacht, welche aus etwas über 200

großen

großen und kleinen Kriegsſchiffen beſteht, wovon jedoch die beſten ſo plumpe und unlenkſame Maſchinen ſind, daß ſie gegen Schiffe anderer Nationen nur wenig ausrichten können. Der oberſte Befehlshaber der Seemacht iſt der Kapudan-Paſcha, und die Seetruppen oder Leventi mögen zu den Kriegsſchiffen, Karavellen, Galeeren und Galliotten in Kriegszeiten gegen 60,000 Mann ausmachen; in Friedenszeiten hingegen ſind nur etliche tauſend dieſer Truppen während der Parade des Kapudan-Paſcha, welche er auf dem Archipelagus anſtellt, im Solde, und die ſämtliche Anzahl der Schiffe mag etwa 30 betragen.

22. Die Griechen.

Unter den zahlreichen Völkern, welche unter osmanniſcher Oberherrſchaft leben, ſtehen billig die Griechen oben an. Denn ſo ſehr groß auch die Barbarey, in welche die griechiſche Nation im Verhältniß des Alterthums geſunken, ſeyn mag, ſo findet man doch vorzüglich auf den Inſeln des Archipelagus oder ſonſt in der Entfernung von großen Städten viele unverkennbare Züge der alten Griechen in ihnen wieder. Am erſten erinnert uns an die alte Abſtammung derſelben, außer der weiblichen Kleidung, ihre Sprache, welche ſich zu dem gelehrten oder alten Griechiſchen eben ſo verhält, wie das Italieniſche zum Lateiniſchen. Immer noch ſind die ſchönen Formen männlicher Kraft und weiblicher Schönheit, wovon die alten Künſtler ihre herrlichen Geſtalten entlehnten, nicht ſelten unter ihnen, und alle Reiſende ſprechen mit Entzücken von den griechiſchen Damen, deren jede in ihrer Kleidung einer Juno, oder was für eine Göttinn ſonſt der Künſtler verlangte, zum Muſter dienen könnte. 22. Griechen.

Die

Religion u. Kirchengebräuche.

Die ganze griechiſche Nation bekennt ſich gegenwärtig zum Chriſtenthume, und ihre Religion wird von andern Chriſten gemeiniglich die griechiſche Kirche genannt, da ſie ſich ſelbſt am liebſten aber die rechtgläubige morgenländiſche Kirche nennen. Man verſteht darunter die große Anzahl von Chriſten, die entweder unter dem Patriarchen von Konſtantinopel, als ihrem nach den Concilienverordnungen beſtimmten höchſten Oberhaupte, ſtehen, oder wenigſtens eine kirchliche Freundſchaft mit ihnen halten. Gewöhnlich verſteht man nur die erſte Art unter der griechiſchen Kirche, wozu die vier Patriarchate von Konſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem gehören, die aber den äußern Umſtänden nach ſehr von einander unterſchieden ſind.

Das Alexandriniſche, Antiocheniſche und Jeruſalemiſche ſind durch mancherley Vorfälle, harte Bedrückungen der Paſchen, und die Plünderungen der Osmannen, herumſtreifenden Araber u. ſ. w. ſehr geſchwächt worden; das Konſtantinopelſche hingegen befindet ſich noch in den beſten Umſtänden, und der Patriarch deſſelben ſchätzt ſich dem Pabſte zu Rom gleich, und hat von den Osmannen die Würde eines Paſcha von zwey Roßſchweifen erlangt. Uebrigens wird das Konſtantinopelſche Patriarchat faſt immer für die Summe zwiſchen 80 und 100,000 Piaſter verkauft. Denn wenn die griechiſche Nation mit ihrem Patriarchen nicht zufrieden iſt, oder ein anderer mehr bietet, ſo wird der alte ſogleich abgeſetzt, und die Stelle an den meiſtbietenden vergeben.

Zum Patriarchat von Konſtantinopel gehören die europäiſche Türkey, die Inſeln des Archipelagus, und Kleinaſien oder Natolien.

Der

Der Patriarch reſidirt zu Konſtantinopel, ſo wie die übrigen ihre Reſidenz an denjenigen Orten haben, wovon ihre Patriarchate den Nahmen führen. Allein ſie halten ſich öfters alle zuſammen zu Konſtantinopel auf, um der daſelbſt beſtändig dauernden Synode beyzuwohnen. Dieſe beſtändige Synode der Griechen beſtehet aus den vier Patriarchen, aus den acht Metropoliten, von Theſſalonich, Rodoſto, Achridon, Nicäa, Smirna, Athen, Paläopatra und Nicomedeen, und zwölf andern gewählten angeſehenen Griechen weltlichen Standes, worunter ſich ſtets der Pforten Dollmetſcher befindet.

Wenn der Patriarch zu Konſtantinopel ſeine Würde erkauft hat, ſo empfängt er von dem Großvizir den Ferman, oder eine Art von Confirmationsbrief, und wird durch einen Tſchaus oder Ceremonienmeiſter unter dem Vorgange einer Menge Janitſcharen zu Pferde nach der Patriarchalkirche gebracht, wo ihn die vornehmſten Erzbiſchöffe und kirchlichen Perſonen mit angezündeten Wachskerzen in der Hand in Empfang nehmen und ihn hineinführen. Der Tſchaus lieſt den Ferman vor, der neue Patriarch nimmt auf dem beſondern Patriarchalſitze Platz, und die Griechen müſſen ohne weitere Einrede ihn in ſeiner Würde erkennen. Die Einweihung geſchieht eigentlich von dem Erzbiſchoffe von Heraklea, der in ſeiner Pontificalkleidung den neuen Patriarchen an der Hand zum Patriarchalſitze leitet, und, nachdem er darauf Platz genommen, ihm die Krone aufſetzet und den Hirtenſtab in die Hand giebt. Die ganze Feyerlichkeit endigt ſich endlich mit der geſungenen Liturgie.

Uebrigens kann kein Patriarch oder Biſchof ſein Amt bekleiden, er habe denn von dem Sultan einen

mit großen Unkoſten ausgebrachten Barat oder Freyheitsbrief erhalten. Vermittelſt deſſelben kann er die Rechte der Kirche aufrecht erhalten, der untern Geiſtlichkeit, ja gewiſſermaaßen ſeinem Kirchſprengel, befehlen, und die Klöſter beſchützen. Zu Beſtreitung der Unkoſten müſſen alle Biſchöffe ſeines Sprengels nach der Beſchaffenheit und den Einkünften ihrer Bißthümer, dem Patriarchen einige mehr oder weniger tauſend Piaſter geben. Die Beſetzung der übrigen Patriarchate geſchieht auf eine freyere und ſo vielen Kabalen nicht unterworfene Art und Weiſe; denn ſie ſind vom Hofe entfernt, und die Gewinnſucht kann wegen der geringen Einkünfte nicht ſo befriedigt werden. Allein es fallen auch dabey lange nicht ſo viele Ausgaben vor.

Die Kleidung des Patriarchen von Konſtantinopel iſt außer der Kirche von andern Biſchöffen, ja ſelbſt gemeinen Prieſtern nicht unterſchieden, und beſteht in einem ſchwarzen weiten Chorrocke mit ziemlich weiten Ermeln über die langen morgenländiſchen Kleider, und in einer ſchwarzen Mütze, welche in eben dem Umfange, wie ſie auf den Kopf gedrückt wird, auf eine und eine halbe Viertelelle in die Höhe geht, und alsdann gleichſam abgeſtumpft iſt. An derſelben hangt oben eine Art von Beutel bis zum Nacken herab, der aus dickem Flohre gemacht iſt. Fehlt dieſer Beutel, ſo kann die Mütze nur für einen Mönch, oder Diakonus, oder untern Geiſtlichen dienen. In der Kirche ſind ſie in ſtoffene, auch mit Gold und Silber durchwirkte Mäntel und Umhänge gekleidet, und die Biſchöffe tragen alsdann bey den Feyerlichkeiten eine Krone. Im übrigen iſt das Patriarchat von Konſtantinopel eine ſehr einträgliche Stelle.

In den meiſten Städten von einiger Größe finden ſich Biſchöffe, welche man Deſpoten — δεσποτης — nennt, deren Beſtellung von der Synode abhängt, ihre Einweihung aber geſchieht vom Patriarchen, und die Beſtätigung derſelben gewährt die Pforte. Alles dieſes erfordert viele tauſend Thaler Unkoſten. Da die meiſten Biſchöffe durch eine Art von Simonie zu ihrer Würde kommen, ſo ſind die meiſten Biſchoffsſitze, wovon viele nach und nach eingehen, mit großen Schulden belaſtet. Die Biſchöffe müſſen unverehlicht ſeyn, jedoch ſind die Wittwer nicht ausgeſchloſſen. Sie verſtehen ſelten, was zur Führung ihres Amts nöthig iſt, und noch ſeltener bekümmern ſie ſich um kirchliche und geiſtliche Dinge; ſondern weil ſie eine Art von chriſtlicher Obrigkeit abgeben, ſo ſind die weltlichen Händel ihre Hauptſache. Sie haben eine ziemliche Achtung, welche ihnen ſelbſt die Osmannen erzeigen, und ihr ſchwarzer ziemlich langer Biſchoffsſtab giebt ihnen beym Ausgehen ein großes Anſehen.

Da der Patriarch Allerheiligſter genannt wird, ſo nennt man die Biſchöffe Ew. Heiligkeit. Ihnen kommt die Ordination oder Weihe der Prieſter und der untern Geiſtlichkeit zu, und an hohen Feſttagen pflegen ſie Meſſe zu leſen. Sie treiben eben die Kabalen, wie die Patriarchen, um entweder nach beſſern Bißthümern, oder wohl gar zum Patriarchate zu kommen.

Stirbt ein Patriarch oder Biſchoff, ſo wird er in ſeinem Amts- und Feyerkleide auf einen Thron geſetzt, und ein jeder Grieche hält es für eine Religionspflicht, dem Verſtorbenen die Hand zu küſſen. Die Unterlaſſung derſelben würde bey ihnen für eine Sünde gehalten werden. Von der hinterlaſſenen Erbſchaft der Biſchöffe und der Prie-

ſter, welche dem Patriarchen aus ſeinem Sprengel zufällt, nimmt die Pforte oft den größten Theil. Die Biſchöffe beerben aber die in ihren Sprengeln geſtorbenen unverheuratheten Prieſter, wofern ihr Vermögen nicht an gewiſſe Klöſter fällt, daher hier keine ſo allgemeine Regel gilt. Das Vermögen der verheuratheten fällt der Frau und den Kindern zu.

Der Prieſter giebt es bey den Gemeinen eine größere Anzahl, als nöthig iſt, und man kann ſicher rechnen, daß es weit mehrere Prieſter ohne Pfarreyen, als mit Pfarreyen giebt. Sie müſſen dieſelben von einem jeden neuen Biſchoffe mit Gelde erſtehen, und dieſe Unkoſten erpreſſen ſie alsdann wiederum von ihren Gemeinen. Dieſe beyden Umſtände verurſachen und nähren das große Verderben in der griechiſchen Kirche. Die Gemeinen verarmen unvermerkt, und die Prieſter nehmen zur Erwerbung ihres Unterhalts die Zuflucht zu erlaubten und unerlaubten Mitteln, wodurch die Unwiſſenheit erhalten und der Aberglaube vermehrt wird. Dahin gehört die Vorzeigung oder Verkaufung gemeiner oder vermeintlich wunderthätiger Bilder und Reliquien, die Erlaſſung der Faſten für Geld ꝛc. Die Prieſter können ſich übrigens einmahl verheurathen, doch nicht anders als mit einer Jungfer, welche ehrbar, jung, geſund und ſchön ſeyn muß. Uebertreten ſie dieſe Ordnung, ſo fallen ſie aus ihrer prieſterlichen Würde heraus, und müſſen Diakonen werden. Ihre Verrichtungen ſind, Meſſe zu leſen, Beichte zu hören, zu taufen, zu kopuliren, und die Todten zu beerdigen. Das Predigen iſt ihre Sache gar nicht, denn die wenigſten verſtehen es, ſo wie überhaupt, die Faſten vor Oſtern und wenige Faſttage ausgenommen, keine Predigten gehalten werden. Inzwiſchen legen ſich

einige darauf, zum Beſten der Jugend Leſeſchulen zu errichten und zu unterhalten. Sie ſtehen bey dem Volke in großem Anſehen, und werden **Papas**, ſo wie die Prieſterfrau **Papadia** genannt. Vergeht ſich ein Prieſter bis zu dem Grade, daß er ſeines Karakters unwürdig iſt, ſo läßt ihm der Biſchoff den Barth abſchneiden, und er iſt damit ſeines Prieſterthums vor jedermann verluſtig.

Die **Diakonen** beſorgen die gemeinen Dinge in der Kirche, z. B. Ceremonien bey der Meſſe mit Räuchern, etwas Vorleſen, Lichter anzünden, Kirche reinigen ꝛc., und ſind von allen prieſterlichen Handlungen ausgeſchloſſen. Sie können mit mehrern Freyheiten heurathen, als die Prieſter, ſind aber von allen prieſterlichen Handlungen ausgeſchloſſen, und nur in dem Falle, wenn man ſie für tüchtig erkennt, werden ſie zu Prieſtern eingeweihet. Sollen ſie ihres Diakonats verluſtig erklärt werden, ſo ſchneidet man auch ihnen den Barth ab. Die untern Orden der Vorleſer, Vorſänger ꝛc. verdienen keine beſondere Anzeige.

Die Mönche — Kalogeroi — ſind weder in der Anzahl, noch in dem Anſehen mit den in der römiſchen Kirche zu vergleichen. Bey ihnen findet nur ein Orden, nämlich der von dem heiligen Baſilius, ſtatt. Diejenigen, welche auf dem Berge **Athos** wohnen, legen ſich noch zum Theil auf einige kirchliche Gelehrſamkeit; der größte übrige Theil aber nimmt die Meſſe und viele gottesdienſtliche Ceremonien bey Tage und Nacht wahr, beobachtet ein ſtrengeres Faſten, und giebt ſich mit Handarbeiten, z. B. Weinbau, Oehlbau ꝛc. ab. Das erſte iſt eigentlich die Beſchäftigung der Aebte oder Archimandriten und der wirklichen Mönche, das letztere aber der Layenbrüder oder derjenigen Menſchen ihre, welche

ſich der Welt entziehen wollen, und ſich die gemeinen Arbeiten in den Klöſtern heiliger, als außer denſelben einbilden. Sie halten ſich an ihre ſtrengen vermeintlich uralten Gebräuche, und die Eingezogenheit in ihren Klöſtern nebſt der türkiſchen Barbarey verſtatten ihnen nicht, nach höhern Dingen zu ſtreben.

Es giebt auch Klöſter weiblichen Geſchlechts. Die Nonnen — καλογρια, gute Alte — folgen ebenfalls der Regel des heiligen Baſilius, doch nicht auf eine ſo rauhe Weiſe, als wie die Mönche, unter einer Vorſteherinn oder Higumeniſſa. Die wenigſten davon ſind Jungfrauen, ſondern meiſtentheils alte Frauen und Wittwen, die entweder wegen voriger Vergehungen, oder wegen hohen Alters, oder wegen Armuth zum Kloſtergelübde ſich verpflichtet haben.

In dem eigentlichen Griechenlande finden ſich auch Eremiten oder Einſiedler, die in Klüften der Gebirge wohnen, und ſich durch ihre ſtrenge und harte Lebensart um den geſunden Menſchenverſtand, die Geſundheit des Leibes und das Leben bringen. Mit einem Worte, es ſind Menſchen, die der wüſteſte Fanatismus eingenommen hat.

Bis zum neunten Jahrhunderte war die griechiſche oder morgenländiſche Kirche mit der lateiniſchen oder abendländiſchen Kirche im Glauben vereinigt, welche Vereinigung, ob ſchon mit mancherley Rangſtreitigkeiten ꝛc., bis zum eilften Jahrhunderte fortdauerte. Allein im eilften Jahrhunderte ward alle Einigkeit durch die Unbeſonnenheit des Patriarchen Cerularius und die Herrſchſucht des Papſtes Leo des Zehnten aufgehoben.

Nach erfolgter Trennung unterſcheidet ſich die griechiſche Kirche von den übrigen chriſtlichen Kirchen vorzüglich dadurch, daß ſie andere ſymboliſche

Bücher hat; daß ſie die Mittheilung des göttlichen Weſens vom Sohne an den heiligen Geiſt läugnen, und behaupten, er gehe allein von dem Vater aus; daß ihr Oſterfeſt ſechs Tage dauert, an deren erſtem ſie vom Aufgange der Sonne an rufen: Chriſt iſt erſtanden; worauf der andere antwortet: er iſt wahrhaftig erſtanden, und dann ſich dreymahl, als auf beyde Backen und den Mund küßt; daß ſie vierzig Tage vorher faſten; das Pfingſtfeſt nur zwey Tage feyern; der Communicant das Abendmahl nüchtern genießen und ſtrenge vorher faſten muß; daß ſie von den zehn Geboten viere zur erſten, und ſechs zur zweyten Tafel rechnen; daß ſie ſieben Sacramente oder Geheimniſſe zählen, als: die Taufe, Salbung, Firmelung, das heilige Abendmahl, die Buße, das Prieſterthum, den Eheſtand und die Oehlung; daß ſie nach dem alten Kalender zählen ꝛc.

Die Faſten nehmen überhaupt beynahe ein halbes Jahr ein. Das erſte große Faſten fängt vom 15. Nov. an, und dauert bis auf Weihnachten; das zweyte aber iſt das vierzigtägige Faſten vor Oſtern, und zwar das beſchwehrlichſte. Während deſſelben dürfen ſie nichts, was eine Art von Fleiſch, Butter, Fiſche, Eyer, Oehle, Käſe ꝛc. wäre, genießen, ſondern ſie müſſen ſich mit Nahrungsmitteln begnügen, die mit Waſſer, Mandelmilch, Eſſig ꝛc. gekocht werden können. Daher beſtehen ihre Speiſen in dieſer Faſten aus Reis, Grütze, Mehlſpeiſen, grünen Kräutern, Muſchelwerk und Schnecken. Doch ſteht es ihnen auch frey, Kaviar oder eingemachten Störrogen und Rogen von andern Fiſchen zu eſſen. Ueber dieſe Erlaubniß ſpotten die römiſchen Chriſten, indem ſie ſagen, ihr eßt die Eyer von den Fiſchen, die Fiſche ſelbſt aber erlaubt ihr euch nicht zu genießen; welchen Spott die Griechen damit er-

wiedern, daß ſie ihnen vorwerfen, ſie äßen die Eyer von Hühnern, aber nicht das Fleiſch derſelben. Doch iſts auch den Griechen erlaubt, am 25. März, als am Tage der Verkündigung Mariä, wenn ſolches nicht in der heiligen Woche fällt, und am Palmſonntage Fiſche zu eſſen; ſo wie ihnen dieſes mit Eyern und Milchſpeiſen in der erſten Woche des großen Faſtens frey ſteht. Das dritte führt von den heiligen Apoſteln den Nahmen, und fängt nach der Pfingſtwoche an, und endigt ſich am Peter und Paulstage, während welchem ſie Fiſche, aber keine Milch eſſen dürfen. Das vierte geht vor der geglaubten Himmelfahrt Mariä vorher, und dauert unter der größten Strenge vom 1. bis 15. Auguſt, den 6ten ausgenommen, wo ſie, als am gefeyerten Verklärungsfeſte Chriſti, Oehl und Fiſche genießen dürfen. Alle Mittwoche und Freytage ſind Faſtentage, hingegen nicht der Sonnabend, wie bey den römiſchen Chriſten, den ſtillen Sonnabend vor Oſtern ausgenommen; der einzelnen übrigen Faſttage nicht zu gedenken.

Das Zeichen des Kreuzes iſt den Griechen überaus ehrwürdig, und aus Aberglauben ſchreiben ſie demſelben allerhand übernatürliche Kräfte zu. Beym Gebete ſtehen ſie, Pfingſten ausgenommen, wo ſie dreymahl während des Gebets niederknieen, haben, wie die Osmannen und Armenier, Roſenkränze, wovon ſie zwar nicht den eigentlichen gottesdienſtlichen Gebrauch wie die Papiſten machen, aber doch oft bey dem Durchzählen der Kugeln: Herr, erbarme dich unſer! ꝛc. ſprechen.

Sobald eine Schwangere entbunden worden iſt, wird ſogleich ein Prieſter geholt, der einige beſtimmte Gebetsformeln über ſie herſagt. Am achten Tage wird das Kind zur Kirche gebracht, an der Thüre mit

mit dem Zeichen des Kreuzes auf die Stirn, den Mund und den Leib eingeweihet, und ein Gebet darüber ausgeſprochen. Dieß wird die Verſiegelung genannt, und als eine Vorbereitung zur Taufe angeſehen, welche bald darauf in Gegenwart der Pathen geſchieht. Man tauft in Häuſern. Das Kind wird entkleidet, und nachdem es zur Vertreibung des Satans dreymahl vom Prieſter angeblaſen worden iſt, ſo faßt es der Prieſter unter den Armen an den Leib, durchſchneidet mit den Füßen deſſelben im großen Becken dreymahl in der Figur des Kreuzes das Waſſer, welches dem Kinde bis an den Bauch reicht, und indem er es mit der einen Hand ins Waſſer hält, beſchüttet er es mit der andern dreymahl damit. Gleich nach der Taufe geſchieht die Firmelung mit Oehl, das Kind bekommt ſogleich auch das Abendmahl, und hernach laſſen es die Aeltern ſtets mit ſich communiciren. Die Kindbetterinn darf nicht eher als nach der im moſaiſchen Gottesdienſte beſtimmten Zeit in die Kirche kommen.

Die **Meſſe** wird unter langen und vielen Ceremonien gehalten. Die römiſchen Chriſten werfen es den Griechen mit vielem Spotte vor, daß ſie noch vor der Conſecration das Brodt und den Wein anbeten. Sie bedienen ſich bey dem Abendmahle des geſäuerten Brodts, welches eine runde Form hat, und mit den Worten, doch abgekürzt: *Ιησȣς Χριϛὸς νικᾷ*, d. h. **Jeſus Chriſtus hat überwunden** — davon werden kleine Stücke abgebrochen, und in einen mäßigen Löffel mit etwas conſecrirtem Weine, der allemahl mit Waſſer vermiſcht iſt, gethan, und ſo beydes dem Communicanten gereicht. Was von dem geſegneten Brodte übrig bleibt, worüber zwar auf einer Nebentafel gebetet, welches aber nicht auf dem eigentlichen Altare mit den Einſetzungsworten

conſecrirt worden iſt, wird dem Volke ausgetheilt, welches es mit großer Andacht zu einem heiligen Gebrauche aufbewahrt. Es wird zwar zu den Kranken getragen, aber nicht angebetet, ſo wie auch keine Umgänge oder Proceſſionen damit angeſtellet werden.

Heurathen. Die Trauungen gehen ohne vorhergehende Aufgebote vor ſich, und werden bey vornehmen Perſonen von den Biſchöffen, bey geringern aber von andern Prieſtern verrichtet. Es iſt bey den Verheurathungen der Griechen kein ſeltenes Beyſpiel, daß Braut und Bräutigam kaum ſechs und zwanzig Jahre zuſammen zählen, welches überhaupt bey allen morgenländiſchen Völkern Sitte iſt. Man macht dabey eine Menge theils ernſthafte, theils lächerliche Ceremonien, wovon die meiſten unter freyem Himmel geſchehen. Man ſtellt z. B. einige heilige Bilder, beſonders das Bild der Jungfrau Maria, und zwey angezündete Wachskerzen auf einen Stuhl oder Tiſch, und legt zwey Kronen und zwey Ringe darneben. Zu dieſer Handlung muß das Brautpaar Gevattern eingeladen haben, und beym Anfange der Handlung legen die Umſtehenden ihre Hochzeitgeſchenke in Schüſſeln oder Körbe. Nach vollendetem Räuchern und Gebeten werden den Verlobten die Ringe wiederholentlich angeſteckt und abgezogen, auch die Kronen aufgeſetzt und abgenommen. Nachdem ſie ſich bey der Hand gefaßt und vor dem gemeldeten Tiſche oder Stuhle einigemahl um die Gevattern gedrehet haben, wobey der Prieſter ziemlich unandächtig die Liturgie verrichtet, ſo trinken ſie gegen das Ende ein wenig Wein aus einem ihnen dargebotenen Glaſe, welches dieſer völlig ausleeret und alsdann zerbricht. Die Gevattern beym Brautpaare am Hochzeittage ſind das, jedoch in einer ſtärkern Bedeutung,

deutung, was bey uns die Traufůhrer ſind. Die im moſaiſchen Geſetze anbefohlenen verbotenen Grade werden ſtreng befolget, und außerdem ſind noch viele kirchliche Einſchrånkungen. Die Geſchwiſterkinder z. B. důrfen erſt nach einigen Graden heurathen, und denjenigen, welche bey einem Tåuflinge Pathen geweſen, iſt fůr ſich und ihre Nachkommen bis zu gewiſſen Graden alle åhnliche Verbindung unterſagt. Wollen ſich manche Griechen dieſen Geſetzen nicht unterwerfen, oder es will ſich einer mehr als zweymahl verheurathen, ſo wenden ſie ſich an die tůrkiſchen Gerichte, und ſuchen bey denſelben die Erlaubniß, als Eheleute mit einander leben zu důrfen. Dieſe Erlaubniß heißt Kapin, und wird fůr wenig Geld erlangt; allein die Kirche excommunicirt dergleichen Leute faſt allemahl. Die Eheſcheidungen ſind unter ihnen nicht ſelten, und der Patriarch, der immer Geld braucht, iſt leicht zur Verſtattung derſelben zu bewegen.

Begråbniſſe.

Die Griechen behalten ihre **Verſtorbenen** nicht lange im Hauſe; denn wer des Abends ſtirbt, wird den folgenden Tag frůh, und wer des Morgens ſtirbt, ſogleich den Nachmittag begraben. Man kleidet den Todten, er ſey månnlichen oder weiblichen Geſchlechts, in ſeine beſten Kleider ein, und trågt ihn, da man ſich bey den Levantinern keines Sarges bedient, auf einer mit kleinen Gelåndern an der Seite verſehenen Trage offen zu ſeiner Ruheſtåtte. Vor der Leiche gehen mehr oder weniger Prieſter, nach der Beſchaffenheit des Anſehens und Vermögens des Verſtorbenen, her, und bringen den Leichnam unter Geſange und vielem Råuchern in die Kirche oder auf den Todtenacker. Man hålt auch fůr die Todten Meſſen, aber nicht in ſo großer Anzahl, wie bey den rômiſchen Chriſten. Eine unglůckliche Bedeutung

wird davon hergeleitet, wenn ein Leichnam nach einem Jahre noch nicht verweſet iſt, den Fall ausgenommen, daß er von einer Perſon wäre, die als ein Heiliger canoniſirt worden, wo alsdann die Unverweslichkeit als eine beſondere Gnade Gottes angeſehen wird. Außerdem glaubt man, daß ein ſolcher Leichnam von einem böſen Geiſte belebet werde, und die Seele, welche ihn vorher als ihre Behauſung bewohnte, wird für verlohren gehalten. Bey Begräbniſſen iſt ein erſtaunliches Geheul der Anverwandten, auch wohl von ganz fremden Perſonen. Man rauft ſich die Haare aus, läuft mit den Köpfen gegen die Wände ꝛc. Chriſten und Unchriſten pflegen in der Levante zu gewiſſen Zeiten, und erſtere gewöhnlich an einem Oſtertage die Gräber ihrer Vorfahren zu beſuchen, wobey das ähnliche Unweſen von wirklicher oder verſtellter Traurigkeit wiederholt wird.

Die Griechen halten allein auf gemahlte Bilder. Der ärmſte Mann hat ihrer viel oder wenig in ſeinem Hauſe, die Reichen aber noch mehrere und ſchönere. Sie pflegen dieſelben bey den Betten, auch wohl innerhalb derſelben zu ihren Köpfen zu hängen. Alle Abende vor den Sonn- und Feſttagen, auch wohl bey andern Gelegenheiten werden Lampen und Lichter, die davor hängen, angezündet, desgleichen auch Räucherwerk dargebracht. Man ſchreibt ihnen eine übernatürliche Kraft zur Bewahrung für allerley Uebel, zur Geneſung bey Krankheiten u. ſ. w. zu, ja manche Bilder ſtehen hin und wieder in einem ganz beſondern Rufe, und werden zu vorbenanntem Zwecke geliehen.

Wenn jemand ein neues Hauß beziehen will, ſo wird es vorher durch Gebetsformeln und andere Ceremonien eingeweihet, welche Einweihung, die ſich öfters über gewiſſe Waſſer, Felder ꝛc. erſtreckt, um

Epi-

Epiphanias wiederholt wird. Anderer ähnlichen abergläubiſchen Gebräuche nicht zu gedenken.

Ein Kirchengebrauch, der alle Griechen mit Furcht und Schrecken erfüllt, iſt die Excommunication, die nach einer feyerlichen Meſſe entweder vom Biſchoffe, oder von einem andern ordinirten Geiſtlichen geſchiehet. Man zündet dabey eine gewiſſe Anzahl Lichter an, welche, je nachdem die Bannformeln in ihren Flüchen ausgeſprochen werden, der Prieſter wieder auslöſcht. Sie kann nicht allein bey nahmentlich genannten Perſonen ſtatt haben, ſondern ſie wird auch über ungenannte ausgeſprochen, welche etwas Böſes verübt haben, z. B. Diebſtahl, und auf dieſen bleibt ſie ebenfalls haften, wenn ihrer Meinung nach nicht eine Erſtattung oder Erſetzung erfolgt.

Die Canoniſation oder Heiligſprechung iſt allein ausſchlußweiſe dem patriarchaliſchen Stuhle zu Konſtantinopel vorbehalten. Wenn aber jemand wegen ſeines heiligen Lebens und wegen ſeiner vermeintlichen Wunder dieſer Ehre theilhaftig werden ſoll, ſo ſind nicht allein die Unterſuchung des Patriarchen und der Biſchöffe in einer Synode, ſondern auch tauſend Zeugen und manche andere Umſtände erforderlich. Da nun dieſes viele Unkoſten, anderer Umſtände und Bedenklichkeiten nicht zu gedenken, verurſacht, ſo fällt dieſe Feyerlichkeit heut zu Tage faſt ganz weg.

Die Kirchengebäude der Griechen ſind von ſehr verſchiedenem Anſehen. Die alten Kirchen, welche ſie noch von den Zeiten her vor der türkiſchen Eroberung beſitzen, unterſcheiden ſich ungemein von den neuern. Dieſe ſind oft ſo ſchlecht aufgeführt, daß hin und wieder ſchlechte Hütten ihnen nichts nachgeben.

ben. Daher dienen ſie an manchen Orten auf den Inſeln des Archipelagus, wo eine große Menge ſolcher ſchlechten Kirchen vorhanden iſt, zur Beherbergung der Fremden und anderm gemeinen Gebrauch.

Die Einrichtung iſt faſt bey allen großen und kleinen Kirchen dieſelbe. Sie ſind nämlich in der Form eines griechiſchen, d. i. auf den vier Seiten gleich langen Kreuzes erbauet. Ihre Lage iſt vom Morgen gegen Abend, und nach der erſten Gegend allemahl der Altar gelegen, welcher nach einer eingebildeten Nothwendigkeit unter einem Gewölbe ſteht, und durch einen Verſchlag, welcher gleichſam ein Allerheiligſtes daraus macht, von dem übrigen niedrigern Raume der Kirche abgeſondert. Dieſer Verſchlag hat auf beyden Seiten nach der Kirche zu eine große Menge ausgemahlter Bilder, welche den Gegenſtand ihrer Anbetung ausmachen. Außer den beyden Seitenthüren befindet ſich in der Mitte eine doppelte Thüre von ziemlicher Größe, durch welche die Kirchenverſammlung auf den Altar ſehen kann, und die deswegen die heilige Pforte heißt, weil nur geweihete kirchliche Perſonen durch dieſelbe eingehen dürfen.

Der Altar hat keinen Rücken, und auf demſelben ſtehen ein oder mehrere Crucifixe und Leuchter. Hinter demſelben iſt in einer kleinen Entfernung in der Mauer eine Rundung, und darinnen ein beſonderer Sitz als ein Thron angebracht, worauf der Patriarch oder Biſchoff mit der Krone auf dem Haupte bey feyerlichen Gelegenheiten ſich ſetzt, und den Segen über den Altar weg durch die heilige Pforte der Verſammlung ertheilet.

Zu beyden Seiten des Altars den Nebenthüren gegenüber ſtehen zwey Tiſche. Auf den zur linken Hand ſtellt man das Communionbrodt und den

Kelch

Kelch mit Wein und Waſſer; auf den zur rechten aber werden Bücher, heilige Gefäße und die prieſterlichen Kleidungen gelegt. In der Kirche ſelbſt nicht weit vom Verſchlage linker Hand befinden ſich der gewöhnliche und etwas erhabene Siz des Patriarchen oder Biſchoffs, und etwas niedriger die Sitze der andern kirchlichen Perſonen nach ihrem Range. Dem Biſchoffsſitze gegenüber ſteht die Kanzel, und nebenbey ſind oft die Sitze für die fremden Biſchöffe. Die Weiberſitze ſind gewöhnlich auf den Emporkirchen und mit Gittern verſehen, damit ſie nicht angeblickt werden können, ob ſie gleich ohnehin durch einen Schleyer verhüllt ſind. Durch die große Menge von Leuchtern und Lampen von Silber, Gold und andern Metallen werden die Kirchen nicht allein ausgeziert, ſondern auch, weil ſie gewöhnlich ziemlich dunkel ſind, erleuchtet. Beym Ein- und Ausgange aus den Kirchen machen ſie ſtets das Zeichen des Kreuzes.

Unter der großen Anzahl von **Klöſtern**, deren Bewohner die unwiſſendſten Geſchöpfe ſind, befinden ſich die berühmteſten auf den Prinzeninſeln nicht weit von Konſtantinopel, auf dem Berge Athos, auf der Inſel Pathmos, und vorzüglich auf dem Berge Sinai. Von den vornehmſten ſchickt man gemeiniglich einen oder mehrere Mönche ab, aller Orten Beyträge für das Kloſter zu ſammeln, um die Ausgaben, die Erpreſſungen der Türken beſtreiten zu können. Die meiſten Klöſter ſtehen unter dem Patriarchen zu Konſtantinopel, der die Prieſter darinne weihen läßt und ihnen die Vorgeſetzten beſtellet; einige aber, z. B. die auf dem Berge Athos, ſind von ihm unabhängig. Faſt alle Klöſter müſſen auch einen jährlichen Tribut geben, der Avanien nicht zu gedenken.

Von

Von der großen Menge Wallfahrtsörter geſchieht die vorzüglichſte Wallfahrt nach Jeruſalem zum heiligen Grabe in der Faſten, um die Marterwoche und das Oſterfeſt daſelbſt zu feyern. Sie werden hauptſächlich durch das heilige Feuer dahin gezogen, welches in der Kapelle des heiligen Grabes am Sonnabende vor Oſtern vom Himmel herab kommen ſoll, und an welchem der griechiſche Patriarch und hernach die Patriarchen oder vornehmſten Biſchöffe der übrigen morgenländiſchen Chriſten Wachskerzen anzünden, und an ſolchen das Volk die ſeinigen. Allein da man dieſes Feuer nicht durch die Kirche hindurch und von oben herab in die Höhle des heiligen Grabes fahren ſieht, auch niemand als die Patriarchen hinein gelaſſen werden, ſo iſt der Betrug offenbar, wird aber theils aus Herkommen, theils zur Verhütung der Religionszweifel beym gemeinen Manne und der Avanien bey den Türken beybehalten, welche bey Unterlaſſung dieſes betrügeriſchen Wunders um viel Geld kommen würden. Unter dieſem vorgeblich heiligen Feuer in der Kirche des heiligen Grabes zu Jeruſalem ſoll, wie ehemahls in der Stiftshütte und dem Tempel Salomo, die Gegenwart Gottes in dem heiligen Grabe ſichtbar gemacht werden.

Der Gottesdienſt geſchieht in altgriechiſcher Sprache, ohngeachtet es heut zu Tage wenig griechiſche Geiſtliche und Gelehrte giebt, denen der Gottesdienſt in dieſer Sprache faßlich wäre. Allein abergläubiſches Vorurtheil hat dieſen Gebrauch dergeſtalt geheiligt, daß die Griechen eine große Sünde zu begehen glauben würden, wenn ſie den Gottesdienſt im Neugriechiſchen halten ſollten. Das Vorurtheil des Herkommens iſt ebenfalls Urſache, daß der Gottesdienſt mehr in der Nacht, als bey Tage gehalten, und, die längſten Tage ausgenommen, gewöhnlich

bey Tagesanbruch geendigt wird, ob er ſchon beſonders bey Feſttagen fünf und mehrere Stunden dauert.

Ohngeachtet man der griechiſchen Nation überhaupt einen natürlichen Witz zugeſtehen muß, ſo kann man doch in einem Lande, wo die Herren unwiſſend ſind, bey den Knechten, dergleichen die Griechen und andere Nationen des türkiſchen Reichs ſind, ſchwerlich große Weisheit erwarten; und man würde ſich ſehr irren, wenn man für die Unwiſſenheit der Osmannen bey ihren chriſtlichen Unterthanen Entſchädigung hoffen wollte. Alles, was Künſte und Wiſſenſchaften heißt, fehlt den heutigen Griechen, und ein ſcharfſinniger Reiſende ſagt von dem itzigen Griechenlande ganz paſſend, daß es in Vergleichung mit dem alten Griechenlande ein Greis ſey, der in ſeiner Jugend ein Held war, in ſeinem hohen Alter kindiſch wird, und ſich von dem Eigenſinne ſeiner Magd regieren läßt. Karakter der Griechen.

Mit der Freyheit iſt faſt der letzte Funken von Geiſteskraft unter den Griechen verſchwunden, ohngeachtet ſich die Fähigkeiten der Seele und die Geſchicklichkeiten des Leibes noch itzt weit früher bey ihnen entwickeln, als bey andern Nationen. Allein ihre Trägheit verhindert ſie an der Kultur deſſelben.

In der Kunſt zu lügen wird ſchwerlich eine Nation die heutigen Griechen übertreffen, und Hinterliſt, etwas heimlich auszuforſchen, iſt ihnen eben ſo eigen. An Einbildung und Hochmuth von der Vorzüglichkeit ihrer Religion und Nation kommen ſie den Türken gleich, gegen welche ſie die kriechendſte Demuth und die niederträchtigſten Schmeicheleyen erweiſen.

Da Eigennutz, Gewinnſucht und Geitz das höchſte Guth der Griechen iſt, ſo laſſen ſie ſich für Geld von Europäern und Türken zu allem brauchen.

Unter einander ſelbſt bezeigen ſie ſich gleich große Achtung. Die griechiſchen Herren und Frauen geben den Kindern Bedienten und Sclaven, die Hände und die Vornehmen auch wohl den Rock zuerſt zu küſſen, und wenn dieß geſchehen iſt, die Hand hernach zum Zeichen einer noch größern Ehrfurcht an die Stirne zu legen. Verliebte oder Zärtliche pflegen ſich die Augen zu küſſen, daher man ſehr vielfältig den Ausruf höret: ich will dir die Augen küſſen.

Ein Hauptzug ihres Karakters iſt, ſich ſehr ſchlecht mit Eſſen und Trinken zu behelfen, wenn ſie nur ihre Kleiderpracht befriedigen können.

Gegen andere Religionsverwandten haben ſie nicht die beſten Geſinnungen, unter einander ſelbſt aber halten ſie ziemlich zuſammen, und benennen ſich oft mit dem Nahmen der Brüder und Schweſtern. Den meiſten Hang und die meiſte Freundſchaft haben ſie gegen die Ruſſen, und verrathen ihnen nicht ſelten alle Geheimniſſe der Osmannen. Ueberhaupt ſehen die Griechen die Ruſſen für diejenigen an, welche ſie dereinſt vom türkiſchen Joche erlöſen werden, woraus ihnen große Bedrückungen zuwachſen. Die Türken wiſſen dieß, und aus Aberglauben bilden ſie ſich die Erfüllung dieſes Zutrauens auch ein. Inzwiſchen ſucht die Pforte alle Gemeinſchaft der Griechen mit den Ruſſen zu verhindern. Am freundſchaftlichſten ſind die Griechen gegen die Proteſtanten geſinnt, weil dieſe ihnen in ihren Ländern die Religionsfreyheit zugeſtehen, und die proteſtantiſchen Geſandten und Conſuls ihnen auch manchen Dienſt bey den Türken erweiſen. Gegen die Armenier haben

ſie einen natürlichen Haß, der aber nicht ſo groß iſt, als wie gegen die römiſchen Chriſten. Die Türken, ohngeachtet ſie ihnen als Herren gehorchen müſſen, ſind ihnen höchſt verabſcheuungswürdig, und ſie nennen ſie nicht anders als Hunde, von welchen ſie ſich doch zu allerhand häußlichen Geſchäften müſſen brauchen laſſen.

In großen Städten und im Innern des osmaniſchen Reichs treiben die Griechen vorzüglich die Handlung, und nur gemeine Leute beſchäftigen ſich mit dem Feld- und Gartenbau.

Kleidung der Griechen.

In Anſehung der Kleidung unterſcheiden ſich die gemeinen Griechen von den Vornehmen. Die erſtern tragen kurze Kleider, worüber ſie bey einigem Vermögen an den Feſttagen einen langen, bis auf die Erde reichenden, filzigen und zottigen Pelz — Kaputte — hängen, der bey ihnen ſowohl, als auch bey Vornehmen, wo er nur koſtbarer iſt, des Nachts im Hauſe und auf Reiſen zur Decke dient. Der lange an den Leib paſſende Unterrock iſt durch einen Gürtel angegürtet, woran ſie allerhand hängen, und der oft mehr zur Pracht, als zur Nothwendigkeit dient. Die vornehmen Griechen haben durchgehends lange Kleider, die bis auf die Füße herab gehen, und darunter die bey allen Griechen ſehr gewöhnlichen weiten Beinkleider. Ihre Koſtbarkeiten, als Uhren, Geld u. ſ. w. tragen ſie in einer Taſche, die ſich in dem Unterfutter des auf den Leib paſſenden Kleides nahe beym Herzen befindet. Ueberhaupt gleicht die männliche Tracht, den Turban und die grüne Farbe ausgenommen, am meiſten der osmanniſchen. Die Prieſter tragen Schnur- und Kinnbärthe; die weltlichen Perſonen aber nur die erſtern.

Die **Weibertracht** hat immer noch ſehr viel ähnliches mit der alten griechiſchen. Sie tragen zum Oberkleide — **Feredſche** — im Winter einen Pelz, im Sommer aber von ſeidenen oder baumwollenen Zeuchen, und unter demſelben ein Kleid von Seide oder Baumwolle, welches oben dicht an den Leib ſchließt, und unten eine Menge Falten wirft. Ihr Buſen iſt blos mit einem Neſſeltuche bedeckt. Den Leib umgiebt ein reicher Gürtel, und der Kopfputz iſt ganz ſimpel mit Blumen und Perlen geſchmückt, das Haar in vielen Haarflechten den Rücken herabfallend.

Nur ihre Schuhe und Strümpfe ſind häßlich. Denn anſtatt der alten geſchnürten Fußbekleidung tragen ſie im Hauſe, Hofe und Garten Holzſchuhe, aber unmittelbar über den Strümpfen Socken von feinem Leder, womit ſie in ihre Pantoffeln oder Schuhe eintreten, und beym Ausreuten oder bey entfernten Ausgängen haben ſie gelbe Stiefeln. Manchmahl ſind dieſe Holzſchuhe künſtlich genug gemacht, mit Perlmutter eingelegt, und die Riemen darüber geſtickt. Die hölzerne, eines Fingers dicke Sohle hat unten zwey Queerhölzer in der Höhe von einer Hand breit.

Sie tragen insgeſamt nach morgenländiſchem Gebrauche bis auf die Schuhe herabhängende Beinkleider, über welche das ſehr weite Hemde hängt. Die Hals- und Armbänder beſtehen meiſtentheils aus goldenen Ketten. Der Kopf wird mit einem Tuche von mancherley Farben und Arten, auch mit Gold- und Silberfaden verziert, umgeben, und heißt **Tſchember**.

Wenn das Frauenzimmer ausgehet, ſo müſſen ſie jederzeit ein weißes Tuch oder Schleyer — **Mahraman** — über dem Haupte zur Bedeckung des

Angeſichts tragen. Er beſteht aus Neſſeltuch, und iſt bey den Vornehmen mit goldenen fingerbreiten Faden verziert, und man weiß ihn ſo geſchickt zu hängen, daß die Schönheit des griechiſchen Frauenzimmers dadurch noch mehr erhöhet wird.

Der Fecher der Griechinnen iſt bey den Vornehmen ziemlich groß, aus Pfauenfedern zuſammengeſetzt, und mit einem elfenbeinernen Griffel verſehen. Auf der innwendigen Seite iſt oberhalb dem letztern ein kleiner Spiegel. Wenn ſie im Hauſe oder unter einem Baume ſitzen, ſo laſſen ſie ſich durch Mägde oder Sclavinnen Luft zuwehen.

Die Liebe der Kinder zu den Aeltern und dieſer zu jenen pflegt im allgemeinen groß zu ſeyn, ob ſchon die Kinder ziemlich rauh, und die Weiber von ihren Männern oft ſcharf gehalten werden. Den jüngern Frauenzimmern wird nicht geſtattet, mit Mannsperſonen allein zu reden; kömmt daher jemand in die Stube, ſo gehen die Töchter bey Seite, wenn ſie die Aeltern nicht ausdrücklich da zu bleiben heißen. Sie verrichten alle häußliche Arbeiten, als Sticken, Spinnen und Nähen an den Jalouſien oder dem Gitterwerke der Gallerien und Fenſter, damit ſie, ohne geſehen zu werden, die Vorübergehenden ſehen können. Allein aller übrigen Arbeiten, wobey ſie das Geſicht entblößt haben müßten, enthalten ſie ſich.

Viele Griechinnen ſchminken ſich, ihrer guten Geſichtsbildung ohngeachtet, und legen allerley Schönpfläſterchen aufs Geſicht. Sie färben auch vielfältig die Augenbraunen ſchwarz, welches jedoch den Jüdinnen mehr eigen iſt. Um Liebe und Freude oder ein Feſt zu verkündigen, haben ſie den Kopf mit vielen Blumen beſteckt. Die Amme der Griechinnen nennt man die zweyte Mutter, und ſie werden oft

 als

als Vertraute den Familien einverleibt, und bleiben Lebenslang im Hauſe.

Bey Beſuchen ziehen nicht allein die Griechen, ſondern alle Levantiner beyderley Geſchlechts die Schuhe oder Pantoffeln vor der Thüre, oder wenigſtens an der Erhöhung des Sopha aus. Die Vornehmen laſſen ſich auch durch ihre Bedienten, Mägde oder Sclaven ein Paar nachtragen, um die guten mit den ſchlechten, oder dieſe mit jenen zu verwechſeln.

In Geſellſchaften reichen ſich die Männer Kaffee ohne Milch, auch oft ohne Zucker, und Taback in langen Pfeifen von verſchiedener Art. Die gemeinſten zwey bis drey Ellen langen Röhre kommen aus der Moldau und Wallachey, und heißen Jermeſſee; die vorzüglichſten aber aus der Levante, welche Muſſa heißen, und wovon das Stück ſechs, zwölf und mehr Piaſter koſtet. Auch tragen ſie, gleich den andern Levantinern, in Geſellſchaften häufig eine Art von Roſenkranz.

Haußrath der Griechen. In Anſehung der Mobilien und Häuſer ſind ſie den Türken gleich. Die meiſten Säle und Stuben haben einen für das Drittheil oder die Hälfte erhöheten Fußboden, worauf eine Matte von Rohr oder eine türkiſche Decke ausgebreitet iſt. Rund an der Wand auf dieſer Erhöhung herum iſt der Sopha, deſſen Ueberzüge nach Beſchaffenheit der Familien von ſehr großem Werthe ſind. Tiſche, Stühle und Federbetten nebſt Bettſtellen findet man nicht, denn hierzu dienen der Sopha und die mit Wolle ausgeſtopften Matratzen. Vor dem Sophakiſſen ſteht ein Käſtchen von minderer oder mehrerer Größe und Koſtbarkeit, nach Beſchaffenheit der Vermögensumſtände, worinnen der Mann ſein Papier, Schreibezeug ꝛc., die Frau aber ihr Stickzeug, Seide, Federn

dern u. ſ. w. liegen hat. Wenn des Abends das Licht in das Zimmer gebracht wird, ſo wünſchen ſich alle Anweſende und die Geringern den Vornehmern einen guten Abend, welcher Gebrauch ſo heilig als bey den alten Griechen gehalten wird.

Die heimlichen Gemächer beſtehen faſt durchaus aus einem dreyeckigen mit Holz eingefaßten Loche, auf welches ſie kauern, und aus natürlicher Schamhaftigkeit ihre langen Kleider um ſich herumſchlagen. Bey demſelben befindet ſich ſtets reines Waſſer zum Waſchen.

Von **Vergnügungen** und **Ergötzlichkeiten** ſind die Griechen die größten Freunde. Ihre meiſten Spiele ſind von der Art, daß ſie zugleich Leibesübungen abgeben können, und Kartenſpiel findet nur bey denjenigen ſtatt, die es von Europäern erlernt haben. Am liebſten ſpielen ſie das **Gerade** und **Ungerade** mit Erbſen, Nüſſen, Bohnen und Geldſtücken. Zu ihren Spielen gehört auch das Werfen mit Gelde, ob ſolches auf die rechte oder linke Seite fällt. Vergnügungen.

Dem Tanze ſind ſie bis zur Leidenſchaft ergeben. Er geſchiehet häufig an Feſttagen, beſteht aber alsdann nur eigentlich in einem Reihen, oder einer Art von Zügen, Proceſſionen und Springen. Das abwechſelnde Singen von allerley luſtigen und Liebesliedern in Chören iſt bey ihnen noch ſehr gewöhnlich, und wird durch ihre ſchlechte Muſik mit Geigen, Zittern und Flöten noch mehr verunſtaltet. Die europäiſche Muſik gefällt den Morgenländern ſelten.

Die Spaziergänge der Griechinnen geſchehen mit Kindern, Mägden und Sclavinnen, wofern ſie dergleichen halten dürfen, und ſie machen dieſen Aufzug ſowohl der Pracht, als auch des Anſtandes we-

gen, zur Unterſcheidung von den Huren, weil die alleine gehen.

Bey Hochzeiten vergnügen ſich nicht allein die Gäſte ſelbſt mit Spielen, Tanzen und Luſtbarkeiten, ſondern auch gedungene Springer und Tänzer müſſen ſie unter Muſik zu ergötzen ſuchen; und bey Leichenbegängniſſen iſt es nichts ſeltenes, Unterredungen der Traurenden mit dem Todten, gleichſam als ob er noch lebte, zu hören.

Zu den Griechen kann man gewiſſermaaßen die **Wallachen, Moldauer** und **Bulgaren** rechnen, ob ſie gleich andern Urſprungs ſind, weil ſie der Religion wegen mit ihnen in beſtändiger Gemeinſchaft ſtehen. Jedoch ſind ſie kriegeriſcher und zu Pferde im Säbel am meiſten geübt.

Zu den Griechen muß man auch die **Mainoten**, Abkömmlinge der alten Lacedämonier, zählen, welche ihren Vorfahren nichts nachgeben. Sie haben ihren Nahmen von dem griechiſchen Worte *μανία* — Wuth — erhalten, weil ſie ihre Feinde auf eine wüthende und unſinnige Art anfallen. Sie bewohnen den ſüdlichen Theil von Moräa, beſonders deſſen bergige Gegenden vom Vorgebirge Matagan bis zum Vorgebirge St. Angelo. Die Sultane haben es nie der Mühe werth gehalten, ſich dieſelben zu unterwerfen, beſonders da es auch vieles Blutvergießen erfordern würde. Sie ſind gefährliche Seeräuber in den dortigen Gewäſſern. In ihren ſchlechten und kleinen Fahrzeugen belauern ſie des Nachts die Schiffe, welche nicht auf ihrer Hut ſind, entern an ſolche, ermorden die Schiffsbeſatzungen, plündern alles aus, und verſenken alsdann die Schiffe; daher ſind die Europäer, wenn ſie bis dorthin kommen, ſehr wachſam, und halten das grobe und kleine Geſchütz geladen. Ihre Prieſter gehen mit

auf

auf den Raub aus; denn dieſe Räuber, welche gegen 12 bis 14000 bewaffnete Mann ſtellen können, wollen doch auch Meſſe hören und faſten.

Die Arnauten ſind die alten Albaneſer von dem weſtlichen Theile Macedoniens, und zum Theil von Epyrus. Von Natur rauh, kriegeriſch, herzhaft und unermüdet, ſind ſie zu Lande eben ſo große Räuber, als die Mainoten zur See. Nach Skanderbegs Tode wurden ſie unter das türkiſche Joch gebracht, und von Amurat dem Zweyten durch eine gewaltſame Beſchneidung faſt alle zur muhamedaniſchen Religion gezwungen. Viele Tauſende derſelben ſind ſtets im Solde der Osmannen, und werden mit Schießgewehr verſehen, und für die beſten Soldaten des Reichs gehalten. Außer ihrer verderbten ſlavoniſchen Mutterſprache, brauchen ſie auch eine ſchlechte griechiſche und türkiſche Mundart.

23. Die Armenier.

Die Armenier ſind nur von mittelmäßiger Größe, allein gewöhnlich etwas unterſetzt. Der Kopf iſt ſtark, das Geſicht voll und platt, und ihre Leibesbewegungen von Natur nicht ſo geſchwind, als bey den Griechen. 23. Armenier.

Ohne Anſpruch auf Gelehrſamkeit oder Witz, ſind die Armenier doch ein gutes, ſparſames, eingezogen lebendes und arbeitſames Volk, das zum Handel gleichſam gebohren zu ſeyn ſcheint, und kaufmänniſchen Eigennutz mit Billigkeit und Redlichkeit recht gut zu vereinigen weiß. Ueberhaupt ſind ihre äußere, etwas plumpe, geiſtloſe Geſtalt und Geſichtsbildung, und ihre harte, rauh tönende Sprache ſo wenig empfehlend, als ihre übrigen Gebräuche, in denen ſie unter allen am meiſten an den Sitten ihrer

Voraltern hängen, und unter allen im Reiche woh-nenden Nationen den Osmannen am meiſten nahe kommen, von welchen ſie unter allen Chriſten auch am meiſten geſchätzt werden.

Sie ſind ſtille und ernſthaft, und nicht ſo ſchrey-end und zankend, wie die Griechen; Feſtigkeit und Beſtändigkeit des Karakters iſt ihnen eben ſo eigen, als wie ihre an Geiz gränzende Sparſamkeit, und die Religionsveränderung eines Armeniers etwas ganz ungewöhnliches. Dieſe ihre Sitten pflanzen ſie vermöge der ſehr eingezogenen Lebensart auch auf ihre Kinder fort.

Wer von den Armeniern nicht Kaufmann, Wechs-ler und Agente iſt, nährt ſich von Handarbeiten, Manufakturen und andern Gewerben; aber von öf-fentlichen Bedienungen ſind ſie ganz ausgeſchloſſen.

Gelehrſamkeit darf man bey ihnen eben ſo wenig, als bey den Griechen ſuchen. Das Studieren, wenn man anders Leſen und Schreiben lernen mit dieſem Nahmen belegen kann, ſchränkt ſich allein auf die kirchlichen Perſonen ein, von welchen auch nur eine ſehr geringe Anzahl ſich dazu bequemt. Da dieſe nicht außerhalb dem Schooß ihrer Nationen kom-men, ſo verſtehen ſie außer der armeniſchen Sprache ſelten eine andere, können daher auch auswärtige Hülfsmittel nicht gebrauchen, und überhaupt im wei-ten Felde der Gelehrſamkeit keine Verbeſſerungen anbringen. Sie haben zwar zu Konſtantinopel klei-ne Druckereyen gehabt, die aber mit mehrern in Eu-ropa angeſchafften Typen und andern dazu gehörigen Nothwendigkeiten zum Bibeldrucke nach Edſch-miazin, d. h. Herabſteigung des ewigen Sohnes, geſchickt worden ſind. Sie ziehen daher die gedruck-ten Bücher aus andern Ländern, und geben den in Holland und England in ihrer Sprache gedruckten

den Vorzug für denjenigen, welche in römiſchen Län-
dern gedruckt werden, weil ſie dieſe ſehr verfälſcht ge-
funden haben.

Die alte armeniſche Sprache iſt von der heutigen ſehr unterſchieden, und die Buchſtaben, deren Geſtalt offenbar von Menſchen, Thieren, Pflanzen u. d. g. hergenommen worden iſt, geben eine Gattung Bilderſprache ab, ſo ſehr ſie auch ihre Sprache rühmen, weil ſie alles gut ausdrücke, und ſo zierlich ihnen auch die Buchſtaben ausſehen, ſo hart und rauh tönend iſt ſie. Allein die Morgenländer ſind im Ruhme alter Dinge allemahl große Pedanten.

In ihren Wohnungen, ihrem Haußrathe, in ihren häußlichen Gebräuchen und der Kleidung ſind die Armenier den Türken ähnlich. Wohnungen, Haußgeräthe ꝛc.

Wenn man die grüne Farbe und den Turban ausnimmt, ſo iſt die männliche Kleidung ganz osmanniſch, und die weibliche eben ſo vermummt, wie der Türkinnen ihre. Anſtatt des Turbans oder Tulbends tragen ſie eine kleine Untermitze, welche den Schädel kaum bedeckt, und darüber eine andere, die ziemlich hoch und aus ſaubern Fellen gemacht iſt, woran die Haare gekräuſelt ſind; ſolcher Mitzen bedienen ſich auch die vornehmen Griechen, und ſie bekommen den Nahmen Kalpack.

Die Aeltern geben ſich in ihren Häuſern ein patriarchaliſches Anſehen, und die Weiber leben in einer Unterwürfigkeit gegen die Männer, welche nicht viel mehr als den Vorzug vor den Mägden anzeigt. Das weibliche Geſchlecht iſt bey ihnen ſo ſehr verborgen, daß es außer den nächſten Anverwandten niemand zu ſehen bekommt. Auf den Gaſſen gehet es ſo verhüllt einher, daß man nur ein wenig von dem Naſenknorpel und faſt nichts von den beyden Augen ſiehet, ſo daß ſie dadurch, wie die gleichmäßig

Y 5 ver-

vermummten Türkinnen, das Anſehen von Masken oder Geſpenſtern haben. Ja ein Bräutigam ſieht ſeine Braut nicht eher, als am Verlobungstage.

Diejenigen Armenier, welche noch in Armenien ſelbſt wohnen, haben bey ihrer Einrichtung noch das Beſondere, daß keine Mannsperſon außerhalb Landes reiſet, daß ſelbſt kein Knabe in dem zarteſten Alter, er müßte denn vorher mit einer Frauensperſon ſeines Alters getrauet ſeyn, reiſen darf, und bey reiferm Alter muß er zur Vollziehung der Heurath nach ſeinem Vaterlande zurückkehren, worauf er hernach wegreiſet und wiederkommt, je nachdem es ſein Beruf erfordert.

Von den Kindern wird das vierte Gebot ſo genau beobachtet, daß ihre Ehrfurcht gegen die Aeltern bey allen andern Völkern zu einem Muſter dienen kann.

Die Armenier gehen früh zu Bette, ſtehen aber auch ſehr früh wieder auf. Des Mittags ſpeiſen ſie nicht, ſondern nehmen früh um acht Uhr ein gutes Morgenbrodt, und halten um fünf Uhr des Abends ihre Hauptmahlzeit.

Von Stühlen, Tiſchen, Betten, Schränken ꝛc. wiſſen ſie eben ſo wenig, als die Osmannen und Griechen. Ein Sopha und viele Wandſchränke dienen ihnen zu ihrer Nothdurft.

Religion. Ihre Religion iſt ebenfalls die chriſtliche. Die armeniſche Kirche hat ihren Nahmen von dem Volke, das ſich zu ihr bekennet, und der armeniſchen Sprache, deren ſie ſich bey dem Gottesdienſte bedienet. Dieſer Nahme kommt ihr um ſo mehr als eigenthümlich zu, weil nur Armenier und kein ander Volk ſich zu derſelben bekennen. Sie iſt ein Zweig der monophyſitiſchen Religionsparthey, deren Anhänger aus gewiſſen Urſachen Jacobiten und

Kopten

Kopten genannt werden. Die Verwerfung der kalcedoniſchen Kirchenverſammlung hat ſie von der morgen- und abendländiſchen Kirche abgeſondert.

Dieſe Trennung hat um ſo viel leichter geſchehen und fortdauern können, weil die Armenier mit den Patriarchen zu Konſtantinopel nichts zu thun hatten. In den Hauptſachen ſind ſie zwar mit den Monophyſiten einig, haben aber dabey doch ihre beſondern Gebräuche, und würden ihre Kirchenlehrer nicht annehmen. Sie erkennen den Patriarchen von Edſchmiazin als ihr Oberhaupt.

Die Armenier haben bey der Veränderung ihres Landes, welches bald ein eignes Königreich war, bald von Perſern, bald von Türken beherrſcht wurde, beſondere Schickſale gehabt, und der größte Theil derſelben verließ es entweder freywillig, oder ward von den Ueberwindern weggeführt, wovon die Perſer ſich es hauptſächlich zur Pflicht machten, Armenien zu entvölkern und eine Wüſte daraus zu machen, welche die Türken von den kriegeriſchen Anfällen auf Perſien abhalten ſollte. Es iſt daher keine nahmhafte Stadt weder in Perſien, noch im osmanniſchen Reiche, wo nicht anſehnliche Kolonien von Armeniern ſich aufhielten. Von den Griechen und römiſchen Chriſten werden ſie überall mit ſcheelen Augen angeſehen und Schismatiker genannt; ſie ſelbſt aber haben mit aller Demuth ein gutes Zutrauen zu ihrer Sache. Auch in Pohlen und Rußland hält ſich eine große Menge Armenier auf, der kleinen Haufen in Italien, Frankreich, Holland und England nicht zu gedenken.

Ohngeachtet ſie verſchiedene Patriarchen haben, wovon es einige nur dem Nahmen nach ſind, ſo ſtehen ſie doch alle unter dem Patriarchen zu Edſchmiazin,

miazin, bey den Türken Uetſch-Kliſſie, von den Teutſchen Dreykirchen genannt, einem Kloſter, das nicht weit vom Gebirge Ararat und der Stadt Erivan, auf den Gränzen der Türkey und Perſien liegt. Es hat den türkiſchen Nahmen von wirklichen drey daſelbſt befindlichen Kirchen, wovon aber nur eigentlich die größte gebraucht wird; den armeniſchen Nahmen aber von der Herabſteigung des eingebohrnen Sohnes Gottes, weil, ihrem Vorgeben nach, Jeſus Chriſtus dem heiligen Gregorius, ihrem erſten hieſigen Patriarchen, daſelbſt deutlich erſchienen ſey. Dieſes Kloſter, der Hauptſitz der armeniſchen Religion, iſt die Pflanzſchule der vornehmſten Kirchenlehrer und Biſchöffe, von welchen beſtändig, ſo wie auch eine gute Anzahl Mönche ſich hier befinden, die das allgemeine Beſte der armeniſchen Religion, ſo wie den Gottesdienſt und den Unterricht im Kloſter beſorgen.

Der Patriarch wird aus einem der Biſchöffe gewählt, lebt ohne äußerliche Pracht und Glanz, und nur allein ſeine Würde unterſcheidet ihn von andern Geiſtlichen. Er hat zwar ſehr große Einkünfte, aber auch erſtaunende Ausgaben, ſeinen Karakter und die Religion bey den Muhamedanern aufrecht zu erhalten.

Die Biſchöffe, welche alle vom Patriarchen ordinirt werden müſſen, ſind alle unverheurathet. Von Edſchmiazin aus werden ſie alle drey Jahre in ihren Bißthümern umgewechſelt und aufs neue beſtätigt. Sowohl die Beſtätigung der Biſchöffe, als der Patriarchen kömmt daher den Armeniern bey den Muhamedanern ſehr hoch zu ſtehen, weswegen auch die Simonie bey der höhern und niedern Geiſtlichkeit nicht unbekannt iſt. Sie ſind in ihrem Berufe eifriger und fleißiger, als die griechiſchen und römiſchen

miſchen Biſchöffe. Sie predigen ſelbſt, aber ſitzend, und beſuchen die zu ihrem Sprengel gehörigen Kirchen ſehr genau.

Die **Vartabets** ſind eine Art von Mönchen, die den Biſchöffen ziemlich nahe kommen, und bey ihrer Abweſenheit predigen, auch gleichſam ihre Vikarien und oft zugleich auch Biſchöffe ſind. Sie machen überdieß noch eine Art von Lehrern der Theologie aus, welche eine gewiſſe Aufſicht über die Kirche haben. Die Anzahl der Mönche iſt bey den Armeniern ſo groß nicht, wie bey den Griechen und Osmannen, weil man ſie nicht zum Müßiggange, ſondern in der Hoffnung unterhält, um dereinſt aus ihnen Lehrer der Kirche zu nehmen. Sie folgen alle der **Regel des Baſilius**. Den Pſalter müſſen ſie, wofern nicht hinlängliche Urſachen davon befreyen, jede 24 Stunden zu Ende bringen. Er iſt deswegen in acht große Abſchnitte, und jeder wieder in acht kleinere eingetheilt, bey deren Endigung: **Ehre ſey Gott dem Vater** :c. geſagt werden muß. Ihre geiſtlichen Verrichtungen beſtehen eigentlich blos in Meſſe leſen; denn die andern Paſtoralverrichtungen ſind ihnen unterſagt.

Die **Mönche** haben oft eine lange Probezeit auszuſtehen, und werden nicht leicht vor dem männlichen Alter eingekleidet. Bey dieſer Einkleidung ſind ſehr ſtrenge Uebungen der Einſamkeit, des Faſtens und Betens vorgeſchrieben. Die Haare werden ihnen dabey in Form eines Kreuzes, und wenn ſie wieder gewachſen ſind, in Form einer Krone verſchnitten, die ſie zu unterhalten ſuchen. Letzteres pflegt bey allen Armeniern zur dankbaren Erinnerung der Dornenkrone Chriſti zu geſchehen.

Die **Prieſter** müſſen nothwendig einmahl ſich verheurathen, und beſorgen außer dem Gottesdienſte auch

auch die untern Schulen; aber durch eine zweyte Heurath würden ſie das Prieſterthum verliehren.

Außer den kirchlichen Functionen ſind die armeniſchen Geiſtlichen in der Kleidung von den Weltlichen nur durch die dunklern Farben unterſchieden. Beym Gottesdienſte haben ſie ſtoffene Chorröcke an, und die Vartabers eine Art hoher, in eine Spitze hinauf gehender, aber hinten abwärts geneigter, ſchwarzen Kapuzinermütze auf; und die letztern pflegen dergleichen Mützen auch auf der Gaſſe zu tragen. Ueberhaupt muß man der armeniſchen Geiſtlichkeit das Lob geben, daß ſie vor der Geiſtlichkeit der Griechen, Osmannen und römiſchen Chriſten den Vorzug der Sittſamkeit und Eingezogenheit haben.

Außer den gemeinen Einkünften von Taufen, Trauungen und Begräbniſſen, hat die armeniſche Geiſtlichkeit noch ein beſonderes Einkommen vom Verkaufe des heiligen Oehls, das die Patriarchen weihen, und den Biſchöffen, dieſe hinwiederum den Prieſtern, die Prieſter aber dem Volke wegen der zugeſchriebenen großen Kräfte ſehr theuer verkaufen. Auch darf man nicht vergeſſen, daß ſie bey den auferlegten Büßungen und Excommunicationen ſich wohl bedenken.

Das Glaubensbekenntniß der Armenier iſt folgendes: „Wir bekennen und glauben von ganzem „Herzen an Gott den Vater, der nicht gemacht und „gebohren iſt, auch keinen Anfang genommen hat; „der den Sohn zeuget, und von welchem der heilige „Geiſt ausgehet. Wir glauben auch an Gott das „Wort, welches nicht gemacht, ſondern von Ewig„keit her von dem Vater gebohren und entſprungen, „auch nicht ſpäter, noch geringer iſt; ſintemahl ſo wie „der Vater Vater iſt, ſo iſt auch der Sohn Sohn. „Wir glauben an den heiligen Geiſt, der nicht ge-

„macht,

„macht, ſondern ewig, nicht gezeuget iſt, ſondern
„von dem Vater ausgehet, gleiches Weſens mit ihm,
„und gleicher Herrlichkeit mit dem Sohne. Wir
„glauben die heilige Dreyeinigkeit, eine Natur, eine
„Gottheit. Es ſind nicht drey Götter, ſondern ein
„Gott, ein Wille, ein Reich, eine Herrſchaft, der
„Schöpfer der ſichtbaren und unſichtbaren Dinge.
„Wir glauben eine heilige Kirche, die Vergebung
„der Sünden, die Gemeinſchaft der Heiligen. Wir
„glauben, daß einer von den drey Perſonen, Gott
„das Wort, welches von dem Vater von Ewigkeit
„gebohren iſt, in der Zeit in die Gottesgebährerinn,
„die Jungfrau Maria, herabgefahren ſey, ihr Blut
„an ſich genommen, und mit ſeiner Gottheit verei-
„nigt habe; daß es neun Monate in dem Leibe der
„unbefleckten Jungfrau aufbehalten, und alſo Gott
„ein vollkommener Menſch am Geiſte, Gemüthe und
„Leibe geworden ſey: Eine Perſon, ein **Anblick**,
„und zwar **in einer Natur** vereiniget. Gott iſt
„Menſch geworden **ohne Verwandlung**, ohne
„**Veränderung**. Ohne Saamen iſt ſeine Empfäng-
„niß, und ohne Verderben ſeine Geburt geweſen.
„So wie ſeine Gottheit ohne Anfang iſt, ſo iſt ſeine
„Menſchheit ohne Ende. Denn Jeſus Chriſtus iſt
„geſtern und heute, und derſelbige auch in Ewigkeit.
„Wir glauben, daß der Herr Jeſus Chriſtus, nach-
„dem er dreyßig Jahre auf Erden gewandelt, ſich
„taufen laſſen; der Vater gezeuget habe, dieß iſt mein
„lieber Sohn, und ſich der heilige Geiſt in Geſtalt
„einer Taube auf ihn herabgelaſſen; daß er von dem
„Satan verſucht worden, aber ihn überwunden ha-
„be; die Seligkeit den Menſchen geprediget, die Lei-
„besſchwachheiten empfunden, müde geworden, ge-
„hungert und gedurſtet habe; hernach freywillig zum
„Leiden gekommen ſey, gekreuziget worden, und dem
„**Leibe nach geſtorben, aber der Gottheit nach le-**
„bendig

„bendig geblieben; ſein Leib, vereiniget mit der Gott„heit, im Grabe gelegen habe; daß er im Geiſte bey „ungetheilter Gottheit zur Höllen gefahren, den Gei„ſtern geprediget, die Hölle zerſtöhret, und jene „Geiſter errettet habe; daß er nach dreyen Tagen „von den Todten auferſtanden, und ſeinen Jün„gern erſchienen ſey. Wir glauben, daß unſer „Heiland Jeſus Chriſtus mit eben demſelben Leibe „gen Himmel erhaben worden, und zur Rechten des „Vaters ſitze; auch in eben demſelbigen Leibe und „der Herrlichkeit des Vaters wieder kommen werde, „zu richten die Lebendigen und die Todten, welcher „auch die Auferſtehung aller Menſchen iſt. Wir „glauben endlich eine Vergeltung der Werke, näm„lich den Gerechten das ewige Leben, aber den Sün„dern die ewige Quaal.“

In Anſehung des Erkenntnißgrundes der göttlichen Wahrheiten ſind unter allen nicht proteſtantiſchen Chriſten die Armenier die reinſten, und die Bibel ſteht bey ihnen in ſehr großen Ehren, dafür die Kirche und Kirchenlehrer aber, und zwar mit Recht, nicht viel mehr als menſchliche, ob gleich ſonſt ſchätzbare Zeugniſſe gelten.

Bey der Taufe bedienen ſie ſich auch der Pathen, welche den Täufling dem Prieſter übergeben. Dieſer beſprengt den Scheitel deſſelben dreymahl unter Ausſprechung der Einſetzungsworte mit Waſſer; taucht ihn auch dreymahl unter das Waſſer, und wäſcht ihm den ganzen Leib. Darauf erfolgt ſogleich die Firmelung mit Oehle, worinnen die Armenier vor den andern morgenländiſchen Chriſten etwas beſonderes haben. Der Prieſter ſalbet damit in der Geſtalt des Kreuzes die Stirne, die Augen, die Ohren, den Unterleib, die flache Hand und die Fußſohle. Endlich beſtreicht er auch die Lippen

pen des Täuflings mit den conſecrirten Geſtalten des Abendmahls.

Vor dem Genuſſe des **Abendmahls** muß die Beichte vorhergehen, welche ſich über alle einzelne Sünden erſtrecken ſoll. Die der Sünden halber auferlegten Bußübungen ſind ſehr ſtrenge und hart, und die Prieſter gehen dabey nicht leer aus.

Die **Meſſe** iſt bey den Armeniern faſt ſo wie bey den Griechen und Katholiſchen. Sie nehmen geſäuertes Brodt und bloßen Wein ohne Waſſer; glauben die Verwandlung des conſecrirten Brodts und Weins in Leib und Blut Chriſti.

Von dem Zuſtande der Verſtorbenen ſcheinen ſie die Meinung des Fegefeuers zu begünſtigen, ſo ſehr ſie auch dagegen ſtreiten. Sie laſſen über den Begräbniſſen derſelben verſchiedentlich Lichter anzünden, Gebeter thun, räuchern ꝛc., und zwar beſonders ſorgfältig am Oſtermontage. Ohnerachtet ſie zwar nicht glauben, daß die Seelen der Gerechten vor der Auferſtehung zu dem unmittelbaren Anſchauen Gottes gelangen werden, ſo halten ſie doch die Anrufung der Heiligen nicht für ungeräumt.

Die **Excommunication** iſt bey ihnen eben ſo, wie bey den Griechen, im Gebrauche.

Die Armenier haben viel weniger Feſttage, als die Griechen und Katholiken, und machen einen Unterſchied zwiſchen den Feſten, die die Kirche feyert, und zwiſchen ſolchen, welche das Volk angehen. Der erſtern ſind eine beträchtliche Anzahl, und die Prieſter müſſen den öffentlichen Gottesdienſt verſehen; allein ein jeder Einwohner bleibt ruhig bey ſeinem Berufe, wartet höchſtens die Meſſe ab, und geht dann wieder an ſeine Arbeit. Nicht alſo bey den Volksfeſten, deren wenige ſind.

Weihnachten, Neujahr und Epiphanias werden bey ihnen auf dem letzten Feſttage zugleich gefeyert, und bey ihnen iſt alsdann das Glückwünſchen viel ſtärker, als bey uns. Sie pflegen ſchon die Nacht vorher zur Kirche zu gehen, und kommen mit Tagesanbruche wieder heraus. In dieſer ganzen Zeit machen ſie eine Menge Ceremonien. Der grüne Donnerſtag wird ebenfalls ſehr feyerlich begangen, indem nach einem ſehr langen Gottesdienſte des Nachmittags von den Prieſtern allen den Mannsperſonen, welche die Füße hinhalten, dieſelben gewaſchen und mit Butter ein Kreuz auf dieſelben geſtrichen wird. Oſtern iſt den Armeniern ein ſehr großes Feſt, und die vierzigtägige vorhergehende ſtrenge Faſten macht, daß ſie es ſehnlichſt erwarten; und nur Sonnabend Nachmittags vorher haben ſie die Freyheit, wenn ſie aus der Kirche kommen, dieſes Faſten zu brechen, den Genuß des Fleiſches ausgenommen, worauf es denn gemeiniglich über die Oſtereyer hergeht, weshalb ſie von den Griechen als Leute verſpottet werden, die nicht noch einige Stunden bis zum Ende der ganzen Faſten, die außerordentlich ſtreng iſt, warten können. Gleich feyerlich iſt ihnen auch das Pfingſtfeſt.

Die Mittwoche und der Freytag ſind die gewöhnlichen Faſttage einer jeden Woche. In Anſehung des Verhältniſſes der Faſten unter einander iſt das römiſche gegen das griechiſche, und dieſes hinwiederum gegen das armeniſche ſehr gering. Bey den Armeniern ſelbſt iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Faſten der Geiſtlichen und des Volks. Das letzte dauert auf ein halb Jahr, und der erſtern ihres zwey Drittheile des Jahrs. Es iſt von dreyerley Art; das erſte gebeut blos die Enthaltung von dem Fleiſche; das zweyte unterſagt auch den Gebrauch der Fiſche,

Eyer, Milchſpeiſen, des Oehls und alles Fetten; das dritte endlich beſteht in der Enthaltung aller Speiſen bis auf den Abend, und die Geiſtlichen ſind dem letztern oft unterworfen; hingegen die Mönche eſſen nie Fleiſch und trinken nie Wein. Eyer, Milch, Butter und Fiſche ſind ihnen nur Sonnabends und Sonntags außer der Faſtenzeit zu eſſen erlaubt.

An Wallfahrten nach Jeruſalem und andern vermeintlichen heiligen Oertern laſſen es auch die Armenier nicht mangeln, und die nach **Edſchmiazin** iſt die vornehmſte. Sie halten den Gottesdienſt, ſo wie die Griechen, oft bey Nacht, und dergleichen Ceremonien, nur weniger glänzend und einfacher, in der alt armeniſchen Sprache. Ohngeachtet er drey, vier bis acht Stunden dauert, und allemahl vor Sonnenaufgang geendigt iſt, ſo wohnen ihm die Armenier doch ungemein eifrig bey. Er beſteht gemeiniglich in der Meſſe, in Vorleſung der heiligen Schrift, der Pſalmen, des vornehmſten Glaubensbekenntniſſes u. ſ. w. wovon leider der gemeine Haufe nichts verſteht; hingegen die Predigten werden in der neuen armeniſchen Sprache gehalten.

Die Hochzeiten geſchehen unter großen Feyerlichkeiten, und die Trauung dauert ungemein lange. Sie geſchieht allemahl in der Kirche, wobey das Brautpaar das heilige Abendmahl genießen, die Braut aber mit einem Schleyer verhüllt seyn muß. Sie wird ſelbſt am Hochzeittage und bey ſtrengen Armeniern in drey Tagen von ihrem Bräutigam nicht bey Tage geſehen. Sie ſitzet wie eine Bildſäule in der Hauptecke des Zimmers auf dem Sopha mit einer breiten Mütze auf dem Haupte, worüber ein rother feiner Schleyer bis auf die Füße herabhängt. Junggeſellen müſſen Jungfern und die Wittwer Wittwen heurathen. Sich zum drittenmahl zu verheura-

heurathen wird bey ihnen für Hurerey angeſehen, und in Abſicht der verbotenen Grade denken ſie wie die Griechen.

Die Begräbniſſe gehen in den dortigen Gegenden bey ihnen, wie bey den Griechen, bald nach dem Tode vor ſich. Die Biſchöffe und die vornehmere Geiſtlichkeit wird vorher mit einem geweihten Oehle geſalbet, alle andere aber blos abgewaſchen. Der Todte wird in Leinewand eingewickelt und dergeſtalt eingenähet, daß nichts von ihm ſichtbar iſt. Ehe man ihn austrägt, werden viele Gebete über ihn von den Geiſtlichen gebetet und geſungen, während welcher Zeit die nächſten Anverwandten in ganz ſchlechten Kleidern und das Frauenzimmer verhüllet ihn umarmen und beweinen, auch ſich anſtellen, als wollten ſie ihn beynahe nicht wegtragen laſſen. Nach vollendetem Gebete legt man den Leichnam auf eine Trage, die Prieſter gehen oder laufen voran, und das Leichengefolge durch einander hinten nach, die Leiche ſelbſt aber wird in den Vorhof der Kirche geſetzt, nochmahls gebetet, alsdann zum Grabe getragen, in dem ein oder zwey Männer ſtehen und ſie in Empfang nehmen. Dieſe ganze Ceremonie iſt einem Zuſchauer ſehr unangenehm, und einem Europäer ſogar grauſend, den Körper ſo eingenähet und ihn ſo ohne Sarg behandelt zu ſehen.

Bey den Kirchen iſt eben nichts auszeichnendes, nur haben ſie keinen ſolchen Verſchlag vor dem Altare, und nicht ſo viele Bilder, wie die Griechen. Die Sitze der Weiber ſind ebenfalls von den Männern abgeſondert und ſtark vergittert. Klöſter giebts in Vergleichung mit den Griechen und römiſchen Chriſten ſehr wenige, und bey weitem nicht ſo reiche, als bey den letzten; doch ſind ſie in dem eigentlichen Armenien anſehnlicher. Sie werden von den Muhamedanern

medanern ziemlich ungeſtört in ihrem Berufe, und bey Geſchenken an die Großen nebſt gewiſſen Abgaben in dem Genuſſe ihres übrigen Vermögens gelaſſen.

Der Aberglaube herrſcht auch in jeder Rückſicht unter den Armeniern, doch iſt er wohl in Religionsſachen nicht ſo groß, als bey den Griechen und römiſchen Chriſten. Man muß es übrigens den Armeniern als etwas Gutes anrechnen, daß ſie weit mehr Menſchen- und Chriſtenliebe zu andern Religionen und den Anhängern derſelben haben, als ſie ſich von ſolchen verſprechen können. Gegen die Proteſtanten haben ſie eine wahre Zuneigung, und ſie beten ſogar oftmahls öffentlich für ſie in den Kirchen. Gegen die Griechen verhalten ſie ſich auf eine freundliche Art und Weiſe, allein die römiſchen Chriſten ſind ihnen ein Dorn im Auge. Denn da ihnen durch die letztern viel Unheil bey den Türken zugezogen, und von ihren Miſſionarien viele Glieder der Kirche, beſonders Reiche abwendig gemacht werden, ſo ſind ſie mit denſelben in beſtändigen Händeln bey der Pforte, und der Nahme des Pabſtes, den ſie auf keine Weiſe erkennen, erweckt den Armeniern beynahe einen eben ſo großen Ekel, als bey andern der Nahme Satan.

Den Armeniern kommen die Maroniten in der Leibesgeſtalt und den Sitten ſehr nahe. Sie haben mit Vorbehalt ihrer beſondern Meinungen und Religionsgebräuche, z. B. den Gottesdienſt in ihrer Mutterſprache, nämlich der arabiſchen, zu thun, ſich dem Pabſte unterworfen. Sie wohnen mit den Druſen vermiſcht, und beſitzen viele Klöſter auf dem Berge Libanon. Ihre Geiſtlichkeit hat den Ruhm eines ordentlichen Lebens und eines ſehr geſetzten Betragens; ihr Patriarch, der einen Nachfolger Petri,

als erſten Biſchoffs von Antiochien, abgeben will, hat ſeinen Sitz zu Kannobin auf dem vorbenannten Gebirge, und wird von den maronitiſchen Biſchöffen und Erzbiſchöffen erwählet, heut zu Tage aber vom Pabſte beſtätiget.

Monophyſiten und Neſtorianer.

Noch ſind zwey andere beträchtliche chriſtliche Religionspartheyen, die **Monophyſiten** und **Neſtorianer**, im osmanniſchen Reiche anzutreffen.

Die **Monophyſiten** machen eine ſehr volkreiche Religionsparthey aus, welche von dem **Eutyches**, einem Abte zu Konſtantinopel im fünften Jahrhunderte, entſtanden iſt, und ſich in Syrien, Egypten und Abyſſinien ausgebreitet hat. Sie werden in die aſiatiſchen und afrikaniſchen eingetheilt. Die erſtern führen von Syrien den Nahmen ſyriſche, und von einem ihrer vornehmſten Lehrer, **Jacob Baradäus**, den Nahmen **Jacobitiſche Chriſten.** Außerhalb Syrien bewohnen ſie auch die Länder am **Euphrat** und **Tygris**, und ihr hauptſächlichſter Patriarch iſt der antiocheniſche, der bald zu Aleppo, bald an einem andern Orte oder Kloſter ſeinen Sitz hat. Ein Nebenpatriarch auf den perſiſchen Gränzen führt die Kirchenaufſicht über die dortigen Gemeinen. Alle dieſe Patriarchen führen von dem **Märtyrer Ignatius** den Nahmen. Die afrikaniſchen Monophyſiten ſind die **Kopten**, von denen bald mehr geſprochen werden wird.

Die **Neſtorianer**, welche ihren Urſprung von einem Patriarchen zu Konſtantinopel, **Neſtorius**, im fünften Jahrhunderte haben, machen den Gegenſatz von den vorhergehenden aus, und haben nicht blos zwey Naturen, ſondern auch zwey Perſonen in Chriſto zu behaupten geſchienen, weswegen ſie auch von den andern Chriſten von ihrer Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen worden ſind.

Um

Um die Ausbreitung der chriſtlichen Religion durch den ganzen Orient und einen großen Theil von Afrika haben ſie ſich ungemein verdient gemacht, und unter allen morgenländiſchen Chriſten die Reinigkeit und Einfalt der erſten Kirche am meiſten behauptet, ob ſchon die römiſchen Miſſionarien unter ihnen gewaltige Zerrüttungen anrichten. Der vornehmſte Patriarch der wahren Neſtorianer wird **Katholikus** genannt, hat zu **Moſul** oder in der Nachbarſchaft ſeinen Sitz, und pflegt ſeit zweyhundert Jahren allemahl den Nahmen Elias anzunehmen.

24. Die Araber.

Unter den Ländern und Nationen unſerer Erde hat ohnſtreitig keines ſo viel anziehendes für uns, als **Arabien** und ſeine **Bewohner**. Es würde zwar das mit Sandwüſten und großen Gebirgketten durchſchnittene Arabien dem elendeſten Wohnſitze der Menſchen gleichen, wenn es nicht auch alle Vortheile der heißen und gemäßigten Himmelsſtriche beſäße, wodurch ſeine Bewohner beynahe mit allen Geſchenken der Erde verſehen werden. Man irrt ſich daher auch ſehr, wenn man der ſo gewöhnlichen Eintheilung in ein ſteinigtes, **wüſtes** und **glückliches Arabien** beytritt, und wenn man alle Länder, wo die **Araber** durch Eroberungen oder Kolonienweiſe ſich angeſeſſen gemacht haben, mit zu dieſer Landſchaft rechnen wollte. Denn ihre Kolonien erſtrecken ſich von Morgen gegen Abend, von den Ufern des Senegals bis an die Ufer des **Indus**, von Norden gegen Süden, vom Euphrat bis auf die Inſel Madagaskar; jedoch machte das ſogenannte eigentliche Arabien ſchon bey den Alten unſere heutige Halbinſel aus.

24. Araber

Dieſe Halbinſel Arabien gränzt nach Weſten an den arabiſchen Meerbuſen, oder das ſogenannte rothe Meer, nach Süden und Oſten an das Weltmeer, und gegen Nordoſt an den perſiſchen Meerbuſen. Itzt aber kann man auch das ganze Arak Arabi, ingleichen die Wüſte von Syrien und Paläſtina mit zu Arabien rechnen. Dieſe Landſchaft gränzt nun alſo nach Norden an den Euphrat und Syrien, und nach Weſten, auf der Erdenge, welche Afrika mit Aſien verbindet, an Egypten.

Gegenwärtig beſteht Arabien aus den großen Provinzen **Jemen, Hedsjas, Hadramout, Oman, Lachſa, Nedsjed**, und einigen kleinern daran gränzenden Landſchaften. In einer jeden derſelben ſind viele kleine unabhängige Herrſchaften, welche ihre Unterthanen mehr oder weniger ſtreng beherrſchen.

In allen den erwähnten großen Provinzen ſind hohe bergigte und fruchtbare Gegenden; den großen Ebenen aber fehlt es an Regen, und mithin an Fruchtbarkeit. Indeſſen ſammeln ſich in den bergigten Gegenden während der Regenzeit viele Flüſſe — **Wadi**, — die einen beträchtlichen Theil der Ebenen fruchtbar machen, und ſich nachher auf den Feldern oder im Sande verliehren, oder ſich, wenn die Berge nicht gar weit von der See entfernt, und die Flüſſe groß ſind, ins Meer ſtürzen. Thäler, worinnen ſich während der Regenzeit das Waſſer ſammelt, und nach und nach ausdünſtet, weil es keinen Abzug hat, ſind wenig in Arabien, und in Jemen gar keine. Eben ſo wenige Salzthäler trifft man auch in Arabien an.

Die Witterung iſt in Arabien nach der Lage der verſchiedenen Gegenden dieſer großen Halbinſel ſehr verſchieden; denn indem man in der einen Gegend

Regen-

Regenzeit hat, empfindet man in der andern die drückendſte Hitze. Eine gleiche Beſchaffenheit hat es auch überhaupt mit der Wärme und Kälte und den Wirkungen des Windes. Denn da es während des Sommerſtillſtandes der Sonne, welche während der Zeit faſt mitten über Arabien ſteht, in den meiſten Gegenden dieſes Landes im Julius und Auguſt ſo heiß iſt, daß faſt niemand ohne die äußerſte Noth ſich derſelben ausſetzt, ſo trifft man von Vormittags 11 Uhr an, bis Nachmittags um 3 Uhr niemanden im Freyen. Um dieſe Zeit arbeiten die Araber nur ſelten, ſondern halten ihren Mittagsſchlaf bisweilen in einem Zimmer unter dem Hauſe, worein ſie durch eine Art Schornſtein den Wind von oben herunter leiten, und die Luft dadurch in Bewegung bringen. Andere kühlen die Luft in dieſer Jahrszeit oft mit Waſſer ab, das auf die Straße gegoſſen wird, und einige verſchlieſſen nur Thüren und Fenſter, um die heiße Luft abzuhalten, wovon bisweilen ſogar Menſchen ſterben. Von dem giftigen Winde — Sam, Smum, Samiel oder Sameli, — der nur in den heißeſten Sommermonaten herrſcht, und an dem vorhergehenden ſchweflichten Geruch erkannt wird, werden alle in Arabien wohnende Menſchen ſehr geplagt, und ſie können ſich vor dem Erſticken nur dadurch bewahren, daß man den Kopf einhüllt und auf die Erde niederfällt. Der Thau fällt in den heißen Ländern und dürren Gegenden ſehr häufig, und erquickt dadurch Gewächſe, Thiere und Pflanzen. Ohngeachtet die Morgenländer überhaupt, und mithin auch die Araber, ſehr oft von der Mitte des Mays bis in den October unter freyem Himmel ſchlafen, ſo haben ſie doch weder vom Thau, noch von ſchlimmen Winden etwas zu befürch-

befürchten; denn ſie bedecken des Nachts nicht nur den ganzen Körper, ſondern auch das Geſicht.

Die Araber wohnen in Städten und Dörfern, oder in abgeſonderten Familien unter Zelten. Man darf nicht glauben, daß alle die Völker Arabiens einerley Nahmen führen, wenn gleich die Europäer ſie gemeiniglich insgeſamt unter dem Nahmen Araber zu begreifen pflegen; denn in dieſem Verſtande gehörten auch die vermiſchten Völker, ſo wie auch die Mauren dazu. Am beſten iſt es, ſie nach ihrer beſondern Lebensart zu unterſcheiden. In dieſer Beziehung ſind die Araber **Mardi**, **Hadheſi**, **Tella**, und **Beduinen**, welches die eigentlichen reinen Araber ſind, und auch den alten Sitten und Lebensart treu geblieben ſind. Sie belegen daher die drey erſtern Klaſſen Araber ſpottweiſe mit dem Nahmen **Mauren**, weil ſie, wie dieſe, Handwerke, Künſte und Landbau treiben.

Körperliche Beſchaffenheit.

Die Araber ſind im Ganzen von guter Bildung, mager und ſtark knochigt, von kalter und dabey etwas melancholiſcher Natur, welche ſie von heftigen Ausbrüchen der Leidenſchaften zurückhält; da ſie ſich von Jugend auf gewöhnen, Froſt und Hitze, Regen und Sonnenſchein zu ertragen, auf hartem Lager zu ſchlafen, und viele andere Beſchwerlichkeiten im Lager und auf Reiſen zu erdulten, ſo ſind ihre Körper gegen alle Mühſeligkeiten ſo abgehärtet, daß ſie davon keine üblen Folgen empfinden.

Adel der Araber.

Sie haben eine große Anzahl Regenten, wovon die meiſten ſehr ſtolz auf ihren **Adel** ſind. Unter allen arabiſchen Familien ſind gegenwärtig die vom Muhamed abſtammenden die berühmteſten, und bekommen auch noch beſondere Ehrentitel, wodurch ſie ſich von dem übrigen arabiſchen Adel unterſcheiden. In Arabien heißt man ſie **Scherif** und **Seid**, und in

in den nordlichen muhamedaniſchen Ländern heißen ſie Scherif und Emer. In den arabiſchen Kolonien werden ſie blos Sejid genannt, ſo wie ihnen in manchen Gegenden auch der Titel Maula beygeleget wird.

Gemeiniglich pflegen ſie ſich auch noch durch ein gewiſſes Zeichen von den übrigen Arabern zu unterſcheiden. Sie tragen z. B. ſeit dem 773ſten Jahre der Hedſchra in den türkiſchen Städten beſtändig einen grünen Turban, und ſogar die Schiffe auf dem perſiſchen Meerbuſen, welche einem Sejid gehören, führen eine grüne Flagge. Allein in andern osmanniſchen Ländern bedienen ſich alle Muhamedaner der grünen Farbe ohne Unterſchied.

Die Scherifs in der Provinz Hedsjas werden für die edelſten unter allen Nachkommen Muhameds, der ſelbſt aus einer der edelſten Familien der Araber abſtammte, gehalten, und in dieſer Provinz von den Sejids unterſchieden. Die Scherifs dieſer Gegend nämlich ſollen von Haſſan abſtammen, und ſich vom Anfange an dem Soldatenſtande gewidmet haben; die Sejids aber ihre Abkunft von Hößejn herleiten, und ſich anfangs blos auf Wiſſenſchaften und die Handlung gelegt haben. Allein die ganze Abſtammung vom Muhamed wird faſt von jeder Familie anders vorgetragen, und man belegt bisweilen ganz fremde Araber mit dem Ehrentitel Scherif und Sejid, und die Türken hüten ſich, Leuten von dieſer Familie wichtige Bedienungen anzuvertrauen, wenn ſie auch ſchon eine gewiſſe Ehrfurcht für ſie haben. Kurz, man ehrt ſie als Perſonen vom geiſtlichen Stande.

Die Araber haben überhaupt zwey Stammväter, der eine iſt Jaktan, Sems Urenkel, deſ-

ſen Nachkommen die Halbinſel bevölkert haben, wel-
che in der Folge von Jarab, einem ſeiner Söhne, oder von Arabat, einer Gegend in dieſer Halbinſel, Arabien genannt wurde. Der andere Stammvater der Araber iſt Jsmael, der Sohn Abrahams und der Hadar, der ſich in der nämlichen Gegend unter jenen eigentlichen und alten Arabern feſtſetzte, und der Vater der ismaelitiſchen Araber wurde. Einige Stämme derſelben trieben Handel und Ackerbau; die übrigen aber, und zwar die meiſten, nahmen die Wüſten ein, und trieben daſelbſt eine Lebensart, die, wie ſie glaubten, ihrem Zuſtande und Urſprunge beſſer entſprach, und welches die eigentlichen Beduinen-Araber ſind.

Der allgemeine und vielleicht der älteſte Ehrentitel des arabiſchen Adels, er mag in Städten, Dörfern oder Zelten wohnen, iſt Schech, Schächh, oder Scheikhs, d. i. Herr. Jedoch hat dieſes Wort noch mehrere Nebenbedeutungen, z. B. ein Profeſſor bey einer Akademie, Medſcheds Bedienten, Bürgermeiſter, Dorfſchulzen, u. ſ. w. allein dieſer Beynahme macht dieſe Leute eben ſo wenig zu edeln Arabern, als das Wort von einen Teutſchen zum Edelmann macht.

Eben ſo nennet man außer den Nachkommen Muhameds oft auch andere vornehme Araber, und bisweilen auch geringe mit dem Nahmen Emir, und ſogar das Oberhaupt der Araber auf dem Berge Karmel führte den Ehrennahmen Emir.

Unter keinem Stamme ſind die Schächhs auf ihre Geburt ſo ſtolz, als unter den Beduinen. Denn unter dieſen heurathet ein großer Schächh nicht einmahl die Tochter eines kleinern, gleichſam unterwürfigen Schächhs, und noch viel weniger die Tochter eines ſolchen Arabers, der gar nicht von adelicher Ab-

kunft

kunft iſt. Die Araber in den Städten hingegen brauchen mehr Geld, als die in der Wüſte, und deswegen ſehen ſie bey ihren Heurathen oft mehr auf Reichthum, als auf die Familie. Die erſtern halten daher eben ſo eifrig über ihr Geſchlechtsregiſter, als die Sejids, Scherifs und Schächs.

Außer dieſen Verſchiedenheiten gehört auch noch der Unterſchied der Araber, welchen ſie nach den muhamedaniſchen Sekten unter einander machen, hieher. Die vornehmſten dieſer arabiſchen Sekten ſind alſo Sunniten, wozu auch die Türken gehören, und die in Arabien ſich am zahlreichſten befinden, weil die Einwohner der berühmten Städte Mecca und Medina, nebſt den Scherifs mit allen ihren Unterthanen ſich zu denſelben bekennen. Schijten, welche eigentlich in Perſien herrſchend ſind, haben in einigen Gegenden des öſtlichen Arabiens ihre Anhänger. In Oman ſind durchgehends ausgebreitet die Zeiditen und die Bejaſiten; aller übrigen, z. B. Meſſalijiten, der Matkeami ꝛc. nicht einmahl zu gedenken.

Religion der Araber.

In Anſehung der Religion ſind alle Araber den Osmannen gleich, die wir bereits oben weitläuftig beſchrieben haben, und hier uns nur darauf einſchränken, was die Araber beſonders beobachten. Denn beyde befolgen das Geſetz Muhameds, aber eine Nation mit mehr oder weniger Pünktlichkeit und Aberglauben, als die andere.

Die Araber geben ſich ſelten damit ab, in die Geheimniſſe des Korans einzudringen. Gewöhnlich können nur die Emirs, die Scheikhs nebſt ihren Secretairen und die Kaufleute leſen und ſchreiben. Das Volk begnügt ſich damit, dasjenige, was ihnen gelegenheitlich aus dem Geſetz geſagt wird, anzuhören, und beobachtet aus demſelben blos die Beſchneidung, das Faſten und das Gebet. Die Beduinen folgen blos

blos dem Naturgeſetz, nach welchem ſie tugendhaft leben. Uebrigens glauben ſie die Einigkeit und Unermeßlichkeit Gottes, Belohnung und Glückſeligkeit, deren Gott die Frommen im andern Leben genießen laſſen will, und ewige Strafen, welche den Gottloſen beſtimmt ſind, ſo wie ſie Muhamed beſchrieben hat.

Sie beſchneiden alle ihre Knaben, wenn ſie in die Jahre gekommen ſind, wo ſie ihren Verſtand gebrauchen können. An dem zu dieſer Ceremonie beſtimmten Tage wird eine Anzahl Knaben, die das zur Beſchneidung fähige Alter erlangt haben, verſammelt. Die Väter ſetzen ihre Kinder auf die Knie, ein Barbier zieht die Vorhaut mit einem beſonders dazu beſtimmten Zängchen hervor, ſchneidet das, was hervorragt, mit einem Meſſer ab, und ſtreuet ſogleich ein zuſammenziehendes Pulver darauf, um das Blut zu ſtillen und die Narbe zu heilen. Die Umſtehenden ſtecken indeſſen den Kindern Honig und Zuckerwerk in den Mund, um ſie zu beſänftigen. Während der Handlung läßt man auf Schalmeyen ſpielen und die Trommel rühren, theils um die Knaben zu zerſtreuen, theils damit die noch unbeſchnittenen das Geſchrey nicht hören können, und ſich zu ſehr für der Operation fürchten lernen, oder gar davon abgeſchreckt werden. Denn ſehr oft macht dieſe Furcht, daß Männer das vierzigſte Jahr erreichen, ehe ſie ſich beſchneiden laſſen. Alsdann werden ſie von der Obrigkeit gezwungen, ſich unter die zu beſchneidenden Knaben zu ſtellen und ihre Schuldigkeit zu erfüllen.

Die Knaben unterwerfen ſich der Beſchneidung ohne Widerſtand, weil ſie ihre Schmerzen nicht kennen, und ſich darauf freuen, einige Tage in Feyerkleidern herumgehen zu dürfen. Die Aeltern ſuchen

ihnen auch durch allerhand kleine Geſchenke und alle mögliche Vergnügungen die Schmerzen zu verſüßen. Bey der Beſchneidung wird ihnen kein Nahme beygelegt, ſondern die Väter benennen ſie, ſobald ſie zur Welt kommen, wie es ihnen beliebt.

Die Söhne der Emirs und Scheikhs und anderer Vornehmen werden auf eben dieſelbe Art beſchnitten, außer daß die Anſtalten größer und die Kleider prächtiger ſind. Alle diejenigen, welche der Ceremonie beywohnen, oder ſich einfinden, ihren Glückwunſch abzuſtatten, und andere, welche Ehren halber und um die Verſammlung vermehren zu helfen, dabey ſind, werden herrlich bewirthet. Außerdem bekommen die Väter viele Geſchenke, durch welche ihre Vaſallen ihre Freude an den Tag legen. Die Beſchneidung und die Heurath ſind bey dieſem Volke die beyden vorzüglichſten Begebenheiten, welche Gelegenheit zu Freudensbezeugungen und Familienfeſten geben.

Die Araber faſten die 30 Tage des Monats Ramadan ſo ſtreng, daß ſie vom Anbruch des Tages bis zu Sonnenuntergang weder eſſen noch trinken. Alsdann aber nehmen ſie einige Erfriſchungen zu ſich, verrichten ihr Gebet, und eſſen nach ihrem Gefallen. Den größten Theil der Nacht bringen ſie unter allen Arten der Vergnügungen zu, und den Tag über ſchlafen ſie, wenn es ihre Verrichtungen erlauben. Die jungen Leute und Alte können das Faſten unterlaſſen, wenn das Geſetz und die Andacht mehr erfordert, als ihre Kräfte erlauben. Diejenigen, welche das Faſten unterbrechen, beſtrafen ſie nicht körperlich, wie die Türken, ſondern ſie ſind ſo billig, zu glauben, daß man zu Unmöglichkeiten nicht verbunden werden könne.

Ein jeder verrichtet das Gebet für ſich im Zelte, oder im Hauſe, oder auf dem freyen Felde ohne allen Zwang, und binden ſich damit an keine Stunde. Denn die in Zelten wohnenden Araber haben in ihrem Lager weder ein Zelt, das die Stelle einer Medſched oder Moſche vertrete, noch Leute, die zu gewiſſen beſtimmten Stunden zum Gebet zuſammenrufen, wie es in Städten und Dörfern gewöhnlich iſt.

Allein am Freytage und während des Ramadan laſſen die Emirs und die Scheikhs in der Mitte des Lagers Matten und Teppiche ausbreiten, und verrichten daſelbſt ihr Gebet gemeinſchaftlich. Die bey ihnen befindlichen Secretairs und andere Gelehrte verwalten alsdann die Stelle der Imams, und wenn ſich zuweilen einer für geſchickt genug fühlt, eine Ermahnung zu halten, ſo wird er mit vieler Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht angehört.

Die Türken und Mauren waſchen ſich regelmäſſig, ehe ſie ihr Gebet anfangen. Allein die Beduinen-Araber, da ſie nicht immer gerade Waſſer haben, wenn ſie beten wollen, waſchen ſich blos alsdann, wenn ſie ſich in der Nähe einer Quelle oder eines Bachs befinden. Glauben ſie jedoch eine größere Reinigung nöthig zu haben, ſo waſchen ſie ſich im Meere, um ſich ſodann mit derjenigen äußerlichen Reinigkeit vor Gott darſtellen zu können, welche ihre Religion befiehlt.

Die Araber bringen, ſo wie alle Muhamedaner, theils bey der Geburt und Beſchneidung eines Kindes, theils bey gewiſſen Unternehmungen zum glücklichen Fortgange derſelben, theils nach überſtandenen Gefahren Opfer. Sie binden ſich damit an keinen Ort und an keine Zeit, ſo wie die Türken und Mauren. Das ganze Opfer beſteht in Gelde, Waaren, Rindern oder Schaafen, welche letztern während

eines

eines an Gott gerichteten Gebets geſchlachtet werden. Wenn ſie ihnen ſodann die Haut abgezogen haben, ſo theilen ſie das Fleiſch unter die Armen aus, damit dieſe ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigen.

Die Chriſten, welche in den unter den Arabern ſtehenden Dörfern wohnen, werden ſehr gut behandelt. Man läßt ihnen vollkommene Freyheit, und niemand beunruhigt ſie wegen ihrer Religion, oder ſtöhrt ſie in ihren Religionsübungen.

Die Araber reden oft von Gott, aber ſelten von Religion, weil ſie wenig davon wiſſen. Indeſſen leben ſie doch entfernt von unzähligen Laſtern, welche die europäiſchen Sitten verderben. In ihren Städten, Dörfern und Lagern und im Handel und Wandel ſind ſie ehrlich, obgleich das Rauben und das Plündern der Reiſenden auf den Landſtraßen bey ihnen eben ſo wenig für ein Verbrechen gehalten wird, als bey den Europäern auf die Jagd zu gehen, oder bey den Korſaren die Schiffe ihrer Feinde wegzunehmen.

Eine der vornehmſten Urſachen, warum die Araber in Beobachtung ihrer Religionsvorſchriften nicht ſehr pünktlich ſind, iſt die, weil ſie ſehr viel auf die Verdienſte Muhameds, ihres Propheten und Landsmanns, der wirklich von den ismaelitiſchen Arabern abſtammte, rechnen, und der alle die Fehler und Nachläßigkeiten wieder gut machen ſoll, die ſie in Beobachtung ihrer Pflichten begehen. Nach dieſer nöthigen allgemeinen Beſtimmung kehren wir alſo zu den erſt genannten Einwohnern zurück, und ſehen dann bey allen übrigen, wie ſich dieſe Miſchung von Nationen unter einander zu erhalten vermag.

Die Beduinen-Araber. Die Beduinen-Araber ſind die Nachkommen jener alten Jsmaeliten, der ehemahligen Bewohner der arabiſchen Wüſten; ſie nennen ſich Beduinen von dem arabiſchen Worte Badawiun, oder Ahlol-Badwi, d. i. Volk der Wüſte; auch Ahlol-Wabar, d. i. Volk der Haare, oder Bewohner der Zelte; und dieſer Nahme kommt mit ihrem Stande, Gewerbe und Urſprunge ſehr gut überein. In der Bibel werden ſie auch Kedarener, Hagarener, und öfters Söhne des Morgenlandes genannt. Es ſind die nämlichen, welche bey griechiſchen und römiſchen Profanſcribenten Nomaden und Sceniten genennet werden.

Verfaſſung derſelben. Eben dieſe ihre Abſtammung von Jsmael und Hagar, einem Adel, auf den ſie ſich ſehr viel zu gute thun, erlaubet ihnen nicht, Künſte und Gewerbe zu treiben, oder das Land zu bauen. Sie geben ſich mit nichts dergleichen ab. Ihre Beſchäftigung iſt, zu reuten, ihre Heerden zu weiden, und auf den Landſtraßen zu rauben. Sie vermiſchen ſich ſelten mit Türken oder Mauren, welche ſie noch überdieß als Baſtarten von ſich und als Uſurpateurs ihres Erbtheils betrachten; denn dadurch würden ſie ihren Adel zu entehren glauben. Sie beſitzen kein eigenes Reich, ſondern werden durch einzelne Stammfürſten regieret, welche gewöhnlich ganz unabhängig von einander ſind, wenn ſie nicht zu einem Stamme gehören.

Jeder Stamm beſteht aus einer oder mehrern Hauptfamilien, deren Glieder den Titel Scheikhs, oder Herren, führen. Dieſe Familien ſind ziemlich daſſelbe, was in Europa der Adel iſt, und bey den Römern die Patricier waren. Einer dieſer Scheikhs kommandirt als Chef alle übrigen, und ſtellt den General dieſer Armee vor. Zuweilen nimmt er den Titel

Emir

Emir an. Je mehr er Verwandte, Kinder und Bundesgenoſſen hat, deſto ſtärker und mächtiger iſt er. Damit verbindet er noch eine Anzahl Bediente, deren Bedürfniſſe er alle befriediget, und dadurch ihre Anhänglichkeit an ihn erkauft. Außer dieſen ſchließen ſich andere kleine Familien, die nicht ſtark genug ſind, um unabhängig leben zu können, und deswegen Schutz und Hülfe ſuchen müſſen, an ein ſolches Oberhaupt an. Eine ſolche Vereinigung nennet man Kabila oder Stamm. Man unterſcheidet ſie durch den Nahmen ihres Oberhaupts, oder der kommandirenden Familie von einander. Spricht man von ſeinen einzelnen Gliedern im Allgemeinen, ſo nennt man ſie Kinder deſſelben, ob ſie gleich nicht wirklich aus ſeinem Blute entſprungen ſind, und er ſelbſt lange Zeit geſtorben iſt. Z. B. ſagt man **Beni Temim**, Nachkommen des Temim; **Beni Malek, Beni Lam, Beni Sale** u. ſ. w.

Aufenthalt u. Karakter.

Sie lagern ſich gewöhnlich in den **Wüſten** an Orten, wo ſie Waſſer und Weide für ihr Vieh finden. In Städten und an ſolchen Orten, wo man ſie überfallen könnte, halten ſie ſich nie auf; denn ihre Räubereyen haben ſie zu Feinden aller Nationen gemacht. Nichts deſto weniger ſind ſie gaſtfrey, **wohlwollend** und nach ihrer Art **höflich**. Fremde, die auf Treue und Glauben zu ihnen kommen, behandeln ſie ſehr gut. Sie leben ganz frey und zwanglos, und haben wenig nöthig, um, wie ſie ſich ausdrücken, **auf gut Beduiniſch** leben zu können. Dieß Wort entſchuldigt bey ihnen alles, und vertritt die Stelle aller der Complimente und Ceremonien, zu welchen man ſich unter geſittetern und civiliſirtern Nationen bequemen muß. Die Beweiſe davon wird man aus der folgenden genauern Schilderung erſehen.

Wer die Araber blos auf den Landſtraßen geſehen hat, und wem ſie nur durch ihre Streifereyen und Plünderungen bekannt ſind, der wird ſich kaum vorſtellen können, daß Treue und Gaſtfreyheit bey ihnen angetroffen werde. Und doch iſt nichts gewiſſer; denn ſo ſehr die Gaſtfreyheit der Araber von je her berühmt geweſen iſt, eben ſo ſehr üben die itzigen Araber dieſe Tugend noch aus. Sie entſchuldigen ihren Straßenraub damit, daß ſie ſagen, dieß ſey das einzige, was ihnen nach ihrer Vertreibung aus ihrem Vaterlande übrig geblieben ſey. Zudem begnügen ſie ſich blos damit, die Waaren und das Geräthe wegzunehmen, ohne die Menſchen, welche ſie berauben, übel zu behandeln, außer, wenn ſie von dieſen verwundet werden; denn alsdann ſchoneu ſie kein Blut, und tödten, wen ſie einholen können.

Gaſtfreyheit. Bey europäiſchen Nationen kann man durchaus ohne vieles Geld nicht fortkommen, die wenigen ganz nomadiſchen und halb nomadiſchen Völker in Europa ausgenommen; ſo iſt es aber bey den Arabern nicht: denn ſobald ein Reiſender in eines ihrer Lager kommt, wird er in ein Zelt geführt. Bey einem gemeinen Beduinen findet man blos eine Matte, worauf man ſitzt und ſchläft; denn bequeme und koſtbare Möbeln haben ſie nicht; iſt aber der Fremde ein Mann von Anſehen und Range, ſo ſendet ihm der Emir oder Scheikh Matratzen, Kiſſen und Decken. An guter Aufnahme und Bewirthung läßt es der Wirth nicht fehlen; der Fremde wird völlig frey gehalten, und mit der nämlichen Sorgfalt werden auch ſeine Leute behandelt. Und für dieß alles braucht er weiter nichts zu geben, als ein „Gott vergelt es „euch,“ wenn er Abſchied nimmt, um weiter zu reiſen. Ja gemeiniglich erhält der Fremde überdieß noch bey ſeiner Abreiſe ein Geſchenk.

Sie

Sie empfangen den Fremden mit einer Menge von Complimenten, um ihm ihre Freude über ſeine Ankunft zu bezeugen. Dazwiſchen fragen ſie ihn beſtändig, wie er ſich befinde. Der gewöhnliche Gruß der Araber beſteht in den Worten: Salam Aleikum, d. i. Friede ſey mit euch. Sie legen dabey die rechte Hand auf die linke Bruſt. Die Antwort darauf iſt: Aleikum Eſſalam, d. h. mit euch ſey Friede. Allein die Muhamedaner in Egypten und Syrien grüßen einen Chriſten nur mit den Worten Sebachb Elchair, guten Morgen, oder Sabheb Salamat, Freund, wie befindeſt du dich?

Wenn der Fremde die obigen Complimente und Fragen beantwortet hat, ſo läßt man ihn niederſetzen, und es wird Kaffee und Taback gebracht. Der Hausherr ſucht ſeinen Gaſt ſo gut zu unterhalten, als er kann, während daß die Weiber die Speiſen zurichten, und die Knechte die Pferde in den Stall führen, das Reiſegeräthe abpacken, und alles beſorgen, was zur Bequemlichkeit des Fremden, ſeiner Reiſegeſellſchaft und Bedienten nöthig iſt. Kommt die Stunde der Mahlzeit, ſo nimmt jeder ſeinen Platz um die von Reis, Suppe und dem nach ihrer Art zugerichteten Fleiſche vollen Schüſſeln herum. Während des Eſſens wird keine Sylbe geſprochen. Was vom Eſſen übrig bleibt, bekommt das Geſinde. Nach der Mahlzeit wird wieder Kaffee und Taback gebracht, und die Unterhaltung dauert, bis der Fremde ſchlafen gehen will; ſodann geht jedermann weg, und läßt ihn mit ſeinen Leuten in völliger Freyheit.

Wenn der Fremde am folgenden Morgen nicht abreiſt, ſondern ſich noch einige Tage lang im Lager aufhalten will, ſo wird das Frühſtück beſorgt, ſobald er aufgeſtanden iſt. Er nimmt Beſuche an, man führt ihn auf die Jagd, zu den Uebungen mit der

Lanze, auf Spatziergänge in nahe liegende Dörfer, in die Lager der benachbarten Emirs, kurz, man ſucht ihm alles mögliche Vergnügen zu machen. Ueberall findet er Leute, die ihn freundſchaftlich aufnehmen, und ihn ihrer Liebe und Freundſchaft verſichern. Bey ſeiner Abreiſe begleiten ihn tauſend Segenswünſche für ſeine Geſundheit und für den glücklichen Fortgang ſeiner Geſchäfte, nebſt der Bitte, bald wieder zu kommen, und der Verſicherung, daß ihnen nichts angenehmer ſeyn könne.

In den Städten ſind ordentliche Karwanſeroјs oder andere öffentliche Häuſer für Reiſende, und hier wird er eben ſo wenig gebeten, einzukehren, als wie in den europäiſchen Gaſthäuſern.

Allein in den Dörfern der Araber, welche häufiger als die Lager in den Wüſten beſucht werden, weil ſie nicht ſo weit von den Landſtraßen entfernt ſind, tritt wieder die Gaſtfreundſchaft ein. Wenn daher Fremde in ein Dorf kommen, wo ſie niemanden kennen, ſo erkundigen ſie ſich nach dem Menzil, und verlangen den Scheikh zu ſprechen, welcher als der Herr oder als der Vorſteher davon angeſehen wird, oder wenigſtens die Perſon deſſelben und die ganze Gemeine vorſtellt.

Nachdem ſie dieſen gegrüßt haben, ſo zeigen ſie ihm an, daß ſie entweder eine Mittags- oder Abendmahlzeit, oder auch nur im Dorfe ein Nachtlager zu bekommen wünſchten. Hierauf heißt der Scheikh ſie willkommen, und verſichert, daß ſie ihm kein größeres Vergnügen erzeigen könnten, geht vor den Fremden her, führt ſie nach dem Menzil, wo ſie, auch wenn der Scheikh nicht zu Hauſe iſt, gleich anfangs abtreten und alles fordern können, was ſie nöthig haben.

Selten

Selten aber brauchen Fremde dieſe Weitläuftigkeit. Denn ſobald die Dorfbewohner einige Fremde ankommen ſehen, ſo geben ſie ſogleich dem Scheikh Nachricht davon, der ihnen alsdann in Begleitung einiger Bauern oder etlicher von ſeinen Leuten entgegen gehet, ſie auf oben gedachte Weiſe begrüßt, und ſich nach ihrem Begehren erkundigt, welches zu befriedigen er entweder ſelbſt gehet, oder einige ſeiner Leute dazu abſchickt. Hierauf bringt man in kurzer Zeit, wenn ſie nicht Zeit haben, etwas Fleiſch zu kochen, Eyer, Butter, dicke Milch, Honig, Oliven, friſche oder gedörrte Früchte, je nachdem es die Jahreszeit mit ſich bringt. Hierauf wird geſpeißt, und alles geht ſo, wie bereits oben geſagt worden iſt, und der Scheikh kehrt aus dem Menzil, wo die Reiſenden übernachten müſſen, zurück.

Menzil bedeutet einen Ort, zu dem man hinunter ſteigt. So wird ein Zimmer unten im Hauſe des Scheikhs genannt, das von den ſeinigen ganz abgeſondert iſt, wenn er für Fremde kein beſonderes Hauß hat; denn in jenen Gegenden giebts auf den Dörfern und in Lagern weder Gaſthöfe noch Wirthshäuſer. Jenes Zimmer iſt aber völlig leer, ohne Betten und andere Möbeln. Die Hälfte deſſelben nimmt eine lange breite Bank ein, die in Form einer Eſtrade, entweder aus Stein, oder aus Erde gemacht iſt. Ueber dieſe werden Binſenmatten gebreitet, worauf die Reiſenden ihre Teppiche und ihr Gepäcke zum Nachtlager zurechte legen. In die andere niedrigere Hälfte des Gemachs werden die Pferde geſtellt, und an beſonders dazu beſtimmte Pfähle angebunden. Man läßt die Pferde deswegen mit den Reiſenden an einem Orte, damit dieſe nicht um ſie in Sorgen zu ſeyn brauchen, und ſelbſt darauf ſehen können, daß ſie von den Bedienten gehörig behan-

delt werden. Wenn ſich die Fremden in dem Menzil gelagert haben, ſo werden ſie auf gleiche Weiſe bewirthet, als wie oben erzählt worden iſt, wenn ſie blos außerhalb des Dorfs verweilten, und die Frauensperſonen im Hauſe des Scheikhs ſuchen alles hervor, um die Fremden gut zu bewirthen. Da die Scheikhs in den Dörfern die Durchreiſenden aufnehmen und bewirthen müſſen, ſo ſind die meiſten von allen Auflagen frey. Die Gemeinheit des Dorfs läßt ſich es in dieſer Rückſicht auch gerne gefallen, weil die Morgenländer überhaupt alle die mit Vergnügen aufnehmen, welche an ihrem Tiſche ſpeiſen wollen.

Sitten und Gewohnheiten.

Wer dahero glaubt, einen wilden und grauſamen Menſchen dadurch hinlänglich geſchildert zu haben, wenn er nur ſagt, dieß iſt ein Araber, ſo wird er eben ſo ungerecht handeln, als wenn er einen grauſamen und böſen Menſchen zu beſchreiben glaubt, indem er ſagt, er iſt ein Türke oder Barbar.

Dieſe Araber ſind, im Ganzen genommen, geſetzt, ernſthaft und wohlbedächtig. Wenn ſie einmahl die mannbaren Jahre erreicht, und einen ſo langen Barth haben, daß ſie nicht mehr für junge Leute angeſehen werden können, ſo nehmen ſie in ihren Handlungen und in ihrem ganzen Betragen eine ſolche Ernſthaftigkeit an, daß nichts in der Welt ſie zum Lachen bewegen kann. Sie ſagen, es ſey das Zeichen eines verſchrobenen und ſchwachen Kopfs, über jede Kleinigkeit zu lachen, und das gefällige, lächelnde, muntere Weſen gefalle blos an Mädchen und jungen Weibern. Sie reden wenig und nie ohne Noth. Sie hören einander ruhig an, ohne voreilig dem Redenden ins Wort zu fallen, ſind alſo gerade das Gegentheil von gewiſſen Leuten, die beſtändig fortplaudern,

und

und bey denen derjenige, der recht viel ſchwatzen kann, für einen Mann von Geiſt gilt.

Wenn die Araber die Fluth von Worten hörten, woraus unſere Complimente beſtehen, und in unſern Geſellſchaften das beſtändige Bewegen des Körpers ſähen, das gezierte Weſen, das wir gute Lebensart und Artigkeit nennen, die Gebärden, womit wir alle unſere Handlungen bekleiden; ſo würden ſie gewiß glauben, es ſey in unſern Köpfen nicht richtig. Sie ſtehen unbeweglich wie Bildſäulen; und wenn ſie reden könnten, ohne die Lippen zu bewegen, ſo würden ſie den höchſten Grad von Weisheit erlangt zu haben glauben.

Geduldig hören ſie das Plaudern der Weiber, Kinder und Schwätzer an, ohne ſie zu unterbrechen, oder ihnen zu antworten, wenn es auch von früh an bis Abends dauern ſollte. Leute hingegen, welche verſtändig, richtig, mit einem ſanften und gleichen Tone, ohne Uebereilung reden, ſich leicht erklären können, viel mit wenig Worten ſagen, niemanden durch Stachelreden beleidigen, auch ſelbſt feine Spöttereyen, das Lächerlichmachen anderer, und Verläumdungen aus ihren Reden verbannen, ſolchen hören ſie mit Vergnügen zu. Dem, der mit ihnen ſpricht, ſchenken ſie viele Aufmerkſamkeit, und antworten nicht eher, als eine geraume Zeit nachher, wenn der Redende alles geſagt hat, was er ſagen wollte.

Wenn Araber beyſammen ſind, ſo gehet es ſehr anſtändig zu, und man hört nichts, wodurch ſie den Wohlſtand zu beleidigen glauben. Zwar ſind ſie gewohnt, daß, wenn ſie von einem gewiſſen Theile des menſchlichen Körpers reden müſſen, ſie denſelben mit Nahmen nennen, aber dieß beleidigt bey ihnen den Wohlſtand nicht. Verläumdung iſt bey ihnen nicht gewöhnlich, ſo wie auch keine Heucheley bey ihnen

anzutreffen iſt. Sie reden von jedermann Gutes, außer wenn ſie genöthigt ſind, die Fehler eines Laſterhaften zu geſtehen, weil ſie ſo bekannt ſind, daß ſie nicht verheelet werden können. Eben ſo beſcheiden ſind ſie auch darinnen, daß ſie diejenigen, welche in ihrer Gegenwart wider die Wahrheit verſtoßen, oder eine Sache zu ſehr vergrößern, ſo daß es ihnen unglaublich und unwahrſcheinlich vorkommt, niemahls Lügen ſtrafen. Sie geben dem ganz höflich ihren Beyfall zu erkennen, den wir Europäer auslachen, und dem wir gerade heraus ſagen würden, er wolle ſich über uns luſtig machen, er halte uns für Narren, oder was er uns erzähle, ſey äußerſt langweilig. Die Urſache, welche ſie von dieſer Gefälligkeit angeben, iſt dieſe: man müſſe gegen niemanden unhöflich ſeyn; der Redende wiſſe wohl, ob das, was er erzähle, wahr oder falſch ſey, und wenn er uns dadurch und nicht anders ein Vergnügen machen könne und wolle, daß er uns etwas falſches erzähle, warum wir ihm nicht ein anderes machen ſollten, das uns nichts koſte, als ein Ja — daß, wenn ſelbſt die Sache nicht wahrſcheinlich ſey, man ſich doch ſtellen müſſe, zu glauben, daß ſie ſo ſey, um einem Freunde oder einem Fremden zu zeigen, daß man alles ſchätze, was von ihm kommt. O! laßt uns dieſen Arabern nachahmen!

Die Beduinen haben überhaupt wenig Ceremonien, und wer zu ihnen kommt, darf ſich ohne alle Umſtände auf ihre Gefälligkeit verlaſſen. Für Brodt und Salz haben ſie große Achtung. Wenn man bey ihnen ſpeißt, und ſie wollen jemanden recht inſtändig bitten, ſo ſagen ſie: thu' es um des Brodtes und Salzes willen, das zwiſchen uns iſt. Beym Salz pflegen ſie auch etwas zu betheuren oder zu verneinen. Denn hat der Beduine

ſich

ſich erſt dazu verſtanden, mit ſeinem Gaſte Salz und Brodt zu eſſen, ſo wird er ihn um alles in der Welt weder verrathen, noch angreifen, und wäre es auch ſein ärgſter Feind. Denn nach Beduiniſchen Grundſätzen wäre es Feigheit und eine ewige Schande, ſelbſt eine gerechte Rache auf Koſten der Gaſtfreundſchaft zu befriedigen. Die Macht des Sultans wäre nicht im Stande, einen Flüchtigen aus dem Schutze eines Stammes zu reißen, er müßte denn dieſen ſelbſt ganz und gar vertilgen. Es iſt daher nicht genug zu bewundern, daß dieſer außerhalb ſeinem Lager ſo raubbegierige Beduine, wenn er kaum einen Fuß wieder in ſein Lager geſetzt hat, ſo freygebig und großmüthig wird.

In der innern Verfaſſung ihrer Geſellſchaft herrſchet ſolch eine Treue und Uneigennützigkeit, ein Edelmuth, welche den civiliſirteſten Menſchen Ehre machen würden. Unter allen Stämmen herrſchet das Recht der Aſyle oder Freyſtätte.

Das, was ſie auf eine rechtmäßige und erlaubte Art zuſammengebracht haben, ſchätzen ſie eben ſo ſehr, als ſie das auf unerlaubte Art Zuſammengebrachte verabſcheuen; und was ſie mit dem Schweiße ihrer Stirne — um mich ihres Ausdrucks zu bedienen — erworben haben, vermengen ſie nicht mit dem durch Raub und Wucher Zuſammengebrachten. Daher ſuchen ſie dieß ſobald als möglich zu verbrauchen und in etwas anders zu verwandeln.

Die Araber ſind in ihrem Betragen ſehr beſcheiden. Vor ihren Emirs und vor Fremden werfen ſie ſich zur Erde nieder, und aus Furcht, ſie möchten ihre Hände, ohne daran zu denken, in eine unanſtändige Lage bringen, ſtreichen ſie den Barth beſtändig mit der rechten Hand, und auf die linke ſtützen ſie den Ellenbogen des rechten Arms. Wenn ein Scheikh

oder ein Fremder zu ihnen kommt, ſo ſtehen alle, die im Zimmer ſitzen, auf, räumen ihm den oberſten Platz ein, und ſetzen ſich nicht eher, als bis ſich der Angekommene geſetzt hat.

Sie reden von jedermann Gutes, ſuchen alles zu entſchuldigen, und einer erträgt die Fehler des andern geduldig. Wenn ja ein Streit unter ihnen entſteht, und ſie ſich unvermerkt zur Hitze verleiten laſſen, ſo verſöhnen ſie ſich doch ſogleich wieder auf der Stelle, und erinnern ſich unter einander durch Gleichniſſe, Sentenzen und Sprichwörter an ihre Schuldigkeit. Wenn ſie jedoch anfangen zu hadern, ſo machen ſie viel Geſchrey, z. B. wenn einer den andern einen Hund, einen Verbannten, oder unehrlichen Kerl nennt, welches die gewöhnlichſten Schimpfwörter bey ihnen ſind. Gemeiniglich vergleichen ſie ſich auf der Stelle im Felde wieder mit einander, beſonders wenn ein anderer, oder auch ein unbekannter Kaltſinniger dazu kommt, und einigemahl ſagt: Gedenket an Gott und ſeinen Propheten! Sie ſchlagen ſich daher ſelten, wenn ſie ſich gleich ſo ſtellen, indem ſie die Hand an den Dolch legen.

Die Beduinen betrinken ſich nie, ſpielen blos zum Zeitvertreibe und niemahls um Geld.

Blos die Blutrache iſt bey ihnen unverſöhnlich. Wenn z. B. einer einen andern getödtet hat, ſo iſt die Freundſchaft zwiſchen beyden Familien und ihrer ganzen Nachkommenſchaft gebrochen. Alle Gemeinſchaft, aller Handel, alle Verbindung iſt ſodann zwiſchen beyden gehoben. Ein wichtiger Umſtand zu Verhütung aller Thätlichkeiten und Beleidigungen! Findet ſich Gelegenheit zu einem gemeinſchaftlichen Intereſſe, oder ſchlägt eine Familie der andern eine Heurath aus ihrem Mittel vor, ſo antwortet man ganz höflich: „Ihr wißt, daß Blut unter uns

„iſt,

„iſt, wir können das nicht annehmen, was ihr „vorſchlagt, und müſſen auf unſere Ehre ſe„hen.“ Und ſie verzeihen ſolche Beleidigungen einander nicht eher, als bis ſie ſich gerochen haben; übereilen ſich aber damit nicht, ſondern warten Zeit und Gelegenheit dazu ab.

Dieſe Blutrache iſt ein treues Ueberbleibſel aus dem noch völlig unpolizirten Zuſtande des erſten Menſchengeſchlechts, und geht bis ins graueſte Alterthum zurück. Man vergleiche hier Cains Geſchichte; ferner 2 B. Moſ. 21, 13. vergl. 4 B. Moſ. 35. 5 B. Moſ. 19, 12. wo Geſetze in Abſicht auf dieſe vom Moſes als bekannt vorausgeſetzte Gewohnheit gegeben werden.

Vor jemanden ausſpeyen, halten die Araber eben ſo für ein Zeichen der Verachtung, wie die Europäer, nur mit dem Unterſchiede, daß die letztern dieß im Zorne und Zwietracht dafür anſehen, und außerdem frey ausſpeyen; aber die Araber nie in Gegenwart ihrer Obern dieſes thun. Auch ſchnaupen ſie ſich eben ſo wenig wie die Osmannen. Ihre Schnupftücher dienen ihnen daher blos die Hände und das Geſicht abzutrocknen, ſie auf die Knie zu legen, wenn ſie ihren Barth auskämmen, oder beym Eſſen anſtatt der Serviette. In der Barbarey und in einigen Städten des osmanniſchen Reichs werden kleine Näpfe voll Waſſer hingeſtellt, um darein zu ſpucken.

Des gewöhnlichen Vorurtheils der Europäer ohngeachtet, ſind die Araber doch nichts weniger als grauſam; und es geſchieht äußerſt ſelten, daß ihre Emirs jemanden zum Tode verurtheilen. Sie haſſen die Türken als tyranniſche Eroberer ihrer Lande; da ſie alſo ihre beſtändigen Feinde ſind, ſo verzeihen ſie ſich einander nichts.

Die

Die Araber halten es in der Regel für höchſt unanſtändig, einen Wind fahren zu laſſen. Wer daher das Unglück hat, daß ihm in Geſellſchaft ſo etwas begegnet, der wird für unehrlich gehalten, und jedermann meidet ſeine Geſellſchaft. Oft ſollen ſich ſolche Perſonen genöthigt geſehen haben, ſich zu entfernen, und zu andern Völkern überzugehen, um nicht dem bitterſten Spotte und alle dem, was ein Menſch empfinden muß, der für unehrlich gehalten wird, ausgeſetzt zu ſeyn.

Für den Barth haben ſie eine ſolche Ehrerbietung, daß ſie ihn als eine heilige Zierde betrachten, die ihnen Gott zum Unterſcheidungszeichen vom andern Geſchlechte gegeben habe. Sie ſcheeren ihn nie ab, ſondern laſſen ihn von ihrer erſten Jugend an wachſen. Ihn abzuſcheeren, halten ſie für ein Zeichen der größten Schande, die ſich nur denken läßt. So iſt z. B. Jeſaiä 7, 20. Abſcheeren des Barths Sinnbild großer Schmach, vergl. 2 Sam. 10, 4. 5. wo die Beſchimpfung erzählt wird, die der König der Ammoniter den Geſandten Davids anthun ließ. Es iſt ſogar bey den Arabern Religionsſache, weil Muhamed den Barth nie abſchor; und überdieß iſt der Barth auch noch, wie bey den Osmannen, ein Zeichen des Anſehens und der Freyheit. Die Perſer, welche ihn unterm Kinn abſcheeren, werden von den Arabern für Ketzer gehalten. Das Geſicht des Sultans wird nie vom Scheermeſſer berührt; da hingegen die im Serail dienenden Mannsperſonen zum Zeichen ihrer Knechtſchaft den Barth abgeſchoren haben, und ihn nur bey erlangter Freyheit wieder wachſen laſſen dürfen.

Die jungen Leute hingegen, deren Blut, um mich ihres Ausdrucks zu bedienen, noch muthwillig iſt, ſcheeren ihren Barth zwar ab, wenn ſie auch frey

ſind;

ſind; ſobald ſie ſich aber verheurathet, und ein Kind gezeuget haben, ſo laſſen ſie ihn wachſen, um zu zeigen, daß ſie verſtändig geworden, von den Jugendthorheiten frey, und blos für ihre Ehre und ihr Glück beſorgt ſind.

Wenn ein Araber daher einmahl den Kopf hat abſcheeren, den Barth aber ſtehen laſſen, d. h. wenn er verheurathet oder Vater iſt, ſo wünſcht ihm jedermann Glück dazu, überhäuft ihn mit Seegenswünſchen, und ohne Furcht für gerichtlicher Strafe darf er ihn nie wieder abſcheeren.

Die Weiber küſſen den Barth ihrer Männer, und die Kinder den Barth ihrer Väter, wenn ſie dieſelben begrüßen wollen. Die Männer küſſen ſich denſelben auch gegenſeitig, wenn ſie einander begegnen, oder von einer Reiſe wieder kommen. Dieß Küſſen wird mit einer Menge von Liebkoſungen begleitet, z. B. wie gehts dirs? **Ich hatte großes Verlangen dich zu ſehen; Gott ſey gelobt** ꝛc. Jeder wiederholt dieß ohngefähr zwanzigmahl, indem ſie einander bey den Händen halten.

Wenn Araber und Türken einen etwas bejahrten Mann mit abgeſchornem Barthe ſehen, ſo ſtoßen ſie allemahl den Fluch gegen ihn aus: **Der göttliche Fluch ſey über dem Vater, der dieß unvollkommene Geſicht gezeugt habe.** Sie ſagen, der Barth mache das männliche Geſicht erſt vollkommen, und es würde ſelbſt durch Abſchneiden der Naſe nicht ſo entſtellt, als durch Abſcheeren des Barths u. ſ. w.

Ihre Ehrfurcht für den Barth geht noch weiter. Wenn es z. B. in Geſellſchaften das Geſpräch ſo mit ſich bringt, daß einer von etwas unanſtändigem reden, oder gewiſſe Theile des Leibes bey ihrem Nahmen nennen muß, ſo ſagt er: mit **Erlaubniß**; und

als-

alsdann nimmt jeder die Hand vom Barthe, der Redende aber ſchweigt ſo lange, bis die Zuhörer ſagen Iſaddal; ein Wort, das ſo viel ſagen will, als bey uns die Formel: Fahren Sie fort, wenn es Ihnen gefällig iſt. Bey ihren ernſthaften Beſuchen beſprengen ſie den Barth mit wohlriechendem Waſſer, und beräuchern ihn ſodann mit Aloeholz, davon ſich der Rauch an den vom Waſſer naſſen Barth anhängt, und ihm einen angenehmen Geruch giebt.

Nichts iſt luſtiger, als einen gemeinen Araber vor dem Spiegel zu ſehen, wenn etwa ein Europäer oder anderer Fremde einen bey ſich führt; denn bey ihnen ſind ſie nicht im Gebrauch. Er ſieht hinein, ohne ſich zu kennen, weil bey ihnen die Spiegel nicht gewöhnlich ſind. Er findet ſeine Geſtalt lächerlich, und lacht aus allen Kräften, wenn er ſieht, daß ſein Bild die nämlichen Gebehrden macht, womit er ſein Erſtaunen und ſeine Bewunderung ausdrückt. Bald aber wird er argwöhniſch, und glaubt, es ſtehe jemand hinter dem Spiegel, greift mit den Händen, um den zu erwiſchen, der ſeiner ſpottet, bis der Scherz ſo weit gehet, daß man den Spiegel entfernen muß, wenn er nicht zerbrochen werden ſoll. Allein dergleichen Späße kann man, wie geſagt, nur mit den gemeinſten und geringſten Arabern machen, die in keine Stadt kommen. Auch diejenigen, die um die Emirs ſind, bekommen zu oft Spiegel zu ſehen, als daß ſie dadurch in Erſtaunen geſetzt werden könnten.

Weder Araber noch Türken ſind Freunde von Hunden, ſondern halten ſie blos, um des Nachts das Lager zu hüten. Indeß ſind ſie doch gegen die Hündinnen, welche Junge geworfen haben, ſehr mitleidig. Andere Hunde ernähren ſie, liebkoſen ſie auch mit Worten, berühren ſie aber nie, weil ſie unter die

die unreinen Thiere gehören. Wenn ſie naß ſind, ſo entfernt man ſie von ſich; denn wenn ein Tropfen Waſſer von einem Hunde auf das Kleid eines Muhamedaners fiele, ſo könnte er ſein Gebet nicht verrichten. Allein die, die Jagd liebenden, Araber machen in Anſehung der Wind- und Wachtelhunde eine Ausnahme, indem ſie ſagen, ſie wären beſtändig angebunden, und könnten daher nichts unreines freſſen. Eben dieſes behaupten ſie von den kleinen Hunden, welche ſie ſehr reinlich halten. Niemand fügt einem Hunde etwas übles zu, und wenn einer einen Hund vorſätzlich tödtete, ſo würde er gerichtlich beſtraft werden. Katzen halten die Araber eben ſo wenig und ſchätzen ſie auch nicht ſo, wie die Türken; ächte Muſelmänner hingegen nennen ſie heilige Thiere, weil ſie Muhamed außerordentlich geliebt und beſondere Eigenſchaften, z. B. Reinlichkeit, Muth, glänzende Augen ꝛc. als Gnade von Gott für ſie erbeten habe.

In Anſehung der Rechtspflege iſt das Verfahren bey den Beduinen noch kürzer, als bey den Türken. Es ſind bey ihnen weder ordentliche Richter, noch Schreiber angeſtellt, es müßte ſich denn im Lager einer befinden, der ſich durch ſeine Kenntniſſe ſo auszeichnete, daß ihm das Amt eines Kadi anvertrauet würde. Der Emir entſcheidet völlig unumſchränkt über alle Streitigkeiten mündlich nach der Ausſage der Partheyen und Zeugen. Das Urtheil des Emirs wird auf der Stelle vollzogen, ohne an eine höhere Inſtanz zu appelliren. An den Orten, wo kein Emir iſt, ſpricht der Scheikh Recht; von dieſem aber kann appellirt werden. Indeſſen vermeiden die Beduinen beyde, ſo ſehr ſie können, und wählen lieber den erſten den beſten, oder mehrere Perſonen, die kein Intereſſe dabey haben, zu ihren Schutzrichtern, und ſind in ihren Proceſſen überhaupt ſehr gemäßigt und beſchei-

Rechtspflege.

ſcheiden. Man hört dabey weder Lügen, noch Schimpfen; ſie beruhigen ſich völlig bey der Entſcheidung ihrer Schutzrichter, thun das, was dieſe ihnen auflegen, und ſind alsdann wieder die beſten Freunde von der Welt.

Da ſie gewöhnlich keine Ländereyen zum Eigenthum haben, ſo betreffen ihre Streitigkeiten meiſtens nur den Handel unter einander, welcher im Ein- und Verkauf und in Vertauſchung ihres Viehes und ihrer Lebensmittel beſtehet. Dabey beobachten ſie die Ceremonie, daß ſie über das, was ſie kaufen oder vertauſchen, in Gegenwart einiger Zeugen eine Hand voll Erde werfen, und dabey ſprechen: **wir geben Erde für Erde**; und ſodann kann der Kauf nicht mehr umgeſtoßen werden, wenn man ſich keinen Proceß zuziehen will. Ein gleiches thun ſie auch bey Pferden, Rindvieh, Schaafen und andern Thieren, ſodann ſind ſie zu keiner Gewährleiſtung verpflichtet.

Wenn ſich ein Beduine etwas vom Emir ausbitten will, ſo läßt er ſich vom Schreiber deſſelben ein ordentliches Bittſchreiben aufſetzen, und überreicht es dem Emir. Will dieſer die Bitte gewähren, ſo drückt er ſein Petſchaft in Dinte darunter; im gegenſeitigen Falle giebt er die Schrift zerriſſen wieder zurück, und weiſet den Bittenden wieder ab.

Wenn der Emir Gehör giebt, ſo überreicht ihm der Supplicant ſeine Schrift mit der rechten Hand, indem er die Hand des Emirs küßt. Iſt dieſer aber bey ſeinen Weibern, und die Sache dringend, ſo geht der Bittende vom Schreiber aus rücklings bis an die Thüre des mit Strauchwerk vermachten Gezeltes, in welchem ſich der Emir befindet. Hier bleibt er mit dem Rücken gegen die Thüre ſtehen, und hält ſeine Bittſchrift mit der rechten Hand über die Schulter,

bis

biſ ſie ein Bedienter des Emirs abnimmt und ſeinem Herrn überbringt. Jener bleibt in der nämlichen Stellung ſo lange ſtehen, bis das Schreiben entweder beſiegelt oder zerriſſen zurück gebracht wird. Im letztern Falle geht der Supplicant weg und ſagt blos: Gott gebe dir langes Leben; wird ihm hingegen ſeine Bitte gewähret, ſo fängt er eine Menge von Dankſagungs- und Segensformeln an, die er mit lauter Stimme ſo lange wiederholet, bis er das Gezelt aus dem Geſichte verlohren hat. Gegen die Gezelte der Frauen der Emirs wendet man ſich niemahls, theils aus Ehrfurcht, theils um zu zeigen, daß man die Abſicht nicht habe, ſie zu ſehen.

Aus der oben beſchriebenen Art, wie ſie mit einander umgehen, kann man leicht ſchließen, daß Criminalverbrechen unter ihnen ſelten vorfallen. In dieſen Fällen aber hat der Emir die Macht, dem Verbrecher Stockſchläge geben, den Barth abſchneiden, oder ihn hängen, verbrennen und köpfen zu laſſen. Da gewöhnlich nur geringere Verſehen vorfallen, ſo findet man ſelten eine andere Strafe, als daß man die Uebertreter mit den Füßen in Ketten ſchließt.

Güter und Einkünfte der Beduinen.

Der ganze Reichthum und die Güter der Beduinen beſtehen in Viehherden, daher ſie auch auf dieſelben ihre meiſte Aufmerkſamkeit richten, und zwar beſonders auf die Schaaf- und Ziegenheerden; denn um Kameele, Eſel, Pferde und Rindvieh, ohngeachtet ſie derſelben eine große Menge beſitzen, um ihre tragbaren Städte, wie ſie ihre Zelte nennen, auf denſelben fortzuſchaffen, bekümmern ſie ſich viel weniger. Jedoch ſchätzen ſie von dem letztern zahmen Vieh die Pferde noch am meiſten. Blos die Araber auf dem Berge Karmel ziehen außerdem noch einiges von den Dörfern und Ländereyen, welche ſie durch die Bauern anbauen laſſen, welche unter ihnen ſtehen.

hen. Sie ſelbſt geben ſich nicht mit dem Ackerbau ab, ſondern ordnen nur an und ſchaffen alles nöthige herbey, z. B. Rindvieh zur Arbeit, Saamen und Hülſenfrüchte für ſie und ihre Leute. Die Früchte aber und die Baumwolle, welche jene bauen, verfahren ſie in die am Meere liegenden Städte und Häfen. Das gelößte Geld wird dem Emir gebracht, oder auch ſeinen Weibern, die ihm davon Rechnung ablegen. Die Emirs und Scheikhs haben mithin Geld, verbergen es aber aufs ſorgfältigſte, und ſuchen es faſt immer in Gold zu verwandeln. Bey alle dem aber beſteht doch auch ihr vornehmſter Reichthum, wie bey den gemeinen Beduinen, im Vieh. Denn dieſe mächtigen Hirten ſind im Stande, ſich durch den Verkauf ihres Viehes, ihrer Butter und Milch, die ſie von den Ziegen bekommen, und durch den Verkauf der Wolle ihrer Heerden, und was ſie daraus verfertigen, große Reichthümer zu erwerben, weil ſie ſelbſt ſehr wenig brauchen. Niemand aber wird bey den Beduinen für glücklicher gehalten, als ein Vater, der viele Töchter hat; denn diejenigen, welche ſie heurathen wollen, müſſen dem Vater Geld und Vieh geben, und ſo werden ſie oft viele Kinder mit Vortheil los.

Viehzucht. Auch der geringſte und ärmſte Araber hat Pferde, und würde lieber das Nothwendigſte miſſen, als ein Thier, worauf er ſein Glück auf den Landſtraßen ſuchen muß, und auf dem er ſeinen Feinden ſchleunigſt entfliehen kann. Auf ihren Streifereyen bedienen ſie ſich faſt ausſchlußweiſe der Stuten, weil ſie aus langer Erfahrung wiſſen, daß ſie Beſchwerlichkeiten beſſer ausſtehen, und Hunger und Durſt länger ertragen können, als die Hengſte. Die Mutterpferde ſind auch nicht ſo wild, weniger Fehlern unterworfen, und bringen ihnen alle Jahre ein Füllen,

daß ſie entweder ſogleich verkaufen, oder, wenn es ſchön und von guter Art iſt, für ſich zum Gebrauch auferziehen. Hierzu kommt noch, daß die Stuten nicht wiehern, welches ihnen ſehr zu ſtatten kommt, wenn ſie im Hinterhalte auf Reiſende lauern; ja ſie gewöhnen ſich auch ſo leicht an einander, daß ihrer viele oft ganze Tage neben einander ſtehen bleiben, ohne ſich Schaden zu thun.

Ein Araber würde für keinen ehrbaren Mann gelten, wenn er kein Mutterpferd oder Serra, welches der Geſchlechtsnahme iſt, ſo wie vom Hengſte, Hösan, beſäße. In Anſehung der Geſchlechtsregiſter ihrer Pferde bezeigen ſie die größte Sorgfältigkeit. Die edelſten werden Kechlani genannt, d. i. Pferde, deren Abkunft man bereits von 2000 Jahren her aufgeſchrieben hat, und die urſprünglich von der Stuterey des Königs Salomo abſtammen, weswegen ſie auch um die höchſten Preiſe verkauft werden. Diejenigen, deren Geſchlecht zwar alt iſt, wo aber unächte Belegungen mit unter gelaufen ſind, heißen Aatiq, werden zwar ebenfalls theuer verkauft, aber nicht höher, als die Pferde in Europa geſchätzt, und man braucht ſie, Laſten zu tragen und zu allen andern gemeinen Arbeiten, ſo wie die ſchlechteſten, oder Guidich, welche wir Möhren nennen würden. Mutterpferde der erſten Klaſſe läßt man blos von Hengſten derſelben Klaſſe beſpringen.

Durch vielen Umgang mit Pferden kennen die Beduinen alle Arten, die bey ihnen und den benachbarten Völkern ſind. Sie wiſſen den Nahmen, Vornahmen, die Farbe und die Merkmahle aller Hengſte und Mutterpferde. Wenn ein gemeiner Araber nicht ſelbſt einen Hengſt erſter Klaſſe hat, ſo miethet er einen um Geld von ſeinem Nachbar, um ſeine Stute damit zu belegen. Dieß geſchiehet in Gegen-

wart einiger Zeugen, die an 20 Tage dabey bleiben und einen Schein darüber ausſtellen, der vom Schreiber des Emirs, oder von einer andern öffentlichen Perſon unterzeichnet und unterſchrieben wird, worinnen man das ganze Geſchlechtsregiſter, die Farbe und die Merkmahle beyder Thiere nach allen zur Gültigkeit der Urkunde gehörigen Formalien anzeigt. Es werden auch Zeugen gerufen, wenn die Stute geſohlet hat, und dann fertigt man noch eine Urkunde aus, worinnen das Geſchlecht, die Geſtalt, Farbe und Merkmahle des neugebohrnen Pferdes, nebſt der Zeit ſeiner Geburt genau beſtimmt ſind. Wer in der Folge ein ſolches Pferd kauft, bekommt zugleich dieſe Urkunde mit, die den Preis beſtimmt. Sie ſtehen in ſehr hohen Preiſen, und die geringſten koſten 500 Thaler entweder in baarer Zahlung an Gelde, oder an Vieh von ſo vielem Werth. Inzwiſchen ſind die Araber nicht eben ſo ſehr gewiſſenhaft, einen Hengſt von der edelſten Art mit den Stuten unedler Arten ſich vermiſchen zu laſſen.

Die Pferde ſind außerordentlich geduldig, weil ſie immer in Geſellſchaft ihrer Herren ſich befinden; ja ſie ſind ſo ſehr daran gewöhnt, mit Menſchen vertraut zu leben, daß ſie alle Arten von Scherz dulden. Die Araber ſchlagen ſie niemahls, ſondern behandeln ſie ſanft, liebkoſen ſie, unterhalten ſich mit ihnen, und ſind ſehr für ſie beſorgt. Gewöhnlich laſſen ſie dieſelben nur Schritt gehen, und ſpornen ſie nie ohne Noth. Sobald daher die Pferde merken, daß ihnen der Bauch mit dem Steigbügel gekitzelt wird, ſo ziehen ſie mit einer ſolchen Geſchwindigkeit aus, daß der Reuter einen recht geſunden Kopf haben muß, wenn er von der heftigen Bewegung der Luft nicht betäubt werden ſoll.

Sie

Sie ſetzen eben ſo leicht über Bäche und Graben, wie eine Hündinn, und wenn der Reuter herunterfällt, ſo bleibt das Pferd ſo lange ſtehen, bis er wieder aufgeſtanden iſt, und ſich wieder aufgeſetzt hat.

Die arabiſchen Pferde ſind alle von mittelmäßiger Größe, haben einen ſchlanken Wuchs, und ſind mehr hager, als fett. Abends und Morgens werden ſie mit großen Striegeln, ſodann mit einem Strohwiſch, und hierauf mit einer wollenen Kehrbürſte ſo lange gereiniget, bis nicht der geringſte Schmutz mehr auf der Haut iſt. Zuletzt waſchen ſie ihnen die Füße, die Mähne und den Schwanz, welche ſie beyde fliegen laſſen, und aus Furcht, ihnen die Haare auszureißen, ſelten kämmen. Die Pferde freſſen den ganzen Tag über nicht, aber getränkt werden ſie des Tags zwey bis dreymahl. Jeden Abend bey Sonnenuntergang giebt man ihnen ſehr reine Gerſte, in einen Sack geſchüttet, zu freſſen, den man ihnen, wie eine Halfter eben ſo an den Kopf bindet, als die europäiſche Reuterey im Felde zu thun pflegt. Die Nacht über freſſen ſie, und erſt des Morgens nimmt man ihnen den Sack ab, damit ſie aufhören zu freſſen, wenn auch noch etwas darinnen ſeyn ſollte. Alle Abende wird ihnen eine Streu aus ihrem eigenen Miſte gemacht, der vorher an der Sonne getrocknet, und zwiſchen den Händen gerieben worden iſt; denn die Araber glauben, daß der Miſt die böſen Dünſte an ſich ziehe, und die Pferde vor Geſchwüren verwahre. Des Morgens ſetzt man die Streu in einem Haufen, und beſprengt ſie im Sommer, wenn es heiß iſt, mit friſchem Waſſer, damit ſich der Miſt nicht erhitze und in Fäulniß übergehe.

Im Monat März, wenn das Gras hervorgekommen iſt, laſſen die Araber ihre Pferde auf die Graßung gehen. Dieß iſt auch die Zeit, wo ſie die

Stuten belegen laſſen. Nach der Grasweide bekommen ihre Pferde das ganze Jahr hindurch weder Gras noch Heu zu freſſen. Stroh geben ſie ihnen niemahls, ausgenommen, wenn ſie eine Zeitlang keine Luſt zum Saufen gehabt haben, um ſie zu erhitzen. Die Gerſte iſt ihr einziges Futter.

Wenn die Füllen 18 Monate alt ſind, ſchneidet man ihnen die Mähne ab, damit ſie deſto ſchöner wachſen ſoll; und wenn ſie zwey oder drittehalb Jahre alt ſind, ſo fängt man ſie an zu reuten. Bis dahin bleiben ſie frey und werden nicht angebunden, ſodann aber ſtehen ſie vom Morgen bis auf den Abend geſattelt und gezäumt vor der Thüre des Zeltes. Sie werden ſo gut an die Lanze gewöhnt, daß, wenn dieſe in die Erde geſteckt iſt, die ohne dieß allemahl an der Zeltthüre ſteckt, und man ſie unangebunden dabey ſtehen läßt, ſo gehen ſie um dieſelbe herum, ohne ſich davon zu entfernen.

Dieſe Pferde werden ſelten krank, die Araber ſind gute Stallmeiſter, und kennen die Krankheiten ihrer Pferde eben ſo gut, als die Mittel, welche man dagegen brauchen muß. Hufſchmiede haben ſie daher blos nöthig, um Hufeiſen und Nägel ſchmieden zu laſſen. Die Hufeiſen verfertigen ſie aus einem weichen geſchmeidigen Eiſen, hämmern ſie kalt, und machen ſie allemahl zwey Finger kürzer, als der Pferdehuf iſt. Alles hervorragende Horn ſchaben ſie ſorgfältig ab, damit die Pferde im Laufen durch nichts gehindert werden.

Da Araber ſowohl als Türken einen großen Glauben an geheime und zauberiſche Schriftzeichen ꝛc. haben, ſo verſehen ſie ihre Pferde auch mit dergleichen Talismanns. Außerdem hängen ſie den Pferden Schweinsklauen um den Hals, welche ſie für den Wurm ſichern ſollen; laſſen Friſchlinge und Ziegenböcke

böcke in den Ställen ſchlafen, damit dieſe die böſen Dünſte an ſich ziehen ſollen. Zu den Sonderbarkeiten der arabiſchen Pferde gehört auch noch, daß manche den Tabacksrauch ſehr lieben, und denen nachlaufen, die eine Pfeiſe angezündet haben, und ein großes Wohlgefallen bezeigen, wenn man ihnen den Rauch in die Naſe bläßt; alsdann erheben ſie den Kopf, weißen die Zähne gerade ſo hervor, als wenn ſie eine Stute wittern. Es giebt auch Pferde, welche immer den Kopf ſchütteln, wenn ſie den Tag über beſtändig angebunden ſtehen, und von dieſen glauben alle Muhamedaner, daß ſie ein Kapitel des Korans vor ſich läſen.

Sobald ein Hengſt eine Stute beſprungen hat, ſo wird derſelben ſchleunig kaltes Waſſer auf das Kreuz gegoſſen, und zu gleicher Zeit zieht ein anderer Araber den Hengſt bey der Halfter, und läßt ihn ſpringend einigemahl um die Stute herumgehen, um ihr ſein Bild recht feſt einzuprägen, damit ſie ein ihm ähnliches Füllen zur Welt bringen möge.

Die Pferdeſättel ſind nur von Holz mit Corduanleder überzogen. Sie haben kein ausgeſtopftes Kiſſen, wie die unſrigen, ſondern nur einen geſteppten Filz, den ſie zwiſchen den Sattel und Rücken des Pferdes legen, und der ohngefähr einen halben Fuß breit über das Kreuz hervorragt. Ihre Steigbügel ſind ſehr kurz, ſo daß man auf dem Pferde wie auf einem Stuhle ſitzt. Beym Rennen richten ſie ſich in den Steigbügeln auf, um den Hieb mit mehr Kraft anbringen zu können. Die Steigbügel ſind unten breit, platt und viereckigt, die Winkel daran ſpitzig und ſchneidend, und ſie bedienen ſich derſelben anſtatt der Spornen, das Pferd anzutreiben; daher das Fell an dieſen Orten ganz zerſetzt iſt. Dieſe Wunden machen das Pferd ungemein empfind-

lich an dieſen Stellen, und wenn man ſie nur ganz wenig daſelbſt kitzelt, ſo thun ſie gleich alles, was von ihnen verlangt wird.

In Arabien findet man zweyerley Arten Eſel, wovon die kleine träge Art eben ſo wenig als wie in Europa geſchätzt wird; deſto mehr aber achten ſie die größere und muthigere Art. Die Kameele und Dromedare halten ſie ebenfalls ihrer Reiſen wegen. Ochſen und Kühe in Arabien haben auf der Schulter über den Vorderbeinen eine Erhöhung von Fett, die, ſo wie bey den Kameelen, größer iſt, je fetter dieſe Thiere ſind.

Wohnungen. Wer bey den in Städten und Dörfern wohnenden Arabern große Palläſte, oder wenigſtens doch ſchöne und bequeme Häuſer ſuchen wollte, der würde ſich ſehr betrügen. Die von Steinen erbauten Häuſer der Araber ſind alle ganz roh entworfen und oben platt; die kleinern Häuſer in Hedsjas und Jemen aber haben ganz dünne Wände, die bisweilen von Lehm ſind, und ein rundes Dach, das mit Gras oder Schilf bedeckt wird. Das ganze Hauß ſieht einer Pappenſchachtel ähnlich, worinnen die europäiſchen Damen ihre Hauben aufzubewahren pflegen. Die kleinen, oben ebenfalls runden Hütten der gemeinen Araber am Euphrat ſind gemeiniglich gar nur mit Strohmatten bedeckt und durch Zweige von Dattelbäumen unterſtützt.

Die Beduinen und andere auf dem Lande lebende Araber wohnen überall auf dem Lande in Zelten, die in der Bibel Hütten heißen, von den Arabern aber Chaima oder Häuſer genannt werden, weil ſie unter ihnen ſicher im Schutze für die Sonne und dem Regen ſind. Sie verfertigen ſie entweder aus grober Wolle, oder aus Ziegenhaaren, oder auch von den Fäden einer Wurzel, — Lift Adum genannt,

nannt, — die ihre Weiber ſpinnen oder drehen, und ſo dicht weben, daß ſie den Regen aushalten können.

Einige dieſer Zelte werden vermittelſt dreyer Hauptpfähle, wovon der mittelſte am höchſten iſt, aufgerichtet, indem ſie, ſo wie die ſechs kurzen Pfähle an den vier Ecken und an den Seiten, in die Erde geſetzt werden. Andere haben nur zween Hauptpfähle, nebſt vieren an den Ecken, und es iſt ſelten, daß ſie über acht bis zehn Fuß hoch ſind. Anſtatt der Thüre heben ſie ein Stück vom Zelte auf. Sie binden es auch auswendig hie und da mit Stricken, und ſo iſt das ganze Gebäude fertig, welches mit Kuperoſe ſchwarz gefärbt wird. Diejenigen, welche kein großes Zelt bezahlen können, legen ein Tuch über vier oder ſechs Pfähle; und andere ſpannen bey einem Baume ein eben ſo großes Tuch aus, als ſie beſitzen, oder ſie ſuchen die Felſenklüfte auf, um ſich gegen Hitze und Regen zu ſchützen. Bäume ſind in den heißen Gegenden überhaupt wegen der dabey wehenden kalten Luft ſehr angenehm, und deswegen lagern ſich die Araber gerne unter oder bey denſelben.

Dieſe Zelte haben bisweilen zwey oder drey Abtheilungen, damit die Weiber von den Männern, oder die Menſchen von den Thieren abgeſondert ſeyn können, wenn es ihnen nicht gefällt, gemeinſchaftlich zu leben. In der Regel wohnt in einer ſolchen Chaima eine ganze Familie mit allem, was ſie hat, ſogar mit ihren Füllen, Kälbern, Lämmern, jungen Ziegen und Hühnern; allein das alte Vieh, als Kameele, Ochſen, Pferde, Schaafe ꝛc. liegt zu allen Jahreszeiten ſtets unter freyem Himmel.

Mann, Weib und Kinder liegen auf der ebenen Erde, und haben blos einige Strohmatten und rauche Schaaf- oder Ziegenfelle unter ſich. Zwiſchen Eltern

tern und erwachſenen Kindern hingegen befindet ſich eine der oben gedachten Abtheilungen. Denn die Kinder bleiben bey ihnen, auch ſogar wenn ſie ſchon verheurathet ſind, gerade bis zu der Zeit, da die Frau niederkommen ſoll, wo alsdann der Mann für ein anderes Zelt ſorgen muß, in welches ſie ſich nun mit allen ihren Möbeln begeben. Dieſe beſtehen in einer Handmühle, einem Korbe, einer hölzernen Schaale, ein Paar lehmernen Töpfen, einer Strohmatte, verſchiedenen Säcken, die ihnen ſtatt der Schränke dienen, hölzernen oder kupfernen Schüſſeln, einem Stück Leder, das ihnen ſtatt des Tiſchtuchs dient, und worinnen ſie auch die übrig gebliebenen Brocken aufbewahren, ledernen Schläuchen u. ſ. w.

Die Emirs-Zelte ſind von gleichem Stoffe und von den Zelten ihrer Unterthanen blos durch ihre Höhe und Größe unterſchieden. Dieſe Fürſten haben deren immer zwey, eins für ſich und eins für ihre Weiber. Außer dieſen haben ſie auch noch einige kleinere, wo ihre Damen ſticken, ſich aufhalten, und die Küche und Oekonomie iſt. So war es auch ſchon bey den beyden hebräiſchen Nomaden-Emirs, Abraham und Iſaak, wie man aus 1 B. Moſ. 24, 67. ſehen kann.

Wenn es der Boden zuläßt, ſo iſt die Stellung ihres Lagers, das oft bis 200 Zelte enthält, und wegen der ſchwarzen Farbe in der Entfernung wie eine Menge ſchwarzer Flecken ausſieht, allezeit ein unregelmäßiger Zirkel, der aus einer einzigen Reihe mehr oder weniger von einander ſtehender Zelte beſtehet. Mitten unter den Zelten der gemeinen Araber befindet ſich des Emirs Zelt, zwiſchen welchem ſie immer, theils aus Ehrfurcht, theils um des Frauenzimmers nicht anſichtig zu werden, einen Raum von ohngefähr dreyßig Schritten laſſen. In dem innern

nern Kreiſe dieſes Zirkels bewahren ſie des Nachts ihr Vieh auf.

Gemeiniglich lagern ſie ſich im Sommer auf Hügeln, die ſie Ruchha, d. i. ſchöne Luft, nennen, wo nicht viel Bäume ſtehen, welche ſie verhindern könnten, die Fortgehenden und die Kommenden zu ſehen, um nicht unverſehens überfallen zu werden. Dieſe Hügel haben gemeiniglich Quellen von fließendem Waſſer, und in ihren Thälern Bäche und Weiden für das Vieh. Nach vierzehn Tagen oder drey Wochen, wenn der Platz abgeweidet iſt, verändern ſie, wie alle Nomaden, ihr Lager, und gehen beſtändig gegen Mitternacht fort. Sobald ſich jedoch der Winter nähert, gehen ſie nach und nach auf demſelben Wege nach Mittag zurück, bis nach Cäſaräa in Paläſtina und dem Fuße des Berges Karmel. Hier lagern ſie ſich in die Thäler und an das Ufer des Meeres, wo einiges Buſchwerk iſt, das ſie für den Wind und Sand beſchützt, und Menſchen und Vieh wohnen alsdann unter einem Dache, damit es deſto wärmer wird.

Den Lagern der Emirs ziehen beſtändig Kaufleute aus Damaſcus nach, welche ſich unter weißen Zelten aufhalten, welche ganz voll von Küſten mit Tüchern, Zeuchen, Säcken, Schuhen, Sätteln, Zäumen und andern den Arabern nöthigen Dingen ſind. Sie verkaufen entweder um baares Geld, oder vertauſchen ihre Waaren gegen Produkte der Beduinen, an denen ſie allemahl viel gewinnen. Sie liefern alles, was die Emirs zum Haußrath brauchen, und dieſe bezahlen ihnen, was behandelt iſt, pünktlich, entweder mit Korn, oder Vieh, wenn keiner von beyden Theilen Schaden dabey hat, oder auch mit Geld, und verlaſſen ſich auf die Ehrlichkeit der Kaufleute, ſo wie dieſe hinwiederum den auf den

Heer-

Heerſtraßen ſo räuberiſchen Beduinen in ihren Lagern alles auf Treue und Glauben überlaſſen.

Wenn der Haußrath der gemeinen Beduinen, wie bereits oben geſagt worden iſt, ſo äußerſt gering iſt, und ſie außer demſelben nur noch einen Mantel oder Aba haben, womit ſie das Geſicht und den Leib bedecken, ſo ſind hingegen die Emirs mit viel beſſerm Haußrath verſehen. Sie beſitzen Matratzen, Tapeten und Decken aller Art, oft findet man ſehr ſchöne bey ihnen, theils von Baumwolle mit Gold und Seide durchnähet, theils von Seide mit goldenem und ſilbernem Blumenwerke geſtickt. Sie haben auch koſtbare Polſter von Sammet, Zeuch und Atlas. Der ſchönſten und der weißen Zeuche bedienen ſie ſich zu Decken, und der andern buntgeſtreiften zu Unterbetten; denn die Religion verbietet ihnen, auf weißfarbigen Zeuchen zu liegen. Uebrigens ſchläft man hier zu Lande allemahl in leinenen Unterhoſen, damit man denen Leuten, die ſich an eben demſelben Orte befinden, keine unanſtändige Blöße zeige.

Wenn ſich jemand im Schlafe durch das Herumwenden entblößte, ſo würden diejenigen, die es ſähen, dieß für einen ſolchen Schimpf halten, daß ſie ſich von der Religion ausgeſchloſſen, und glauben würden, ein neues Glaubensbekenntniß ablegen zu müſſen. Aus eben der Urſache ziehen die Kinder ſogar beym Baden die Unterhoſen niemahls aus, und man giebt ihnen in der Schule die Ruthe nicht auf den Hintern, ſondern ſie werden mit kleinen Gerten auf die Fußſohlen gezüchtiget. Eben ſo unanſtändig iſt es bey ihnen, in Gegenwart anderer die Arme hinten auf dem Rücken zu halten, und ein Araber muß beſtändig in Geſellſchaft ſeines Obern die Hände kreuzweis über den Bauch halten, wenn er nicht wegen Mangel des Reſpects geſtraft werden will.

Bey dem geringen Haußrathe ſind daher in weniger als zwey Stunden alle ihre Zelte abgebrochen und eingepackt, wenn ſie weiter ziehen wollen. In geringer Zeit iſt alles Geräthe auf Kameele und Rinder geladen. Die Männer ſitzen zu Pferde. Die Frauenzimmer der Emirs, ſorgfältig verſchleyert, reuten auf Mutterpferden oder Kameelen, welche von ihren Zofen an der Halſter geleitet werden. Die gemeinen Weiber gehen ganz gemächlich zu Fuße und tragen die Kinder, welche noch nicht gehen können, führen auch das Vieh nebſt allem Zubehör des Hauſes. Die Männer bekümmern ſich darum nicht, ſondern begleiten den Emir und ſind auf jedem Fall zum Streit fertig.

Da dieſe Araber beſtändig auf dem Lande und ſo entfernt, als nur möglich iſt, von bewohnten Oertern leben, ſo iſt man ſehr verlegen, wenn man diejenigen aufſuchen will, mit welchen man etwas abzuthun hat. Wenn man nach jemanden fragt, ſo antworten ſie, wie es auf dem Meere geſchiehet, indem ſie den Strich des Kompaſſes bezeichnen, gegen welchen er wohnt. Sie ſagen z. B. er wohnt gegen Mittag oder Mitternacht, gegen Morgen oder gegen Abend zu.

Sobald ſich der Emir ſchlafen gelegt hat, ſiehet man im ganzen Lager kein Licht mehr, damit ſie von ihren Feinden in der Ferne nicht entdeckt werden möchten. Uebrigens wird es niemand leicht wagen, wegen der vielen Hunde des Nachts im Lager herumzugehen; denn dieſe Hunde ſind nicht gewohnt, ſpät in der Nacht Leute im Lager zu ſehen, ſie würden daher jeden zerreißen, der ſich dem Lager zu nähern unterſtünde.

Die Turkomannen ſchlagen ihr Lager auf eben die Art auf, wie die Araber; ihre Zelte aber ſind

weißlicher, beſſer möblirt, und mit allem verſehen, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört.

Beſchäftigungen der Araber.

Die ganze Thätigkeit des Beduinen macht einen ewigen Zirkel, deſſen Theile die Beſorgung des Viehes, die Begleitung der Emirs, der Krieg und die Ausplünderung der Reiſenden ſind, welchen letztern bey gutwilliger Hingebung alles deſſen, was er hat, kein Leid wiederfährt. Wer daher in jenen Gegenden reiſet, darf ohne Feuergewehr ſich nicht auf die Landſtraßen wagen; denn dieſes iſt das einzige Mittel, ſich für Ungelegenheit zu ſichern. Wenn die Araber ſehen, daß der Reiſende im Stande iſt, ſich zu vertheidigen, ſo greifen ſie ihn gewiß nicht an, ſondern nur dann wagen ſie es, wenn ſie ſich ihm überlegen glauben und des Sieges gewiß ſind.

Sobald ein Beduine einen Reiſenden auf der Straße gewahr wird, ſo bedeckt er ſich mit ſeinem Turban oder Buſtmani, der gewöhnlich über die Schulter hängt, das Geſicht, um nicht erkannt zu werden, hebt ſeine Länze auf, kommt ſporenſtreichs auf jenem zu gerannt, und redet ihn mit den Worten an: **Entkleide dich, Verfluchter, deines Vaters Schweſter iſt völlig entblößt!** (d. h. ſo viel, als: meine Frau hat nichts anzuziehen) **warum ſollteſt du beſſer gekleidet ſeyn, als ſie?** Sie bedienen ſich dieſes Ausdrucks deswegen, weil es bey ihnen für ſehr unanſtändig gehalten wird, die Frau zu nennen. Uebrigens ſetzen ſie doch eine Art von Verwandtſchaft zwiſchen ſich und dem Reiſenden, welchen ſie berauben, voraus; geben ſich aber wegen ihrer Abſtammung vom Jsmael den Vorzug, und beklagen ſich über das ſchlechte Erbtheil, das ihnen durch ihren gemeinſchaftlichen Vater zu Theil geworden iſt.

Nach

Nach der ausgeſprochenen Anrede ſetzt er dem armen Fremden die Lanze auf die Bruſt, bis er das bekommen hat, was er verlangt. Sehr oft werden dem Reiſenden die Unterhoſen oder das Hemde übrig gelaſſen, wenn er nach dem gutwilligen Entkleiden bittet, ihn nicht ganz nackend von ſich zu laſſen. Sie ſtellen ihm auch die Briefſchaften nebſt andern Sachen zu, die ſie nicht brauchen können. Das Thier, worauf er reutet, laſſen ſie ihm ebenfalls, weil man ſie vermittelſt deſſelben erkennen könnte. Iſt Sattel und Zeug beſſer, als das ihrige, ſo tauſchen ſie es dem Reiſenden aus, und dann laſſen ſie ihn ohne alle weitere üble Behandlung von ſich. Nur in dem Falle, wenn der Reiſende ſich vertheidigt, oder einen Araber verwundet und tödtet, ſo iſt er des Todes. Sobald an ihren Küſten ein Schiff ſtrandet, ſo eilen ſie hin, es zu plündern. Das Schiff gehört dem Emir, die Araber begnügen ſich damit, die Matroſen und Reiſenden zu plündern. Das Rauben iſt alſo das gewöhnliche Gewerbe der Araber, und ſie glauben dadurch keine Sünde zu begehen; denn wenn ſie von einer Rauberey zurückkommen, ſo ſagen ſie: mir iſt ein Mantel, ein Hemde, ein Kleid ꝛc. zu Theil geworden; anſtatt daß ſie ſagen ſollten, ich habe es geraubt; ſo giebt gleich ein anderer Ausdruck bey ihnen der Sache ein anderes Anſehen.

Wenn ſie Krieg führen, ſo führen ſie Lanze und Schwerd, haben aber die größte Furcht vor dem Feuergewehr. Manche haben Schilde, manche auch krumme Stäbe, womit ſie die auf ſie gerichteten Streiche auspariren. Sie gehen zwar allemahl mit der Lanze in der Hand auf den Feind ſo muthig los, halten ſich aber dabey die Ermel ihres

Hemdes vor die Augen, als wenn ſie ganz blind hineinſtechen wollten, welches jedoch blos deswegen geſchiehet, damit ſie kein Feuer ſehen, und dadurch von ihrem Entſchluß nicht abgeſchreckt werden. Sie können ſich auch auf ihren Pferden verſtecken, wenn ſie im vollen Jagen ſind, indem ſie den linken Fuß feſt an den Steigbügel anſchließen, mit der einen Hand die Mähne, mit der andern den Zügel halten, und mit dem rechten Fuß den Sattel umfaſſen, ſo daß man ſie nicht ſehen kann. Sie reuten nie einzeln ohne Noth, ſondern immer in Reihe und Glied, und wenn ein Pferd ſtallen will, ſo halten alle übrigen Reuter ſtille.

Diejenigen Emirs, welche **Saniak-Beghi** ſind, d. h. das Recht haben, die Standarte des Sultans aufzuſtecken, dürfen vor ihren Truppen her den Roßſchweif und große Fahnen tragen, ſo wie auch Pauken, Hautbois, Cymbeln und Trommeln vorher gehen laſſen, nur dieß alles in geringerer Anzahl, als die Paſchas. Die Emirs, welche keine Saniakbeghi ſind, haben blos eine gemeine Fahne, wie bey uns die Fahnen der Infanterie.

Die Araber reiſen allemahl zu Pferde, ſelten zu Fuße, und nie zu Waſſer, ſondern gehen lieber durch oder über einen Furth, ehe ſie ſich in ein Fahrzeug ſetzten, wenn ſie auch einen noch ſo großen Umweg machen ſollten. Um ihre Lager herum halten ſie beſtändige Spione, ziehen ſich bey bevorſtehender Gefahr tief in die Wüſte hinein, halten ſich ſelten lange an einem Orte auf, und ſind ſo an dieſe Beſchwerden und Lebensart gewöhnt, daß es andern Nationen, welche den arabiſchen Hunger und Durſt nicht ertragen können, wenn ſie auch noch ſo mächtig ſind, unmöglich iſt, ſie zu beſiegen.

Die Weiber beſchäftigen ſich theils mit Wolle ſpinnen, um Abas daraus zu verfertigen, theils mit dem Spinnen und Weben der Ziegenhaare zu Zeltdecken. Außerdem beſorgen ſie die Küche, die Haußhaltung, das Vieh, warten Pferde, ſatteln und zäumen ſie u. ſ. w. Diejenigen Weiber im Lager, welche ſich ein wenig auszeichnen, warten Frauenzimmern des Emirs auf, ſingen ihnen zum Vergnügen vor, und vertreiben ihnen die Zeit.

Eſſen und Trinken der Araber.

In Anſehung des **Eſſens und Trinkens** ſind die Araber überaus mäßig. Die vornehmſte Nahrung derſelben beſteht aus Milchſpeiſen, Reis, Datteln, Butter, Honig, Hülſenfrüchten, Eyern, Brodt, Fleiſch vom Rindvieh, Schaafen, Ziegen und Hühner; und faſt alle Araber, beſonders die gemeinen, trinken gemeiniglich nichts als Waſſer.

Da das **Brodt** ihre liebſte Speiſe iſt, ſo haben ſie dreyerley Arten **Brodt**, wovon ſie jedoch niemahls mehr backen, als ſie nöthig haben; denn weil kein Sauerteig hinzu kommt, ſo bleibt es nur einen Tag gut. Die übrig gebliebenen Brocken eines Tages werden den Hunden gegeben.

Die **erſte Art Brodt zu backen** iſt dieſe. Das Getraide, z.B. Korn, Waitzen, beſonders aber **Durra**, eine Art Moorhirſe, — vielleicht *Holcus ſorghum*, oder *H. bicolor*, oder *H. halepenſis*, welche insgeſamt in Arabien einheimiſch ſind, — wird entweder auf den in ihren Hütten befindlichen Handmühlen, oder auf Waſſermühlen — denn Windmühlen haben ſie nicht — gemahlen. Fehlen ihnen aber auch jene, ſo bedienen ſie ſich anſtatt derſelben eines länglich breiten und auf der Oberfläche etwas gekrümmten Steins, worauf ſie mit einem langen und runden Steine das Getraide naß zu Mehl reiben. Unterdeſſen wird der **Ofen**, bey ihnen **Tenur** genannt, ge-

 heitzt.

heitzt. Dieſer iſt ein umgekehrter groſzer Waſſertopf von ohngefähr drey Fuß Höhe, ohne Boden, rund um dick mit Lehm beſchmieret, und ſteht auf einem beweglichen horizontalen Heerde, worauf das Feuer angezündet wird. Während der Zeit rühren ſie ebenfalls das Mehl mit Waſſer zu einem dicken Kleiſter oder Teige. Wenn nun der Ofen heiß genug iſt, ſo kleben ſie den Teig oder vielmehr die daraus gemachten dünnen Kuchen inwendig an die Seiten des Ofens an, ohne daß ſie die Kohlen heraus nehmen, und decken den Ofen oben zu. Dieſer gleichſam fließende Teig wird für die Araber in einem Augenblicke durch die Hitze des Ofens ausgebacken, da es für einen Europäer kaum halb ausgebacken ſeyn würde. Wenn hingegen der Ofen alle Feuchtigkeiten aus den dünnen Kuchen gezogen hat, ſo löſet es ſich von ſelbſt ab, iſt ſo zart und dünn wie unſere Oblaten, und man kann in kurzer Zeit viel davon backen. Die Araber in der Wüſte bedienen ſich zum Backen ihrer Brodtkuchen einer eiſernen Platte.

Die zweyte Art des Brodtes wird beſonders von den Arabern in der Wüſte auch unter der Aſche gebacken, oder zwiſchen zwey Haufen von getrocknetem und angezündetem Kuhmiſte, Kameelmiſte, worein ſie einen runden Klumpen Teig legen. In dieſer langſamen Hitze laſſen ſie den Teig ſo lange liegen, bis das Brodt ihrer Meinung nach gahr geworden iſt, alsdann ſchlagen ſie die Aſche davon ab, und eſſen es, wie das vorhergehende, ebenfalls warm. Andere legen den Teig in ſehr dünnen runden Scheiben in Sand, bedecken ihn mit demſelben, machen Feuer darauf, und braten dieſe Kuchen ſolchergeſtalt auf einer Seite, wenden ihn alsdann um, und backen ihn auch auf der andern Seite gut. Alsdann zerbrechen ſie den auf dieſe Weiſe gebackenen Kuchen in

ganz

ganz kleine Stücke, knäten ihn wieder mit ein wenig Waſſer, miſchen darunter Butter, bisweilen auch Honig, machen daraus einen ſtarken Teig, und reiſſen davon große Stücken, die ſie in ihren Fingern herum drücken, und hernach mit vielem Appetit eſſen. Das in Aſche oder Miſt gebackene Brodt hat eine ganz ſchmackhafte Krume, wenn ſie den erſten Tag gegeſſen wird; allein die Rinde iſt ſo ſchwarz und verbrannt, und nimmt einen ſo übeln Rauch- und Miſtgeſchmack an, daß man an die Lebensart der Beduinen gewöhnt, und ſehr hungrig ſeyn muß, wenn man Geſchmack daran finden will.

Man bedient ſich aber nicht allein bey den Beduinen-Arabern des Kuhmiſtes zum Brodtbacken, ſondern auch die Felloch-Araber, oder Bauern in den Dörfern, wo nicht viel Holz iſt, brauchen ihn dazu. Sie verſorgen ſich beſtändig mit einem großen Vorrath davon, indem ſie ihn durch die kleinen Kinder ganz friſch aufſammeln laſſen, und ihn vor den Thüren oder an den Mauern abtrocknen. Er giebt zwar nur ein langſames Feuer, aber es hält lange an, und gleicht ziemlich demjenigen von Lohgerber Lohkuchen.

Die dritte Art des Brodtes, welches das beſte und reinlichſte, und ausſchlußweiſe in den arabiſchen Städten anzutreffen iſt, wird in Backöfen gebacken, die beynahe wie die unſrigen ſind, oder ſie heitzen auch einen bey der erſten Art beſchriebenen Ofen, deſſen Oeffnung aber mit dem Bauche einerley Breite hat. Dieſen füllen ſie mit kleinen glänzenden Kieſelſteinen halb voll, machen ſie heiß, und breiten ihren Teig in Geſtalt kleiner Brodtkuchen darüber aus. Dieſes Brodt iſt weiß und hat einen ganz guten Geſchmack, behält jedoch ſeine Güte auch nur den Tag hindurch, an welchem es gebacken worden iſt; ſie

müßten denn Gelegenheit und Zeit haben, Sauerteig darunter zu thun, alsdann hält es ſich länger. Dieſe Art des Brodtbackens iſt in allen paläſtiniſchen Städten und Dörfern, welche Backöfen haben, gewöhnlich.

Die Araber trinken gewöhnlich nur Waſſer, das ihre Weiber in Krügen und Schläuchen aus Brunnen und Bächen holen; doch trinken ſie auch Wein, und berauſchen ſich bisweilen darinnen, ſo ſehr es Muhamed verboten hat. Beym Eſſen wird ſelten getrunken, ſondern wenn ſie aufgeſtanden ſind.

Sie haben auch noch ein Getränke aus Aprikoſen, Roſinen und getrockneten Früchten, die den Tag vorher mit Waſſer übergoſſen werden. Dieß Getränke ſetzen ſie mit den übrigen Speiſen in großen hölzernen Schüſſeln auf den Tiſch, und wer nicht aufſtehen will, um Waſſer zu trinken, ſchöpft ſich daraus mit einem Löffel, welcher auch noch dazu dienet, die Früchte aus der Schüſſel zu nehmen und zu eſſen.

Sie bedienen ſich ferner noch einer Art Ptiſane, welche ſie aus Waſſer, Gerſte und Lakritzenholz kochen; doch iſt dieß Getränke nicht ſogar häufig.

Bey den Emirs und zuweilen auch bey reichen Scheikhs trifft man endlich Scherbeth oder Sorbet an, der alſo verfertigt wird: Der Kammerdiener oder ein anderer Bediente preſſet eine Quantität Weinbeeren durch ein leinen Tuch, thut den ausgepreßten Saft in eine Sultania oder einen Becher, und reicht ihn ſeinem Herrn zum Trank dar. Dieſes Getränke kommt ſchon 1 B. Moſ. 40, 11. vor, wo die Erzählung des Obermundſchenkens des Königs völlig mit den heutigen arabiſchen Sitten übereinſtimmt. Den Sorbet ſetzt man nur bey Beſuchen und beſondern Gelegenheiten, wie z. B. in Europa gute

gute Weine, Limonade und andere Getränke dieſer Art vor.

Der Kaffee iſt das einzige Getränk, deſſen die Araber, beſonders diejenigen, welche Opium und Beegan gebrauchen, nicht entbehren können. Sie müſſen ihn jeden Morgen zum Frühſtück und nach der Mahlzeit haben. Außerdem wird er auch bey Beſuchen herumgegeben, weil die geſellſchaftliche Unterhaltung nicht eher anfängt, als bis der Kaffee getrunken iſt; wie dieß auch bey den Türken zu geſchehen pflegt. Man trinkt den Kaffee bey den Beduinen beſſer, als bey den Türken; weil die letztern zu viel auf einmahl brennen, ſtoßen, und ihn in ledernen Beuteln aufbewahren, wodurch er ſeine Stärke verliehret. Die Araber hingegen bereiten nie mehr vor, als ſie gerade trinken wollen. In einer Pfanne röſten ſie die Bohnen, ſtoßen ſie in einem Mörſer, der aus einem ausgehöhlten Stück Holz gemacht iſt, mit einem hölzernen Stößel, kochen ſogleich das Geſtoßene in einem Topfe mit Waſſer, welches während der Zubereitung der Bohnen gekocht wird, und ſo bekommt man den Kaffee mit allem ſeinen Salze und ſeiner ganzen Stärke.

Eins von den beſten Frühſtücken der Araber iſt Rahm, Butter und Honig unter einander gemiſcht.

Die gemeinen Araber eſſen ſelten Gebratenes. Wenn es aber bey den Emirs geſchiehet, ſo werden die Hühner an einen hölzernen Spieß geſteckt, der auf zweyen in die Erde geſteckten Gabelhölzern über Feuer umgedreht wird, und während des Umdrehens begießt man ſie ſtark mit Butter. Auf eben dieſe Art werden die Lämmer und die jungen Ziegen ganz gebraten. Es war alſo gar nichts beſonders, daß Abraham für ſeine drey Gäſte ein ganzes Lamm braten ließ; ſ. 1 B. Moſ. 18, 7.

Das Rind- und Schaaffleiſch aber ſchneidet man in kleine Stücken, ohngefähr von der Größe einer Nuß, ſteckt ſie ſodann an kleine eiſerne, einen Schuh lange Spieße, läßt ſie über einem kleinen, in einem Topfe ſich befindenden Kohlenfeuer braten, und ſetzt ſie mit gehackten Zwiebeln auf. Sie richten auch gedämpftes Rind- und Schaaffleiſch zu, welches ſie in einem wohlverſchloſſenen Topfe bey einem gelinden Feuer in ſeiner eigenen Brühe kochen laſſen. Bisweilen thun ſie eine junge Ziege oder ein Lamm in einen verdeckten und oben gut verſchmierten Keſſel, oder Kaſſerol über ein Kaſſerolloch aufs Feuer; das Thier aber füllen ſie vorher mit Brodt, Mehl, Schaaffett, Roſinen, Salz, Pfeffer, Safran, Krauſemünze und andern wohlriechenden Kräutern. So bleibt es über dem Feuer ſtehen, bis es völlig durchgekocht iſt.

Dieſe ſo eben beſchriebenen Speiſen ſind indeß nur an Feſttagen und an den Tafeln der Emirs gewöhnlich, da die alltäglichen Gerichte der gemeinen Araber nur **Gekochtes, Reisſuppe** und **Reis in Pilau** zurechte gemacht, ſind.

Der **Pilau** iſt nichts anders als Reis, welcher eine kurze Zeit in Fleiſchbrühe oder ſiedendem Waſſer mit Safran, Roſinen, Kocherbſen und gehackten Zwiebeln, doch ohne zu berſten, gekocht hat. Alsdann nimmt man ihn vom Feuer ab, und läßt ihn wohl verdeckt, damit er aufquelle; man thut darauf in einer Pfanne mit Pfeffer braun gemachte Butter darzu, bisweilen auch wohl Zucker, und trägt ihn in Form einer Pyramide auf.

Das Fleiſch, woraus ſie **Chorba**, eine Art Suppe, kochen wollen, ſchneiden ſie in Stücke, z. B. ein Küchlein in vier, und eine Henne in ſechs,

mengen Mehl, Reis und Bend darunter, und wenn die Suppe und das Fleiſch gekocht hat, ſo ſchütten ſie alles zuſammen in eine hölzerne oder kupferne verzinnte Schüſſel.

Die Beduinen, Türken und Mauren haben noch ein anderes Gericht, das ſie Koubabi nennen. Es beſtehet aus Klumpen von gehacktem Fleiſch, das mit Salz, Pfeffer, grünem oder getrocknetem Korne geſtoßen wird. Dieſes Gemenge laſſen ſie in ihrer eigenen Brühe kochen, nachdem ſie daraus Klöſe gemacht haben. Beym Anrichten gießen ſie ein wenig ſaure Milch dazu, und dieß iſt eines ihrer leckerhafteſten Gerichte. Sie haben beſtändig Vorrath von gekochtem und an der Sonne getrocknetem Korne, von ihnen Bourgoul genannt, um ſich deſſen das ganze Jahr hindurch bedienen zu können, und thun es wie wir zuweilen den Reis an Fleiſch.

Ferner halten ſie auch immer Vorrath von Kuskus, der auf folgende Art bereitet wird. Eine Araberinn oder Maurinn nimmt ein großes hölzernes Geſchirr, worinnen ſie Waitzenmehl mit Waſſer ſo lange rühret, bis es zu Gritze wird. Dieſer wird gemeiniglich mit Fleiſch und Butter gekocht, und in der Barbarey mehr als bey den Arabern gegeſſen.

Die Butter der Araber iſt weiß und von einem unangenehmen Geſchmack, weil ſie dieſelbe in Schläuchen machen. Die ſüße Milch trinken ſie und kochen Suppen davon; wenn ſie zu gerinnen anfängt, ſo macht man ſie mit zuſammenziehenden Kräuterſäften ſauer, wodurch ſie erfriſchend werden ſoll.

Bohnen, Linſen und andere Hülſenfrüchte werden gewöhnlich mit Oehl gekocht. Die Oliven ißt

man eingemacht, und ſammelt ſie völlig reif ein, wenn ſie ganz ſchwarz ſind und das Oehl herausgefloſſen iſt.

Von andern Baumfrüchten eſſen die Araber gewöhnlich Feigen, Roſinen, Datteln, Aepfel und Birnen, welche ſie von Damas bekommen, Aprikoſen, friſch und getrocknet, wie es die Jahreszeit mit ſich bringt, und auch Melonen, deren ſie ſich im Sommer anſtatt des Waſſers zur Stillung des Durſtes bedienen.

Das Tabackrauchen iſt bey ihnen ſo allgemein, daß man Leute von beyderley Geſchlecht und von jedem Alter faſt beſtändig rauchen ſiehet. Es dient ihnen zum guten Anſtande in Geſellſchaften, und zur Unterhaltung, wenn ſie allein ſind. Nach dem Eſſen iſt es ihre Erholung, und ein Arzneymittel, wenn ſie es nüchtern thun. Mit einem Worte, Taback und Kaffee iſt die Looſung bey Beſuchen und Geſellſchaften.

Der Tiſch der Emirs, der Scheikhs und anderer Perſonen vom Stande iſt ein großes rundes Leder mit Schnüren eingefaßt, das, wie bey den Türken, auf dem Boden ausgebreitet wird. Auf dieſes Tuch ſetzen ſie einen kleinen Schemel mit einer großen runden kupfernen und ſtark verzinnten Platte, worauf die Speiſen aufgetragen werden. Ihr Geſchirr iſt von Kupfer, die Löffel von Holz, und die Trinkſchaalen von Silber, Porzellan, Fayençe oder Meſſing. Die Herren und Leute von gleichem Stande ſitzen bey Tiſche mit kreuzweis unter ſich geſchlagenen Füßen; niedrigere Perſonen, oder ſolche, welche dem Wirthe oder einem von den Gäſten Ehrerbietung ſchuldig ſind, auf den Knieen, und ruhen mit dem Hintern auf den Ferſen.

Um das ausgebreitete Leder herum gehet ein langes ledernes, geſtreiftes, eine halbe Elle breites Tuch, deſſen ſie ſich anſtatt der Servïette bedienen. Alle Speiſen werden mit der bloßen rechten Hand aus den Schüſſeln genommen, mit den Fingern zerriſſen und auf die Brodkuchen gelegt. Man trägt alle Speiſen, ſo vielerley ihrer ſind, auf einmahl auf. Wer ſich ſatt gegeſſen hat, ſtehet auf, ſagt: Elhemdi lillah, d. h. Gott ſey gelobt; trinkt ſodann, wäſcht ſich die Hände, gehet an einen andern Ort, wo man ihm Kaffee und Pfeife bringt, und ſeine Stelle am Tiſche wird ſogleich von einem von den um die Tafel Herumſtehenden wieder beſetzt.

Die gemeinen Araber haben weder Tiſch- noch Tellertücher, ſondern es werden blos drey oder vier hölzerne ſchlecht gearbeitete Schüſſeln, die ohngefähr einen Fuß und drüber in der Tiefe und anderthalb Fuß im Durchſchnitt haben, mit ihren gewöhnlichen Gerichten aufgetragen. Sie ſetzen ſich darauf rund umher, ſo daß die Schultern des einen gegen die Bruſt des andern gekehrt ſind. Alle rechte Hände ſind gegen die Schüſſeln gerichtet, die linken aber dienen ihnen, ſich darauf zu ſtützen. Auch ſie haben weder Meſſer, noch Gabeln, noch Löffel, ſondern Suppe ſowohl, als die übrigen Speiſen holen ſie mit den Händen aus den Schüſſeln. Bleibt ja etwas an der Hand oder am Barthe kleben, ſo wird es ohne Weitläuftigkeit wieder in die Schüſſel abgeſchüttelt. Wenn ſie ſich ſatt gegeſſen haben, ſo machen ſie es eben ſo, wie die Emirs, waſchen ſich, trinken Kaffee, und rauchen Taback.

Die türkiſche Kleidung und die Kleidung eines arabiſchen Emirs ſind wenig von einander unterſchieden, ſowohl in der Form, als auch in der Materie, daraus ſie gefertigt werden. Die Emirs und die Kleidung.

Vor-

Vornehmen unter den Scheikhs haben zur Winterkleidung Unterhoſen von Leinewand, ein feines Hemde, deſſen ſpitzig zugeſchnittene Ermel bis auf die Erde herunter hängen, und einen Kaftan oder Weſte über dem Hemde, der zuweilen mit Ermeln, die einige kurz und einige lang tragen, und manchmahl ohne Ermel iſt, und bis mitten auf die Lenten, ſelten ein wenig über die Knie herabgehet. Allgemein wird er von rothem, blauem, oder grünem, oder aus allen dieſen Farben gemiſchtem Tuche, würfelartig, oder aus Mohr und Atlas gemacht; ja verſchiedene haben eine Gold-Broderie darauf, ob es gleich gegen die Grundſätze ihrer Religion läuft. Der Kaftan wird mit einem ledernen Gürtel umgürtet, welcher ohngefähr einen halben Fuß breit mit Gold und Silber geſtickt, und mit goldenen Platten nebſt Ringen, Schnallen und Haken verſehen iſt, um ihn nach Belieben enger oder weiter zu machen. Dieſer Gürtel iſt keine überflüßige Zierart, ſondern dient dazu, die langen und weiten morgenländiſchen Kleider aufzubinden, die im Gehen ſonſt im Wege ſeyn würden. In dieſen Gürtel wird ein kleines Meſſer geſteckt, das mit Silber und Edelſteinen beſetzt iſt, ſo wie auch anderthalb Fuß lange Dolche. Die Scheide derſelben iſt mit Fiſchhaut oder Sagri, woraus die Europäer Chagrain gemacht haben, überzogen, und mit Gold und Silber geziert. Der Griff hat die Geſtalt eines halben Kreuzes mit breiten Enden, iſt von gediegenem Silber, oder auch von einem koſtbaren Holze, oder Horn verfertigt, und mit goldenen und ſilbernen Platten oder Edelſteinen beſetzt.

Unter dem Kaftan und über den leinenen Unterhoſen tragen ſie einen Schakſchir, d. i. ein Paar roth tuchene Beinkleider, woran zugleich die Strümpfe befeſtigt und die Füße derſelben von gelbem Saf-

ſian

ſian ſind. Die Farbe dieſer Beinkleider darf nie grün ſeyn.

An den Füßen tragen ſie eine Art Pantoffeln von Saffian, die ihnen ſtatt der Schuhe dienen, nur eine Sohle haben, mit einem Riemen über dem Fuß befeſtigt ſind, und ausgezogen werden, wenn ſie ſich ſeʒen, oder auf den Teppichen herumgehen wollen. Anſtatt des Mantels haben ſie eine lange tuchene Weſte, deren Ermel, bisweilen auch der ganze Leib, mit Marder-, Fuchs- oder moskowitiſchen Lammsfellen gefüttert ſind, wenn es aber nicht ſehr kalt iſt, ſo wird das Rauchwerk weggelaſſen. Dieſe Abas ſind von rother, grüner oder einer andern Farbe, an den Nähten mit goldenen oder ſilbernen Treſſen beſetzt, und vorne Knopflöcher oder andere Zierarten hinein geſtickt, und die kleinen Knöpfe ſitzen dicht zuſammen. Die Verfertigung der Abas beſteht in weiter nichts, als daß zwey Stücke Tuch nach ihrer ganzen Breite zuſammengenähet werden, eben ſo, als wenn man einen Sack machen wollte; an der Seite werden zwey Oeffnungen gelaſſen, um die Arme durchzuſtecken, und am Halſe ein Ausſchnitt gemacht. Dieſe Kleidung wird eigentlich nur zu Pferde getragen.

Ihr Turban iſt ein Stück Neſſeltuch um eine rothe ſammetne Mitze gewickelt, und mit Baumwolle ausgenähet. Die mit Gold und Silber geſtickten Enden deſſelben hängen auf dem Rücken herab, und machen eine Art von Buſch.

Säbel tragen ſie blos, wenn ſie auf Streifereyen ausgehen. Sobald ſie ſich zu Pferde ſetzen, ziehen ſie kleine ſehr leichte Stiefeln von gelbem Saffian an, die inwendig genähet ſind, und worinnen ſie auch zu Fuße gehen können. Sie werden ſo gut und tüchtig genähet, daß weder Waſſer noch Koth durchdringen kann.

Zuwei-

Zuweilen ziehen ſie auch fein tuchene Unterweſten von allerhand Farbe an, welche mit Baumwolle aus-genähet ſind. Vornehme Araber und Türken bedie-nen ſich oft derſelben, um ein gewiſſes demüthiges und beſcheidenes Weſen zu affektiren; ihre Bediente aber laſſen ſie ſodann Kleider von den ſchönſten und reichſten Stoffen tragen.

Ihre Sommerkleider ſind ebenfalls von Tuch, oft auch nur von einfärbigem oder geſtreiſtem Kame-lot, aber ohne Rauchwerk. Das Unterkleid iſt von weißer oder doch ganz einfärbiger Leinewand. Bein-kleider tragen ſie blos, wenn ſie reuten wollen, auſ-ſerdem aber blos ihre leinenen Unterhoſen und Strüm-pfe von rothem Tuch, wenn ſie nicht ganz barfuß gehen wollen, wie dieß aus Gemächlichkeit oft ge-ſchiehet.

Die Frauenzimmer von Stande tragen Unter-beinkleider und Hemden von Neſſeltuch, an den En-den und Nähten mit Seide geſtickt; kleine Kamiſöler von Drapd'or, Atlas oder andern ſeidenen Stoffen, welche nur durch zwey Knöpfe über einem kleinen goldenen oder ſilbernen, oder auch mit Gold und Sei-de geſtickten Gürtel mit goldenen oder ſilbernen Schnallen zuſammengefügt werden. Oben längſt der Bruſt ſtehet das Kamiſol offen, und iſt mit Knöpfen und Knopflöchern verſehen, deren ſie ſich aber nie be-dienen, um den Buſen nicht einzupreſſen. Die Er-mel der Kamiſöler ſind kurz und reichen nicht über den Ellbogen, damit die Ermel vom Hemde leicht durchgeſteckt werden und bis zur Erde herabhängen können. Im Winter tragen ſie auch weite bis auf den Boden herunter hängende Kaftane, deren Zipfel ſie aufſchürzen und durch den Gürtel ſtecken, um deſto ungehinderter im Hauſe zu gehen, und die Sticke-reyen an ihren Unterbeinkleidern und Hemden ſehen

zu

zu laſſen. Ihre Oberweſten ſind Abas von Atlas oder Sammet, wie der Männer ihre, bisweilen auch von goldenem Brokard. Die Mannsperſonen aber tragen nie goldene oder ſilberne Stoffe, um das Frauenzimmer nicht nachzuahmen, das ſich ganz derſelben bemächtiget hat. In den Häuſern gehen die Weiber barfuß, weil ſie blos auf Teppichen herumgehen. Ihre Pantoffeln ſind klein und ſehr verziert. Wenn ſie ausgehen, ziehen ſie kleine ſaffiane Stiefeln an.

Ihr Kopfputz beſteht aus einer goldenen oder ſilbernen Mütze, die beynahe die Geſtalt eines Kelchs hat, und mit einer von Gold oder Seide geſtickten neſſeltuchenen Binde, nebſt einem Stirnbande von gefärbter durchſichtiger Leinewand um die Stirne gebunden wird. Wenn ſie ausgehen, werfen ſie einen großen Schleyer von Neſſeltuch über den Kopf, der auch die Schultern und den Buſen bedeckt, und bis über den Gürtel herabgehet.

Die gemeinen Araber haben keine andern Kleider, als ein grobes Hemde mit langen Ermeln, leinene Unterhoſen, und einen Kaftan von grobem baumwollenem Zeuche, um den ein breiter lederner Gürtel gehet, wo der Dolch hineingeſteckt wird, deſſen Scheide ganz ſchlecht überzogen iſt. Der Griff iſt von Horn und Holz, und mit kleinen Silbermünzen, die daran genagelt ſind, beſetzt. Der Abas iſt meiſt von weiß und ſchwarz geſticktem Barakan.

Des Winters tragen ſie auch Pelzwerk, das ihnen von den Turkomannen verkauft wird. Es beſtehet blos aus kleinen an einander genäheten Lämmerfellen. Bey ſchönem Wetter tragen ſie das Rauche einund im Regen auswärts, weil das Waſſer an den Haaren herabläuft, ohne durchzuſchlagen; wenn der Regen vorbey iſt, ziehen ſie das Kleid wieder aus,

und ſchütteln es ab, da es denn wieder ſo trocken iſt, als vorher. Des Sommers bey großer Hitze ziehen ſie über die andern Kleider lange Röcke von weiſſer Leinwand, beynahe wie unſere Hemden.

Wenn ſie zu Pferde ſitzen, haben ſie, wie ſchon geſagt, in den Stiefeln die bloßen Füße, und im Lager gehen ſie ebenfalls ohne Strümpfe in ihren Pantoffeln, die wie unſere Schuhe Abſätze und Bänder haben; die Strumpfſohlen ſind ſchlecht und ohne Ferſen. Den Kopf bedecken ſie mit einem Turban von weißem Neſſeltuch, das um eine roth tuchene Mütze gewickelt iſt; ein Zipfel hängt in Form eines Buſches herunter, und der andere viel längere fällt über den Hals herab, um ſie vor der Sonne zu ſchützen. Oft ſetzen ſie auch den Turban über den bereits gedachten Buſtmani. Ueberhaupt tragen Männer und Frauen zehn bis funfzehn Mützen über einander, wovon ſie bey guten Freunden alle bis auf die beyden unterſten abnehmen.

Die gemeinen Weiber tragen über ihren Unterbeinkleidern gewöhnlich nur ein Hemde von blauer Leinewand mit einem ledernen Gürtel, darüber einen Aba, und auf dem Kopfe einen Schleyer, den ſie um den Hals und den Untertheil des Geſichts bis an den Mund wickeln. Der Schleyer, den die Jungfrauen tragen, bedeckt ihnen bis auf die Augen das ganze Geſicht, ſo daß ſie ſehen können, ohne geſehen zu werden. Im Sommer gehen ſie barfuß, im Winter aber tragen ſie Pantoffeln, welche beynahe wie der Mannsperſonen ihre gemacht ſind. Wenn es ihre Vermögensumſtände nicht erlauben, lange und ganze Weſten zu haben, ſo tragen ſie Kamiſöler mit Baumwolle ausgenähet. Schnürbrüſte ſind im ganzen Morgenlande nicht, und noch weniger unter den Arabern gewöhnlich, wodurch beſonders diejenigen

Frauen,

Frauen, welche ihre Kinder ſäugen, ein unangeneh-
mes Anſehen bekommen; denn die Brüſte hängen ih-
nen ſo weit herunter, daß es ihnen zuletzt ſelbſt unbe-
quem wird.

Die Frauenzimmer des Emirs und andere vor-
nehme Araberinnen ſind ſehr ſchön, gut gewachſen,
und, da ſie ſich der Sonne nie ausſetzen, ſehr weiß;
die gemeinen arabiſchen Weiber hingegen ſind bey
ihrer ganz häßlichen Figur, und bey der von Natur
braunen Farbe, außerdem noch von der Sonne ganz
ſchwarz gebrannt. Die Lippen zerſtechen ſie ſich mit
Nadeln bis aufs Blut, und werfen ſodann Schieß-
pulver mit Ochſengalle vermiſcht darauf, welches die
Haut durchdringt, und ſie auf ihre ganze Lebenszeit
blau und grün färbt. Auf die nämliche Art machen
ſie ſich an die Ecken des Mundes, an die Seiten des
Kinns, und an die Wangen kleine Punkte. Den
Rand ihrer Augenlieder ſchwärzen ſie mit einem
ſchwarzen Pulver von Bleyerzt, das ſie Kohel nen-
nen, und ziehen eine Linie von gleicher Farbe nach
dem Augenwinkel, damit die Augen größer ſcheinen
ſollen. Denn bey den arabiſchen Frauenzimmern be-
ſteht die größte Schönheit darinne, große, offene,
hervorragende und ſchwarze Augen zu haben, und je
ſchwärzer, deſto angenehmer ſind ſie. Dieſer Sitte
wird auch ſchon im alten Teſtamente hin und wieder
gedacht, z. B. Jeſaiä 3, 16. Jer. 4, 30. 2 B. K.
9, 30. Ezech. 23, 40.

Wenn die Araber die Schönheit eines Weibes
beſchreiben wollen, ſo ſagen ſie: ſie haben Augen
wie eine Gazelle. Die Gazelle, arabiſch Gazal,
hat eine röthliche Farbe, wird in Afrika und in der
Levante ſehr häufig angetroffen, und von den Mor-
genländern wegen ihrer Sanftmuth und Artigkeit
ſehr geliebt. Alle ihre Liebeslieder reden von nichts

als Gazellenaugen. Die Taillen der Frauenzimmer vergleichen ſie mit ihren Lanzen; die Lippen nennen ſie blau, die Nägel goldfarbig; von dem Buſen ſagen ſie, er gleiche einem Paar Granatäpfeln; und von ihren Worten behaupten ſie, daß ſie ſüßer als Honig ſind.

Auf die Arme und Hände ſtechen ſie ſich Blumen und allerhand Figuren, auf welche Sitte Jeſaiä 49, 16. angeſpielt wird. Arme und Füße färben ſie kaſtanienbraun, vermittelſt eines Krauts, das Henna heißt, und die Nägel mit einer aus Erde bereiteten röthlichen Farbe, Khana genannt. Damit färben auch die Araber zur Zierart den Schwanz und die Mähne ihrer Schimmel.

In die Ohren bohren ſie mehrere Löcher, und behängen ſie mit kleinen Ringen. Die vornehmern Frauenzimmer haben Perlen und Gehänge von Gold und Edelſteinen. Einige dieſer morgenländiſchen Ohrenringe ſind klein, und paſſen ſo genau ans Ohr, daß kein leerer Raum dazwiſchen iſt; andere hingegen ſind ſo weit, daß man den Zeigefinger dazwiſchen hinein bringen kann. Auf beyden Seiten ſind ſie mit einem Rubin und mit einer Perle geziert, die an dem Ringe hängen. Dieſer ſehr alte Schmuck findet ſich ſchon in der Bibel, 1 B. Moſ. 35, 4. 2 B. Moſ. 32, 2. Die gemeinen Beduinenweiber nehmen nur kleine Glasperlen von allerhand Farben dazu, und machen ſich auch davon Armbänder und Ringe an die Knöchel der Füße. Frauenzimmer von Stande bedienen ſich dazu ſilberner, die Weiber und Töchter der Emirs aber goldener Ringe.

Sie tragen auch noch andere große Ringe, oder vielmehr Zirkel, welche mit kleinern Ringen behangen ſind. Inwendig werden ſie hohl gelaſſen und mit kleinen Steinchen angefüllt, welche im Gehen ein

Geklin-

Geklingele wie Schellen machen. An der einen Seite haben dieſe Ringe eine Oeffnung in Form eines zunehmenden Mondes, wodurch ſie gerade über den Knöchel an den Fuß angelegt werden. Dieſe Ringe, welche Khalkal genannt werden, nebſt einer Menge von Schaumünzen, die ſie hinten an ihre langgeflochtenen Haarzöpfe hängen, vertreten die Stelle der Glöckchen, welche anzeigen, daß die Haußfrau oder andere Frauenzimmer kommen. Die Bedienten ſetzen ſich ſodann in eine anſtändige Stellung, und andere Perſonen verbergen ſich oder gehen weg, um ſie nicht zu ſehen.

Die Weiber und Töchter der Emirs legen auch an ihre großen Fußzehen goldene und ſilberne Ringe, die gemeinen Weiber aber ſilberne, kupferne oder zinnerne, beyde ſind oben platt, unten rund und ſehr ſubtil. Viele durchbohren ſich die Naſenlöcher, und hängen einen großen goldenen, ſilbernen, kupfernen, zinnernen oder bleyernen Ring daran, je nachdem es ihre Vermögensumſtände erlauben. Ein Putz, den wir ſchon 1 B. Moſ. 24, 22. Jeſ. 3, 21. Ezech. 16, 12. finden. Es iſt eine gewöhnliche Liebkoſung der Araber, den Mund ihrer Weiber durch dieſen Ring zu küſſen, welcher bisweilen ſo groß iſt, daß er den ganzen Mund rund herum einſchließt.

Frauenzimmer von Stande, die viele Perlen haben, hängen ſie um den Hals, den Kopfputz und den Schleyer. Außerdem haben ſie auch noch goldene Ketten um den Hals, die ſie über die Bruſt herabhängen laſſen, nebſt Binden von gefärbter durchſichtiger Leinewand, deren Enden an die goldenen und ſilbernen Mützen, die ſie auf dem Kopfe tragen, angemacht ſind. Oben ſind dieſe leinwandenen Binden mit Zechinen und andern goldenen Münzen behängt, die über die Stirne und beyde Wangen herunterhängen.

gen. Gemeine Weiber bedienen ſich ſtatt goldener kleiner Silbermünzen, mit welchen ſie ſchuppenförmig die Binden ganz bedecken, und dieß iſt ein vorzüglicher Schmuck des Geſichts.

Sie pflegen auch eine blaue Farbe zu bereiten, mit welcher ſie auf ihre und ihrer Kinder Wangen Schönpfläſterchen mahlen, theils um ihre Schönheit zu erheben, theils um die Augen der Leute auf dieſe Farbe zu heften, damit, wie ſie ſagen, die Bosheit der Zauberer nicht bis auf ihren Körper gehen und ihnen ſchaden könne.

Liebe und Heurathen.

Da die Araber weder mit verheuratheten Frauen, noch mit Mädchen, die nicht zu ihrer Familie gehören, Umgang haben, und das ſämtliche Frauenzimmer nie in der Nähe und beſtändig mit einem Schleyer bedeckt ſehen, ſo ſollte man glauben, es könne ſie nichts zur Liebe reitzen, und demohngeachtet geſchiehet es. Das einzige, was jungen Leuten Liebe einflößen kann, ſind die gewöhnlichen Reitze des Anſtandes, des Wuchſes, der Stimme und alles deſſen, was ſie ſonſt noch im Vorbeygehen von dem Aeußern des Körpers beobachten können, oder wenn ſie Gelegenheit bekommen, einen Augenblick mit ihnen zu ſprechen.

Dann ſuchen ſie Mittel, ſie zu ſehen, ohne geſehen zu werden. Sie verſtecken ſich entweder in ein Zelt, wo ſie vorbey gehen müſſen, oder hinter Geſträuche an den Quellen, wo ſie Waſſer holen; denn dieß iſt der Ort, wo die Mädchen gewöhnlich unverſchleyert zuſammenkommen, und ſich unterhalten. Gefallen ihnen nun die jungen Mannsperſonen, ſo laſſen ſie im Vorbeygehen als wie von ohngefähr ein Stückchen Schleyer fallen, und raffen es gleich wieder zuſammen. Oft verſtecken ſich auch die jungen

Manns-

Mannsperſonen in die Zelte ihrer Verwandtinnen und anderer Frauen, die alsdann die Geliebte mit ihrer Mutter zu ſich bitten, wo ſie denn der Liebhaber genau betrachten kann.

Findet ſie nun der Geliebte nach ſeinem Geſchmack, ſo läßt er ihren Vater durch einen ſeiner Verwandten um ſie bitten, und man handelt um ſie gegen Pferde, Kameele, Schaafe u. ſ. w. bis beyde Theile einig ſind. Dieſe Sitte, die Frauen zu kaufen, findet man auch 1 B. Moſ. 29, 18. 31, 15. 16. 2 B. Moſ. 22, 16. u. a. O. m.

Wenn daher ein junger Mann mit dem künftigen Schwiegervater unterhandelt, ſo heißt es: **willſt du mir deine Tochter um funfzig Schaafe, um ſechs Kameele, um zwölf Kühe geben?** und iſt er nicht reich genug, ſo bietet er ein Mutterpferd oder Füllen. Sobald beyde Theile wegen des Preiſes einig ſind, holen ſie jemanden, der die Geſchäfte des Kadi oder Richters übernimmt und den Kontrakt aufſetzt, unter welchem der Nahme der beyden Theile und der Zeugen geſchrieben wird. Dieß vertritt die Stelle aller andern Formalitäten. Arme Beduinen nehmen blos Zeugen, machen die Sache mündlich aus, und bezahlen auf der Stelle das, warum ſie einig geworden ſind. Sodann eſſen die Eltern des Bräutigams und der Braut zuſammen, machen ſich luſtig, nehmen Glückwünſche an, und ſetzen einen Tag zur Vollziehung der Hochzeit aus.

Am Hochzeittage führen die Frauen die Braut in das erſte Dorf, wo eine Badſtube iſt, baden ſie, ziehen ihr ihre beſten Kleider an, und durchräuchern ihre Haare mit Storax, Benzoin, Zibeth und anderm Räucherwerk, und putzen ſie überhaupt auf die oben beſchriebene Weiſe aufs prächtigſte aus. Hierauf wird die Braut auf ein Mutterpferd oder auf

ein Kameel geſetzt, das mit einer Decke und mit Blumen und Laub geſchmückt iſt, und nun an den Hochzeitort geführt. Während des Zugs ſingen die Weiber das Lob der Braut und Wünſche für das Glück ihrer Ehe ab.

Die Männer ihrer ſeits führen den Bräutigam ebenfalls ins Bad, ziehen ihm ſeine beſten Kleider an, und reuten darauf in Proceſſion ins Hochzeithauß.

Wenn ſie alle am beſtimmten Orte beyſammen ſind, ſetzen ſich die Mannsperſonen in einem, und die Weiber im andern Zelte zum Eſſen, feyern die Hochzeit, und nehmen die Glückwünſche zu einer zahlreichen Familie und allen Arten von Glück und Wohlergehen an.

Die Männer ergötzen ſich auf eine ernſthafte Art, ohne Lärm, und betragen ſich bey allen dieſen Ceremonien mit vieler Mäßigung. Die Weiber hingegen tanzen, ſingen, ſchreyen, trommeln, und rühmen laut die Schönheit und die Tugenden der Braut bis auf den Abend, wo ſie die letztere in das fürs Brautpaar beſtimmte Zelt bringen. Jede bittet Gott, daß er die beyden Verlobten für Beſchreyungen und allem, wodurch böſe Leute die Hochzeit ſtöhren könnten, bewahren wolle.

Wenns Nacht geworden iſt, ſo ſtellen die Weiber dem künftigen Ehemanne ſeine Braut vor, welche er ganz allein im Zelte ſitzend erwartet, ſie anſiehet, ohne ſich zu regen, oder ein Wort zu ihr zu ſagen. Die Braut ſpricht ebenfalls nichts. Die Weiber machen dem Manne ein Compliment, der aber immer ernſthaft, ſtill, und ohne Bewegung bleibt, bis ſich die Braut vor ihm niederwirſt; dann legt er ihr eine Gold- und Silbermünze auf die Stirne. Dieſe Ceremonie wird den nämlichen Abend dreymahl

mahl wiederholet, als ſo vielmahl die Braut anders angekleidet und dem Bräutigam vorgeſtellet wird. Wenn ihm nun die Braut zum drittenmahle vorgeſtellt worden iſt, ſo ſteht der Bräutigam auf, umarmt die Braut, und führt ſie in das Zelt, wo ſie beyde ſchlafen ſollen.

Nunmehro begeben ſich die Führweiber weg und laſſen die Braut mit ihrem Manne in einer Abtheilung des Zeltes, wo auf Matratzen zwey Betten neben einander gemacht ſind, alleine. Auf dieſe legen ſich die Verlobten ohngefähr eine Viertelſtunde lang. Wenn das Beylager vollzogen iſt, ſo waſchen ſie ſich einander mit kaltem Waſſer, kleiden ſich um, und der Mann gehet ſogleich und zeiget den Eltern und verſammelten Freunden das blutige Schnupftuch, empfängt dagegen wieder Glückwünſche, und bringt den übrigen Theil der Nacht mit den Männern vergnügt zu, und die neue Ehefrau bleibt in Geſellſchaft der Weiber, welche um das Brauthemde ſingen und tanzen. Sobald der Morgen anbricht, werden beyde Neuvermählte wie den Tag vorher ins Bad geführt, und die Luſtbarkeiten dauern noch einige Tage, nach deren Verlauf ſich jedermann nach Hauſe begiebt, und das neue Ehepaar fängt ſeine Haußhaltung an.

Bey der Hochzeit ſind alle Verwandte bis auf den Braut=Vater zugegen, der nach ihrer Sitte nicht da ſeyn darf, wenn ſeine Tochter mit einem Manne ſich zu Bette begiebt. Sie betrachten dieſes eben ſo als eine Ehrenſache, wie das Vorzeigen des Brauthemdes am Tage nach der Hochzeit zum Beweiſe ihrer Jungfrauſchaft, welche der Vater dem Bräutigam und der ganzen Familie zuſicherte.

Die Emirs und andere vornehme Araber halten es mit ihrer Hochzeit eben ſo, nur ſind ihre Ceremo-

 nien

nien größer, die Kleider und der Schmuck prächtiger, und die Geſchenke anſehnlicher, als bey andern.

Zum Beweiſe ihrer Liebe pflegen ſich bisweilen junge Araber die Arme mit Meſſern zu zerſtechen.

Bey der Niederkunft der Weiber der Emirs und anderer vornehmen Araber wird einige Sorgfalt gebraucht, allein die gemeinen Beduinen-Weiber machen dabey nicht viel Umſtände, und kommen auf dem Felde, oder wo ſie ſich ſonſt befinden, eben ſo gut nieder, als wie in ihrem Zelte. Einige Minuten nach der Entbindung binden ſie den Nabel des Kindes, und waſchen es in der nächſten Quelle. Sodann legen ſie es entweder ganz nackend, oder in eine kleine Windel eingewickelt auf eine Matte, und laſſen es ſich bewegen und ſchreyen, wie es will, bis es ſelbſt aufſtehen und gehen kann, welches gemeiniglich geſchiehet, wenn es ein Jahr alt iſt. Von Kindern, die ſo erzogen werden, ſterben weit weniger, als von ſolchen, die eine beſſere Wartung genießen.

Die zu Haleb wohnenden Araber haben bey ihren Hochzeiten eine ganz beſondere und für ſie luſtige Gewohnheit. Nach den oben beſchriebenen Ceremonien zieht der Bräutigam in ſeinen beſten Kleidern in der Stadt herum, Pfeifer und Pauker gehen vor ihm her, und andere junge Hochzeitgäſte, die Verwandte und Freunde von ihm ſind, folgen ihm. Dieſe ſind mit dicken Knitteln verſehen, und führen den Bräutigam vor das Brauthauß, wo ihn die Weiber, welche bey der Braut ſind, ebenfalls mit Knitteln erwarten, um ihm den Eingang zu verwehren. Hier will der Bräutigam nun mit Gewalt eindringen, aber die Weiber ſchlagen ihn mit ihren Prügeln auf den Kopf und wo ſie ſonſt hinkommen. Die

jungen

jungen Leute, welche den Bräutigam begleiten, pariren die Schläge nicht immer geſchickt genug aus, und ſo wird er oft bis aufs Blut geſchlagen. Dieſer Schläge ungeachtet dringt er aber doch endlich ein, und wenn er verwundet iſt, ſo verbinden ſie ihn, und laſſen ihn mit der Braut alleine. Hierdurch ſoll, wie ſie ſagen, ein Blut durchs andere gerochen werden. Nach der Vollziehung des Beylagers beobachten ſie die ſchon oben beſchriebenen Gebräuche der übrigen Beduinen.

Die Araber laſſen ihre Söhne vier bis fünf Jahre im Harem bey den Frauenzimmern, wo ſie ſich wie die europäiſchen Kinder beluſtigen. Sobald ſie aber aus dem Harem kommen, müſſen ſie ſich gewöhnen, ernſthaft zu denken, zu reden, und wohl ganze Tage beym Vater ſitzen, wenn dieſer nicht ſo begütert iſt, daß er ihnen beſondere Lehrmeiſter halten kann.

Sitten und geſelliger Umgang.

Ohngeachtet das Geſetz den Arabern mehr als eine Frau zu heurathen erlaubt, ſo verachten ſie doch diejenigen, welche mehrere Weiber nehmen, oder wohl gar die Weiber anderer zu verführen ſuchen. Und wer ſich von den jungen Arabern derer in ihr Lager kommenden fremden unzüchtigen Frauensperſonen oder Freudenmädchen bedienet, muß jedesmahl an den Emir eine Taxe bezahlen, und wird überdieß von ſeinen Mitbrüdern als ein Wollüſtling verachtet. Denn die Tugend der Enthaltſamkeit, Sittſamkeit und Beſcheidenheit im Umgange gehet den Arabern über alles.

Die Araber reden in Geſellſchaften niemahls von ihren Weibern, und wenn es geſchiehet, ſo bedienet man ſich der verblümteſten Worte, und ſie würden es für ſehr unanſtändig halten, wenn man ſich nach

den Frauensperſonen erkundigen wollte, und man muß mit ihnen ſchon auf einem vertrauten Fuß ſtehen, wenn man es wagen will, die Unterhaltung auf dieſe Materie zu lenken. Dieß iſt eine alte Gewohnheit bey ihnen, zu welcher die Eiferſucht Anlaß gegeben hat; anſtatt meine Frau und meine Tochter ſagen ſie: mein Hauß und die, die bey mir ſind. Und ſo bedienet man ſich auch bey den Fragen der Worte: wie befindet ſich dein Hauß und die in deinem Hauſe ſind? ꝛc. Wenn der Mann eine noch ſo ſchöne junge Frau hat, ſo nennt er ſie ſeine Alte, und ſchöne und geſunde Kinder, häßliche, garſtige und elende. Kurz, aus Aberglauben vom Behexen durch neidiſche Augen, ſagt man das allerübelſte von einander, und gerade das Gegentheil von dem, was es wirklich iſt.

Unter allen Morgenländern ſind die Araber die allereiferſüchtigſten, und haben in dieſer Rückſicht ſonderbare, zuweilen ſelbſt grauſame und barbariſche Gewohnheiten. Von Hörnern oder Hörnerträgern gegen einen Araber etwas zu erwähnen, iſt die größte Beleidigung für ihn, und der Nahme Hahnrey, womit die Schweſter belegt wird, wenn ſie ausſchweift, das größte Schimpfwort, und die an der Schweſter begangenen beleidigenden Ausſchweifungen werden grauſam gerächet, wie z. B. bey den hebräiſchen Beduinen, 1 B. Moſ. 34, 48. Im übrigen ſind die Araber für der Untreue ihrer Weiber ziemlich ſicher, aber im Uebertretungsfall wird ſie mit Blut beſtraft, und die Rache wegen ihrer beleidigten Ehre ahnden ſie ſelbſt bey ihren Töchtern mit dem Tode.

Vergnügen und Zeitvertreib.

Das höchſte Vergnügen der Araber iſt, in der Wüſten ein freyes, ungebundenes Leben zu führen, weil ſie dabey ruhig, vergnügt, vom Neid und Ehrgeiz

geiꝫ ungeſtöhrt ſind. Die Männer bringen ihre Zeit mit Reuten, Jagen, Rauben, Krieg führen und Beſuchen zu, wo ſie ſich bey Kaffee und Taback Neuigkeiten von ihren Streifereyen, Traditionen ihrer Voreltern ꝛc. erzählen.

Bücher zum Leſen haben ſie gar nicht. Sie kennen weder Karten, noch Würfel, ſo wie überhaupt kein Spiel, wobey eine Leidenſchaft erregt werden kann, bey ihnen gewöhnlich iſt. Sie ſpielen weder um Geld, noch etwas anders, ſondern begnügen ſich blos, zu ſehen, wer gewinnt oder verliehrt. Schach- Damen- und Mangalaſpiel ſind ihre einzigen Spiele.

Das Mangalaſpiel beſteht aus zwey Bretern, deren jedes ſechs Häuſer oder Höhlungen, wie die Schaale an einer kleinen Waage, hat, und in jede legen ſie ſechs Steine, Bohnen, oder Schnecken. Alsdann nimmt einer aus einem beliebigen Hauſe alle Steine, und legt nach der rechten Hand herum in jedes Hauß einen Stein, bis ihm nichts mehr übrig bleibt. Kommen nun in das Hauß, wo hinein er ſeinen letzten Stein gelegt hat, die Zahl 2, oder 4, oder 6, mit einem Worte, Gerade, ſo hat er nicht nur dieſe gewonnen, ſondern auch alle in den nächſten Häuſern rückwärts gerechnet, wenn ſich die benannte Anzahl Steine darinnen befindet. Wenn alle Steine herausgenommen ſind, ſo wird gezählt, und derjenige, welcher die größte Anzahl hat, hat gewonnen.

Ferner reuten ſie mit den Emirs, und üben ſich im Dsjerid oder Stockſpiel, wodurch ſie auf den Pferden feſtſitzen lernen, und zugleich die Pferde zu allen ihren Verrichtungen zureuten. Man verſammelt ſich dazu wöchentlich zweymahl auf einem groſſen Platze mit einer Menge Sclaven und Bedienten

zu

zu Pferde. Hier verfolgen ſich nun zwey und zwey ſpornſtreichs mit einem etwa vier Fuß langen Stocke von einem Dattelbaume in der Hand, welchen ſie horizontal ſo treuherzig auf einander werfen, daß, wenn der, nach dem er geworfen wird, nicht ſich wohl in Acht nimmt, ihm bisweilen Arm und Bein entzwey gebrochen werden.

Die Vergnügungen der Frauenzimmer beſtehen bey Vornehmen und Gemeinen im Beſuchen, Plaudern, Singen und Beſorgung des Haußweſens. Muſik lernen ſie nicht kunſtmäßig, ſondern ganz einfach, immer in einem Tone, ſehr langſam und ſchmachtend mit langen Pauſen und Repriſen. Ihre muſikaliſchen Inſtrumente ſind Violinen, gewöhnliche und biſcayiſche Trommeln, nebſt einer Art von Caſtagnetten, welche ſie beym Tanz in den Händen haben.

Die biſcayiſche Trommel, im Morgenlande Döff genannt, iſt ein breiter Reif, an der einen Seite mit einem ausgeſpannten glatten Felle überzogen. Am Rande ſind überall gemeiniglich dünne runde metallene Scheiben angebracht, die ein Geräuſch machen, wenn dieſe Trommel unten mit der einen Hand in die Höhe gehalten und mit den Fingern der andern Hand geſchlagen wird. Kein Inſtrument wird in Aſien und Afrika mehr gebraucht, als dieſes. Denn wenn die Weiber in ihrem Harem oder anderswo ſingen, ſo wird auf der biſcayiſchen Trommel der Takt dazu geſchlagen. Dieß Inſtrument war ſchon den Hebräern bekannt, z. B. 2 B. Moſ. 15, 20. Richt. 11, 34. 1 Sam. 18, 6. Pſalm 68, 25. Jerem. 31, 4.

Die Caſtagnetten ſind zwey ganz kleine ovale Teller aus feſtem Eben-, Buxbaum- oder anderm der-

dergleichen Holze. Den einen halten ſie zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger, und den andern zwiſchen den übrigen. Durchs Zuſammenziehen der Hand wiſſen ſie dieſe Hölzer ſo geſchickt an einander zu ſchlagen, daß ſie eben die Dienſte thun, wie die europäiſchen Caſtagnetten.

Ihre gewöhnlichen **Trommeln** beſtehen aus einem ausgehöhlten Stück Holz von der Größe einer Schüſſel. Der Hals iſt ſehr lang, und hat gewöhnlich zwey bis drey eherne oder auch Darmſaiten, auf welchen ſie alle Töne hervorbringen können.

Die **Violinen** ſind viereckigt und mit Pergament überzogen. Sie haben, ſo wie der Fiedelbogen dazu, nur eine einzige Haarſaite. Der Hals iſt lang; die Haare werden mit Harz beſtrichen, und ſie geben einen traurigen und melancholiſchen Ton. Sie nennen es **Marabba**.

Flöten haben ſie entweder von Holz, die den unſrigen ſehr ähnlich ſind, oder von Rohr, welche ſehr lang ſind, und vermittelſt eines Mundſtücks geblaſen werden, ſo daß die eine Hälfte der hinein geblaſenen Luft darinnen bleibt, die andere aber verlohren geht. Alle dieſe Inſtrumente ſtimmen für arabiſche Ohren recht gut zuſammen, und werden vor den Emirs und bey allen feyerlichen Gelegenheiten geſpielt.

Weder Männer noch Weiber tanzen öffentlich, ſondern vergnügen ſich an den Tänzen der **Tänzer und Tänzerinnen von Profeſſion.** Dieſe haben keine abgemeſſenen Schritte, und tanzen mehr mit den Händen und den übrigen Theilen des Körpers, als mit den Füßen. Sie folgen blos dem Gehör, ſo daß ihre Art zu tanzen in nichts weiter, als in allerhand Gebehrden, Verdrehungen und burlesken Grimaſſen beſtehen, wobey ſie beſtändig mit den Caſtagnetten ſpielen.

Die

Die Weiber und Töchter der Emirs verlaſſen nur erſt nach Sonnenuntergang ihre Zelte, den Tag über beluſtigen ſie ſich darinnen mit Lachen, Schreyen ꝛc., und gegen Abend machen ſie Luſtreiſen von einer oder ein paar Meilen, um einander zu beſuchen, wobey ſie von keiner Mannsperſon begleitet werden. Sie ſind jedesmahl ſchön geputzt, und ziehen unter frohem Geſange an ihren Beſtimmungsort, von woher man ihnen unter eben dergleichen Geſängen entgegen kommt. Beym Zuſammentreffen küſſet man ſich einigemahl, und ſetzt ſich nach den gewöhnlichen Complimenten zum Eſſen, wobey ſie ſingen, die abgebrochenen Sylben Lu, lu, lu, lu, lu, u. d. m. hören laſſen. Sie trinken Kaffee und Sorbet, rauchen Taback, beſprengen ſich mit wohlriechendem Waſſer ꝛc. und alsdann ziehen ſie wieder auf Kameelen oder Pferden auf die nämliche Art, wie ſie gekommen ſind, nach Hauſe. Abſchied nehmen und begleiten iſt nicht Sitte.

Krankheiten und Beerdigungen.

Da die Araber ſehr mäßig leben, ſo haben ſie auch wenig Krankheiten, und kennen wenig Arzneymittel, ja ſie würden ſich auch mancher europäiſchen nicht einmahl bedienen. Z. B. der Araber würde eher ſterben, als ein Klyſtier nehmen, weil ſie die Entblößung für höchſt unanſtändig halten. Wenn ſie Schmerzen im Kopfe oder andern Theilen des Leibes haben, ſo brennen ſie den leidenden Theil mit einem wollenen Zunder nach und nach, bis der Schmerz vergeht, ſo daß faſt immer eine Narbe davon bleibt. Wenn ſie Fieber haben, ſo legen ſie ſich beym Froſte in die Sonnenhitze, und bey der Fieberhitze in den Schatten, u. ſ. w. Die Beduinen haben weder Apotheker, die Arzneyen bereiten, noch Aerzte, die ſie verſchreiben; ſondern die Weiber ſind ihre Aerzte, und Amulete, Talismanne ꝛc. ihre allgemeinen Arzney-

neymittel. Vom Nutzen der Chirurgie ſind ſie vollkommen überzeugt, nur bedienen ſie ſich der Aderläſſe nicht, weil ſie das Blut für den Sitz der Seele halten. Ehedem hatten ſie alle Aerzte, die man auch noch bey den Arabern in Städten und Dörfern antrifft, welche auch noch die Schriften der alten Aerzte haben. Bey den Beduinen wird die Arzneywiſſenſchaft aus dem Grunde verachtet, weil ſie glauben, Gott habe auf die Stirne eines jeden Menſchen die Anzahl ſeiner Jahre geſchrieben, und mithin könne die ganze Arzneywiſſenſchaft ſeinen Tod nicht abhalten, wenn ſeine Stunde gekommen ſey.

Ueber die Erbſchaften und Theilung der Güther entſtehen unter den Arabern nie Streitigkeiten, weil ſich die Erben in gleiche Theile theilen, oder nach Verordnung des Emirs oder anderer Freunde vergleichen. Dieſe Theilung geſchieht allemahl ſogleich nach der Beerdigung.

Da ſie ihre Wohnplätze immer verändern, ſo haben ſie keine beſtimmten Begräbnißplätze, ſondern wählen allezeit dazu einen etwas erhabenen, vom Lager entfernten Platz. Hier machen ſie eine Grube, legen den Todten hinein, und verſcharren ihn mit Erde und großen Steinen. Ehe aber der Leichnam beerdigt wird, waſchen ſie ihn, nähen ihn in ein Tuch ein, und legen ihn auf eine Bahre, welche von vier bis ſechs Männern unter Gebeten und Lobgeſängen zum Grabe getragen wird.

Die Männer beweinen die Todten nicht, um ihre Ergebenheit in den Willen Gottes dadurch zu erkennen zu geben; die Weiber aber folgen der Leiche mit heftigem Geſchrey nach, zerkratzen ſich die Arme, Hände und das Geſicht, raufen ſich die Haare aus ꝛc. Nach der Beerdigung kehren ſie wieder zurück, und

und nehmen das Trauermahl ein; und endlich bezeigen ſie den Traurenden ihr Beyleid durch die Worte: Khaterna aandek, d. h. wir nehmen Antheil an deiner Betrübniß; oder Selamet erraſek! Gott erhalte dein Haupt!

Mardi. Die zweyte Art Araber ſind die Mardi, eigentlich Schwärmer, weil ſie das Mittel zwiſchen den Beduinen und Hadheſi ſind; denn ſie halten ſich mit ihren Heerden bald in Wüſten, bald in den Städten auf, und ſind vorzüglich Viehhirten, deren Gewerbe Verkauf der Milch ihres Viehes iſt. Uebrigens gleichen ſie in Sitten und Gebräuchen den Beduinen.

Felloch. Die Felloch oder Bauern ſind die eigentlichen Landwirthe unter den Arabern. Die Art, wie ſie den Ackerbau betreiben, iſt noch die ganz alte einfache, und man findet ſie auch in Egypten, in der babyloniſchen Landſchaft, in Meſopotamien, Syrien und dem gelobten Lande. Sie bauen vorzüglich ſchönen Waizen, Mais, Durra, oder eine Art Moorhirſe, Gerſte, Bohnen, Linſen, Rübſaamen, Zuckerrohr, Taback, Baumwolle, Uars, ein gelbfärbendes Kraut, Jua, ein rothfärbendes Kraut, vielleicht Krapp, Indigo, Sennesblätter, Reis, u. ſ. w. Die Gerſte dient ihnen vorzüglich zum Pferdefutter, und die Bohnen für Eſel. In der Regel erhalten ſie dennoch bey ihrer ſchlechten Betreibung niemahls unter einer zehnfältigen Erndte, ſelten aber über hundertfältig. Ihr Ackerwerkzeug iſt ganz einfach und ſchlecht, und der Pflug, womit das Land bald die Queere, bald die Länge durchwühlt wird, hat die größte Aehnlichkeit mit unſern europäiſchen Ruhrhaken, nur daß er noch viel unvollkommener iſt. Er wird ausſchlußweiſe mit Ochſen, und ſelten nur mit Eſeln oder Mauleſeln gezogen. Anſtatt des Spatens bedienen ſich die Araber entweder eines eiſernen Karſtens

ſtens, oder einer Krauthacke, oder auch eines unſern Stoßeiſen ähnlichen Inſtruments, deſſen ſich die Gärtner zu Reinigung der Gänge und Abſtoßung der Hügel bedienen. Der eine drückt dieſen großen Spaten in die Erde, und der andere muß ihn bey den an beyden Enden des Eiſens befeſtigten Stricken nach ſich ziehen. In manchen Gegenden, z. B. in Jemen, wird der Acker mehr gartenmäßig beſtellt, und die Ackerarbeit iſt daſelbſt auch ſehr mühſam, weil das Land mit großem Fleiß gewäſſert werden muß.

Die Araber des Thals Zabid in Tehama, ingleichen an ſehr vielen Orten bergigter Gegenden müſſen Dämme um ihre Aecker machen, damit das auf ſie geleitete Waſſer einige Zeit ſtehen bleibt und das Land düngt. Zu Aufwerfung dieſer Dämme ſpannen ſie, wenn das Land wohl gepflügt und locker iſt, zwey Ochſen vor ein breites Bret mit drey Stricken oder Ketten an. Wenn dieſes Bret nun mit der lockern Erde vollgefüllt iſt, ſo ſchleppen ſie es an den Ort, wo der Damm gemacht werden ſoll, und ſchütten die Erde daſelbſt auf. Eine Arbeit, die man in Europa nie nachahmen wird. Die Felder an Bergen werden mit Mauerwerk teraſſenweiſe angelegt, um ſie horizontal zur Wäſſerung machen zu können.

Wenn ihre Früchte reif geworden ſind, ſo rauſen die meiſten Araber dieſelben mit der Wurzel aus der Erde aus; hingegen alles Gras wird mit einem krummen Meſſer abgeſchnitten. Um dieſes Meſſer ſcharf zu machen, ſetzt ſich der Araber mit einem Knie in Sand, nimmt ein wenig Waſſer zur Seite, womit er das Meſſer anfeuchtet, und nunmehro kratzt er mit dem andern Fuß auf das im Sand gelegte Meſſer ſo lange, bis er es ſcharf

genug glaubt. Ihr Getraide laſſen ſie auf dem Felde durch zwey Ochſen ausdreſchen, welche einen länglich viereckigen Stein darüber ſchleppen; und in Segrien beſteht die Dreſchmaſchine aus einigen Bretern, in deren untern Seite eine Menge Feuerſteine befeſtiget ſind.

Hadheſi. Die Hadheſi ſind unter den Arabern diejenigen, welche Städte und Dörfer bewohnen, und bey welchen man nicht nur mehrere Kultur, ſondern auch andere Gewerbe antrifft.

Die leztern ſind es recht eigentlich, welche ihre alte Mutterſprache, die gegenwärtig aus ſo vielen Dialekten beſteht, noch einigermaaßen verſtehen, und in ihren Schulen Leſen und Schreiben lernen. Außer der gewöhnlichen Schrift haben die arabiſchen Gelehrten, ſo wie auch andere Morgenländer, und beſonders die Kaufleute eine Art geheimer Schriftzüge, die nur wenigen bekannt ſind. Von der alten arabiſchen Dichtkunſt ſind nur noch Reimereyen übrig geblieben, und doch werden ihnen ihre Verſe bisweilen recht gut belohnet. In den gewöhnlichen Schulen beſchäftigen ſie ſich blos mit Leſen und Schreiben lernen, und die Mädchen werden blos von Weibern unterrichtet. Doch giebts auch in einigen großen arabiſchen Städten höhere Schulen, wo die höhern Wiſſenſchaften der Muhamedaner, als Aſtronomie, Aſtrologie, Philoſophie, die Arzneywiſſenſchaft u. d. g. m. getrieben werden. In dieſen Wiſſenſchaften ſind ſie freylich gar weit unter den Europäern, aber nicht, weil es ihnen an Fähigkeit, ſondern an Büchern und gutem Unterrichte fehlet.

Zeitrechnung. Die Araber rechnen ihren Tag vom Untergang der Sonne an bis wieder dahin, und theilen ihn in 24 Stunden. Weil aber nur ſehr wenige unter ihnen von Uhren etwas wiſſen, und deswegen eben keinen

genauen

genauen Begriff von der Zeit einer Stunde haben, ſo beſtimmen ſie ihre Zeit ohngefähr ſo, als wenn die Europäer ſagen, dieſes oder jenes iſt zu Mittage oder am Abende geſchehen. Die Zeit, wenn die Sonne eben untergehet, nennen ſie Maggrib; ohngefähr zwey Stunden ſpäter Elaſchä; noch zwey Stunden ſpäter Elmärſa; Mitternacht Nus el lejl; wenn die Morgendämmerung anfängt, Elfetsjer; den Sonnenaufgang, Es ſupbh; einige Stunden ſpäter, wo ſie zu eſſen pflegen, Elghadda; Mittag, Edduchr, und ohngefähr 3 Uhr des Nachmittags, Elaſr. Von dieſen verſchiedenen Zeitpunkten iſt nur Mittag und Mitternacht genau beſtimmt, und trifft gerade auf zwölf Uhr; die übrigen alle fallen etwas früher oder ſpäter, je nachdem die Tage lang oder kurz ſind. Sie rechnen übrigens, wie die Muhamedaner, ihre Monate nach dem Mondlaufe.

Ihre Sternkunde iſt nicht blos Zeitvertreib, ſondern ein nothwendiges Bedürfniß, weil ſie ſich beſtändig unter freyem Himmel aufhalten und keine Uhren haben, nur fehlt es ihnen an guten Inſtrumenten. Indeſſen kennen die meiſten alle Hauptgeſtirne, z. B. den Polarſtern, den Syrius, die Milchſtraße u. ſ. w., am meiſten lernen ſie die Aſtronomie, freylich um der vorgeblichen Aſtrologie willen, welche bey den Muhamedanern ſehr belohnt wird. Von ihren verſchiedenen geheimen Wiſſenſchaften, z. B. Iſmallab, d. i. Wiſſenſchaft Gottes, Simia, oder natürliche Zauberey, u. ſ. w. darf niemand Gebrauch machen, wenn er nicht von einem großen Meiſter aus der Zunft, dem er während einer gewiſſen Zeit zum Gebete den Teppich ausgebreitet hat, gleichſam ausgeſchrieben iſt. Uebrigens gründen ſie ſich blos auf Aberglauben.

25. Die Mingrelier.

25. Die Mingrelier. Die Mingrelier bewohnen das heutige Mingrelien oder das alte Königreich Colchis, das am Ende des ſchwarzen Meeres liegt. Sie ſind wohlgeſtaltete Menſchen, und ihre Frauenzimmer beſonders ſchön, von einnehmendem und gefälligem Weſen.

Das Frauenzimmer ſucht ſeine Schönheiten noch mehr dadurch zu erhöhen, daß es ſich ſchminkt, das Geſicht, die Augenlieder, Backen, Stirn, Naſe und das Kinn bemahlt. Die Kleidung iſt ganz perſiſch, aber der Kopfputz gleicht dem franzöſiſchen. Ihre Schleyer bedecken nur den obern und hintern Theil des Kopfes.

Ihr Verſtand iſt ſcharf, und ſie ſind höflich und voller Ceremonien, aber ſonſt die bösartigſten Weiber auf Erden; ſtolz, untreu, betrügeriſch, grauſam und unverſchämt. Keine Bosheit iſt ihnen zu ſchwer, die ſie nicht ſollten ausüben, um ſich Verehrer zu erwerben, zu erhalten, oder vom Halſe zu ſchaffen.

Die Männer übertreffen noch das Frauenzimmer an Bösartigkeit des Gemüths, und ſie ſuchen in der Ausübung aller Arten von Laſtern Ruhm. Zu ihrer Bösartigkeit trägt das böſe Beyſpiel ihrer Herren, der Edelleute des Landes, vieles bey, welche völlige Gewalt über ſie haben, und unter einander ſelbſt in immerwährendem Streite liegen.

Sie haben wenig Barth, ſchneiden alles Haar bis auf einen kleinen Büſchel auf dem Wirbel ab, und bedecken ihren Kopf mit einer kleinen platten Mütze von feinem Filze, die im Winter bebrämt iſt. Wenn es regnet, ſtecken ſie ihre Mützen in die Taſchen, damit ſie nicht verderben.

Ihre Hemden gehen bis an die Knie und ſind in enge Strumpfhoſen eingelegt. Um den Leib tragen ſie anſtatt des Gürtels ein langes Seil, und nur Reiche und Vornehme breite lederne, bisweilen mit Silber beſchlagene Gürtel.

Die Häuſer ſind alle von Holz, ohne Schornſtein und Fenſter, und inwendig ſehr ſchmutzig erbauet. Das Tageslicht kommt zur Thüröffnung hinein, und das Feuer befindet ſich in der Mitte. Sie ſtehen alle einzeln zerſtreut in ihrem Lande, ſo daß die Mingrelier weder Städte noch Dörfer haben, man müßte denn das ganze Mingrelien ein großes Dorf oder Stadt nennen wollen.

In Anſehung der Speiſen machen ſie keine andere Auswahl als die Muhamedaner, ob ſie ſchon keine reinen Muhamedaner ſind. Die Vornehmen eſſen, wie die Türken und Araber, auf einem Stücke Leder, die Gemeinen aber ſitzen auf einer Bank, und haben ein Bret vor ſich, anſtatt des Tiſches, geſtellt. Alle ihr Haußgeräthe iſt von Holz; und vornehme und gemeine Mingrelier eſſen mit einander. Sie lieben den Trunk außerordentlich, und in ihren Geſellſchaften gehts ſehr ſittenlos zu.

26. Die Perſer.

Die heutigen Perſer ſind nicht mehr jene alten 26. Perſer.
urſprünglichen Einwohner, ſondern eingewanderte Völker. Von den eigentlichen alten Perſern ſind nur noch wenige Ueberreſte übrig, die aber gerade den nützlichſten Theil von Einwohnern dieſes ſonſt ſo blühenden Reichs ausmachen.

Dieſe alten perſianiſchen Heiden nennt man in Indien Parſis, (ſ. B. 2. S. 572.) in Perſien aber Guebern, oder Ungläubige, oder Feueranbeter; Guebern.

 ſie

ſie ſelbſt hingegen nennen ſich Anhänger des wahren Glaubens, oder **Behendin**, und haben ihre vorzüglichſten Wohnſitze in den Wüſten von Karamanien gegen den perſiſchen Meerbuſen, und in noch größerer Menge in den Provinzen **Yezd** und **Keram**.

So wenig bekannt und von ſo verächtlichen Seiten dieſes friedliebende Volk angeſehen wird, ſo glücklich ſind ſie, indem ſie ihr Elend nicht fühlen, und bey ihrer einfachen Lebensart alle die Dinge nicht zu wünſchen vermögen, die der Luxus und die Weichlichkeit der heutigen Perſer fodern.

Sie ſind einfältig und unwiſſend, allein deſto beſſere Arbeiter. Keiner gehet gerne müßig, ſondern legt ſich mit allem Fleiß auf den Ackerbau und die Viehzucht, mithin eben gerade auf die Arbeit, für die man ſie im Morgenlande am meiſten hochſchätzen ſollte, weil ſie die mühvollſte iſt. Sie ſehen den Feldbau nicht allein als eine gute und unſchuldige, ſondern auch als eine edle und verdienſtvolle Beſchäftigung an, und glauben, daß ſie die erſte aller Beſtimmungen eines Menſchen, und diejenige ſey, woran ihr oberſter Gott und ihre Untergötter den meiſten Wohlgefallen haben, und welche ſie am reichlichſten belohnen. Man findet daher unter ihnen keine Gelehrte und Künſtler, wohl aber Tagelöhner und Ackersleute, Tuchwalker, Teppichmacher, Garten- und Weinarbeiter, für die ſie aus dem oben gedachten Grundſatze die meiſte Neigung haben.

Ihre Sitten ſind ſo ſanft und ſtille, als ihr Herz nichts arges hegt. Sie verſagen ſich viele Dinge nicht wie die Türken, als z. B. ſie trinken Wein, eſſen alles Fleiſch, heurathen nur eine Frau, und leben im ſtrengſten Sinne mäßig. Denn Eheſcheidung und Vielweiberey verſtattet ihnen ihre Religion nicht. Wenn die Frau in den erſten neun Jahren unfrucht-

bar

bar bleibt, ſo darf ſie der Gueber zwar nicht verſtoßen, es iſt ihm aber alsdann erlaubt, neben ihr noch eine Frau zu nehmen.

So dunkle und unrichtige Begriffe ſie ſich übrigens von dem Weſen machen, welchem ſie göttliche Anbetung erzeigen, ſo verabſcheuen ſie doch auch die Abgötterey, und verehren nur ein einziges höchſtes Weſen, welches ſie ewigen Geiſt oder Yezd nennen.

In Anſehung der himmliſchen Körper haben ſie zwar eigene Meinungen, als wären Sonne, Mond und die übrigen Planeten Körper durch verſtändige Weſen belebt, erkennen das Licht als die Grundurſache des Guten, und die Finſterniß als die Grundurſache vom Böſen, und beten endlich, wie man ſagt, das Feuer an, von woher ſie den Beynahmen erhalten haben.

Sie ſelbſt ſagen zwar nicht, daß ſie es anbeteten, ſondern ſie hegten nur darinnen ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes, weswegen ſie auch allemahl ihre Gebete beym Feuer verrichten, und, wie ſie vorgeben, an heiligen Orten ein immer brennendes, ſchon über 4000 Jahre fortdaurendes Feuer unterhalten, welches Zoroaſter, als ihr größter Prophet, angezündet habe.

Dieſer Mann war das Haupt der Sekte der Magier, und lebte ohngefähr 1500 Jahre nach der Sündfluth. Er brachte zuerſt die Religion und Wiſſenſchaft der Perſer in eine gewiſſe Form, gab ihnen heilſame Verordnungen, hatte ſeine Fehler, ſeine eigenen Meinungen; vom frommen Aberglauben aber für einen göttlichen Geſandten gehalten, und ſeine außerordentliche Perſon wurde durch tauſend Fabeln und Wunder verewigt. Die Muhamedaner haben auch alle Achtung für ſein Andenken; allein bey den

Guebern gehet es weiter. Auch haben ſie die Gewohnheit, allenthalben auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe ihre Todten zu begraben, d. h. den Vögeln Preiß zu geben, und ſehen dabey genau zu, welchen Theil dieſe Thiere zu ihrer Speiſe zuerſt wählen, damit man der Vorbedeutung des Verſtorbenen künftigen Schickſals vergewiſſert ſeyn kann. Bey alle dem weichen ſie nie in Unordnung oder Aufruhr aus, ſie leben ruhig, kränken niemanden, führen unter Aufſicht ihrer Alten, aus denen ſie ihre Obrigkeit wählen, ein ſtilles Leben. Ihr vornehmſter Tempel iſt bey Jezd auf einem hohen Berge, wo zugleich auch die Wohnung ihres oberſten Prieſters, Deſtaur-Deſtauran, und ein Seminarium von verſchiedenen Prieſtern und Kandidaten iſt.

Heutige Perſer.

Die gegenwärtigen Perſer ſind in Rückſicht ihres Körperbaues ſehr anſehnlich, und in verſchiedenem Betrachte ſchön, ſchlank und gut gewachſen, diejenigen ausgenommen, welche ſich jeder Witterung ausſetzen müſſen, haben ſie insgeſamt eine ſo weiße Geſichtsfarbe, als die Europäer. Von vorzüglicher Schönheit iſt das Frauenzimmer, welches durch ſeine hellen funkelnden Augen ſehr einnehmend und reizend wird. Große ſchwarze Augen werden bey den Perſern für die ſchönſten gehalten. Allein dieſe Augen verdanken ſie größtentheils der Kunſt; ſie reiben nämlich die Augenbraunen und Augenlieder mit dem ſchwarzen Staube vom Antimonium, oder mit Surma, und dieß vermehrt das natürliche Feuer auſſerordentlich.

Kleidungen.

In Anſehung der Kleidertracht unterſcheiden ſich die Perſer ſehr von den Arabern und Türken. Bey den letztern würde nämlich jeder, der nur das mindeſte von grüner Farbe an ſeinem Kleide trüge, ohne ein Seind oder Abkömmling des Propheten

ten zu ſeyn, höchſt wahrſcheinlich geſteinigt werden; in Perſien hingegen iſt grün die Lieblingsfarbe, ſo daß man ſogar grüne Schuhe trägt; und jedermann, ſeine Religion und ſein Rang ſey welcher es wolle, kann ſich nach Belieben darinnen kleiden.

Ein vornehmer Perſer trägt eine viereckige Mütze mit einem großen Saſch oder Binde; die meiſten aber tragen eine Mütze von krauſen Lämmerfellen, und um dieſelbe einen Saſch. Um beyde iſt er nicht breit gewickelt, ſondern in der Länge zuſammengerollt und reihenweiſe unter den Kopf gebunden. Alle Perſer laſſen itzt ihren Knöbelbarth lang wachſen, den Backen- und Kinnbarth hingegen halten ſie kurz mit der Scheere.

Sie tragen einen kurzen bis an die Waden reichenden Rock, deſſen Ermel eng und über den Händen gemeiniglich zugeknöpfet ſind. Um die Hüfte binden ſie, wie alle Morgenländer, einen Gürtel, an deſſen linken Seite der Säbel, an der rechten Pulverhorn nebſt andern Geräthſchaften hängen. Die Beinkleider ſind gemeiniglich von geſtreifter Leinewand, oft aber auch von ſeidenen Zeuchen, weit und lang, jedoch nicht ſo weit, wie bey den Türken, gemacht. Vornehme perſiſche Offiziere, die ſich ebenfalls der itzt beſchriebenen Kleidung bedienen, tragen ſchwarze bis an die Knie reichende Stiefeln mit ſo hohen und ſpitzigen Abſätzen, daß ſie zum Gehen faſt ganz unbrauchbar ſind. Ein Bedienter muß ihnen daher gleich ein Paar Pantoffeln bringen, ſobald ſie vom Pferde ſteigen. Die Pantoffeln, womit vornehme Perſer in Geſellſchaft gehen, haben gleichfalls hohe und ſpitzige Abſätze, und auf der innwendigen Sohle und den Ferſen ſchön gemahlte Blumen. Erſteres iſt unbequem, und letzteres eine ſonderbare Pracht, die indeß den Nutzen hat, daß die perſiſchen

Mahler etwas dabey verdienen. Die Strümpfe ſind von europäiſchem Tuche gemacht, und gehen über die Beinkleider bis an die Knie.

Andere vornehme Perſer tragen auch außer den ſo eben genannten Kleidungsſtücken noch einen Oberrock darüber, der im Winter gemeiniglich mit Pelz gefüttert iſt. Ein Kaufmann trägt gemeiniglich eine rauche Mütze ohne Binde, einen kurzen Pelz ohne Ermel, Pantoffeln mit breiten Abſätzen, und Socken, die nur bis an die Knie gehen. Der gemeine Perſer trägt eine Mütze, die unten ſehr weit iſt, und an jeder Seite zwey Zipfel hat. Sie haben eine Art gefütterter Beinkleider von gleicher Länge wie die vorigen, worüber das bis an die Knie reichende Hemde gehet, über welches ſie meiſt baumwollene kurze Weſten tragen. Der Hals des Hemdes iſt blos. Ueber demſelben haben ſie einen weiten Rock, Cabai genannt, der oben enge iſt und vorne unter dem linken und rechten Arme umgeſchlagen wird, auch dabey ſehr lange Ermel hat. Das Ganze gürten ſie zuſammen. Ueber dieſem Rock haben ſie noch einen andern, entweder kurz und ohne Ermel, Courdi genannt, oder lang mit Ermeln, der Cadewi heißt. An letzterm und an den Leibgürteln und an dem Turban beweiſen ſie ihre Verſchwendung aufs höchſte, ſo daß manches von dieſen am Werth von 12 bis 1500 Thaler zu ſtehen kommt, und beſonders der Turban oft 12 bis 15 Pfund am Gewicht hat. Die Prieſter tragen meiſt ſehr feinen weißen Mußelin über dem groben Tuche. Das Zeuch, aus welchem der Turban beſteht, hat an beyden Enden allerhand Blumen, die als eine breite Boorde angeſetzt ſind, und aus der man oben auf dem Turban einen Buſch zu bilden weiß. Sowohl das männliche als weibliche

Ge-

Geſchlecht lieben, wie alle Morgenländer, die Reinlichkeit ſehr in ihren Kleidungen.

In der Form weicht das weibliche Geſchlecht mit ſeiner Tracht von dem männlichen eben nicht weit ab, allein ſie ſind auch oft deſto verſchwenderiſcher und prächtiger. Auch haben ſie Beinkleider, die ihnen bis auf die Knöchel herabhängen, jedoch tragen ſie keine Strümpfe, an den Füßen aber eine Art Halbſtiefeln, die entweder von Seide oder andern Stickereyen ſind. Ihr Hemde, Camis genannt, iſt vorne offen, und mit Perlen beſetzt. Ihre Weſten hängen bis an die Ferſen herunter, und der Gürtel iſt ſehr ſchmal. Ueber den Kopf gehet ein Schleyer bis auf die Schultern, und beym Ausgehen wird noch ein anderer großer, vom Kopf bis auf die Füße reichender, darüber gedeckt.

In Rückſicht der Formen dieſes Putzes richten ſie ſich auch in Perſien mehr nach den Vortheilen, um zu gefallen, als nach feſtgeſetzten Regeln; doch iſt der Kopfputz der Frauenzimmer ganz einfach. Ihre Haare ſind hinten am Kopfe zuſammengebunden, in viele Zöpfe geflochten, und je dicker dieſe ſind, und je länger ſie herabhängen, deſto mehr werden ſie ſchön genannt; auch wiſſen ſie die Kunſt, ihre fehlenden Schönheiten durch Hülfsmittel zu erſetzen.

Unter dem Schleyer liegt auf dem Kopfe ein dreyeckigtes Stirnband, deſſen Spitze, um den Scheitel zu bedecken, über den Kopf gezogen und über der Stirne mit einem ſchmalen Bande befeſtigt iſt. Das Band iſt geſtickt oder mit Steinen beſetzt, je nachdem es der Stand oder die Güther erlauben, jedoch iſt es nur ein Vorrecht verheuratheter Perſonen; ledige Frauenzimmer tragen dafür kleine Hauben. Perlen, Edelſteine, ſilberne oder goldene Ketten und Ringe wiſſen ſie in Haaren, am Halſe, am Arme u. ſ. w.

u. ſ. w. ſo vortheilhaft und in ſo erſtaunlicher Menge anzubringen, ja an manchen Orten tragen ſie ſogar Ringe am linken Naſenloche, daß ihre von Natur ſo bewundernswürdige Schönheit, zumahl in den erſten Jahren der Blüthe, wo man die Mädchen noch nicht einſchließt, eine bezaubernde Annehmlichkeit erhält. Von ſo guter Dauer ihre Kleider ſind, ſo unſäglich theuer ſind ſie im Anſchaffen, und ſo unvernünftig gehen ſie damit um, glauben auch beym kleinſten Fleck, ſie wegwerfen zu müſſen, ſo daß auch in Perſien gar oft, wie in Europa, der Fall eintritt, daß des Mannes ganzer Jahrgehalt dazu erforderlich iſt, um den Putz der Dame vom Hauſe in Ordnung zu erhalten.

Wären ſie in ihrer häußlichen Lebensart und in ihren Wohnungen gleich verſchwenderiſch, ſo würde ein jeder ein König ſeyn müſſen, um auszukommen, ſo aber müſſen ſie es eigentlich im letztern weniger als Europäer ſeyn, weil ſie weniger Mittel haben, und ſelbſt nicht geſchickt genug ſind, ihrem Verlangen Genüge zu leiſten.

Häuſer und Hausrath.

Die Häuſer der Perſer beſtehen nur aus getrockneten oder gebrannten Ziegeln, ſind meiſt nur ein Stockwerk hoch, mit weißem Mörtel überzogen, und ohne alle Zierarten. Die Decken ſind gewölbt, und über denſelben Teraſſen angebracht, um friſche Luft zu ſchöpfen; dabey haben ihre Wohnungen eine ſolche Einrichtung, daß die friſche Luft überall durchſtreichen kann, und ſelbſt in den geringſten ſind Waſſerbaſſins. Aus Mangel an Glas überziehen ſie ihre Fenſter im Winter mit geöhltem Papier, und im Sommer haben ſie Gitter von Ahornholz. Den Fußboden bedeckt ein dicker Filz, und über dieſem liegen ein oder mehrere prächtige Teppiche, deren Laſt keine einzelne Mannsſtärke zu heben vermag. Ueber

dieſe

dieſe breitet man kleine Matratzen, ebenfalls mit ſchönen Decken, und an die Wand legt man Polſter, um ſich daran zu lehnen. Um der Reinlichkeit willen ſetzt man Spuckkäſtchen, oft von Silber, neben ſich, die durch ihre Schwere dieſe Decken befeſtigen.

Ohne irgend ein anderes Hausgeräth ſind auf dieſe Weiſe ihre Zimmer möblirt. Denn ihrer Gewohnheit nach ſitzen ſie, wie andere Morgenländer, ſehr bequem mit untergeſchlagenen Beinen auf ihren Teppichen. Ohne Betten oder Bettgeſtelle, von denen ſie gar nichts wiſſen, ſchlafen ſie eben ſo einfach auf Matratzen, zum Hauptkiſſen ein Federbett, und zur Decke eine leichte baumwollene Bedeckung. Im Winter ſuchen ſie ſich noch vortheilhafter zu helfen; denn in den Fußboden des Zimmers macht man ein Loch, etwa 15 Zoll tief und 8 Fuß im Diameter, und ſetzt über dieſe Höhle einen hölzernen Tiſch von ohngefähr einem Fuß hoch. Ueber dieſen breitet man eine dicke Decke, die auf allen Seiten eine halbe Elle lang herabhängt; alsdann werden glühende und wohl ausgebrannte Kohlen in die Höhle gethan, und die Anweſenden ziehen dieſe Decke bis über den Gürtel über ſich, und ſo iſſet, ſchläſt und wärmt man ſich um dieſen Ofen.

Zur Erleuchtung der Zimmer haben ſie in Ermangelung der Lichter nur Lampen, aber anſtatt des Oehls weißen Talg, der an und für ſich rein und ohne Dampf iſt, oder, wenn ſie Wachs brennen, noch Zimmtöhl darunter miſchen, um, da ſie den Wohlgeruch durchgängig lieben, einen angenehmen Duft zu erhalten. So einfach dieſe häusliche Einrichtung genannt zu werden verdient, und ſo genügſam ſie ebenfalls bey ihren Speiſen und Getränken ſind, ſo ſehr leidet doch alles dieß im Pallaſte des

Königs

Königs eine Ausnahme, wo die größte Verſchwendung herrſcht.

Lebensart. Die Art zu leben iſt bey den Perſern, wo Mäſſigkeit die Haupttugend ausmacht, gemeiniglich folgende. Sie ſtehen immer bey Tages Anbruch auf, um ihre Andacht zu verrichten. Ihr erſtes Gebet heißt: Numaz Subh, oder das Morgengebet. Dieß ſagen ſie vor Sonnenaufgang her, und eſſen dann ein kleines Mahl, welches ſie Naſchta oder Frühſtück nennen. Es beſteht aus Weintrauben oder andern Früchten, wie die Jahreszeit ſie giebt, nebſt ein wenig Brodt und Ziegenkäſe. Hierauf trinken ſie eine Taſſe ſehr ſtarken Kaffee ohne Milch und Zucker, und dann wird das Kalian oder die Pfeiſe gebracht. Die Perſer rauchen nämlich alle, wie die übrigen Morgenländer, vom Höchſten bis zum Niedrigſten leidenſchaftlich Taback.

Die zweyte Gebetsſtunde heißt Numaz Zohur, oder das Mittagsgebet, und wird immer dann gehalten, wenn die Sonne aus dem Meridian tritt. Bald nachher ißt man die Mittagsmahlzeit, die aus geronnener Milch, Brodt und allerley Früchten beſteht, weil hierbey keine Nahrung aus dem Thierreiche gewöhnlich iſt.

Das dritte Gebet heißt Numaz Aſur, oder das Nachmittagsgebet, und wird um 4 Uhr hergeſagt.

Das vierte, Numaz Scham, oder das Abendgebet, verrichtet man nach Sonnenuntergang; und wenn dieß vorüber iſt, ſo halten die Perſer ihre Hauptmahlzeit, welche Schami oder das Abendeſſen heißt. Dieß beſteht gemeiniglich aus einem Pilau mit ſtarker Fleiſchbrühe zugerichtet, und ſtark gewürzt; und bisweilen wird auch Kibaab, oder geröſtetes Fleiſch gegeſſen. Ueberhaupt ſind die Perſer

ſer nicht ſo abergläubiſch gewiſſenhaft in Anſehung der Speiſen, als wie die Türken. Wenn die Mahlzeit fertig iſt, ſo meldet es ein Bedienter, und bringt zugleich ein Waſchbecken; dann wäſcht man ſich die Hände, welches alle Perſer vor und nach der Mahlzeit unveränderlich thun. Sie eſſen ſehr geſchwind, und bringen die Speiſen mit den Fingern zum Munde, da man in Perſien von Meſſern und Gabeln nichts weiß; es werden verſchiedene Arten von Sorbet gemacht, und die Mahlzeit endigt ſich dann mit einem Nachtiſch von köſtlichen Früchten. Hinterher ſetzt die Familie ſich in einem Kreis, und man unterhält ſich mit angenehmen Geſchichten, die man äußerſt gern erzählen hört, oder auch mit Stellen aus den beliebteſten Dichtern, und mit verſchiedenen Arten von Spielen.

Das fünfte Gebet heißt **Numaz Akhir**, das letzte, oder bisweilen auch **Numaz Schep**, das **Nachtgebet**, und wird ungefähr eine Stunde nach dem Abendeſſen verrichtet.

Die Perſer ſind in Rückſicht ihres äußern Betragens und ihres Karakters gewiß die **Pariſer** des Orients. Die türkiſche Nation beſonders zeichnet ſich durch ein grobes und unverſchämtes Betragen gegen die Fremden und gegen die Chriſten aus; das Betragen der Perſer hingegen würde der civiliſirteſten Nation Ehre machen. Die letztern ſind artig, höflich und verbindlich gegen alle Fremden, ohne ſich von Religionsvorurtheilen beherrſchen zu laſſen, die bey jeder andern muhamedaniſchen Nation ſo ſtark ſind. Karakter u. Sitten.

Sie fragen gern nach den Sitten und Gebräuchen in Europa, und geben dagegen auch ſehr leicht Nachrichten von ihrem eigenen Lande. Gaſtfreyheit wird von ihnen als etwas ſo wichtiges angeſehen, daß jemand ſich für ſehr geehrt hält, wenn man

in

in ſein Hauß kommt, und an dem Theil nimmt, was die Familie hat. Ein Hauß zu verlaſſen, ohne ein Kalian geraucht, oder irgend eine Erfriſchung genoſſen zu haben, wird für eine große Beſchimpfung gehalten.

Die Perſer ſagen, jede Mahlzeit, an der ein Fremder Antheil nehme, bringe Segen über das Hauß. Dieſe Geſinnung, die ſich als ein Unterpfand von Treue und Schutz anſehen läßt, iſt um ſo mehr zu bewundern, wenn man bedenkt, daß die Kriege, in welche das Land ſeit dem Abſterben der Sefi-Familie faſt ohne Unterlaß verwickelt geweſen iſt, ſehr dazu beygetragen haben, die Denkungsart der Nation allgemein zu verſchlimmern, und ihr Neigung zu beſtändigen Feindſeligkeiten einzuflößen. Wirklich hat dieſer Umſtand die Mildheit und Urbanität der Sitten, wegen welcher die Nation ehemahls immer ſo berühmt geweſen iſt, vermindert, und beſonders bey den Perſonen von höherm Range alle Empfindungen von Ehre und Menſchlichkeit nur zu ſehr unterdrückt.

Im Umgange machen die Perſer auch bey den geringfügigſten Gelegenheiten ſolche übertriebene Complimente, daß ein Fremder anfangs glauben möchte, jeder Einwohner der Stadt ſey bereit, für ihn ſein Blut und Leben, oder doch ſein Vermögen aufzuopfern. Und dieſe Complimente, die im Grunde nichts bedeuten, ſind nicht blos bey Perſonen von höherm Range üblich, ſondern ſelbſt bey den geringſten Handwerkern, von welchen auch der Niedrigſte kein Bedenken trägt, einem ankommenden Fremden ſein Hauß und ſeinen Wohnort mit allem Zubehör als ein Peiſchkuſch oder Geſchenk anzubieten. Dieß Benehmen fällt einem Europäer anfangs ſehr auf, aber in kurzer Zeit gewöhnt er ſich daran.

Von

Von Freymüthigkeit in der Unterhaltung wiſſen die Perſer gar nichts; und alle führen das Sprichwort: die **Wände haben Ohren**, im Munde. Die Furcht vor Ketten, welche ihren Leib feſſeln können, hat auch ihren Geiſt ſclaviſch gemacht, und in ihren Unterredungen mit Männern von höherm Range verrathen ſie die niedrigſte Unterwürfigkeit, da ſie im Gegentheil Geringern ſehr hochmüthig und drückend begegnen.

Die Perſer ſuchen in ihren Geſprächen ſehr elegant zu ſeyn, und führen häufige Verſe oder ganze Stellen aus ihren Lieblingsdichtern, Hafiz, Sadi und Jami, an. Dieſe Gewohnheit herrſcht durchgehends von den Vornehmſten bis zu den Geringſten. Denn diejenigen, welche nicht leſen und ſchreiben können, und überhaupt keiner Erziehung genoſſen haben, ſagen dergleichen auswendig her, da ſie durchgängig ein ſehr treues Gedächtniß haben, und da jeder bereit iſt, das Seinige zu der Unterhaltung beyzutragen.

Sie finden auch viel Vergnügen an Scherzen und drolligten **Ausdrücken**, und mögen einander ſehr gern aufziehen, welches ſie denn bisweilen mit vieler Feinheit und Ironie thun. Uebrigens iſt es zu bewundern, daß ſie bey ihren Unterhaltungen der ſprechenden Perſon immer mit der genaueſten Aufmerkſamkeit zuhören, und ſie aus keiner Urſache unterbrechen; und in dieſem Stücke gleichen ſie den Arabern vollkommen.

Die Perſer ſind durch ihr Temperament ſehr zum **Jähzorn** geneigt, lebhaft, heftig, und ſehr empfindlich bey Beleidigungen, die ſie gleich auf der Stelle rächen. Sie haben **Muth** und **Tapferkeit**; aber ihre alte Urbanität in Sitten iſt, wie

ſchon oben bemerkt wurde, ſehr ausgeartet, und dieſe wilden Geſinnungen haben beſonders bey der niedrigern Klaſſe von Einwohnern in Dörfern und Städten eine große Streitſucht veranlaßt.

Wenn zwey Leute anfangen ſich zu ſchlagen, ſo verſammelt ſich immer ein großer Kreis um dieſelben, von dem gemeiniglich jeder für den einen oder den andern Parthey nimmt; und nun wird alles Tumult und Verwirrung, bis der **Daroga** oder **Polizeyrichter** ankommt und dem Handgemenge ein Ende macht. Solche Tumulte ſind ſehr häufig, und ſelbſt die Knaben laufen gerne darnach hin, um Antheil daran zu nehmen.

In Anſehung ihrer **Verſtandesfähigkeiten** ſind die Perſer **ſchnellfaſſend** und **ſinnreich**; aber von dieſen Talenten machen ſie oft den ſchändlichſten Gebrauch. Sie ſind nämlich die **größten Lügner** in der **Welt**, und ſagen die ärgſten Unwahrheiten mit ſo vieler Ruhe, als möglich. Wenn ſie entdeckt werden, ſo gerathen ſie ſo wenig in Verwirrung, daß ſie vielmehr einen Scherz aus der Sache zu machen ſuchen, oder auch wohl ſelber geſtehen, es ſey nach ihrer Meinung nichts daran gelegen, ob man eine Lüge ſage, wenn ſie einem nur etwas nütze. Jede Angelegenheit ſuchen ſie immer erſt durch Lügen und Betrug zu Stande zu bringen; und wenn dieß nicht gehet, weil die Leute, mit welchen ſie zu thun haben, eben ſo erfahren wie ſie ſelber ſind; alsdann ſchließen ſie den Handel aufrichtig und ehrlich. Allein welche von beyden Arten es ſey, iſt ihnen völlig gleichgültig.

Die **Perſer** glauben allgemein ſehr feſt an **Zaubereyen**, **Vorbedeutungen**, **Talismanns**, und andere dergleichen Dinge. Außer dem Aberglauben, mit dem ſie durch ihre Bekehrung zum Muhamedanismus bekannt geworden ſind, haben ſie auch

allen den behalten, welchen ihre Vorfahren ehemahls hatten. Wirklich beſteht der Unterſchied blos darinn, daß das, was vorher durch die Religion der Magier autoriſirt und befohlen war, in der Folge durch die muhamedaniſche erlaubt worden iſt.

Sie glauben unter allen Nationen am meiſten an glückliche und unglückliche Tage und Stunden, oder an die *dies faſtos* und *nefaſtos* der Römer; und ſelbſt bey den kleinſten und unbedeutendſten Gelegenheiten ſehen ſie ſich immer nach einem glücklichen Tage um. Eine Reiſe können ſie nicht eher antreten, als bis ſie erſt ein Vorbedeutungsbuch um Rath gefragt haben. Von dieſem fängt jedes Kapitel mit einem beſondern Buchſtaben des Alphabets an, der entweder für glücklich, oder für unglücklich gehalten wird. Schlagen ſie nun z. B. durch ein leidiges Ungefähr einen von den leztern auf, ſo muß die Reiſe ganz natürlich bis zu einer günſtigern Gelegenheit aufgeſchoben werden. Wenn ſie in ein neues Hauß gehen wollen, ſo ziehen ſie vorher ein neues Kleid an. Mit der ſtrengſten Sorgfalt hingegen ſehen ſie auf dieſen Punkt einer glücklichen Stunde, bey Unterzeichnung ihrer Heurathscontracte, und bey der Hochzeitfeyer wird ſie für unumgänglich nothwendig gehalten, wenn es dem verſprochenen Paare wohlgehen ſoll. Leute in guten Umſtänden ſchicken gemeiniglich auch bey der Geburt eines Kindes zu einem **Muundſchmi** oder Aſtrologen, um ihn das Horoſcop des Kindes mit der äußerſten Genauigkeit berechnen zu laſſen.

Alle Perſer ohne Ausnahme haben ihre Talismanns, welche, wie bey den Osmannen, gemeiniglich in einer Sentenz aus dem Koran, oder in einem Spruche aus ihrem Propheten Ali beſtehen, der entweder auf Papier geſchrieben, oder auf eine kleine ſil-

 berne

berne Platte eingegraben iſt, und um die Arme oder um andere Theile des Leibes gebunden wird; Perſonen von höherm Range aber brauchen Rubinen, Smaragden und andere koſtbare Steine dazu. Die Frauen von Stande haben kleine ſilberne Platten von zirkelrunder Form, auf welchen ebenfalls Sentenzen aus dem Koran eingegraben ſind. Dieſe ſowohl als die Talismanns binden ſie mit rother und grüner Seide um die Arme, und betrachten ſie als unfehlbare Mittel gegen die Zaubereyen des Teufels oder der böſen Geiſter, die bey den Perſern Dibbs heißen, und, wie ſie ſagen, beſtändig in der Welt umher ſtreifen, um alles Unglück anzuſtiften, das ſie nur können.

Eben ſo ungeräumte Begriffe haben die Perſer, wenigſtens die mittlere und untere Klaſſe des Volks, von den Erſcheinungen am Himmel, beſonders von den ſogenannten Sternſchnuppen, von Sonnen- und Mondfinſterniſſen, und von den Kometen.

Nach ihrem Religionsſyſteme glauben ſie neun Himmel, von welchen der niedrigſte der über unſerm Kopfe iſt. Und nun bilden ſie ſich ein, wenn, wie man im gemeinen Leben ſagt, ein Stern ſich ſchneuzt, ſo werde das von den Engeln in dem untern Himmel verurſacht, indem ſie die Teufel, wenn dieſe dahin dringen wollten, auf die Köpfe ſchlügen.

Unter den noch mancherley Arten von Aberglauben haben ſie auch den, man könne den Scorpionen, welche hier zu Lande ſehr zahlreich und giftig ſind, durch ein gewiſſes Gebet die Kraft zu ſtechen nehmen. Die Perſon, welche, wie man ſich ausdrückt, die Macht zu binden hat, wendet ihr Geſicht nach dem Sternbilde des Scorpions am Himmel, das jedermann kennt, und ſagt dabey dieß Gebet her. Alle anweſende Perſonen ſchlagen bey dem Schluſſe

eines

eines Abſchnittes in die Hände, und wenn dieß geſchehen iſt, ſo halten ſie ſich für vollkommen ſicher. Ja, wenn ihnen dieſe Nacht etwa ein Scorpion zu Geſicht käme, ſo würden ſie, im Vertrauen auf die Würkſamkeit der vermeinten allmächtigen Beſchwörung, kein Bedenken tragen, darnach zu greifen. Während des Sommers giebt es hier eine große Menge Scorpionen. Sie ſind ganz ſchwarz und ſehr groß. Indeß iſt ihr Stachel wohl ſchädlich, aber nicht tödtlich. Doch, die man in den nördlichern Theilen von Perſien, beſonders in der Provinz Kaſchan antrifft, ſind ſo gefährlich, daß ſie oft unmittelbar den Tod verurſachen.

Die Perſer machen ſich von allen muhamedaniſchen Nationen am wenigſten ein Bedenken daraus, Wein zu trinken. Einige von ihnen thun es öffentlich, und beynahe alle thun es in der Stille, diejenigen, welche die Pilgrimſchaft nach Mecca verrichtet haben, und die frommen Leute ausgenommen. Sie berauſchen ſich ſogar darinnen, und ſind dann ſehr zum Zanke geneigt. Sie eſſen Opium, aber in viel geringerer Quantität als die Türken; und würklich ſetzen ſie etwas darein, in allem, was ſie ſagen oder thun, im Eſſen, Trinken u. ſ. w. ſich ſo ſehr als möglich von dieſer Nation zu unterſcheiden, die ſie ohne Ausnahme und ohne alle Maaße verabſcheuen; da in ihren Augen die Juden und Chriſten beſſer ſind und mehr Hoffnung zur Seligkeit haben.

Da die Religion der Perſer, wie bekannt, muhamedaniſch iſt, und dieſelbe bereits oben weitläuftig beſchrieben worden iſt, ſo will ich hier blos einiges anführen, was mir am merkwürdigſten ſcheint, weil die Perſer ſich zu der Sekte der Schiiten bekennen, oder Anhänger Ali's ſind, und weil ſie deswegen ſowohl in einigen religiöſen, als bürgerlichen Ge- Religion.

bräuchen von den Türken, als **Sunniten**, oder Anhängern **Omar's**, abweichen.

Ihre Religionsverſchiedenheit hat von jeher zwiſchen ihnen und den Türken die blutigſten Kriege und die grauſamſten Verfolgungen hervorgebracht, wodurch ihr oben gedachter Haß vorzüglich entſtanden iſt. Die Perſer fluchen und läſtern ganz öffentlich auf die drey erſten Kaliphen nach Muhamed, Abu Beker, Omar und Osman, von welchen man in Perſien ſagt, ſie wären gewaltſame Eroberer und Tyrannen geweſen, und hätten ihrem Propheten Ali ſein gegründetes Recht auf das Kaliphat geraubt.

Man kann ſich die große Ehrfurcht nicht denken, die man in Perſien in Büchern und Geſprächen gegen Ali äußert. Die Perſer halten ihn für den vortrefflichſten und gelehrteſten Mann, der jemahls gelebt hat, und für nicht geringer, als **Muhamed** ſelber, deſſen Würde, als ausdrücklicher Geſandte des Himmels, ausgenommen. Sie ſagen, Ali ſey der einzige Mann, der alle Sprachen habe ſprechen können, und ſeit ihm habe niemand auf Erden ſo viele Kenntniſſe gehabt.

Zu einem Beyſpiele, wie ſehr das gemeine Volk ſeine Verehrung gegen ihn übertreibt, will ich aus Franklin's Bemerkungen S. 288. ff. folgenden Vorfall anführen: Einer von den Gehülfen des **Tſchebanwadar**, oder Vorſtehers des **Kafila**, bediente ſich des gewöhnlichen Ausdrucks: „O Gott! o Ali!“ Der letztere erwiederte aber ſogleich: „Nein, nein! Ali zuerſt, und dann Gott!“ — Den Titel **Emir al Muminibn**, oder **Befehlshaber der Gläubigen**, legen die Perſer immer nur dem Ali bey; denn ſie geben nicht zu, daß er einem Andern mit Recht zukomme. Es iſt unter den gemeinen Leuten gewöhnlich, daß ſie im Zorn ihren Gegner zum

Schimpf

Schimpf einen Sohn Sunni's, oder einen Anhänger Omar's nennen, weil ſie glauben, daß man jemanden keinen ärgern Schmähnahmen geben könne. Die Perſer geſtehen das Recht der Nachfolge im Kaliphat nur den zwölf Imams oder Glaubenshäuptern zu, die ſie für Deſcendenten ihres Propheten anerkennen, nämlich von deſſen Tochter Fatima, welche Ali von ihm zur Ehe bekam, von dem dann das Recht auf ſeine zwey Söhne aus dieſer Ehe, auf Huſſun und Huſſein fiel, und ſo wieder auf deren Nachkommen. Sie ſagen auch: der Prophet habe bey ſeinen Leibzeiten öffentlich erklärt, daß Ali und deſſen Familie ihm im Kaliphate folgen ſollten, ſowohl was die geiſtlichen, als die weltlichen Angelegenheiten betrifft. Die Türken läugnen dieß aber, und behaupten, das Succeſſionsrecht habe auf der freyen Wahl des Volks beruhet, und dem zufolge hätten die drey erſten Kaliphen von dem Throne Beſitz genommen.

Die zwölf Imams, denen die Perſer das wahre Recht auf das Kaliphat zugeſtehen, ſind folgende: 1) Ali, der unmittelbar nach Muhamed hätte kommen müſſen, aber erſt ſein vierter Nachfolger ward. 2) Huſſun, Ali's älteſter Sohn, den der Kaliph Moaweia umbrachte, oder den, wie andere ſagen, Ayeſcha, Muhameds Wittwe, vergiftete, weil er ſich ihren Ränken widerſetzte. 3) Huſſein, Ali's zweyter Sohn, der zu Kirbelai in Irak Arabi während eines Krieges mit dem Kaliphen Yezzibt, dem Sohne Moaweia's, getödtet ward. Sein und ſeines Bruders Tod veranlaßten die jährliche Trauer, die bey den Perſern und andern Schiiten ſo feyerlich gehalten wird. 4) Zeinal Abudibn, der Sohn Huſſeins, den Walid der erſte, Sohn Abdul Melek's, tödtete. 5) Mahomed al Bakir, ein Sohn des

vorigen, den Haſchin, der Sohn Abdul Melek's, umbringen ließ. 6) Dſchaafaral Sadick. 7) Moubſaal Kazim. 8) Ali Jbn Moubſaal Reza, welche alle dreye in gerader Linie vom Ali abſtammten, und ebenfalls von ihren Gegnern getödtet wurden. Dem letztern von dieſen Jmams zu Ehren bauete Schach Abbas die berühmte Moſche zu Meſched, und befahl ſeinen Unterthanen, dahin zu wallfahrten. Er wollte nämlich verhindern, daß nicht jährlich durch die Pilgrimſchaften nach Mecca in Arabien ſo viel Geld aus dem Lande gienge; und durch dieſe kluge und der Politik angemeſſene Maaßregel machte er wirklich, daß Perſien unter ſeiner Regierung blühender war, als lange Zeit vor und als jemahls nach ihm. 9) Mahomed al Tuki. 10) Ali al Nuki, und 11) Huſſun Askeri, ebenfalls Deſcendenten in gerader Linie, und auch durch Gegner getödtet. Der zwölfte endlich, Mahomed al Mahadi, der Sohn Huſſun Askeri's, verſchwand unter der Regierung Moatemod Abaſſi's, und die Perſer glauben von ihm, daß er vor dem Ende der Welt werde wieder ſichtbar werden. Er hat den Titel: Huzuruc Saheb Zimahm, oder Herr der Zeit, und wird von den Perſern nie anders, als mit der größten Ehrfurcht genannt.

Alle dieſe zwölf Jmams werden von den Türken und den übrigen Anhängern Omar's nicht anerkannt. Dieſe ſagen vielmehr: Ali ausgenommen, wären alle mit Recht wegen ihrer rebelliſchen Unternehmungen gegen die Regenten, unter welchen ſie lebten, getödtet worden. Bey den Perſern im Gegentheil gelten ſie für Heilige, für Märtyrer und für die einzigen wahren und rechtmäßigen Kaliphen. Dieß bekennen die Perſer auch in ihrem Kalema oder Glauben, dem ſie noch die Worte anhängen:

„und

„und Ali iſt der Freund Gottes;“ welches die Türken natürlicherweiſe nicht thun.

Die Religionsſachen ſtehen in Perſien unter dem Schach al Sellahm, oder dem Haupte des Glaubens, welcher eben die Würde bekleidet, wie der Mufti bey den Türken. Er bekümmert ſich um alle kirchliche Angelegenheiten, und predigt an feſtlichen und andern Tagen in der großen Moſche; doch hat er nicht wie der Mufti irgend einige Macht in Staatsſachen, ſondern iſt gänzlich auf ſein geiſtliches Amt eingeſchränkt.

Ein Türke hält ſich bereits für verunreinigt, wenn ein Chriſt ihn oder nur ſeine Kleider anrühret; die Perſer hingegen eſſen, trinken, und rauchen mit den Chriſten aus einer Schüſſel, einem Becher, und einem Kalian eben ſo gerne, wie mit ihren eigenen Kindern.

Die Perſer unterſcheiden ſich auch noch in einigen Religionsgebräuchen von den Türken; ſie beten z. B. immer mit offenen Händen, da hingegen die letztern ſie zumachen und vor die Bruſt legen. Bey ihren Reinigungen waſchen ſie vor dem Gebete ihr Geſicht und ihren Barth blos mit der rechten Hand, und brauchen die andere bey weniger wichtigen Gelegenheiten; auch berühren ſie nur den vordern und hintern Theil ihrer Füße ganz obenhin. Die Türken hingegen waſchen ſie mit beyden Händen, und reiben den ganzen Fuß. Den Jain Numaz, oder den Teppich, auf welchem ſie beten, ſuchen ſie immer ſo zu legen, daß deſſen oberes Ende nach Mecca hingerichtet iſt; aber dieſe Gegend rathen ſie nur.

Sie ſind in Religionsmeinungen bey weitem toleranter als die Türken. Sie räumen die Autorität des alten und neuen Teſtaments ein, und ſagen: beyde wären eben ſo wie der Koran vom Himmel gekom-

kommen, und Moſe und Chriſto mitgetheilet worden; nur verſichern ſie, daß der Koran dazu beſtimmt ſey, die Irrthümer in den beyden erſtern Büchern zu berichtigen und zu verbeſſern, weil dieſe von den Juden und Chriſten ſehr ſtark verfälſcht worden wären. Sie erkennen Chriſtum auch für einen groſſen Propheten, läugnen aber, daß er der Sohn Gottes und Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts ſey. Nach ihrer Behauptung iſt ihr Prophet Muhamed der lezte oder das Siegel der Propheten, deren Anzahl ſich, wie ſie ſagen, auf 525000 beläuft; und eben deshalb wird er Khatim al Ambrai oder das Siegel der Propheten genannt. Wie ſie glauben, werden am jüngſten Gericht alle Nationen ſich zu dem Muhamedanismus bekehren; ihr Prophet wird die Leute von allen Religionen, die um Schuz zu ihm flehen, vor Gottes Zorn verbergen und ſichern; und durch ſeine Vermittelung werden ſie dann alle eines Glaubens, d. i. Muhamedaner werden. Auf gleiche Weiſe ſchreiben ſie ihrem Propheten noch manches andere zu, was nach der chriſtlichen Religion blos Jeſu zukommt.

Die Perſer beobachten während des Ramazans, des neunten Monats im muhamedaniſchen Jahre, die Faſten ſehr genau und ſtrenge. Ungefähr eine Stunde vor Tages Anbruch halten ſie eine Mahlzeit, welche Sehre genannt wird, aber von da an bis zum Sonnenuntergange genießen ſie nicht das mindeſte. Ja, wenn ſie am Tage ein Kalian rauchen, oder wenn auch nur ein Tropfen Waſſer an ihre Lippen kommt, ſo wird das Faſten als gebrochen und ungültig angeſehen. Uebrigens haben ſie die Erlaubniß, ſich vom Sonnenuntergange bis zum nächſten Morgen zu erhohlen. Wenn der Monat Ramazan in die Mitte des Sommers fällt, welches wegen des

Mond-

Mondjahres bisweilen geſchiehet, ſo iſt dieſes Faſten ſehr hart, beſonders für Perſonen, die am Tage wegen ihrer Beſchäftigungen umher zu gehen genöthiget ſind. Noch härter wird es aber dadurch, daß man während der Zeit einige Nächte im Gebete zubringen muß.

Die Perſer feyern beſonders zwey Nächte auf dieſe Weiſe; die eine iſt am 21ſten des Ramazans, welchen ſie Yeomal Kutul, oder den Tag des Mordes nennen, in welcher Nacht ihr Prophet Ali an einer Wunde ſtarb, die ihm ein Mörder drey Tage vorher beygebracht hatte. Die andere iſt die Nacht des 23ſten, in welcher, nach ihrer Verſicherung, der Engel Gabriel den Koran vom Himmel gebracht, und ihn dem Propheten überliefert hat, und welche deshalb Lailut ul Kudur, oder die Nacht der Macht heißt. Die erſte dieſer Nächte wird von den Türken und überhaupt von den Sunniten gar nicht, und die zweyte erſt am 27ſten Tage gefeyert. Von den Perſern werden beyde Nächte ganz im Gebet zugebracht; außerdem verwenden aber die frömmſten Leute den ganzen Monat hindurch alle Tage einige Zeit auf das Leſen des Korans.

Von den Faſten ſind indeß Frauenzimmer, die ſich in gewiſſen, ihrem Geſchlechte eigenthümlichen Umſtänden befinden, ferner ſehr alte Perſonen, Kranke und Kinder unter 14 Jahren ausgenommen; jedem andern aber iſt es als zu ſeinem Heil unumgänglich nothwendig auferlegt. Auch Reiſende, die wirklich auf dem Wege ſind, brauchen dieß Faſten nicht zu halten; allein ſie müſſen es eine gleiche Anzahl von Tagen nachholen. Uebrigens ſagen aber die Perſer, ein Faſten im Monat Ramazan ſey Gott angenehmer, als wenn man das ganze übrige Jahr hindurch faſte. Dieſen Monat nennen die Perſer vorzugsweiſe

weiſe Al Mubarik, oder den Geſegneten; und ſie verſichern, daß ein während deſſelben verſtorbener Muſelmann ganz gewiß ins Paradies komme. Sie glauben nämlich, daß alsdann auf Gottes Befehl die Straßen des Himmels geöffnet ſind. Recht andächtige Leute fangen dieſes Faſten ſieben oder acht Tage vor dem Ramazan an, und einige ſetzen es wohl noch längere Zeit im folgenden Monate fort.

Der Eide des Ramazans, oder der erſte des Schuwal, wird hier nicht wie in der Türkey mit beſonderer Feyerlichkeit begangen. Den 23. September, der 1786, dem 1201ſten der Hedſchra, auf den 10ten des muhamedaniſchen Monats fiel, ſiehet man in Perſien als das erſte und als ein ſehr großes Feſt an, das mit außerordentlichen Luſtbarkeiten gefeyert wird.

Er heißt bey den Perſern Eide Korban, oder das Feſt des Opfers, weil, wie ſie ſagen, an dieſem Tage Abraham ſeinen Sohn Iſaak, oder Ismael, wie ſie ihn nennen, zum Opfer dargebracht hat. Einige Tage vorher kauft jede Familie ein ſchönes fettes Schaaf, das zum Opfer beſtimmt iſt, und Goſeſund Korban, oder das Opferſchaaf genannt wird. Dieß Schaaf wählt man ſehr ſorgfältig, und es muß ohne Flecken ſeyn, um Iſaaks Reinheit zu bezeichnen. Wenn das Feſt gekommen iſt, ſchmückt man das Opfer mit Bändern, Glaskorallen und andern Zierrathen, auch färbt man ihm den Kopf, die Füße und verſchiedene Theile des Leibes mit dem Kraute Henna. Die Nachbarn beſuchen einander, und wünſchen ſich wechſelſeitig ein glückliches Eide oder Feſt, wobey ſie folgende Formel gebrauchen: Eide Schuma Mubärik Baſched, d. i. möge euer Feſt glücklich ſeyn! Wenn das Opfer geſchlachtet iſt, ſo ſchickt man ſeinen Freunden und den

Armen Stücke davon als Geſchenke zu. Einige Familien behalten gar nichts davon für ſich, aber jeder Muſelmann iſt durch ſeine Religion verpflichtet, wenigſtens einen Theil den Armen zu geben, die denn gemeiniglich eine ſehr gute Mahlzeit halten können. Der ganze Tag wird mit der größten Feſtlichkeit begangen.

Bey den Perſonen von höherm Range werden folgende Ceremonien beobachtet: Der Khan, oder in deſſen Abweſenheit der Beglerbeg, gehet in Proceſſion nach dem außerhalb der Stadt liegenden Opferplatze, Korbang Gah genannt. Ein hierzu beſonders gewähltes Lieblingskameel, das mit vielem Putze geſchmückt iſt, und das man als heilig anſiehet, wird mit geführt. Wenn man auf dem Platze ankommt, ſtößt der Khan dem Thiere eine Lanze in die Bruſt; dann darf die umher ſtehende Menge ſich hinzu drängen, und es ſogleich in tauſend Stücke zerſchneiden. Glücklich iſt in den Augen des Volks derjenige, welcher ſich nur das kleinſte Stück davon verſchaffen kann, denn man betrachtet dieß als einen großen Segen und als eine unfehlbare Vorbedeutung vom künftigen Glücke. Die Proceſſion kehrt nun nach der Stadt zurück, wo vor dem Pallaſte ein Gerüſte gebauet iſt. Hier wird das Volk von Seiltänzern, Sängern und Sängerinnen, Luftſpringern, Widdergefechten und mit andern Beluſtigungen bis zum Abend unterhalten. Alle Perſer wiſſen ein Lied auf dieſen Tag auswendig und ſingen es ab, ſo wie ſie durch die Straßen gehen, wobey man in jedem Geſichte Freude und Zufriedenheit ſiehet.

Auch wird der 30. September oder der 17te des Zu al Huj als ein Feſt begangen, und Eide Kudihr, oder das Feſt des Schickſals genannt, da, nach der Behauptung der Perſer, ihr Prophet Muhamed

an

an dieſem Tage, dem neunten vor ſeinem Tode, ſeinem Schwiegerſohne Ali das Kaliphat vermacht hat; doch wird dieſer Umſtand von den Türken und andern Sunniten geläugnet, worüber große Erbitterung und vieles Blutvergießen entſtanden iſt.

So werden ebenfalls auch die erſten zehn Tage des Monats Moharrum, des erſten im muhamedaniſchen Jahre, in ganz Perſien als eine feyerliche Trauerzeit begangen. Sie heißen bey den Eingebohrnen Teha, oder die Zeit von zehn Tagen. Während derſelben beklagen die Perſer und alle Anhänger Ali's den Tod des zweyten Sohns dieſes Propheten, des Imam Huſſein, der in einem Kriege gegen Yezziht, den Sohn des Muaweia, Kaliphen der Muſelmänner, erſchlagen ward; dieß geſchah an einem Orte, der von den Perſern Kerbelaie, d. i. Trauer und Unglück, genannt wird, und in Irak Arabi, dem alten Meſopotamien, zwiſchen den Städten Kufa und Medina liegt. Während dieſes ganzen Feſtes ſtellen die Perſer die ganze Geſchichte und die verſchiedenen Begebenheiten dieſes Vorfalls durch ihre Akhunds und Peiſch Numazs oder muhamedaniſchen Prieſter vor.

Heurathen der Perſer.

Wenn die Eltern eines jungen Mannes ſich entſchloſſen haben, ihm eine Frau zu geben, ſo ſehen ſie ſich unter ihrer Verwandtſchaft und Bekanntſchaft nach einer glücklichen Parthie für ihn um. Finden ſie eine, ſo ladet der Vater oder die Mutter, bisweilen auch die Schweſter des jungen Mannes eine Geſellſchaft von ihren Freundinnen ein, und man gehet dann nach dem Hauſe, wo die gewählte Perſon wohnet. Hier wird nun ein Geſpräch angefangen, das Anliegen eröffnet, und die Heurath vorgeſchlagen. Iſt der Vater des Frauenzimmers mit dem Antrage zufrieden, ſo läßt er augenblicklich

Zucker-

Zuckergebackenes herein bringen. Dieß ſieht man denn für ein beſtimmtes Zeichen ſeiner Einwilligung an, und die Geſellſchaft nimmt für itzt ihren Abſchied. Einige Tage nachher verſammeln ſich die Frauenzimmer aus der Familie des Mannes im Hauſe der beſtimmten Braut. Hier werden denn die Bedingungen feſtgeſetzt und die gewöhnlichen Geſchenke von Seiten des Bräutigams verſprochen. Dieſe beſtehen, wenn er in mittelmäßigen Umſtänden iſt, gemeiniglich aus zwey vollſtändigen Anzügen von der beſten Art, einem Ringe, einem Spiegel und einer kleinen Summe in baarem Gelde, die etwa 10 oder 12 Tomanns beträgt, und die man Mehr u Kawien, oder das Heurathstheil nennt, da man ſie ausdrücklich in der Abſicht giebt, die Frau im Fall einer Eheſcheidung zu ſichern. Es wird auch für eine Quantität aller Art von Haußhaltungsbedürfniſſen geſorgt, z. B. für Teppiche, Matten, Betten, Geräthſchaften zum Ankleiden, Victualien u. ſ. w. Nachher wird ein ſchriftlicher Contract aufgeſetzt, den der Kadi oder Richter, und in deſſen Abweſenheit ein Mulla oder Prieſter als Zeuge unterſchreibt. Dieſe Schrift nennen die Perſer Akod Bundie, oder den Bindungscontract; und der Vater der Braut ſagt darinn: in dem und dem Jahre, an dem und dem Tage habe er ſeine Tochter dem Sohne deſſen und deſſen zur Ehe gegeben, wobey ſowohl der Bräutigam als ſein Vater genannt werden. Der letztere ſeinerſeits zählt dann die verſchiedenen Geſchenke auf, die er in des Sohnes Nahmen der Braut macht, und eben ſo die feſtgeſetzte Summe des Geldes, oder das Mehr u Kawien. Dieſe Schrift wird von beyden Partheyen, desgleichen vom Kadi und Mulla unterzeichnet und beſiegelt, und dann dem Vater der Braut übergeben. Sie dient ihm im Fall einer Eheſcheidung immer als eine Urkunde, um die Erfül-

lung

lung des Heurathsvertrages zu erzwingen; denn in dem erwähnten Falle muß der Ehemann den Contract bis auf den kleinſten Punkt halten.

Nach dieſer Ceremonie wird die Ehe als völlig geſchloſſen angeſehen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß man den Töchtern in Perſien nie etwas mitgiebt, wie es in Europa und in den meiſten orientaliſchen Ländern Sitte iſt. Nun bleibt weiter nichts mehr übrig, als die Hochzeitfeyer, die gewöhnlich den zweyten oder dritten Tag nach der Unterzeichnung des Contracts auf folgende Art begangen wird. Die Nacht vorher verſammeln ſich die Freunde und Verwandten der Braut in ihrem Hauſe, und haben Muſik, Tänzerinnen und andere Zeichen von Feſtlichkeiten bey ſich. Man nennt dieſe Nacht Scheb Henna Bundib, oder die Nacht, in welcher die Hände und Füße der Braut mit der im ganzen Orient wohl bekannten Pflanze Henna gefärbt werden. Ehe dieſe Ceremonie vor ſich gehet, ſchickt der Bräutigam eine beträchtliche Menge von der erwähnten Pflanze nach der Behauſung ſeiner Braut. Dieſe wird vor dem Färben erſt in das Bad begleitet, und dann wieder in ihre Wohnung zurückgebracht. Hierauf färbt man ihre Hände und Füße, und bemahlt ihr zugleich die Augenbraunen und die Stirn mit einem gepülverten Präparat vom Spießglanz, welches Surma genannt wird. Wenn dieß geſchehen iſt, ſchickt man die Ueberreſte von dem Kraute dem Bräutigam wieder zu, an welchem dann ſeine Freunde eine gleiche Operation verrichten.

In der Hochzeitnacht endlich verſammeln ſich die Freunde und Freundinnen des jungen Paares im Hauſe der Braut, um ſie ihrem künftigen Ehemanne zuzuführen. Sie werden von allen Arten Muſik, ferner von Tänzerinnen begleitet, und haben alle ihre

beſten

beſten Kleider an, wobey die Frauenzimmer mit einem roth ſeidenen Schleyer verhüllt ſind.

Die Geſchenke, welche der Bräutigam ſeiner Braut hierbey gemacht hat, werden alle in offene Kaſten gelegt, auf denen rothe ſeidene Decken liegen, und von Mannsperſonen auf den Schultern getragen.

Man wartet erſt einige Zeit an der Thüre; und dann wird die Braut herbey geführt, die vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Schleyer von rother Seide oder gemahltem Muſſelin bedeckt iſt. Hierauf läßt man ſie ein Pferd beſteigen, das der Bräutigam ausdrücklich dazu hingeſchickt hat. Sobald ſie darauf ſitzt, hält eines von den Brautmädchen den ganzen Weg über bis zur Wohnung ihres Bräutigams ihr einen Spiegel vor, um ſie gleichſam zu erinnern, ſie ſehe ſich jetzt zum letztenmahle als Jungfrau, da ſie im Begriff ſtehe, in den Eheſtand mit ſeinen Sorgen einzutreten.

Nun fängt die Proceſſion in nachſtehender Ordnung an. Erſtlich die Muſik und die Tänzerinnen; dann die Geſchenke in offenen Kaſten und von Mannsperſonen auf den Schultern getragen; ferner die Anverwandten und Freunde des Bräutigams, die alle jauchzen und einen großen Lärm machen. Auf dieſe folgt die Braut ſelbſt von allen ihren Freunden und Verwandten weiblichen Geſchlechts umgeben, von welchen eine das Pferd beym Zügel führt; und zuletzt wird die Proceſſion noch von einigen Perſonen zu Pferde geſchloſſen.

Vor dem Hauſe des Bräutigams wird ſie an der Thüre von den Eltern deſſelben erwartet, und dann die Treppe hinaufgeführt. Die Braut gehet nun in das Zimmer, und der Bräutigam, der ſich am obern Ende

Ende deſſelben befindet, macht eine tiefe Verbeugung. Gleich nachher gehet er dicht an ſeine Braut heran und umarmt ſie. Nun begeben ſich beyde bald in ein abgeſondertes Zimmer, und werden, wenn ſie zur Geſellſchaft zurückkehren, mit großer Fröhlichkeit empfangen.

Nach dieſer Zurückkunft ſetzt ſich alles zum Abendeſſen nieder, die Mannsperſonen mit dem Bräutigam und die Frauen mit der Braut in einem beſondern Zimmer; denn das Herkommen erlaubet es nicht, daß beyde Geſchlechter bey dieſer Gelegenheit mit einander ſpeiſen. Das Gaſtmahl wird übrigens bey heiterer und feſtlicher Freude bis ſpät in die Nacht gehalten. Die Beluſtigungen wegen einer Hochzeit werden gemeiniglich acht oder zehn Tage fortgeſetzt.

Wenn der junge Ehemann mit ſeiner Frau nach der Verheurathung nicht zufrieden iſt, welches ſich hier eben ſo wie in andern Ländern bisweilen ereignet, ſo kann er ſich wieder von ihr ſcheiden, da das muhamedaniſche Geſetz jeden Mann berechtigt, ſeine Frau, ſobald er will, zu verſtoßen. Bey einem dergleichen Vorfalle giebt er ihr alles, was er ihr vor der Hochzeit verſprochen hat, und fordert von ihren Verwandten den Kontrakt zurück. Dieſe Scheidung heißt bey den Perſern Tellaak.

Wenn der Mann in der Folge neue Neigung bekommt, die Frau wieder zu nehmen, ſo kann er es, und zwar dreymahl hinter einander, thun, wobey aber jedesmahl der Kontrakt erneuert werden muß. Nach der dritten Scheidung iſt es indeß ausdrücklich unterſagt, eben dieſelbe Frau wieder zu nehmen; allein es trifft ſich ſehr ſelten, daß ein Mann, der ſich einmahl von ſeiner Frau hat ſcheiden laſſen, geneigt

ſeyn

ſeyn ſollte, ſie wieder zu nehmen. Wer es denn ja thut, wird von ſeinen Nachbarn wenig geachtet. Uebrigens iſt es zwar nach dem muhamedaniſchen Geſetz einem Manne erlaubt, ſo viel Frauen zu nehmen, als er ernähren kann; aber im Ganzen genommen wird bey den Perſern doch derjenige am meiſten geachtet, welcher ſich nur an eine Frau hält.

Bisweilen ſchließen die Familien in Perſien, ſo wie in manchen andern orientaliſchen Ländern, ſchon Ehekontrakte, wenn das für einander beſtimmte Paar noch ſehr jung iſt. Zwar wird die Heurath erſt mehrere Jahre nachher vollzogen; aber doch kann das verlobte Mädchen ſich nicht wieder von ihrem Bräutigam ſcheiden, oder ſich anders als mit Bewilligung deſſelben von dem Kontrakte losmachen, wenn ſie nicht eine beträchtliche Summe Geldes erlegen will. Eben ſo iſt der Bräutigam ſeinerſeits gebunden.

Eine Wittwe in Perſien muß geſetzmäßig vier Monate nach dem Tode ihres Mannes warten, ehe ſie ſich wieder verheurathen darf; aber die Concubine eines Verſtorbenen kann, ſo bald ſie will, zu einem andern gehen.

Beym Nahmengeben der Kinder beobachtet man in Perſien folgende Ceremonie. Den dritten oder vierten Tag nach der Geburt verſammeln ſich die Freunde und Verwandten der Kindbetterinn im Hauſe derſelben, und bringen Muſik nebſt Tänzerinnen mit, die ſie zu dieſer Gelegenheit bedungen haben. Wenn eine Weile geſpielet und getanzt worden iſt, wird ein Mulla oder Prieſter herein geführt, der das Kind in ſeine Arme nimmt, und die Mutter fraget, welchen Nahmen es führen ſoll. Sobald er ihn weiß, fängt er an zu beten, legt dann kurze Zeit nachher ſeinen Mund dicht an des Kindes Ohr, nennt es zu

drey verſchiedenen mahlen beym angegebenen Nahmen, und ſagt ihm dabey, es ſolle ihn nicht vergeſſen, ſeinen Eltern gehorſam ſeyn, den Koran und den Propheten verehren, und ſich alles deſſen enthalten, was dem Geſetz zuwider, aber auch alles thun, was gut und löblich iſt. Nun ſagt er das muhamedaniſche Glaubensbekenntniß her, und giebt dann das Kind ſeiner Mutter wieder. Hierauf wird die Geſellſchaft mit Konfekt und andern Erfriſchungen bewirthet, und die anweſenden Frauenzimmer vergeſſen es nie, einen Theil davon in den Taſchen mit zu nehmen, weil ſie dieß für ein unfehlbares Mittel halten, ſelbſt fruchtbar zu werden. Die Ceremonie des Sunnuts oder der Beſchneidung wird in Perſien gemeiniglich während des Tſchehula, oder binnen vierzig Tagen nach der Geburt vorgenommen; denn in dieſer Periode iſt weniger Gefahr damit verbunden, als ſpäterhin. An einigen Kindern wird indeß die Operation nicht vor dem ſiebenten oder achten Jahre verrichtet; aber nothwendig muß ſie vor dem vierzehnten geſchehen, weil ſie nach dieſer Zeit für ungeſetzmäßig gehalten wird. Bey dieſer Gelegenheit laden die Eltern des Kindes ihre Anverwandten und Freunde zu einer Bewirthung ein, die bey vornehmen Leuten außerordentlich prächtig iſt. Uebrigens wird die Beſchneidung nach jüdiſcher Art und auf eben die Weiſe verrichtet, wie bey den Muſelmännern in Indien üblich iſt

Leichenbegängniſſe der Perſer.

Die Leichenbegängniſſe werden in Perſien auf ähnliche Art gehalten, wie in den übrigen muhamedaniſchen Ländern. Beym Tode eines Muſelmannes verſammeln ſich Verwandte und Freunde des Verſtorbenen, und erheben laute Wehklagen über dem Leichnam. Dann wird dieſer gewaſchen, auf eine Bahre gelegt, nach dem Begräbniſſe außerhalb der

der Stadt gebracht, und dabey von einem Mulla oder Prieſter begleitet, der den ganzen Weg über Stellen aus dem Koran ſingt. Begegnet irgend ein Muſelmann von ungefähr der Proceſſion, ſo iſt er durch die Vorſchriften ſeiner Religion verpflichtet, nach der Bahre hin zu eilen, ſeinen Beyſtand bey dem zu Grabe bringen anzubieten, und zu gleicher Zeit auszurufen: La Jlla Jll Lilla, d. h. es iſt kein Gott außer Gott! Nach der Beerdigung kehren die Verwandten des Verſtorbenen wieder nach Hauſe zurück; die Frauenzimmer der Familie machen alsdann ein Gemiſch von Waitzen, Honig und Gewürzen, eſſen es zum Andenken des Todten, und ſchicken auch ihren Freunden und Bekannten einen Theil davon, damit dieſe ihm gleiche Ehre erweiſen.

Die Perſer beobachten ſehr genau den Doint, oder Blutpreis, oder das Wiedervergeltungsrecht, weil es in dem Koran beſtimmt geboten und autoriſirt iſt. Wenn daher z. B. in Schiras einer den andern ermordet, ſo muß er entweder in Gelde oder Sachen ein Doint von 800 Piaſtern an die Verwandten des Getödteten bezahlen. Jedoch, wenn die letztern dieſes, weil es allemahl von ihrer Willkühr abhängt, nicht annehmen, und auf der Rache beſtehen, ſo muß der Mörder dem nächſten Anverwandten des Getödteten ausgeliefert werden, und wird dann von dieſem umgebracht. Sollte indeß der Mörder Gelegenheit finden zu entwiſchen, ſo ſind beyde Familien in ſteter Feindſchaft mit einander, die nur durch Erlegung des Blutpreiſes, oder durch Tödtung des Mörders, oder durch eine Heurath ausgelöſcht werden kann.

Die Regierungsform iſt in Perſien, wie faſt in allen Morgenländern, deſpotiſch, und ſo wie alle geiſtliche Sachen vom Haupte des Glaubens, Bürgerliche Verfaſſung.

 oder

oder vom Schach al Sellahm geſchlichtet werden, ſo entſcheidet alle Civilſachen der Kadi oder Richter. Die Juſtitz wird in Perſien auf eine ſehr tumultuariſche Weiſe verwaltet, und die Sentenz, wie ſie auch immer ausgefallen ſeyn mag, auf der Stelle geſprochen und vollzogen. Diebſtahl wird gemeiniglich mit dem Verluſte der Naſe und der Ohren beſtraft; Straßenraub aber dadurch, daß man den Bauch des Verbrechers aufſchneidet. In dieſem Zuſtande wird er alsdann auf einem öffentlichen Platze der Stadt an einem Galgen zur Schau ausgeſtellet, und ſo lange daran gelaſſen, bis er unter Martern den Geiſt aufgiebt. Dieſe Strafe iſt zwar fürchterlich, aber im Grunde doch äußerſt nützlich; denn dieſer Anblick ſchreckt andere ſo ſehr ab, daß Straßenräubereyen in Perſien ſehr ſelten vorfallen. Uebrigens ſind die Strafen in dieſem Lande ſo mannichfaltig und ſo grauſam, daß der Menſchheit ſchon bey dem Gedanken daran ſchaudert; und der glückliche Europäer, der ſie ſiehet, dankt dem Schickſale, daß er in einem Lande gebohren ward, wo das Eigenthum heilig iſt, die Gerechtigkeit aber auch mit Gnade verwaltet wird.

Künſte und Wiſſenſchaften.

Ohngeachtet bey den Perſern durchgängig Liebe zu den Wiſſenſchaften anzutreffen iſt, und ſie von ihren erſten Lehrern oder **Munchtehed** eine ſehr große Meinung haben, ſie auch niedere Schulen — **Mekteb** — mit Lehrern — **Mektabdar**, — und höhere Collegia — **Madraſe** — mit Lehrern — **Muderris** — faſt in allen Orten haben, ſo ſind ſie doch in allen Wiſſenſchaften, ſelbſt in ihren Lieblingswiſſenſchaften, **Mathematik**, **Aſtronomie**, ſo ſehr zurück, als wie die Türken; und ihre **Muſik**, **Mahlerey**, **Bildhauerkunſt**, **Poeſie**, **Baukunſt**, **Arzneywiſſenſchaft**, **Philoſophie**, **Handwerker** und **Manu-**

Manufakturen müſſen noch lange verbeſſert werden, ehe ſie den europäiſchen gleich kommen.

27. Die Bewohner von Aegypten.

So wie faſt alle Länder der alten und neuen Welt nicht mehr ihre urſprünglichen Einwohner haben, eben ſo hat auch Aegypten nur noch wenig Ueberbleibſel von ſeinen urſprünglichen Beſitzern, welchen es vor 2300 Jahren entriſſen wurde. Seit dieſer Zeit iſt Aegypten von Perſern, Griechen, Römern, Arabern, und endlich von einem tatariſchen Völkerſtamme beherrſcht worden, welche, als die gegenwärtigen Herren, unter dem Nahmen der Türken oder Osmannen bekannt ſind. Unter ſo vielen Völkern haben verſchiedene Spuren ihres Daſeyns zurück gelaſſen. 27. Bewohner von Aegypten.

Da ſie ſich aber, ſo wie ſie auf einander folgten, mit einander vermiſchten, ſo iſt hierdurch eine Verwirrung entſtanden, wodurch es weniger leicht wird, den Karakter eines jeden einzelnen zu beſtimmen. Indeſſen kann man doch die ganze Bevölkerung von Aegypten in vier verſchiedene Hauptvölkerſchaften oder Raçen abtheilen.

Die erſte und ausgebreitetſte machen die Araber aus, die man in drey Klaſſen abtheilen muß. a) Araber.

1) Die Nachkommen derjenigen, die beym Einbruche des Amrou 640 aus Hedjaz und aus allen Theilen Arabiens herbey eilten, um in dem wegen ſeines Reichthums und Ueberfluſſes mit Recht ſo ſehr gerühmten Aegypten ſich niederzulaſſen. Die Araber dieſer Klaſſe, welche unveränderte Ackersleute oder Fellahs geblieben ſind, tragen ihre urſprüngliche Geſichtsbildung noch immer an ſich, nur ſind ſie gröſſer und ſtärker geworden; eine unausbleibliche Wir-

kung des glücklichen Tauſches einer öden Wüſte mit einem fruchtbaren und reichen Lande.

Dieſe ägyptiſchen Bauern erreichen eine Höhe von 5 Fuß 4 bis 7 Zoll; ihre Körper ſind muskulös und ſtark, wie Menſchen ſeyn müſſen, welche die Arbeit abgehärtet hat. Ihre von der Sonne verbrannte Haut iſt beynahe ſchwarz; ihr Geſicht aber hat nichts widriges. Die meiſten haben einen ſchönen ovalen Kopf, eine breite und hohe Stirn, und unter ſchwarzen Augenbraunen ein ſchwarzes tief liegendes und glänzendes Auge; ihre Naſe iſt hinlänglich groß, ohne ſich der Form einer Habichtsnaſe zu nähern, ihr Mund wohl geformt, und ihre Zähne eben ſo ſchön. Die Bewohner der Städte, welche ſich mehr mit andern vermiſcht haben, ſind einander in Abſicht auf ihre Phyſiognomie weniger ähnlich und weniger beſtimmt. Die Bauern hingegen heurathen nie aus ihren Familien heraus, und haben deswegen einen allgemeinen Karakter, der ſich weniger verändert, und immer etwas wildes in ihrer Miene, wovon der Grund in den Leidenſchaften liegen mag, von welchen ihre Seele durch den ewigen Krieg und durch die nie aufhörende Tyranney, welche ſie umgiebt, beunruhigt wird.

2) Eine zweyte Klaſſe der Araber beſtehet aus den afrikaniſchen oder abendländiſchen, unter dem Nahmen **Magrebi** oder **Barbaresken** bekannt, welche zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Anführern in das Land gekommen ſind, um ſich mit den vorigen zu vereinigen. Sie ſind, wie jene, von den muſelmänniſchen Eroberern entſprungen, welche die Griechen aus Mauritanien vertrieben, und beſchäftigen ſich auch wie jene mit dem Ackerbaue. Sie haben ſich aber doch vorzüglich in dem Gebiethe von

Said

Said ausgebreitet, wo ſie ganze Dörfer beſitzen, und ſelbſt von beſondern Prinzen beherrſcht werden.

3) Eine dritte Klaſſe ſind die Beduinen, oder Bewohner der Wüſte, von welchen, ſo wie von den beyden vorhergehenden, oben bereits weitläuftig geredet worden iſt.

Die zweyte Hauptvölkerſchaft von Aegypten ſind die Kopten, welche im Arabiſchen El Koubt heißen. Man trifft verſchiedene Familien derſelben auf dem Delta an; aber die größte Zahl bewohnt Oberägypten, oder das Said, wo ſie ganze Dörfer einnehmen. Die Geſchichte und die Ueberlieferung lehren, daß ſie von dem Volke abſtammen, welches die Araber beraubten, d. h. von jener Vermiſchung der Aegypter, Perſer, und vorzüglich der Griechen, die unter den Ptolomäern und Konſtantinen Aegypten ſo lange beſeſſen haben. b) Kopten.

Durch ihre Religion, weil ſie das Chriſtenthum bekennen, unterſcheiden ſie ſich von den Arabern, und durch ihre Sekte, welche den Lehren des Eutyches anhängt, von den andern Chriſten. Ihre Anhänglichkeit an die theologiſchen Meinungen dieſes Mannes hat ihnen von Seiten der Griechen Verfolgungen zugezogen, welche ſie unverſöhnlich gemacht haben. Wie die Araber das Land eroberten, ſo benutzten beyde dieſe Gelegenheit, ſich wechſelſeitig zu ſchwächen. Die Kopten haben endlich ihre Nebenbuhler vertrieben; und da ſie von jeher mit der innern Regierungsform von Aegypten bekannt waren, ſo ſind ſie die Archivare der gerichtlichen Verzeichniſſe der Ländereyen und Stämme geworden.

Unter dem Nahmen der Schreiber ſind ſie zu Kairo die Aufſeher, Secretaire und Zollpachter der Regierung und der Becks. Dieſe Schreiber

werden von den Türken, welchen ſie dienen, verachtet, und von den Bauern, welche ſie plagen, gehaßt. Sie machen eine Art von Innung aus, deren Haupt der Schreiber des oberſten Befehlshabers iſt. Er allein iſt es, der alle Stellen beſetzt, die ſein Herr zu vergeben hat, und ſie nur nach dem gewöhnlichen Geiſte dieſer Regierung den Meiſtbietenden verhandelt.

Man behauptet, daß die Kopten ihren Nahmen von der Stadt Koptos erhalten hätten, wohin ſie bey den Verfolgungen der Griechen geflüchtet wären; allein nach Herrn Volney und andern ſtammt dieſer Nahme weit natürlicher vom arabiſchen Worte Goupti, ein Opte, her, welches eine augenſcheinliche Veränderung des griechiſchen Wortes Ai-Goupti-Os, ein Aegypter, zu ſeyn ſcheint. Hierzu kommt noch, daß die Kopten wirklich der einzige Ueberreſt der Aegypter ſind, welches dadurch noch mehr beſtätigt wird, daß man ſie ſchon vor dem Diokletian in Said antrifft.

Die Geſichter dieſes Volks ſind alle nach einem Gepräge geformt; alle haben eine gelbe und wie geräucherte Haut, die weder griechiſch noch arabiſch iſt; ein dickes plattes Geſicht, ein hervorſtechendes Auge, eine breitgedrückte Naſe und dicke Lippen, mit einem Worte, eine wahre Mulattenfigur. Und wenn man der Stelle des Herodots im 2ten Buche S. 150. trauen darf, wo er ſagt: „Nach meiner Meinung ſind die Kolchier eine Kolonie der Aegypter, weil ſie wie dieſe eine ſchwärzliche Haut und krauſe Haare haben;“ ſo heißt dieß nichts anders, als: die alten Aegypter waren wirklich Negern von der Art, wie alle Eingebohrne von Afrika. Hierdurch begreift man allein, wie ihr Blut, das ſich ſeit mehrern Jahrhunderten mit dem römiſchen und griechiſchen vermiſchte,

miſchte, die Stärke ſeiner erſten Farbe verlohr, ihre Geſichter aber doch den Abdruck ihrer urſprünglichen Form behalten haben. Dieß iſt bey allen Völkern der Fall; denn man betrachte z. B. nur die Juden, ſind nicht ihre Züge, in welchem Lande ſie auch leben mögen, unauslöſchbar? Unterſcheidet ſich nicht das kalmückiſche Blut noch in Indien?

In Anſehung ihrer Kleidung, Speiſen und übrigen häußlichen Einrichtung gleichen ſie allen übrigen Morgenländern. Ihr ſehr heißes Klima ſchwächt ſo wie bey jenen die Eßluſt, und erweckt in ihnen deſto heftigern Durſt. Sie ſtärken und erquicken daher den matten Körper durch kalte Speiſen und Getränke, oder andere erfriſchende Nahrungsmittel, welche jene Gegend im Ueberfluß gewähret. Denn obgleich faſt täglich von ihnen 6000 Ochſen und 12000 Schaafe geſchlachtet werden, ſo ziehen ſie doch größtentheils den Genuß der Milch und der Kräuter vor. Sie eſſen wöchentlich nur zwey- oder dreymahl Fleiſch. An den übrigen Tagen eſſen ſie entweder Fiſche, oder Milch, oder Kräuter; Mittwochs und Freytags hingegen nichts als Fiſche und Kräuter.

Wenn ſie ſpeiſen wollen, ſo ſetzen ſie ſich mit unter ſich über einander geſchlagenen Füßen zur Erde um die Speiſen herum. Iſt ein Geiſtlicher da, ſo nimmt er das Brodt, bricht es, denn geſchnitten darf es nicht werden, ſegnet es, und giebt einem jeden ein Stück davon, worauf ſich alle der Speiſen bedienen.

Die Kopten werden auch wegen ihrer Religionsſekte Jacobiten genannt, welchen Nahmen ſie von einem ihrer Kirchenlehrer, Jacob Syrus, erhalten haben ſollen. Auch pflegt man ſie Chriſten mit dem Gürtel zu nennen, weil ſie beym Empfange der

Sacra-

Sacramente, deren ſie ſo viel wie die römiſche Kirche haben, einen Gürtel umlegen, welchen ſie den Gürtel der Keuſchheit nennen.

Die geiſtliche Gerichtsbarkeit übt in allen den Ländern, wo ſie ſich aufhalten, z. B. Lybien, Nubien, Aethiopien, auf der Inſel Cypern u. ſ. w. ein Patriarch aus, der unter eben den Bedingungen, wie die Patriarchen der Griechen, ſeine Würde bekleidet. Ihr Gottesdienſt wird ebenfalls meiſtentheils zur Nacht gehalten, und iſt eben ſo ceremonienvoll, wie der griechiſche. Sie feyern auch faſt eben dieſelben Feſte, unter welchen das Feſt der Geburt Chriſti, der Palmſonntag und das Feſt der Erhöhung des heiligen Kreuzes vorzüglich heilig ſind. Sie bedienen ſich bey ihrem Gottesdienſte ihrer eigenen, nämlich der koptiſchen Sprache. Ganz beſondere gottesdienſtliche Gebräuche bey ihnen ſind unter andern, daß ſie an dem Tage vor den Sonn- und Feſttagen insgeſamt barfuß in die Kirche gehen, und, wer es vermag, einen Mantel mit nimmt, um ſich in denſelben zu hüllen und in der Kirche zu übernachten. Die Kirchen ſind als heilige Oerter mit Teppichen belegt. Nach der Veſper und dem Completorio ſingen Geiſtliche und Layen gemeinſchaftlich die gewöhnlichen Gebete und Hymnen. Hierauf gehen Männer und Weiber an beſondere Orte ſchlafen; jedoch iſt der Flügel, wo die Weiber ſind, geſchloſſen, damit nicht Männer und Weiber beyſammen ſind; und andere dergleichen Gebräuche mehr.

Ihre prieſterlichen Kleidungen und übrigen Kirchengebräuche ſind faſt ganz jüdiſch. Um den Kopf tragen ſowohl Prieſter, als alle diejenigen, welche in die Kirche gehen wollen, eine wollene Binde, weil ſie ſonſt nicht hinein gelaſſen werden. Außerdem ziehen ſie ein ſehr langes Hemde an, das auf der Bruſt,

an

an den unterſten Enden des Rückens und an den Ermeln mit Edelſteinen in Form eines Kreuzes beſetzt iſt. Hat aber die Kirche kein Vermögen, ſo wird das Kreuz mit Seide darauf geſtickt. Wenn der Prieſter das Hemde angezogen hat, ſo umgürtet er ſich mit dem Gürtel, und trägt in der rechten Hand einen Manipel, welchen die niedere Geiſtlichkeit vom Diakonus an nicht haben darf.

An Feſttagen hingegen tragen ſie einen Mantel mit einer über das Haupt geſchlagenen Kapuze, und nur der Oberprieſter hat ein Stola. Sie bedienen ſich auch anderer ſeidener Kleidungsſtücke zur Darreichung des Sacraments, welches der Diakonus nicht mit bloßen Händen berühret.

Die Ehe wird als ein Sacrament mit großer Pracht und Feyerlichkeit vollzogen. In Aegypten ſuchen die Verlobten beym türkiſchen Statthalter um die Erlaubniß an, weil ſie ohne dieſelbe ſich nicht verheurathen dürfen. Wenn ſie dieſelbe erlangt haben, ſo gehet das Brautpaar in das Kapitelhauß, und laſſen ihre Nahmen einſchreiben, wobey ſie für den Patriarchen eine gewiſſe Summe Geldes erlegen. Dieſer beſtimmt nun den Hochzeittag, an welchem ſie mit einander in die Kirche gehen, und unter vielen Gebeten und Hymnen und unter Ableſung vieler Lectionen aus dem erſten Buch Moſe von Abraham und Sara, aus den Briefen Pauli, von der Hochzeit zu Cana u. ſ. w. in koptiſcher und arabiſcher Sprache zuſammengegeben werden.

Iſt der Bräutigam reich, ſo wird bey Vocal- und Inſtrumentalmuſik ein Feuerwerk gegeben, und überhaupt großer Aufwand gemacht, der oft tauſend und mehr Thaler zu ſtehen kommt. Zum Heurathsguthe, welches gleichſam das Eheband iſt, müſſen ſie 25 franzöſiſche Kronen geben. Doch ſchämen ſich viele

Vornehme, bey dieſer geringen Taxe zu bleiben, und geben 100, 500, ja oft 1000 Kronen; die Braut hingegen bringt dem Manne nichts weiter zu, als Kleider, Schmuck, und bisweilen ein Hauß. Nach der Trauung werden beyde mit großem Pomp nach Hauſe geführt, wo ſie viele Tage herrlich und in Freuden leben. In der dritten Hochzeitnacht beſucht der Bräutigam nach hergebrachter Sitte die Braut in ihrer Kammer, und am folgenden Morgen muß ſie die Spuren der Jungfrauſchaft aufweiſen. Wenn dieſer Beweis fehlt, ſo urtheilt man nicht gut von ihr, und der Bräutigam iſt berechtiget, ſie ihren Eltern wieder zuzuſchicken, die ihm allen gemachten Aufwand wieder vergüten müſſen.

Die Kinder der Kopten werden in öffentlichen Schulen unterrichtet, in welchen ſie die heilige Schrift und anſtändige Sitten lernen. Gelehrſamkeit iſt ihre Sache nicht, ſondern nur arabiſch und koptiſch leſen und Schreiben. Ueberdieß pflegen die Knaben noch den ganzen Pſalter und die Briefe des Apoſtels Pauli auswendig zu lernen. Sehr viele legen ſich auf Arithmetik und Geometrie. Denn wegen der Ueberſchwemmungen des Nils ſind ihnen dieſe Künſte ſehr nützlich und nothwendig, weil ſie ohne dieſelben weder die verſchwemmten Gränzen ihrer Aecker wieder finden, noch den jährlichen Zuwachs berechnen könnten.

Außer der oben angegebenen Beſchäftigung als Schreiber ꝛc. ſind die vornehmen Kopten auch noch Feldmeſſer und Verrechner des Geldes, welches aus Aegypten geführet wird. Die gemeinen Kopten treiben entweder alle Arten von Handwerken, oder dienen Türken und Chriſten als Sclaven.

Wenn ein Kopte verſtorben iſt, ſo wird ſein Leichnam in den Tempel gebracht, wo der Prieſter

Leichen-

Leichengebete und Lieder abſingt. Nachher begräbt man ihn entweder in der Kirche, oder auf dem Kirchhofe. Der Verſtorbene wird 40 Tage lang zu Hauſe, nach ſechs Monaten aber und am Ende des Jahres noch einmahl betrauert. Bey armen und gemeinen Leuten wird dieſe Ceremonie gleich nach ihrem Tode vollendet. Sie feyern das Andenken des Verſtorbenen am vierten und am vierzigſten Tage nach ſeinem Tode; ſechs Monate hernach wird wieder ein Tag, und nach Verfluß eines Jahres noch ein Tag feyerlich begangen; bey ſeinem Begräbniſſe hingegen wird ſeiner beſonders Meldung gethan. Wenn der Prieſter in der Kirche betet und mit arabiſchem Rauchwerk räuchert, ſo ſtreuet man auch Weihrauch auf ſein Grab. Ueberdieß theilt man unter die Armen viele Allmoſen aus, und hält dem Verſtorbenen eine Seelenmeſſe.

Eine dritte Hauptraçe der Einwohner von Aegypten ſind die Türken, die Herren des Landes, oder die doch wenigſtens ſo heißen. Da bereits oben weitläuftig von ihnen geredet worden iſt, ſo kann man ſich hier darauf beziehen. c) Türken.

Die vierte Hauptraçe der ägyptiſchen Bewohner unterſcheidet ſich von den andern Einwohnern durch die blonde Farbe ihrer Haare, die man bey keinem Eingebohrnen von Aegypten antrifft. d) Mamelucken.

Dieß iſt jene Menſchenrace, welche die chriſtlichen Kreuzfahrer dort antrafen, und die ſie Mamelus, oder richtiger Mamelucken nannten. Nachdem ſie beynahe 230 Jahre unter der Herrſchaft der Osmannen ſtets unter dem Drucke geweſen waren, fanden ſie doch endlich Mittel, ihr Uebergewicht wieder zu erlangen. Die Geſchichte dieſer Miliz, die Umſtände, unter welchen ſie das erſtemahl nach Aegypten kam, die Art, wie ſie ſich daſelbſt eingerichtet

tet und feſtgeſetzt hat, und endlich ihre Regierungs⸗form, ſind ſo ſonderbare Erſcheinungen, daß ihre Entwickelung nicht übergangen werden kann.

Die Griechen von Konſtantinopel waren der Raub eines arabiſchen Volks geworden, welches wohl ein Land zu erobern, aber nicht zu regieren wußte, daher gieng das weitläuftige Reich der Kaliphen vom Deſpotismus bald in Anarchie über, und die ägyptiſchen weltlichen Statthalter waren nicht die letzten, welche den irrigen Wahn der Heiligkeit ihres geiſtlichen Oberhauptes eingeſehen hatten. 969 oder 972 nach Herbelot ſetzten ſich in Aegypten die Fatmitiſchen Kaliphen feſt; allein bald darauf ſtifteten ſie unter einander ſelbſt Sekten, wodurch ſie ſich ſo ſehr ſchwächten, daß ſie den Kreuzfahrern ſogar einen Tribut erlegen mußten. Die letztern wurden endlich vertrieben, und die ägyptiſchen Araber kamen ſelbſt unter die Herrſchaft der Perſer, welche endlich von 1218 an unter die Herrſchaft der tatariſchen Horden gerieth. Die Folgen dieſer letzten Unternehmung von 1227 brachten die Mamelucken nach Aegypten.

Die Tataren waren endlich des Mordens müde, und führten eine Menge Sclaven von beyderley Geſchlecht mit ſich fort; alle ihre Läger und Züge in Aſien waren damit angefüllt. Die Nachfolger des Selah-el-Din, die als Turkmannen (ſ. oben) noch immer mit den Völkern am caſpiſchen Meere in Verbindung ſtanden, ſahen dieſes als eine gute Gelegenheit an, ſich mit wenig Koſten eine Miliz zu verſchaffen, deren Schönheit und Tapferkeit ſie kannten. Gegen das Jahr 1230 ließ einer von ihnen 12000 junge Leute aufkaufen, die aus Tſchirkaſſiern, Mingreliern und Abayanen beſtanden; ließ ſie in kriegeriſchen Uebungen unterrichten, und hatte in kurzer Zeit eine Anzahl der ſchönſten und beſten Soldaten in ganz

Aſien,

Aſien, aber auch eben ſo viele Aufrührer. Denn 1250 ermordeten dieſe Soldaten, die gleich der römiſchen prätorianiſchen Leibwache Geſetze vorſchrieb, den letzten turkmanniſchen Fürſten, und ſetzten einen ihrer Anführer unter dem Titel eines Sultans an ſeine Stelle, und behielten den Nahmen der Mamelucken bey, welcher einen Sclaven in Kriegsdienſten bedeutet.

Dieſe Sclavenmiliz hat in einem Zeitraume von 257 Jahren allein 47 Oberhäupter gehabt, wovon nur das erſte 17 Jahre regierte, weil die übrigen der Stahl, der Strick, der Gift, der öffentliche oder Meuchelmord bald früher, bald ſpäter aufrieb. Endlich machte 1517 Selim, Sultan der Osmannen, ihrer Herrſchaft ein Ende, indem er ihr letztes Oberhaupt, Toumann Beck, gefangen nehmen und aufhängen ließ.

Selim trennte nunmehr in gewiſſer Rückſicht die ganze mameluckſche Völkerſchaft dadurch, daß er ihnen osmanniſche Paſchen vorſetzte, und ihre ſieben Oberhäupter zu Gliedern des Divans nahm, und aus denſelben die 24 Statthalter von Aegypten oder Becks ernannte. Dieſe Einrichtung dauerte länger als 200 Jahre. Allein ſeit 50 Jahren hat ſich die Zahl der Mamelucken nicht nur außerordentlich vermehrt, ſondern ſie haben auch als Beſitzer aller Reichthümer und alles Anſehens ein ſolches Uebergewicht über die Osmannen erhalten, daß die Macht derſelben ganz unbedeutend geworden iſt. Dieſes Uebergewicht haben ſie vorzüglich ſeit 1766 dem Ali Beck zu verdanken, welcher ſich gewiſſermaaßen zum unumſchränkten Herrn gemacht hatte, der ſogar die Hütten von Mecca eroberte, Syrien erobern wollte, aber am Ende das gewöhnliche Schickſal des Meuchelmords im Jahre 1773 hatte. Nach ſeinem Tode

gieng es eben ſo unruhig unter den Mamelucken zu, indem die verſchiedenen Oberhäupter derſelben ſich die Herrſchaft einander ſtreitig zu machen ſuchten, wodurch das Anſehen der Osmannen noch mehr geſunken iſt.

Militäriſche Verfaſſung der Mamelucken.

Das Militärcorps der Mamelucken iſt die einzige Kriegsmacht in Aegypten, welche auf Dörfern und in Städten zerſtreuet liegen, und über 8500 Mann ſtark ſeyn ſollen, welche insgeſamt zu Pferde dienen; denn an Infanterie iſt hier nicht zu denken. Aus dieſem Grunde haben die Mamelucken den ägyptiſchen Einwohnern nichts als die Eſel und Maulthiere zu ihrem Gebrauche verſtattet, und ſich ganz allein die Pferde vorbehalten, deren ſie ſich bedienen, wo es nur irgend möglich iſt. In der Stadt, auf dem Lande, bey ihren Beſuchen, von einer Thüre zur andern, mit einem Worte, überall ſiehet man ſie nie anders, als zu Pferde.

Kleidung der Mamelucken.

Zu ihrer Kleidung brauchen ſie ein weites Hemde von Leinewand oder dünnem gelblichen Kotton; darüber wird eine Art von Schlafrock von indianiſcher Leinewand oder leichtem Zeuche von Damas oder Aleppo gezogen. Dieſer Rock heißt Antari, und fällt vom Halſe bis auf die Knöchel herunter, und wird vornen über dem Leibe bis an die Hüften über einander geſchlagen, wo ihn zwey Schnuren zuſammenhalten. Ein zweyter Rock von ähnlicher Form und Weite bedeckt den erſten, und ſeine weiten Ermel gehen bis vor an die Fingerſpitzen. Dieſen nennt man Koftan. Ordentlich nimmt man einen ſeidenen koſtbarern Zeuch dazu, als bey dem vorigen. Ein langer Gürtel ſchließt dieſe beyden Kleider an den Leib, und theilt den Körper in zwey große Bündel ab. Ueber dieſe beyden Kleidungsſtücke kommt das dritte, Djoube genannt, von Tuch ohne Futter, mit

dem

dem vorigen nach einerley Form gemacht, nur reichen die Ermel blos bis an den Ellenbogen. Im Winter, und ſelbſt oft im Sommer, iſt der Djoube mit Rauchwerk ausgeſchlagen, und vertritt alsdann die Stelle eines Pelzes. Endlich werden dieſe drey Enveloppen noch von der letzten, von der Beniſche bedeckt, welches der Mantel oder das Kleid iſt, das bey feyerlichen Gelegenheiten getragen wird. Seine Beſtimmung iſt, den Körper ganz und gar, ſelbſt die Fingerſpitzen zu bedecken, die man, ohne den Wohlſtand zu beleidigen, nie in Gegenwart angeſehener Perſonen ſehen laſſen darf.

Unter der Beniſche hat der Körper die Geſtalt eines langen Sackes, aus welchem auf einem nackenden Halſe ein Kopf ohne Haare mit einem Turban bedeckt hervorragt. Der Turban, welchen die Mamelucken tragen, wird Kaouck genannt, und iſt ein gelber Cylinder, den von außen eine künſtlich gelegte Rolle von Mouſſelin ſchmückt. Ihre Füße bedeckt eine Art gelblederne Socken, die bis an die Ferſen gehen, und Pantoffeln ohne Quartiere, die man alle Augenblicke von den Füßen verliehrt.

Das ſonderbarſte Kleidungsſtück von allen aber iſt eine Art langer Hoſen, deren Umfang ſo groß iſt, daß ſie herauf bis ans Kinn reichen, und jedes Bein den ganzen Körper reichlich beherbergen könnte. Um das Gemählde zu vollenden, muß man wiſſen, daß die Mamelucken dieſe Hoſen von einem gewiſſen venetianiſchen Zeuche, Saille genannt, machen, und der, ob er gleich eben ſo wollenreich und weich als der Biber iſt, doch an Stärke und Dichtigkeit ein grobes Tuch noch weit übertrifft; und daß ſie, um im Gehen nicht ſo ſehr gehindert zu werden, alle herunterhängenden Theile dieſer oben erwähnten Kleider in die Hoſen hinein ſtecken, und mit einem Gürtel, den

ſie herauf und herunter ſchieben können, befeſtigen. Man findet leicht, daß die Mamelucken, auf dieſe Art eingewickelt, nicht ſehr gut zu Fuße ſeyn können; was aber noch weit ſchwerer zu begreifen wird, wenn man nicht den Menſchen in verſchiedenen Ländern geſehen und beobachtet hat, iſt dieſes, daß ſie ihre Kleidung für ſehr bequem halten. Vergebens ſtellet man ihnen vor, daß ſie den Fußgänger im Gehen hindert, und dem Reuter zur Laſt fällt, und daß dieſer, ſobald er nicht mehr auf dem Pferde ſitzt, ſich verlohren geben muß; ſie antworten immer: es iſt aber der Gebrauch ſo; und dieſer Grund erſchöpft alles.

In Anſehung der Vervollkommnung ihrer Equipage, wo wir in Europa ſo zweckmäßige Verbeſſerungen angebracht haben, ſind die Mamelucken um mehr noch als neun Jahrhunderte hinter uns zurück. Nach Anleitung der ſie ganz beherrſchenden Gewohnheit, legen ſie den Pferden einen unförmlichen hölzernen Sattel auf, der überflüßig mit Eiſen und Leder belaſtet iſt. Der hintere Theil oder After eines ſolchen Sattels iſt acht Zoll hoch, und reicht dem Reuter bis an die Nieren, und vorne droht ein vier bis fünf Zoll hoher Sattelknopf, ihm die Bruſt zu quetſchen, wenn er ſich bückt; auf den Sattel ſelbſt breiten ſie, ſtatt der Polſterung, drey dicke wollene Decken; ein Sattelgurt hält endlich das Ganze zuſammen, aber dieſer Gurt wird nicht durch Schnallen mit Dornen befeſtiget, ſondern durch einige Knoten von Riemen, die gar nicht dauerhaft, und doch ſehr ſchwer aufzulöſen ſind. Uebrigens haben dieſe Sättel einen breiten Bruſt- und gar keinen Schwanzriemen, wodurch ſie oft zu weit vorrücken, und auf den Bug des Pferdes zu liegen kommen. Die Steigbügel beſtehen aus einer kupfernen Platte, die länger

und breiter iſt als der Fuß, und einen Rand von einem Zoll hoch hat, der ſich an den Henkeln, woran ſie befeſtiget ſind, endiget. Die Ecken dieſer Platte ſind ſcharf, und dienen ihnen ſtatt der Spornen, um damit die Seiten des Pferdes zu verwunden. Gewöhnlich wiegen ein Paar ſolche Steigbügel neun bis zehn, ja oft mehr als zwölf und dreyzehn Pfund. Der Sattel und ſeine Decken wiegen nicht weniger als fünf und zwanzig, und ſo trägt das Pferd eine Laſt von ſechs und dreyßig Pfund. Dieſes alles wird jedem deswegen noch lächerlicher vorkommen, weil die ägyptiſchen Pferde ſehr klein ſind. Der Zaum iſt in ſeiner Art eben ſo ungeſchickt; er iſt von der Gattung, die man bey uns a la genette — ein türkiſches Gebiß — nennt, und die Stange hat kein Gelenke. Die Kinnkette iſt weiter nichts, als ein eiſerner Ring, der ſo dicht an das Kinn anſchließt, daß er die Haut abreibt; dadurch ſind beynahe alle Kinnladen der Pferde ruinirt, und alle ſind durchaus hartmäulig. Dieſer Erfolg iſt bey der Art, wie die Mamelucken ihre Pferde behandeln, unvermeidlich; denn anſtatt, daß ſie das Maul wie wir ſchonen ſollten, ſo richten ſie es vielmehr durch ein gewaltſames Hin- und Herreißen gänzlich zu Grunde; vorzüglich geſchiehet dieſes bey einem gewiſſen Manöuvre, das ihnen ganz allein eigen iſt. Sie laſſen nämlich das Pferd mit verhängtem Zügel laufen, und halten es dann plötzlich im ſtärkſten Rennen auf; das Pferd, durch das ſcharfe Gebiß gezwungen, ſtreckt die Vorderbeine ſtarr aus, beugt die Hinterbeine etwas, und rutſcht ſo ſteif wie ein hölzern Pferd einen Fleck fort, bis es ſtille ſtehet. Man begreift, wie ſehr ein ſolches Manöuvre die Beine und das Maul der Pferde verdirbt. Die Mamelucken finden aber darinnen eine gewiſſe Zierlichkeit, und glauben, daß es für ihre Art zu fechten vorzüglich paſſe. Ohnerachtet der beyden

Wagſchaalen, worinnen ihre Schenkel ruhen, und den unaufhörlichen Bewegungen ihres Körpers zu Pferde, kann man übrigens doch nicht läugnen, daß ſie feſtſitzende und ſtattliche Reuter ſind, und daß in ihrem Anblicke etwas kriegeriſches liegt, das ſelbſt dem Auge eines Ausländers gefällt; auch dieſe Gerechtigkeit muß man ihnen wiederfahren laſſen, daß ſie in der Wahl ihrer Waffen vernünftiger zu Werke gegangen ſind.

Den erſten Platz unter ihren **Waffen** behauptet ein engliſcher Karabiner, ohngefähr dreyßig Zoll lang, deſſen Mündung ſo weit iſt, daß er auf einmahl zehn bis zwölf Kugeln ſchießt; ſelbſt ohne alle Geſchicklichkeit iſt ſeine Würkung allemahl tödtlich. In ihrem Gürtel tragen ſie zweytens ein Paar große Piſtolen, die mit einer langen ſeidenen Schnur an ihrer Kleidung befeſtigt ſind. Am Sattel hängen noch eine Menge Waffen, deren ſie ſich zum Todtſchlagen bedienen; endlich hängt an ihrem linken Schenkel in einem Bandelier ein krummer Säbel, deſſen Gattung in Europa wenig bekannt iſt. Wenn man ſeine Klinge in gerader Linie mißt, ſo iſt ſie nicht länger als 24 Zoll; mißt man aber die Krümmung, ſo kommen 30 heraus. Dieſe Form, die uns ſeltſam ſcheint, iſt aber nicht ohne trifftige Gründe erwählt worden. Die Erfahrung lehrt, daß der Hieb einer geraden Klinge nur einen Fleck trifft, wo ſie auffällt, und nur in dem Augenblicke, da er geſchieht, verwundet, weil er blos durch den Schlag ſchneidet; eine krumme hingegen ſchneidet fort, wenn ſie auch zurückgezogen wird, dringt durch die Bewegung des Arms immer tiefer ein, und würkt weit länger fort. Den Barbaren, deren Geiſt ſich vorzüglich mit ſolchen Mordkünſten beſchäftiget, iſt dieſe Bemerkung nicht entgangen, und daher ſchreibt ſich dieſer allgemeine und

ſo

ſo alte Gebrauch dieſer Art Säbel im Morgenlande. Die gemeinen Mameluckeu erhalten die ihrigen aus Konſtantinopel und Europa; die Becks aber geitzen nach Klingen aus Perſien und den ehemahligen Fabriken aus Damas — denn gegenwärtig wird dort kein Stahl mehr verarbeitet — die ſie mit 40 und 50 Louisd'or bezahlen. Die Eigenſchaften, welche ſie vorzüglich daran ſchätzen, ſind Leichtigkeit, gleiche und hellklingende Härte, das Gewäſſerte oder ſogenannte Damaſcirte des Eiſens, und vorzüglich die feine Schärfe der Schneide; und man muß geſtehen, daß man alles dieſes in größter Vollkommenheit daran findet, nur haben dieſe Klingen den Fehler, daß ſie leicht ſpringen, wie Glas.

Erziehung u. Uebungen der Mamelucken.

Die Kunſt, die Waffen zu führen, iſt der einzige Gegenſtand der mameluckſchen Erziehung, und beſchäftigt ſie ihr ganzes Leben hindurch. Mit Anbruche des Morgens reutet der größte Theil von ihnen täglich hinaus auf eine Ebene vor Kairo; hier üben ſie ſich, den Karabiner in vollem Sprengen aus dem Bandelier zu nehmen, und ihn nach einem gewiſſen Ziele abzuſchießen; denſelben dann unter den Schenkel zu ſtecken, und eine Piſtole zu ergreifen, die ſie auch abſchießen und über die Schulter hinter ſich zurück werfen; alsdann die zweyte, und machen es mit ihr eben ſo, wie mit der erſten. Niemahls verliehren ſie Zeit damit, daß ſie dieſelben wieder in den Gurt ſtecken, ſondern verlaſſen ſich auf die Schnur, womit ſie an ihren Kleidern befeſtiget iſt. Die Becks geben dabey Zuſchauer ab, und derjenige, welcher das zum Ziel ausgeſteckte irrdene Gefäß zerſchießt, wird von ihnen mit Lobſprüchen und Gelde belohnet. Eben ſo üben ſie ſich auch mit dem Säbel, und hauptſächlich ihre Hiebe damit von unten nach oben zu führen, welche immer ſehr ſchwer zu pariren ſind. Ihre Säbel-

belſchneiden ſind ſo gut, und ihre Hände ſo geſchickt, daß viele einen Zielkopf von naſſer Baumwolle wie einen Butterwecken herab hauen. Sie ſchießen auch mit dem Bogen, ob ſie ihn gleich aus ihren Gefechten gänzlich verbannt haben.

Ihre Lieblingsübung aber iſt mit dem Djerid. Dieſer Nahme bedeutet eigentlich einen Rohrſtengel, und wird jedem Stocke beygelegt, den man mit der Hand nach einem Ziele wirft. Anſtatt der Stöcke brauchen die Mamelucken friſche Palmzweige, wovon ſie die Blätter abgeſtreift haben. Dieſe Zweige ſehen aus wie ein Artiſchockenſtengel, ſind vier Fuß lang, und wiegen fünf bis ſechs Pfund. Mit dieſer Art von Wurfpfeilen bewaffnet, beginnen die Reuter nun ihre Rennen, laſſen ihre Pferde laufen, was ſie können, und werfen ſie in einer ziemlichen Entfernung auf einander. Sobald der Djerid geworfen iſt, wendet der angreifende Theil ſein Pferd um, und die Reihe zu werfen und die Uebung fortzuſetzen kommt nun an den, welchen dieſer Wurf treffen ſollte, und der ihm entgangen iſt. Die Pferde ſind durch die Uebung ſo gut abgerichtet, und erleichtern ihren Reutern dieſe Uebung ſo ſehr, daß man ſagen könnte, es machte ihnen beynahe eben ſo viel Freude, als ihren Herren. Allein dieſes Vergnügen iſt oft ſehr gefährlich, denn es giebt Arme unter ihnen, die mit ſo vieler Kraft werfen, daß ein ſolcher Wurf oft verwundet und ſogar tödtlich wird. So rauh dieſe Erziehung und dieſe Spiele wild ſcheinen mögen, ſo ſtehen ſie doch mit dem politiſchen Zuſtande dieſer Nationen in der genaueſten Verbindung.

Da die Mamelucken von unſern Kriegsübungen nichts wiſſen, ſo kennen ſie auch eben ſo wenig weder unſere europäiſche Kriegskunſt, noch Ordnung, noch Stellung, noch Diſciplin, und nicht einmahl Subordi-

ordination. Ihr Zuſammenſtoßen und ihr Marſch gleicht einem Auflaufe, ihre Treffen ſind lauter Duelle, und ihre Kriege Straßenräubereyen; gewöhnlich führen ſie ihn in der Stadt Kairo ſelbſt. In einem Augenblicke, wo man oft am wenigſten daran denkt, bricht eine Kabale aus; der Lärm verbreitet ſich; die Becks ſteigen zu Pferde; ihre Feinde erſcheinen; man greift einander mit dem Säbel in der Fauſt auf freyer Straße an; wenn einige gemordet ſind, iſt gemeiniglich der Streit entſchieden, und der ſchwächſte oder furchtſamſte wird exilirt; das Volk erklärt ſich bey ſolchen Streitigkeiten für keine Parthey. Zuweilen plündert der Pöbel die Häuſer der Exilirten, und die Sieger ſehen ihnen durch die Finger. Wenn es in den europäiſchen Zeitungen gewöhnlich heißt: die **Becks haben Rekruten geworben; ſie haben das Volk aufgewiegelt; das Volk begünſtiget eine Parthey**; ſo giebt dieß keine genaue und richtige Vorſtellung von der Sache. Denn das Volk verhält ſich in den Zwiſtigkeiten der Mamelucken blos leidend. Wenn dergleichen Gefechte vorfallen, und das Pferd fällt unter dem Reuter, ſo iſt derſelbe verlohren. Die Knechte ſind bey einer Niederlage oder Flucht ſtets bey der Hand, um ihrem Herrn wieder aufzuhelfen; haben ſie aber keine Zeugen dabey, ſo ermorden ſie ihn wohl gar, um des bey ſich führenden, mit Zechinen gefüllten Gürtels willen. Oft iſt eine ſolche Schlacht durch den Tod von zwey oder drey Perſonen gänzlich entſchieden. Daß dergleichen auch noch ſo muthige und tollkühne Truppen den geſchloſſenen europäiſchen Kriegern nur im erſten Anlaufe fürchterlich ſind, wird jeder leicht einſehen; und ſo lange die morgenländiſchen Völker ſich nicht der europäiſchen Kriegskunſt bedienen werden, können ſie bey allem ihrem Muthe nichts ausrichten.

Der unbeſtändige Karakter dieſer Miliz iſt eine nothwendige Folge ihrer innern Verfaſſung. Kaum hat der junge Bauer, der in Mingrelien oder Georgien verkauft wurde, einen Fuß in Aegypten geſetzt, ſo denkt er auch ſchon daran, ſeine Freyheit ſich zu verſchaffen und als Soldat zu dienen, er verkauft daher ſeine Dienſte demjenigen, der ihm das meiſte dafür biethet. Iſt er einmahl frey und Soldat, ſo hat er gleiche Rechte mit ſeinem Anführer, und nur das Glück allein kann entſcheiden, ob er einſt Anführer werden ſoll. Gefällt es dem Glücke, ihn zu begünſtigen, ſo wird er ſich auch empor ſchwingen, und in der Regierungskunſt nicht weniger geübt ſeyn, da ſie ganz allein darinn beſtehet, Geld zu erpreſſen; denn dieß muß er haben, um ſich Anhänger zu erkaufen und ſie zu erhalten, es zu verſchwenden, und Säbelhiebe auszutheilen.

Außer dieſer Lage der Dinge iſt noch jener ausſchweifende Luxus entſtanden, wodurch die Bedürfniſſe gränzenlos vervielfältiget und die Raubbegier der Großen unendlich ausgebreitet worden iſt. Dieſer Luxus iſt ſo groß, daß es keinen Mamelucken giebt, deſſen Unterhaltung nicht jährlich beynahe tauſend Thaler koſten ſollte; ja viele koſten noch einmahl ſo viel. Bey jedem Ramadan müſſen ſie ein neues Kleid bekommen, und daneben noch beſondere Geſchenke. Oft verlangen ſie neue Pferde und neues Zeug, neue Waffen, ächt vergoldete Steigbügel u. ſ. w. Durch Juwelen und Edelſteine, durch arabiſche Pferde für zwey- bis dreyhundert Louisd'or, durch Schauls von Kaſchemire *) für fünf und zwanzig bis funfzig Louisd'or, und durch eine Menge Pelze müſſen

*) Man ſehe darüber vorzüglich das Journal des Luxus und der Moden vom Jahre 1786. S. 142. nach.

müſſen ſich die Anführer von den Gemeinen unterſcheiden. Die Frauen haben die ehemahlige Mode, Zechinen als Schmuck auf dem Kopfe und an der Bruſt zu tragen, als gar zu einfach abgeſchaft, und tragen jeꜩt dafür Diamanten, Smaragden, Rubinen und feine Perlen; und die Sucht von Schauls und Pelzwerk hat ſich auch in den neuern Zeiten auf Lioner Spiꜩen und Stoffe ausgedehnt.

Sitten der Mamelucken.

Die Sitten der Mamelucken ſind leider ſo beſchaffen, daß, wenn man auch die Wahrheit ganz trocken und ohne allen Schmuck ſprechen läßt, man doch kaum den Verdacht wird vermeiden können, daß man aus Tadel der Leidenſchaft alles übertreibe. Der größte Theil von ihnen iſt in der griechiſchen Kirche gebohren, und in dem Augenblicke erſt beſchnitten worden, da man ſie erkauft hat; und ſo ſind ſie ſelbſt in den Augen der Türken nichts als Renegaten ohne Glauben und Religion. Sie ſind einander ſelbſt fremd, und jene Naturgefühle, die alle Menſchen vereinigen, nähern hier keinen dem andern. Die Vergangenheit that nichts für ſie. Sie ſind Eltern- und Kinderlos, und ſo thun ſie auch nichts für die Zukunft. Durch ihre Erziehung unwiſſend und abergläubiſch, werden ſie endlich durch das viele Morden wild und grauſam, die vielen Meitereyen machen ſie zum Aufruhr geneigt, die Kabalen untreu, die Verſtellungen feig, und alle Arten von Ausſchweifungen verderben ſie am Körper und am Geiſte. Vorzüglich ſind ſie jenem ſchändlichen Laſter ergeben, das zu allen Zeiten die Griechen und Tataren ſchändete; und gerade dieß iſt der erſte Unterricht, den ſie von ihrem Fechtmeiſter erhalten. Wenn man zumahl erwägt, daß ſie alle Weiber haben, ſo weiß man nicht, wie man dieſen ſonderbaren Geſchmack an Knabenliebe ſich erklären ſoll; man müßte denn annehmen,

daß

daß ſie ihr eigenes Geſchlecht aus bloßer Vorliebe höher ſchätzen. Doch giebt es keinen einzigen Mamelucken, der dieſes Laſter nicht ausüben ſollte.

Regierungsverfaſſung der Mamelucken.

Unter einem ſolchen Volke und in deſſen Händen iſt die Regierung von Aegypten, und dieſe Menſchengattung entſcheidet itzt Aegyptens Schickſal. Wie kann es daher anders ſeyn, daß ſie, da ihre ganze Regierungskunſt in Säbelhieben, Liſt und Kühnheit beſteht, keinen Begriff von Polizey oder öffentlicher Ruhe und Sicherheit haben. Ihre einzige Sorge iſt, ſich Geld zu verſchaffen, und das Mittel, deſſen ſie ſich dazu bedienen, iſt das einfachſte von der Welt. Sie nehmen es, wo ſie es finden, entreißen es dem, der es beſitzt, mit Gewalt, oder legen alle Augenblicke den Dörfern oder der Mauth neue willkührliche Abgaben auf, welche ſie wiederum auf den Handel legt.

Da der Landmann in Aegypten nie die Früchte ſeines Fleißes genießt, ſo arbeitet er nur aus Zwang, und der Ackerbau geräth dabey in Stocken. Der größte Theil der Ländereyen iſt in den Händen der Becks der Mamelucken und Gerichtsperſonen; die Zahl der übrigen Eigenthümer iſt unendlich klein, und ihre Beſitzungen tauſend Beſchwerden und unaufhörlichen neuen Abgaben unterworfen. Kein unbewegliches Guth fällt auf die Kinder oder kann vererbt werden, ſondern alles fließt in den Ocean der Regierung zurück, der man es wieder abkaufen muß.

Die Bauern ſind hier nichts als Tagelöhner, welchen man höchſtens nur ſo viel läßt, als ſie nöthig haben, um nicht zu verhungern. Der Reis und das Getraide, welches ſie erbauen, kommt auf die Tafel ihrer Herren, und für ſich dürfen ſie nichts behalten als den Doura, woraus ſie ein unge-

ſäuertes Brodt bey Kuh- und anderm Miſte backen, das ohne Saft und Kraft iſt, ſobald es kalt wird. Dieſes nebſt Waſſer und rohen Zwiebeln iſt das ganze Jahr hindurch ihre einzige Nahrung; glücklich ſind ſie, wenn ſie noch dazu von Zeit zu Zeit einmahl Honig, Käſe, ſaure Milch und Datteln eſſen können; denn Fleiſch und Schmeer, das ſie mit der größten Leidenſchaft lieben, erſcheint nur auf die größten Feſte und bey den Mahlzeiten der Wohlhabendſten.

Die Kleidung der Bewohner von Aegypten überhaupt beſteht allein aus einem Hemde von grober blauer Leinewand und aus einem ſchwarzen Mantel von einem durchſichtigen und groben Gewebe. Ihr Kopfputz iſt eine Mütze von Tuch, um welches ſie ein langes Schnupftuch von rother Wolle wickeln. Die Arme, die Schenkel und die Bruſt ſind unbekleidet; denn der größte Theil von ihnen trägt nicht einmahl Hoſen. Ihre Wohnungen ſind leimene Hütten, wo man für Hitze und Rauch erſticken möchte, und wo jene Krankheiten ſie zuweilen gar nicht verlaſſen, welche Unreinlichkeit, Feuchtigkeit und ſchlechte Nahrungsmittel verurſachen. Um das Maaß ihres Elendes noch mehr anzufüllen, vereinigen ſich endlich noch mit jenen phyſiſchen Uebeln der unaufhörliche Aufruhr, die Furcht für den Plünderungen der Araber, für den Beſuchen der Mamelucken, für der Privatrache einiger beleidigten Familien, und alle die Angſt und Sorgen, die von dieſem ewigen bürgerlichen Kriege unzertrennlich ſind. Dieß Gemählde paßt auf jedes Dorf und iſt in den Städten eben nicht reizender. Alles, was man ſieht und hört, ſagt es laut, daß hier nur Sclaven und Tyrannen wohnen. Man ſpricht von nichts als bürgerlichen Unruhen, öffentlichem Elend, Gelderpreſſungen, Stockſchlägen und Ermordungen. Es gilt ihnen

Kleidung.

nen gleich viel, ob ſie einen Menſchen, oder einen Ochſen ſchlachten. Kein Leben, kein Eigenthum iſt geſichert. Nur in der Hütte der Armuth kann der Bewohner Aegyptens der Raubbegier und der Gewaltthätigkeit entgehen.

Beſchäftigungen. Ein mächtiges Hinderniß, das in Aegypten, wie in der ganzen Türkey, Perſien, ja in ganz Afrika jeder glücklichen Revolution im Wege ſtehet, iſt die tiefe Unwiſſenheit der Nation; und dieſe Unwiſſenheit, die ihnen die Augen über die Urſachen ihres unglücklichen Zuſtandes und über die Mittel dagegen verſchließt, macht ſie auch bey jeder Gelegenheit blind, wo ſie dieſe Mittel anwenden könnten. Dieſe tiefe Unwiſſenheit beherrſcht alle Klaſſen, und ihre Würkungen auf alle Arten ſittlicher und phyſikaliſcher Kenntniſſe, auf Wiſſenſchaften, ſchöne und ſelbſt mechaniſche Künſte, ſind überall ſichtbar. Die allereinfachſten ſind dort noch in einer Art von Kindheit. Die Arbeiten der Tiſchler, Schlöſſer und Büchſenſchmiede ſind äußerſt grob und unförmlich. Alle Kram- und kleine Metallwaaren, die Flinten- und Piſtolenläufte ziehet man aus dem Auslande. Man macht Schießpulver, aber es iſt äußerſt grob. Es giebt in Aegypten zwar Zuckerſiedereyen, aber der Zucker iſt ſehr ſchwarz, und der weiße kömmt zu theuer. Die einzige Manufaktur, welche zu einiger Vollkommenheit gediehen iſt, ſind die ſeidenen Zeuche; und doch iſt die Arbeit davon weit weniger fein und ſauber, und der Preiß doch weit theurer, als in Europa. Was noch am meiſten und mit großer Thätigkeit und zwar faſt ausſchlußweiſe in Kairo getrieben wird, iſt der Handel.

Krankheiten, Religion u. ſ. w. Zu den körperlichen Plagen der Bewohner Aegyptens gehören die Blindheit, die Kinderpocken und die Peſt. In Anſehung der Religionsübungen, der

Begräbniſſe u. ſ. w. brauche ich nichts weiter zu erinnern, weil ſie als Muhamedaner hierinnen mit den Türken übereinſtimmen.

28. Die Zigeuner.

Das faſt in allen Ländern wie die Juden zerſtreute Volk der Zigeuner heißt bald Charami; bald Pharaoner, wie in Ungarn und Siebenbürgen; bald Nadjub, wie in Syrmien; bald Djaii, wie in der Bucharey; bald Staurwara und Kurbad, wie in der Barbarey und Arabien; bald Ghaſia, welcher Nahme ihnen auch in Aegypten beygelegt wird, wo ſie gegenwärtig noch ſehr häufig ſind; und am aller ausgebreitetſten endlich iſt die Benennung Zigeuner, oder Czigany, oder Cyganis. 28. Zigeuner.

Die Abſtammung derſelben aus Aegypten und Nubien iſt ſo alt, als dieſes Volk ſelbſt in Europa, wo ſie bereits 1417 erſchienen, und unter Heinrich dem Achten in England 1531 durch eine eigene Parlementsacte verfolgt wurden, und in der Schweiz 1418, in Italien 1422, und in Ungarn waren ſie bereits im Jahre 1700 außerordentlich ausgebreitet. Allein bey alle dem hat ſich bey der genauen Unterſuchung, welche Herr Profeſſor Grellmann über dieſes Volk angeſtellet hat, gezeigt, daß ſie nichts weniger als Aegypter und Nubier ſind, ſondern daß ſie aus Hindoſtan, und zwar aus der Kaſte der Suders abſtammen; denn ihre gegenwärtige Sprache und Geſichtsfarbe, ihre Geſtalt und ihr Karakter hat noch ganz das Gepräge der Hindoſtaner, ob ſie gleich ſchon ſeit Jahrhunderten aus ihrem Vaterlande ausgewandert ſind, und zerſtreuet leben.

Sie haben weder ſo rieſenmäßige Körper als die Bucharen, noch ſind ſie ſo zuſammengeſchrumpft wie Beſchaffenheit des Körpers.

die Lappen, ſondern ihre Glieder ſtehen in dem regelmäßigſten Verhältniſſe unter einander. Die Gewandheit und geſchmeidige Bewegung der Glieder trifft man bey jedem Zigeuner an. Die Farbe ihrer Haut iſt ſchwarzbraun oder olivenfarbig, und zwiſchen den rothen Lippen ſchimmern ſehr weiße Zähne vor. Allein die ſchwarze Farbe der Haut pflanzen die Zigeuner gegenwärtig mehr durch Erziehung und Lebensart, als durch Geburt, von Geſchlecht zu Geſchlecht fort; denn das nackende Kind wird im Sommer an die brennende Sonne gelegt, ja einige Mütter beſtreichen es wohl gar mit ſchwärzender Salbe, und laſſen ſie an der Sonne oder am Feuer einbeitzen; und im Winter wohnen ſie in einer Hütte voller Rauch.

Lebensart. Diejenigen Zigeuner, welche mit geſitteten Menſchen näher in Verbindung ſtehen, haben in ihren Speiſen nichts beſonderes, nur daß es in ihrer Küche ſehr unreinlich zugehet. Die übrigen hingegen führen bisweilen einen ganz ſonderbaren Tiſch. Bald leiden ſie Hunger, oder ihre ganze Koſt beſtehet in Brodt, grünen Gartengemüßen und Waſſer; bald ſchmauſen ſie Hühner und Gänſe. Ein beſonders feſtlicher Tag aber iſt es für ſie, wenn ein Braten von geſtorbenem Vieh ihre Mahlzeit ausmacht. Es ſey Aas eines Schaafes, oder Schweines, einer Kuh, oder eines andern Thieres; alles, nur das Pferd ausgenommen, gilt ihnen gleich. Am liebſten ſind ihnen ſolche Thiere, welche im Feuer, bey Feuersbrünſten u. ſ. w. ihren Tod gefunden haben. Die Zurichtung dieſer lüſternen Koſt iſt ſehr einfach; was für die erſten Tage beſtimmt iſt, wird gekocht oder gebraten; iſt der Vorrath größer, ſo wird das übrige entweder an der Sonne gedörret, oder in ihren Hütten geräuchert, und ſodann ohne weitere Umſtände geſpeiſet.

Brodt

Brodt backen die Zigeuner nicht leicht ſelbſt, ſondern kaufen, betteln, oder ſtehlen es, oder entbehren es ganz bey ihren Mahlzeiten. Wenn ſie aber backen, ſo gehet es dabey wie bey den Arabern zu.

Eben ſo wenig bedienen ſie ſich beym Genuß ihrer Speiſen der Meſſer, Gabeln, Schüſſeln, Teller und Tiſche. Ein irdener Topf, eine eiſerne Pfanne, die zugleich die Stelle der Schüſſel vertreten, ein Löffel und ein einziges Meſſer machen ihr geſamtes Küchen- und Speiſegeräthe aus. Die Stelle der Meſſer und Gabel vertreten bey ihnen Finger und Zähne, und zum Teller und Tiſch dient ihnen die bloße Erde.

Waſſer iſt das gewöhnliche Getränk der Zigeuner; doch lieben ſie auch Bier und beſonders den Brandewein, weil er ihnen eine glückliche Stunde des Lebens durch ſeine berauſchende Kraft nach ihrer Meinung verſchafft. So groß aber auch ihr Hang zum Brandewein iſt, ſo ſehr wird er von dem Hange und der Begierde nach Taback übertroffen. Alt und jung rauchen ihn nicht nur aus ganz kurzen, zwey bis drey Zoll langen Röhren, ſondern kauen und verſchlucken auch Blätter und Stengel mit heißer Begierde. Das Rohr iſt jederzeit von Holz, worein ſich der Saft ſehr leicht ziehet, und dadurch in den größten Leckerbiſſen des Zigeuners verwandelt wird. Denn wenn es durch langen Gebrauch genug durchzogen iſt, ſo nagt er mit unglaublicher Wolluſt ſo lange daran, als noch ein Spähnchen davon übrig iſt. Ja, der Zigeuner iſt fähig, ohne Brodt und alle Speiſe mehr als einen Tag bey ſeiner Arbeit auszuhalten, wenn er nur ein Tabacksblatt, oder ein Stückchen Rohr von beſchriebener Eigenſchaft zu ſich nimmt. Daran kauet er, trinkt einen Mund voll Waſſer dazu, und iſt vergnügt.

Kleidung. Von der Kleidung eines Volks, das ſeiner ganzen Verfaſſung nach, wenigſtens der größte Haufen deſſelben, in die Klaſſe der Bettler gehört, wird man nicht erwarten, daß ſie ſich durch etwas anders, als durch Armuth und Dürftigkeit auszeichne. Gleich die erſten Abkömmlinge der Zigeuner in Europa erſchienen zerriſſen und elend, nur ihre Anführer allenfalls machten eine Ausnahme. Und dieß gilt gegenwärtig noch außer Teutſchland von den Zigeunern in allen andern Ländern, z. B. in Siebenbürgen, Ungarn, der Türkey u. ſ. w. wo ſie ſich aufhalten.

In Ungarn trägt der Zigeuner, ſo wie in den übrigen Ländern, keinen Huth, ausgenommen wenn er Staat machen will, wo er ſich auch bisweilen anſtatt des Huths einer rauchen Mütze bedient. Im Winter müſſen, wenn die Frau Zigeunerinn, wie in der Moldau und Wallachey, nicht mit hölzernen Nadeln Socken ſtrickt, ein Paar alte Lumpen zur Bekleidung ſeiner Füße dienen, welche ihm aber der Sommer auch unnöthig macht. Hemden trägt er ſelten, oder ſie ſind eben ſo zerriſſen, als ſeine Hoſen; denn was er einmahl anziehet, behält er ſo lange, als es gehet, auf dem Leibe. An dieſem elenden Aufzuge aber iſt ihre äußerſte Armuth ſchuld, weil ſie an keine feſte Arbeit gewöhnt ſind; denn ſie lieben den Putz außerordentlich, und beſonders Kleider von grüner und rother Farbe. Wenn ſie daher Gelegenheit haben, ein Kleid zu ſtehlen, oder zum Geſchenke zu bekommen, ſo ziehen ſie es mit dem größten Vergnügen an.

Der gewöhnliche Anzug des weiblichen Geſchlechts iſt um nichts beſſer, ſondern ſie zeichnen ſich an Schmutz und Unſauberkeit noch weit von ihren Männern aus. Denn oft beſtehet ihre ganze Bedeckung nur in einem leinenen Tuche, das ſie über den Kopf

neh-

nehmen und um die Lenden ſchlagen. Demohngeachtet ſchmücken ſie ſich gern aus. Sie tragen z. B. oft feine Hauben, indeß ein zerfetzter leinener Kittel kaum die hauptſächlichſten Blößen ihres Leibes bedeckt; auch putzen ſie die Ohren mit allerley Gehenken und die Finger mit Ringen; die Schläfe bekleiſtern ſie mit ſchwarzem Taffent, und den Hals behängen ſie mit vielen Flitterſachen.

Dieſe ihre elende Kleidung ſuchen ſie auf alle Weiſe zu ſchonen. Denn wenn ſie ſich unter einander ſtreiten, und es zum Prügeln kommen ſoll, ſo entkleiden ſie ſich ganz, und führen ihre Prügeley nackend aus.

Ihre ganze häußliche Verfaſſung gleicht völlig den ſibiriſchen und andern herumziehenden Völkern; denn die nicht anſeſſigen und nicht als Sclaven dienenden haben keine andern Wohnungen, als Zelte, in ihrer Sprache Tſchater genannt, Felſengrotten und unterirdiſche Höhlen. Ihre Winterhütten beſtehen aus Erdgruben mit einem Dache von Raſen verſehen. Da Luft und Tageslicht wenig hinein kommen kann, und ſie insgeſamt darinnen wohnen, Feuer darinnen haben, und alle Unreinlichkeiten darinnen bleiben, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie elend ſie beſchaffen ſind. Außer den bereits oben genannten Habſeligkeiten beſitzt der Zigeuner etwa noch einen Schnapſack, nebſt einigen Stücken zerriſſenen Bettzeugs, ein Zelt und einen betagten Gaul. Iſt der Haußvater etwa ein Schmied, ſo beſitzt er noch ein Paar Handbälge zum Anblaßen des Feuers, einen kleinen Ambos aus Stein, eine Zange und etwa ein Paar Hämmer. Ihre ganze häußliche Beſchäftigung beſtehet im Kochen, Eſſen, Tabackrauchen, Plaudern und Schlafen. Häußliche Verfaſſung.

Unter allen ihren Nahrungsarten iſt Schloſſer- und Schmiedearbeit die gemeinſte; alsdann treiben Gewerbe.

ſie einigen Handel oder Tauſch mit Pferden, wo ſie außerordentlich geſchickt im Betrügen ſind; einige Zimmer- und Drechslerarbeiten, aber durchaus keinen Ackerbau, und ſie leiden lieber Hunger und Noth, ehe ſie hinter dem Pfluge hergehen. Außerdem beſchäftigen ſich die Männer im Orient auch noch mit Bären- und Affenführen, welche ſie tanzen laſſen. Die Weiber trödeln mit alten Kleidern, geben ſich der Unzucht preiß, machen und verkaufen Beſen, werden Ammen junger Hunde und Hundewärterinnen, tanzen, wahrſagen und ſtehlen. In Spanien treiben ſie die Gaſtwirthſchaft, und in Ungarn und Siebenbürgen nehmen die etwas geſittetern Antheil am Goldwaſchen und am Schleichhandel.

Nichts macht ihnen weniger Mühe, als eine Heurath zu ſchließen, und eine Haußhaltung zu errichten. Denn iſt der junge Zigeuner 13 oder 14 Jahre alt, ſo macht er das erſte beſte Mädchen von 12 bis 13 Jahren zu ſeiner Frau, und wenn beyde Theile ihr Vorhaben einander eröffnet haben, ſo iſt die Ehe geſchloſſen, und einer aus ihrer Geſellſchaft ſtellet den Prieſter vor, welcher ſie zuſammen giebt, und die Frau muß ihn alsdann mehr pflegen, als ſich ſelbſt. Wird die junge Frau Wöchnerinn, ſo bringt ſie die Geburt unter Beyhülfe einer Zigeunerinn, es ſey wo es wolle, faſt immer glücklich und leicht zur Welt. Wegen Mangel eines Gefäßes machen ſie eine Erdgrube, füllen ſie mit Waſſer an, und waſchen das neugebohrne Kind darinnen. Nach dem Bade wird es in etliche Lumpen gehüllet, und man ſucht es zur Taufe zu befördern, wozu man andere, und wo möglich vornehme und reiche Leute zu Gevattern bittet, um ein reiches Pathengeſchenk zu bekommen. Der Wiegen bedienen ſie ſich nicht, ſondern die Mutter behält das Kind zum Schlafen entweder in

den Armen, oder legt es auf die Erde. Nach ausgehaltenem Kindbette gehen ſie zur Kirche, und aus derſelben zum Betteln oder Stehlen. Kleider brauchen ſie in den erſten neun bis zehn Jahren für ihre Kinder nicht, weil ſie bis dahin nackend gehen, nachher bekommt der Knabe Hoſen und das Mädchen eine Schürze. Sobald ſie gehen können, lehrt man Knaben und Mädchen tanzen, wovon die ganze Kunſt darinnen beſtehet, daß es nackend auf einem Fuße umher hüpfen, und mit dem andern immer an den Hinterleib ſchlagen muß. Neben bey werden ſie in den oben beſchriebenen Zigeunergewerben unterrichtet.

Die Zigeuner genießen vermöge ihrer Lebensart einer ſehr dauerhaften Geſundheit bis an ihren Tod, welcher gemeiniglich ſpät erfolgt. Denn daß ein Zigeuner früher oder gar als Kind ſterbe, iſt etwas ſehr ſeltenes. Ihre Liebe zum Leben iſt unbeſchreiblich; und gleichwohl ſind die Beyſpiele faſt unerhört, daß einer bey ſeiner auch noch ſo gefährlichen Krankheit einen Arzt und ordentlich bereitete Mittel brauchte. Alles laſſen ſie auf Natur und gutes Glück ankommen. Und wenn ſie ja etwas thun, ſo laſſen ſie ſich für ein Paar Kreutzer Safran kaufen, und würzen ihre Suppen damit, oder laſſen zur Ader und ſchröpfen, weil ſie geſehen haben, daß Blutlaſſen bey ihren Pferden ein Mittel gegen Krankheiten ſey. Merkt aber der Kranke, daß es ſchlimmer mit ihm werde, und der allgemeine Feind des Lebens wirklich Ernſt machen will, nun ſo bricht er in Aechzen und Wehklagen über ſeinen Abſchied aus, bis er endlich auf ſeinem gewöhnlichen Lager, unter einem Baume oder Zelte, oder in ſeiner düſtern Hütte ſeinen Geiſt völlig aufgiebt.

Geſundheit und Krankheiten.

Da ſich die Vorbereitung zum Tode nach den Religionsgeſinnungen eines jeden richtet, der Zigeuner

Begräbniſſe.

ner aber wenig oder nichts von der Unſterblichkeit ſeines Geiſtes, von Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben weiß, oder glaubt; ſo ſtirbt er auch nicht leicht anders als ein Thier, das weder ſich noch ſeinen Schöpfer kennt, und des Gedankens an eine höhere Beſtimmung ganz unfähig iſt.

Nach einem geſchehenen Todesfalle gehet es nun an ein Weinen, Klagen und Haarausraufen der Hinterbliebenen bis nach vollendetem Begräbniſſe. Hingegen wenn der Anführer einer Horde ſtirbt, ſo beweiſen ſie ſich etwas ſtiller, ernſthafter und geſetzter. Stirbt der Zigeuner wegen Verbrechen durch einen gewaltſamen Tod, denn Selbſtmorde ſind ganz ungewöhnlich, ſo beweiſen ſich die andern ſehr ſchamhaft.

Bürgerliche Verfaſſung.

Zu ihrer politiſchen Verfaſſung gehören die Oberaufſeher über die Horden, welche ſich bisweilen den Nahmen eines Woywoden beylegen, und von jedem Zigeuner der Horde einen jährlichen Tribut, z. B. einen Gulden erhalten. Die Wahl eines ſolchen Woywoden wird gewöhnlich unter freyem Himmel vorgenommen. Der Gewählte wird unter ausgelaſſenem Geſchrey dreymahl in die Höhe gehoben und mit einigen Geſchenken in ſeiner Würde beſtätigt, und eben dieß wiederfährt auch ſeiner Frau. Wahlfähig iſt überhaupt jeder, der aus einer Familie abſtammt, die bereits die Ehre hat, unter ihren Ahnherren einen Woywoden zu zählen. Insgemein aber behält darunter derjenige den Vorzug, der etwa am beſten gekleidet, nicht ganz arm iſt, an Leibesgröße andere übertrifft, und dabey zugleich ein mittelmäßiges Alter erreicht hat. Verſtand und Aufführung kommen dabey als überflüßige Nebendinge nicht in Anſchlag. Einen ſolchen Woywoden kann man unter dem übrigen Haufen leicht an ſeiner Geſtalt und an ſeinen Kleidern entdecken. Das eigentliche Kennzeichen ſeiner

ner Würde aber iſt eine große Peitſche, die ihm über die Schulter herabhängt. Auch zeichnet er ſich durch ſeine Gebietherſchaft im äußern Betragen, durch Gang und Miene aus.

In Anſehung ſeiner Macht iſt er ſehr einge⸗ſchränkt, und nur höchſt ſelten trägt ihm die Landes⸗herrſchaft, wo er ſich mit ſeiner Horde befindet, auf, die an ſie zu entrichtenden Abgaben einzutreiben. Was hingegen die Streitigkeiten der Zigeuner unter ſich ſelbſt, oder anderer Leute mit dieſen betrifft, ſo hat er dabey nichts zu thun, als ſie der ordentlichen Obrigkeit des Bezirks anzuzeigen, wo er und ſeine Horde ſich aufhält. Siehet man aber auf das, was er wirklich thut, ſo verhält ſich die Sache ziemlich anders.

Wenn einer ſeiner Untergebenen wegen eines ver⸗übten Diebſtahls bey ihm verklagt wird, ſo läßt er nicht nur alle Zelte und Hütten durchſuchen, und giebt das entwendete Guth, wenn es gefunden wird, ohne Anſtand dem Eigenthümer zurück, ſondern ſtraft auch den Dieb vor den Augen des Beſtohlenen mit der Peitſche ab. Uebrigens ſtraft er den Dieb nicht ſowohl aus Liebe zur Gerechtigkeit, als vielmehr dar⸗um, damit er den Kläger befriedige, und zugleich ſei⸗ne Leute theils im Stehlen behutſamer, theils in Ver⸗wahrung geſtohlener Dinge ſorgfältiger mache; denn darauf muß ihm alles ankommen, weil, wenn der Nutzen ſeines Amtes, wie man verſichert, wirklich blos darinnen beſtehet, daß ihm von jeder geſtohle⸗nen Sache ein gewiſſer Antheil gebühre, mit jedem entdeckten Diebſtahle auch ſeine Einkünfte leiden. So oft daher jemand einen Raub eingebracht hat, ſo muß er dieſem Oberzigeuner ſeinen gelungenen Streich melden, und dann richtig bekennen, was und wie viel er geſtohlen habe, damit die Theilung

richtig geſchehe. Und hier ſoll in der That der Fall ſeyn, wo ſich der Zigeuner zum treueſten und aufrichtigſten Geſtändniſſe verbunden achte, da er ſonſt alles ohne Bedenken abſchwört.

Religion. Ohne eine eigenthümliche, aus ſeinem Vaterlande mitgebrachte Religion zu haben, durch die ſich die Zigeuner etwa gleich den Juden unter andern Menſchen auszeichneten, wie manche, jedoch aus bloßer Vermuthung, geglaubt haben, richtet ſich dieſes Volk blos nach der Religion des Landes, in dem es lebt. Sie laſſen ſich in chriſtlichen Ländern taufen, und beſchneiden, wenn ſie unter Muhamedanern ſind. Unter Griechen ſind ſie griechiſch, unter Katholiken katholiſch, und unter Proteſtanten proteſtantiſch. Aus dieſem Leichtſinn kann man leicht auf die Religionsbegriffe der Zigeuner ſchließen.

Sprache. Außerdem, daß jeder Zigeuner die Sprache des Landes verſtehet und redet, auf deſſen Boden er iſt, ſo haben ſie auch eine gemeinſchaftliche Sprache, deren ſie ſich allenthalben bedienen, ſobald Zigeuner und Zigeuner mit einander reden; und dieſe iſt eine Tochter der hindoſtaniſchen.

Karakter. In Anſehung ihres Karakters ſind ſie munter, außerordentlich geſchwätzig und plauderhaft, leichtſinnig im höchſten Grade, und daher auch unbeſtändig in allem, was ſie unternehmen. Sie ſind treulos gegen jedermann, auch ſelbſt gegen ihres gleichen; wiſſen nichts von Empfindungen der Dankbarkeit, und vergelten oft Wohlthaten mit ſchlangenmäßiger Bosheit; ſind furchtſam, und unter fremder Gewalt ſclaviſch ehrerbietig, aber auch wie andere furchtſame Menſchen, wenn ſie nichts zu fürchten haben, grauſam. Rachgier verleitet ſie oft zu den tollkühnſten Anſchlägen; und zu welcher Heftigkeit ihr Jachzorn ſteigen kann, mag man daraus ſchließen, daß ſich Mütter

ter nicht entbrechen, in der Wuth ihres Zorns, wenn ſie keine andern Waffen haben, ſogar ihre kleinſten Kinder an den Füßen zu ergreifen, um damit nach ihrem Beleidiger zu ſchlagen. In das Laſter der Völlerey verſunken, opfern ſie gern die nöthigſten Bedürfniſſe auf, um ihren Gaumen im Ueberfluß mit Brandewein zu letzen. Nichts überſteigt ihren Hochmuth und ihre Zügelloſigkeit wollüſtiger Sitten, wo ſelbſt die Mutter die Tochter verführt. Könnte man dieſes Volk in den Staaten, wo ſie ſich befinden, von ihrer herumſchweifenden Lebensart und dem damit verbundenen Müßiggange zu einer ſeßhaften Lebensart und zum Fleiße gewöhnen, ſo würden ihre übrigens nicht gemeinen Verſtandesfähigkeiten ſie nach und nach zu guten Bürgern machen.

29. Die Bewohner von Syrien.

So wie Aegypten, hat auch Syrien in einem Zeitraume von 2500 Jahren mehr als 40 Revolutionen erlitten, welche die urſprünglichen Einwohner mit fremden Nationen ſo ſehr vermiſchten, daß man die heutigen Einwohner von Syrien nicht als eine einzelne Nation, ſondern als eine Vermiſchung verſchiedener betrachten muß. Sie beſtehen gegenwärtig theils aus Türken, theils aus Griechen, wovon bereits oben geſprochen worden iſt, theils aus Arabern, von denen wir ebenfalls oben weitläuftig geredet haben. Da aber ſowohl von den Griechen als Arabern ſich einige von den oben beſchriebenen unterſcheiden, ſo müſſen wir hier ihrer beſonders gedenken. Mitten unter dieſen Völkern, die ihren beſtändigen Wohnſitz in Syrien haben, und den Ackerbau daſelbſt treiben, leben auch noch drey andere herumziehende Hirtenvölker, nämlich die Turkmannen, die Kurden und die Beduinen-Araber. Von den erſten und

29. Die Bewohner von Syrien.

letzten brauchen wir weiter hier nichts zu erinnern, wohl aber von den Kurden.

Von allen dieſen Völkerſchaften iſt merkwürdig, daß keine einzige derſelben die ganz alten Einwohner repräſentiret; ſondern alle ihre Kennzeichen und Karaktere ſind in der griechiſchen Nation in eins zuſammen geſchmolzen. Alle naturaliſiren ſich hier ohne Unterſchied, und man kann an ihnen keine andern Verſchiedenheiten entdecken, als die die Natur hervorbringt. So ſind die Bewohner der ſüdlichen Ebenen bräunlicher, als die, welche gegen Norden wohnen, und dieſe übertreffen wieder hierinnen die Gebirgsbewohner. Auf dem Libanon und im Lande der Druſen unterſcheiden ſich die Einwohner in Abſicht auf die Geſichtsfarbe nicht ſehr von den Landleuten mitten in Frankreich, oder im ſüdlichen Teutſchlande.

Körperliche Beſchaffenheiten, Nahrungsmittel.

Im Durchſchnitte ſind die Syrier alle mittlerer Statur. Sie ſind, wie das in allen heißen Ländern der Fall iſt, nicht ſo dick, wie die Bewohner der nördlichen; ſie kennen keine beſondern eigenthümlichen Krankheiten, als die Beulen von Aleppo; denn die übrigen ſind Folgen von unmäßigem Genuſſe unreifer Früchte; Uebelkeiten und Magenbeſchwerden ſind dagegen allgemein, weil jedermann daſelbſt unreife Früchte aller Art, rohe Gemüße, Honig, Käſe, Oliven, ſtarke Oehle, ſaure Milch, und ſchlecht geſäuertes Brodt im Uebermaaße ißt. Dieß ſind die gewöhnlichen Nahrungsmittel aller Bewohner von Syrien, und die daraus entſtehenden ſauern Säfte verurſachen Schärfe, Ekel und galliges Erbrechen. Brechmittel ſind alſo faſt das einzige Arzneymittel.

Sprache.

Die allgemeine Landesſprache in Syrien iſt die arabiſche, und die eigentliche alte ſyriſche

Sprache

Sprache iſt nur unter den Maroniten beym gottesdienſtlichen Gebrauche gewöhnlich, wird aber von den wenigſten verſtanden. Ein gleiches gilt auch von der griechiſchen. Die türkiſche Sprache iſt nur beym Soldatenſtande und bey Civilſtaatsbedienten und bey den turkmanniſchen Horden gewöhnlich.

Einige von den oben angeführten ſyriſchen Völkerſchaften wohnen ohne Unterſchied in allen Gegenden des Landes, andere ſind in gewiſſe Diſtrikte eingeſchloſſen, die wir itzt anführen müſſen. Wohnſitze.

Die eigentlichen Griechen, Türken und Araber, welche den Ackerbau treiben, gehören zu den erſten, nur mit dem Unterſchiede, daß die Türken blos in den Städten wohnen, wo ſie alle Militär- und Civilſtellen verwalten, und Profeſſioniſten ſind. Die Griechen und Araber wohnen auf den Dörfern, und machen daſelbſt den Bauerſtand aus, und in den Städten rechnet man ſie zum Pöbel.

Derjenige Theil der griechiſchen Nation, der unter dem Nahmen der Maroniten begriffen wird, hat beynahe ausſchließungsweiſe den ganzen Strich inne, der zwiſchen dem Nahr-ol-kelb — dem Hundefluſſe — und dem Nahr-ol-bared — dem kalten Fluſſe — liegt, und ſich von dem Gipfel der Gebirge gegen Morgen bis an das mittelländiſche Meer gegen Abend erſtreckt.

Die Druſen ſind ihre Gränznachbarn, und breiten ſich vom Nahr-ol-kelb bis nach Sour oder Tyrus aus, zwiſchen dem Thale von Bekaa und dem Meere. Das Land der Motoualis begriff ſonſt das Thal von Bekaa bis nach Sour. Dieſes Volk hat aber ſeit einiger Zeit eine Revolution erlitten, die es beynahe ganz vernichtet hat.

Die Anſarie wohnen auf den Bergen zerſtreuet von Nahr-ackar bis nach Antakie, und man theilt ſie in verſchiedene kleinere Völkerſchaften, z. B. in die Kelbie, in die Kadmouſie, die Schamſie u. ſ. w. ein.

A. Die Anſarie.

Die Anſarie. Unter den Ackerbau treibenden Völkern in Syrien, die man von den übrigen Einwohnern unterſcheiden muß, ſind die Anſarie, als Abkömmlinge der Araber, das erſte.

Im Jahr der Griechen 1202, — d. h. 891 Jahr nach Chriſti Geburt, — lebte in der Nachbarſchaft von Koufa, in dem Dorfe Naſar, ein alter Mann, dem ſein Faſten, ſein Beten und ſeine Armuth den Ruf eines Heiligen zuwege brachten, und ihm viel gemeine Leute zu Anhängern verſchaffte, woraus er zwölfe wählte, die ſeine Lehre verbreiten ſollten. Den Kommendanten des Orts machten dieſe Bewegungen des Volks unruhig, und er ließ den alten Mann ins Gefängniß werfen. In dieſem Zuſtande rührte ſein Unglück eine Sclavinn des Kerkermeiſters, welche während des Ausſchlafens ihres Herrn von einem Rauſche die Schlüſſel nahm, den Alten befreyete, und ſie wieder an Ort und Stelle legte. Den Tag darauf erſtaunte der Kerkermeiſter über die Entweichung ſeines Gefangenen, da er nirgends die geringſte Spur entdecken konnte, daß das Gefängniß mit Gewalt erbrochen worden ſey. Er glaubte deswegen, der Alte wäre durch einen Engel befreyet worden, und bemühete ſich, ſo viel er konnte, das Gerüchte davon zu verbreiten, um dadurch ſeiner verdienten Strafe zu entgehen.

Der Alte erzählte ſeinerſeits das nämliche ſeinen Schülern, und predigte itzt ſeine Lehre mehr, als

jemahls.

jemahls. Er ſchrieb ſogar ein Buch, worinnen man unter andern lieſet: „Ich, einer aus dem Dorfe „Naſar, habe Chriſtum geſehen, der das Wort „Gottes und Ahmad iſt, der Sohn des Moham„med, des Sohns des Hanafa, aus dem Geſchlech„te des Ali; der auch Gabriel iſt; und er hat zu mir „geſagt: Du biſt derjenige, der lieſet — mit Ver„ſtande — du biſt der Menſch, der die Wahrheit „redet; du biſt das Kameel, das die Gläubigen vor „dem Zorne beſchützt; du biſt das Laſtthier, das ihre „Bürde trägt; du biſt der — heilige — Geiſt und „Johannes, der Sohn Zachariä. Gehe und predige „den Menſchen, daß ſie viermahl die Knie beugen, „wenn ſie beten; nämlich zweymahl vor Aufgange „der Sonne, und zweymahl vor ihrem Untergange, „und dabey ihr Angeſicht nach Jeruſalem richten, „daß ſie dreymahl ſprechen: Allmächtiger Gott! er„habener Gott! allerhöchſter Gott! daß ſie in Zu„kunft nur zwey oder drey Feſte feyern, und nicht „mehr als zwey Tage im Jahre faſten; daß ſie ihre „Vorhaut nicht waſchen, und kein Bier trinken, ſon„dern Wein, ſo viel ſie wollen; endlich daß ſie kein „fleiſchfreſſendes Thier eſſen.“ Dieſer Alte gieng nach Syrien, verbreitete ſeine Meinungen unter dem gemeinen Volke, und eine große Menge glaubte an ihn. Nach einigen Jahren verlohr er ſich, ohne daß man je erfahren hat, was aus ihm geworden iſt.

Die Anſarie ſind, wie gedacht, in viele kleine Sekten abgetheilt, wovon die Schamſi Anbeter der Sonne, die Kelbi Verehrer des Hundes, und die Kadmouſi beſondere Verehrer des weiblichen Geſchlechts ſind. Ihre Religion iſt ein Gemiſch von Chriſtenthum und Muhamedanismus, und leben übrigens in der größten Unwiſſenheit und Rohheit.

Ihr Land iſt in drey Hauptdiſtrikte eingetheilet, die gewiſſe Oberhäupter, Mokaddamim genannt, im Pachte haben. Sie bringen ihren Tribut dem Paſcha von Tripoli, der ihren Pachtcontract alle Jahre beſtätiget. Ihre Gebirge ſind gewöhnlich weniger ſteil, als die des Libanon; folglich ſind ſie zum Ackerbaue tauglicher, aber deswegen auch den Türken mehr Preis gegeben; und hierinnen liegt ohne Zweifel der Grund, daß ſie bey einer weit größern Fruchtbarkeit an Korn, Rauchtaback, Wein und Oliven, doch weniger bevölkert ſind, als die Gebirge ihrer Nachbarn, der Maroniten und Druſen.

B. Die Maroniten.

Die Maroniten.

Zwiſchen den Anſarie gegen Norden und den Druſen gegen Süden wohnt ein kleines Volk, Abkömmlinge der Griechen, das ſeit langer Zeit unter dem Nahmen der Maouarne oder Maroniten bekannt iſt, und den Nahmen von einem Einſiedler Maroun, der im ſechsten Jahrhunderte am Ufer des Orontes lebte, erhalten hat. Er lebte ſehr einſam, faſtete ſtreng, und erlangte dadurch eine Menge Anhänger. Er verfocht dabey die Sache Roms oder der Abendländer, und ſeine Freunde erbaueten ihm in Hama eine Kapelle, woraus bald wegen des Rufs ſeiner Wunderthätigkeit ein ſehr berühmtes Kloſter entſtand.

Zu Ende des ſiebenten Jahrhunderts trat unter päbſtlichem Anſehen ein Mönch aus dem Kloſter von Hama, mit Nahmen Johann der Maronite, in ſeine Fußſtapfen, und verſtärkte ſeine, mithin Roms Parthey, welche die griechiſchen Kaiſer und ihre intoleranten Patriarchen zu Konſtantinopel itzt mehr als jemahls als Rebellen verfolgten. Dieß bewog Johann den Maroniten, mit ſeiner Parthey in die Gebirge des Libanon zu fliehen, wo er ſich mit den bereits

bereits dort befindlichen Mißvergnügten, die ähnliche Grundſätze mit ihm hatten, vereinigte.

Hier gewöhnte nun Johann die Bergbewohner zu einer regelmäßigen und militäriſchen Einrichtung. Er gab ihnen Waffen und Befehlshaber, und wendete ihren Freyheitsſinn dazu an, die gemeinſchaftlichen Feinde des Reichs und ihres kleinen Staats zu bekriegen; und bald hatten ſie ſich in kurzer Zeit faſt aller Gebirge bis nach Jeruſalem bemächtigt.

Unter Juſtinian des Zweyten Regierung, der ſich durch den Kaliphen Abd-el-Malek verleiten ließ, den Anführer der Maroniten meuchelmörderiſcher Weiſe umzubringen, litten ſie ſo viele Verfolgungen, daß ſie bald ganz ausgerottet worden wären, allein Juſtinians Tod rettete ſie noch. Seit dieſer Zeit waren ſie faſt dreyhundert Jahre bald Freunde der Kreuzfahrer, bald ihre Feinde, bald wurden ſie von den Muſelmännern oder Osmannen bekriegt, und ihre Beſitzungen dadurch in die heutigen Gränzen eingeſchloſſen. Im dreyzehnten Jahrhunderte mußten ſie ſich an Selah-el-Din ergeben, und den Frieden durch Kontributionen erkaufen. Damahls, das heißt, 1215 brachten die Maroniten eine Vereinigung mit Rom zu Stande, wovon ſie nie ſehr entfernt geweſen waren, und die noch itzt beſteht, und ſie waren noch vierzigtauſend bewaffnete Männer ſtark.

Selim der Zweyte beunruhigte zwar ihren Staat, der unter den Mamelucken den Frieden eine ziemliche Zeit genoſſen hatte, aber wichtigere Sorgen beſchäftigten dieſen Prinzen zu ſehr, als daß er ſich die Mühe hätte geben ſollen, ſie gänzlich zu unterjochen. Dieſe Nachläßigkeit machte ſie kühn; und in Verbindung mit den Druſen und ihrem Emir, dem berühmten Fakr-el-Din, ſuchten ſie ſich auf Koſten

der

der Ottomannen immer weiter auszubreiten. Allein dieſe Unternehmungen hatten einen ſo unglücklichen Ausgang, daß ſie unter Amurats des Dritten General, dem Paſcha von Kairo, Ibrahim, 1588 wieder unter die osmanniſche Oberherrſchaft fielen, und einen jährlichen Tribut bezahlen müſſen. Die Maroniten ſind mit Bezahlung des Tributs an den Paſcha von Tripoli gewieſen, der ihr Land alle Jahre an einen oder mehrere Schaiks, welches auf dem Gebirge eigentlich einen Landſtand oder einen Guthsbeſitzer bedeutet, verpachtet, welche alsdann nach den Diſtrikten und Dörfern wieder eine Repartition machen. Dieſe Abgabe liegt beynahe ganz allein auf den Maulbeerbäumen und Weinſtöcken, woraus größtentheils ihre Pflanzungen beſtehen. Sie iſt ſchwächer oder ſtärker, ſo wie die Jahre fallen, und man ſich ſtark genug fühlt, dem Paſcha die Spitze bieten zu können. Es giebt auch Zölle in ihren Seehäfen, wie zu Djebail und Barronu; aber ſie ſind nicht ſehr beträchtlich.

Regierungsverfaſſung.

Ihre Regierungsform gründet ſich blos auf Gebräuche und Herkommen. Die damit verbundenen Unbequemlichkeiten würden ohne Zweifel ſchon längſt nachtheilige Folgen verurſacht haben, wenn nicht einige glückliche Umſtände ihnen zu ſtatten gekommen wären. Darunter gehört erſtlich die Religion, welche der Vereinigung der Maroniten und Osmannen unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legt, und dadurch alle Plane der Herrſchſüchtigen, ſich mit Ausländern zu verbinden, um ihre Nation zu unterjochen, unmöglich macht. Zweytens die Beſchaffenheit des Landes, das allenthalben von der Natur befeſtigt iſt, und daher jedes Dorf und beynahe jede Familie in den Stand ſetzt, ſich ſelbſt allein zu vertheidigen, und jedem, der ſeine Macht zu weit aus-

dehnen

dehnen wollte, zu widerſtehen. Endlich kann man drittens die Schwäche dieſer Geſellſchaft dazu rechnen, weil ſie ſeit ihrer Entſtehung ſtets von mächtigen Feinden umgeben war, und ihnen blos durch eine unzertrennliche Vereinigung ihrer einzelnen Glieder widerſtehen konnte; und wie man weiß, kann eine ſolche Vereinigung nur dann ſtatt finden, wenn keiner über den andern den Herrn ſpielen will, und alle Glieder eine wechſelſeitige Sicherheit ihrer Perſon und ihres Eigenthums genieſſen. Auf dieſe Weiſe hat ſich ihre Regierung durch ſich ſelbſt in einem natürlichen Gleichgewichte erhalten; und da die Sitten die Stelle der Geſetze vertreten, ſo ſind die Maroniten bis auf den heutigen Tag von der Unterdrückung des Deſpotismus und den Unordnungen der Anarchie befreyt geblieben.

Man kann gegenwärtig dieſe Nation in zwey Klaſſen abtheilen, nämlich: in das gemeine Volk und in die Scheiks.

Unter den letztern verſteht man die angeſehenſten Landeseinwohner, welche das Alter ihrer Familien und ihre guten Vermögensumſtände zu ihrem Vortheile von der übrigen Menge unterſcheiden.

Wohnungen und Gewerbe ꝛc.

Alle wohnen und leben auf den Gebirgen in großen und kleinen Dörfern und ſogar in einzelnen Häuſern zerſtreuet; welches aber auf der Ebene nicht ſtatt findet. Die ganze Nation treibt Ackerbau. Ein jeder bearbeitet mit ſeinen Händen das kleine Guth, das er beſitzt oder im Pachte hat. Die Scheiks ſelbſt leben auf dieſe Weiſe, und unterſcheiden ſich vom gemeinen Volke durch nichts als einen ſchlechten Pelz, ein Pferd, und einige unbedeutende Vorzüge in Abſicht auf ihren Tiſch und Wohnung. Alle leben ſehr fru-

 gal;

gal; ſie genießen zwar wenig, dagegen entbehren ſie auch nicht viel, weil ihnen die Gegenſtände des Luxus wenig bekannt ſind.

Die Nation iſt im Durchſchnitte arm, aber doch fehlt keinem das Nothwendige; und die unter ihnen lebenden Bettler kommen gewöhnlich mehr aus den Seeſtädten, als aus dem Lande ſelbſt.

Das **Eigenthum** iſt eben ſo heilig als in Europa; und jene Plünderungen und Erpreſſungen, wie bey den Türken, ſieht man hier nie. Man reiſet hier mit einer Sicherheit bey Tage und bey Nacht, von der man in den übrigen Theilen des osmanniſchen Reichs keinen Begriff hat. Der **Ausländer findet** bey ihnen die nämliche **Gaſtfreyheit**, wie bey den Arabern; unterdeſſen bemerkt man doch, daß die **Maroniten** nicht ſo großmüthig und der Kargheit ein wenig ergeben ſind.

Den **Geſetzen des Chriſtenthums** gemäß haben ſie nur **eine Frau**, welche ſie oft heurathen, ohne ſie geſehen zu haben; denn ſie vorher beſuchen zu dürfen, iſt ihnen gar nicht erlaubt. Gegen die Grundſätze der chriſtlichen Religion haben ſie den **arabiſchen Gebrauch der Wiedervergeltung** angenommen, oder vielmehr beybehalten; und der nächſte Anverwandte eines Ermordeten muß ihn rächen.

Die politiſche Verfaſſung des Landes hat ſie ſo mißtrauiſch gemacht, daß ſich alle Einwohner, Scheiks und Bauern, angewöhnt haben, nie ohne Flinte und Säbel auszugehen. Vielleicht iſt dieß eine Unbequemlichkeit, aus welcher aber doch dieſer Vortheil entſpringt, daß ſie im Falle der Noth mit den Waffen umzugehen wiſſen, wozu ſie oft die Vertheidigung ihres Landes gegen die Türken veranlaßt. Da das Land keine regulären Truppen unterhält, ſo muß

jeder,

jeder, wenn es Krieg giebt, marſchiren; und wenn dieſe Miliz unter einer guten Anführung ſtünde, und regelmäßig in Waffen geübt würde, ſo überträfe ſie viele europäiſche Truppen. Die Zählungen, welche man in den Jahren 1783, 1784 und 1785 anſtellte, bewieſen, daß 35000 Mann Gewehr zu tragen im Stande waren. Nach den gewöhnlichen Verhältniſſen ſetzt dieſe Zahl im Ganzen eine Bevölkerung von 105,000 Seelen voraus. Rechnet man eine Anzahl Prieſter, Mönche und Nonnen dazu, welche in 200 Klöſter vertheilt ſind, das Volk aus den Seeſtädten u. ſ. w. ſo kann man die Maroniten überhaupt 115,000 Seelen ſtark annehmen.

In Anſehung ihrer Religion ſtehen die Maroniten unter Rom, und der römiſche Hof hat auch den Maroniten zu Rom ein Hauß eingeräumt, wohin ſie mehrere junge Leute ſchicken können, die daſelbſt ohne Entgeld zu Mönchen erzogen werden. Ohnerachtet die Maroniten das Supremat des Papſtes anerkennen, ſo erwählt doch immer noch ihre Geiſtlichkeit, wie in den vorigen Zeiten, ein Oberhaupt, das den Titel Batrak oder Patriarch von Antiochien führt.

Ihre Prieſter verheurathen ſich; aber die Perſon, welche ſie wählen, muß eine Jungfrau und keine Wittwe ſeyn, und ſie dürfen nie zur zweyten Ehe ſchreiten. Sie halten die Meſſe ſyriſch, wovon aber die meiſten nicht eine Sylbe verſtehen. Das Evangelium allein wird zum Beſten des Volks mit lauter Stimme arabiſch abgeleſen. Das Abendmahl wird unter beyderley Geſtalt ausgetheilt. Die Hoſtie iſt ein kleines rundes ungeſäuertes Brodt, einen Zoll dicke und etwas breiter als ein Laubthaler. Dem obern Theile iſt eine Art von Siegel aufgedrückt, und dieß iſt die Portion des

Meßprieſters; das übrige des Brodts aber wird in kleine Stückchen zerbrochen, die der Prieſter mit dem Weine in den Kelch thut, und löffelweiſe die Portionen austheilet.

Die Prieſter haben keine Pfründen und beſtimmte Einkünfte, ſondern ſie leben vom Meſſeleſen, von Geſchenken ihrer Zuhörer und ihrer Händearbeit. Einige treiben daher Handwerker, andere Ackerbau u. ſ. f. Das Anſehen und die Achtung, in der ſie ſtehen, entſchädigt ſie in etwas für ihre armſeligen Umſtände; und jeden Augenblick ſehen ſie Proben davon, welche für ihre Eitelkeit ſehr ſchmeichelhaft ſind. Jeder, der ſie anredet, er ſey arm oder reich, groß oder klein, küßt ihnen die Hand, welche ſie ſogar Europäern zu dieſem Ende hinzureichen nicht vergeſſen. Jedes Dorf hat ſeine Kirche, und jede Kirche ihren Geiſtlichen und ihre Glocke, welches alles in den übrigen Provinzen des türkiſchen Reichs unerhört iſt. Die Maroniten ſind darauf ſtolz; und, um ſich die Dauer dieſer Freyheiten zu ſichern, erlauben ſie keinem Osmannen, unter ihnen zu wohnen. Sie maaßen ſich auch das Vorrecht an, einen grünen Turban bey ihrer übrigens ganz morgenländiſchen Kleidung zu tragen, der außerhalb ihrer Gränzen einem Chriſten das Leben koſten würde.

Italien ſelbſt zählt nicht mehr Biſchöffe, als dieſer kleine maronitiſche Bezirk, und ſie haben hier noch die Demuth der erſten Kirche beybehalten; die Mönche und Nonnen der 200 Klöſter aber bekennen die Regel des heiligen Antonius, kleiden ſich faſt wie Kapuziner in braunes grobes Tuch. Ihre Speiſen ſind von der Bauern ihren nicht unterſchieden, ausgenommen, daß ſie nie Fleiſch eſſen, häufig faſten, lange Gebete herſagen, und Landwirthſchaft, Handwerke u. ſ. w. treiben müſſen.

Die

Die ganze Gelehrſamkeit der Maroniten beſteht faſt ausſchließungsweiſe in der Schreibekunſt, wodurch ſie in ihrem Lande das geworden ſind, was die Kopten in Aegypten vorſtellen, nämlich daß ſie alle Stellen der Schreiber ꝛc. bey den Türken, und vorzüglich bey den Druſen, ihren Alliirten und Nachbarn, an ſich gebracht haben.

C. Die Druſen.

Die Druſen oder Derus, deren Nahme zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts in Europa einiges Aufſehen erregte, ſind ein kleines Volk, das in Abſicht auf ſeine Lebensart, Regierungsform, Sprache und Gebräuche den Maroniten unendlich ähnlich iſt. Durch die Religion unterſcheiden ſie ſich hauptſächlich. Lange Zeit war die Religion der Druſen ein Geheimniß, in welches man aber doch endlich eingedrungen iſt. Seit dieſer Zeit kann man ganz genau und beſtimmt von ihr und dem Urſprunge dieſes Volks ſprechen, mit dem ſie in einem genauen Zuſammenhange ſteht. Die Druſen.

Drey und zwanzig Jahre nach dem Tode des Muhamed verurſachte der Streit des Ali, ſeines Schwiegerſohns, und des **Moaouia**, Statthalters von Syrien, im arabiſchen Reiche die erſte große Trennung, die noch bis itzt fortdauert. Dieſe Trennung aber betraf eigentlich nur die weltliche Gewalt, und die Muhamedaner, die zwar in ihren Meinungen über den wahren Stellvertreter des Propheten getheilt waren, waren doch in Abſicht ihrer Glaubenspunkte ſtets eines Sinnes. Nur erſt im folgenden Jahrhunderte erweckte das Leſen der griechiſchen Schriften unter den Arabern einen Hang zu Streitigkeiten und Zänkereyen, der bey ihrer vorigen Unwiſſenheit nie hatte ſtatt finden können. Die Wir-

kungen davon waren ſo, wie man ſie erwarten konnte, das heißt, da ſie über Materien philoſophirten, die keiner Demonſtration fähig waren, und durch die abſtrakten Grundſätze einer unverſtändlichen Logik ſich leiten ließen, ſo wurden ſie durch eine Menge von Meinungen und Sekten getheilt. Denn ſo wie im Oriente faſt alle Religionen entſprungen ſind, ſo haben ſich auch im Oriente wiederum alle Religionen zuerſt in unzählige Sekten getrennt.

Religion der Druſen und ihre politiſche Verfaſſung.

Zu vorhin gedachter Zeit gieng die weltliche Macht der Osmannen in Anarchie über, und die Religion oder die geiſtliche Macht folgte ihrem Beyſpiele, ſo daß Muhameds Syſtem von nun an in unzählig viele kleinere zerſplittert wurde, wie oben gezeigt worden iſt. So ſtanden die Sachen, als zu Anfange des eilften Jahrhunderts Aegypten der Schauplatz der ſonderbarſten Auftritte war, die auch die Entſtehung der druſiſchen Religion veranlaßten.

Ein gewiſſer Muhamed-Ebn-Jsmael, mit dem Beynahmen Al-Druſi oder El-Dorzi, aus Perſien, habe ſich in die Dienſte Hakems-B'amrellah, eines ägyptiſchen Khaliphen aus dem Geſchlechte der Fatmiten, der 386 der Hedſchra und 996 nach Chriſti Geburt zur Regierung kam, begeben. Weil er nun von dieſem ſehr hochgeſchätzt worden wäre, ſo habe Al-Druſi ihn für einen Gott ausgeben wollen, ſey aber deswegen von einem Türken zu den Füßen des Khaliphen ermordet worden, woher vielleicht noch der vorzügliche Haß der Druſen gegen die Türken herrührt. Nach des Druſi Tode habe ein anderer Lehrer, Hamſah Ebn Ahmed Alhadi, das Volk zur Lehre des Druſi aufgefordert, und Lehrer in und um Kahira und auch in Syrien auftreten laſſen. Dieſe hätten den Lüſten des Volks ſchmeicheln müſſen, und als ſelbſt Hakem auf den

Alhadi

Alhadi aufmerkſam geworden, ſo habe dieſer ſeiner Religion entſagt, und die druſiſche Sekte, welche vom Druſi ihren Nahmen bekam, geſtiftet. Nach der Zeit habe ſie ſich vorzüglich zu Wadi'anamer, Tyrus, Seida und auf dem Berge von Baruth und in Syrien verbreitet. Das letztere geſchah vielleicht, weil ſie ſich auf dem Gebirge Libanon beſſer gegen die herrſchende Parthey, welche ſie verfolgte, vertheidigen konnten.

Die Religion der Druſen ward daher ein Gemiſche der ſadducäiſchen, ſamaritaniſchen und muhamedaniſchen Religionsſekten; weil ſie die Seelenwanderung annehmen, die Auferſtehung läugnen, und die Gottheit in der Geſtalt eines Kalbes anbeten.

Bey der Ankunft der Druſen auf dem Gebirge, wo ſie bereits die Maroniten vorfanden, hätte man glauben ſollen, daß die Verſchiedenheit ihrer Religion ſie zu Feindſeligkeiten gegen einander verleitet haben würde; allein die Nothwendigkeit und ihre eigene beyderſeitige gemeinſchaftliche Sicherheit zwang ſie zur Toleranz, und ſeit dieſer Zeit hatten die Druſen und Maroniten immer ein gleiches politiſches Schickſal. Amurat der Dritte entſchloß ſich daher auch 1588, die Druſen von ſeinem Generale Ibrahim Paſcha unterjochen zu laſſen, dem es ebenfalls, wie bey den Maroniten, gelang, ihnen den noch fortdauernden Tribut aufzulegen.

Bis hierher hatten die Druſen unter mehrern Scheiks oder Herren geſtanden, und die Nation überhaupt war in zwey Partheyen getheilt, die man bey allen arabiſchen Völkern antrifft, und mit dem Nahmen Kaiſi, die rothe Fahnen haben, und Yamani, welche weiße Fahnen führen, belegt ſind. Um die Verwaltung der Abgaben ſo einfach als möglich zu machen, wollte Ibrahim, daß die Nation

künftig unter einem einzigen Oberhaupte ſtehen ſollte; und dieſe Stelle erhielt der, welcher das meiſte dafür gab. Dieſe Befehlshaberſtelle verſchaffte nun natürlich dem, der ſie hatte, bald ein großes Uebergewicht, und unter dem Titel eines Statthalters wurde er beynahe König der ganzen Republik.

Da dieſe Statthalter aber aus der Nation ſelbſt genommen wurden, ſo bekam er die ganze Macht derſelben in ſeine Hände, und die Türken bewirkten dadurch ſelbſt die nachtheiligen Folgen für ſie, welche die Kriege der Druſen verurſachten. Die Macht der letztern erreichte in den erſten Jahren des ſiebenzehnten Jahrhunderts unter ihrem berühmten Emir Fakr-el-Din, der gewöhnlich Fakkardin genannt wird, den höchſten Gipfel. Nach Fakkardin's Tode, der 1631 vom Amurat zu Konſtantinopel ſtrangulirt wurde, erhielten ſie wieder andere Fürſten, aber nie wieder den alten Ruhm.

Bis zu jenem großen Erdbeben, das in den Jahren 1759, 1760 und 1767 Syrien und das Gebirge Libanon erſchütterte, wußte man wenig von den Religionsgeheimniſſen der Druſen, weil ſie ihre Religions- und wiſſenſchaftlichen Bücher ſorgfältig verbargen. Allein nach der Zeit ſind nicht nur zwey druſiſche Katechismen in arabiſcher Sprache vom Herrn **Eichhorn** im Repertor. für bibl. und morgenländ. Litterat. Th. 12. S. 155. ff. bekannt gemacht worden, ſondern auch noch zwey andere heilige Werke nach Europa gekommen. Von den letztern halten ſie das eine als ein Werk Hakems ſo heilig, daß es nur der Vorſteher der Geweiheten aufbewahren und leſen darf. Das andere Werk führt den Titel: Beweiſe und Geheimniſſe der druſiſchen Religion, welches in verſchiedene Abſchnitte zerfällt.

Man

Man kann die Druſen in Anſehung ihrer Religion in zwey Gattungen abtheilen, nämlich in Weiſe — Akals, Spiritualiſten, Gelehrte oder Eingeweihete — und in Weltliche — Djahel oder Layen, Unwiſſende und Uneingeweihete.

Die Eingeweiheten kennen die Religion ꝛc. nebſt ihren Geheimniſſen, und müſſen über ſie wachen; die Uneingeweiheten, welche den großen Haufen des Volks ausmachen, wiſſen nichts, und es iſt ihnen weiter nichts vorgeſchrieben, als nur der herrſchenden Religion anzuhängen, ſie beſtehe worinn ſie wolle. Daher kommt es, daß ſie ſich der türkiſchen Medſcheds und der chriſtlichen Kirchen bedienen, in ihren Häuſern Heiligenbilder haben, z. B. die Maria und den Elias; einige laſſen ſich beſchneiden, andere nicht; verſchiedene glauben Wunder, und ſchätzen ſie hoch, welches andere unterlaſſen. Manche faſten, manche nicht. Sie beobachten kein Verbot, und feyern gar keine Feſte in ihren Gränzen; ſie trinken Wein und eſſen Schweinefleiſch, und Brüder und Schweſtern heurathen unter einander; denn nur itzt trifft man zwiſchen Eltern und Kindern keine öffentlichen Verbindungen mehr an. Hieraus wird man mit Grunde ſchließen, daß die Druſen eigentlich gar keinen Gottesdienſt haben; unterdeſſen muß man doch die Eingeweiheten davon ausnehmen, bey welchen beſtimmte Religionsgebräuche beobachtet werden.

Wenn ein Uneingeweiheter ſich zum Geweiheten machen laſſen will, ſo gehet er zum Oberhaupte der Geweiheten, und dieſer giebt ihm, wenn es eine Mannsperſon iſt, eine weiße Kleidung, und iſt es ein Frauenzimmer, eine ſchwarze; und von dieſem Augenblicke an muß er vierzehn Jahre hindurch eine Lehrſchule beſuchen. Die angehenden Eingewei-

heten enthalten ſich ſogleich des Weintrinkens und des Schwörens bey Gott; — denn ſtatt einer eidlichen Verſicherung bedienen ſie ſich blos der Worte: Ich habe es geſagt. — Hingegen beym Muhamed zu ſchwören, iſt ihnen erlaubt, weil ſie dieſen verachten, und ſeiner Lehre nicht glauben müſſen. Nach verlaufener Probezeit erfahren ſie erſt die Geheimniſſe der Religion, und haben Antheil an der Wahl der Oberhäupter.

Sie bezeigen ſich zwar äußerlich ſehr ſittſam und tugendhaft, ohne nur einen Begriff von Tugend zu haben, und begehen insgeheim alle Laſter. Sie ſprechen viel von Keuſchheit, und predigen die Nächſtenliebe, ſind aber nichts weniger, als keuſch, und üben erſt nach vielen Jahren bisweilen ihre Rache aus. Sie ſind zwar ſehr höflich, beſcheiden und gaſtfrey, wie die Weltlichen, aber dabey ſind ſie der Heucheley ſehr ergeben, und ihr ganzes äußerliches Betragen in Rückſicht auf Religion iſt lauter Verſtellung.

In Anſehung der Regierung kann man ſie eben ſo wie die Maroniten in zwey Klaſſen abtheilen, nämlich: in das Volk und in die Scheiks, oder Edeln, oder Landſtände, unter welchen ſich wiederum ihre Emirs, d. h. Abkömmlinge der Fürſten, auszeichnen.

Körperliche Beſchaffenheit und Karakter.

Die Druſen ſind wohlgebildete Leute, deren äuſſerer Anſtand zugleich auf ihre Tapferkeit ſchließen läßt. Alle Beſchwerlichkeiten ertragen ſie gern, und ein Grundſatz ihrer Erziehung iſt es, daß ſie die mancherley Mühſeligkeiten für unzertrennliche Begleiter dieſes Lebens halten. Sie ſind halsſtarrig, verwegen, unerſchrocken, und die Uneingeweiheten größtentheils auch dabey bieder und treu. Sie kennen, wie alle Morgenländer, die Gaſtfreyheit, und üben ſie aus.

Die

Die Vielweiberey iſt ihnen zwar erlaubt, ſie nehmen aber doch gewöhnlich nur eine Frau, neben welcher ſie noch verſchiedene Beyſchläferinnen haben. Wenn ſich ein Druſe verheurathen will, ſo gehet er zu einem Geweiheten, und ſchließt in deſſen Gegenwart mit den Anverwandten der Braut einen Vergleich, wie viel er ihr geben will, im Fall er ſie wieder verſtoßen ſollte, und hiermit iſt die Ehe geſchloſſen. Uebrigens ſind die Druſen ſehr eiferſüchtig auf ihre Weiber, und man muß ſich bey ihnen, ſo wie bey den Arabern, ſehr in Acht nehmen, in ihrer Gegenwart nicht von den Weibern zu ſprechen.

Will ein druſiſches Frauenzimmer Anſprüche auf Schönheit machen, ſo muß ihr Wuchs lang und ihr Körper ſtark und voll ſeyn. Denn ein durch weichliche Lebensart verzärtelter Körper, die verführeriſchen Blicke, welche oft auf die Herzen der Europäer ſo großen Einfluß haben, wirken auf den Druſen nicht, weil er nicht blos eine Gefährtinn ſeines Vergnügens, ſondern eine Gefährtinn und Theilnehmerinn der Beſchwerlichkeiten ſeines Lebens ſucht. Von dieſem Nationalgrundſatze rühret es wahrſcheinlich her, daß man unter ihnen nur ſtarke und große Mädchen findet, welche ſchön von Bildung, und edel, gefällig, auch zuweilen ernſthaft im Anſtande ſind. Nie können die Söhne, ſollten ſie auch noch ſo ſehr darnach ſtreben, ſich des Haußregiments über ſie bemächtigen. Selbſt die Gemahlinnen der Fürſten, die beym Leben ihrer Gatten von der Regierung gänzlich ausgeſchloſſen ſind, treten als Wittwen die eigene Regierung an.

Kleidung.

Die Druſen haben eine eigene Tracht, welche von der gewöhnlichen Kleidung der morgenländiſchen Völker ſehr merklich abgehet.

Sie beſtehet bey den Männern aus einem kurzen Oberkleide, welches kaum über die Knie reicht. Gewöhnlich iſt es aus dunkelgrüner Wolle mit ſchmalen, eng an einander ſtehenden Streifen gewürkt. Die Streifen ſind bald weiß, bald von anderer Farbe, gehen hinter den Schultern nach verſchiedener Richtung, und ſind bisweilen mit Gold- und Silberfaden flammig durchwürkt. Sie gehen vom Halſe herab, und, indem ſie ſich nach und nach zuſammenziehen, ſtoßen ſie in einer Spitze zuſammen, und bilden gleichſam eine Mönchskappe. Die Ermel dieſes Oberkleides gehen nicht über den Ellenbogen.

Unter dieſem Kleide tragen ſie noch ein anderes von türkiſch baumwollenem Zeuche, das etwas länger, als das vorbeſchriebene iſt, und deſſen Ermel bis an den Knöchel der Hand reichen. Unter demſelben befindet ſich endlich ein weißes Hemde, das ein wenig unter dem letzt beſchriebenen Kleide hervorragt und bis an die Waden herab hängt. Darunter ziehen ſie Beinkleider von türkiſchem Zeuche an, die aber nur wenig Falten haben, bis an die Knöchel reichen, und nach unten zu immer enger werden.

Die beſchriebenen Kleidungsſtücke ſind mit einer großen wollenen Binde umgürtet, die gewöhnlich gelb, zuweilen auch roſenfarbig iſt, oder bey Reichen eine andere willkührliche Farbe hat.

Sie tragen keine Strümpfe, ſondern nur Schuhe, welche den unſrigen gleichen. Sie ſind aus rothem Corduan — Sommacko — verfertiget, und mit himmelblauem flockſeidenem Bande verzieret. Die Riemen werden mit einem ledernen oder mit einem andern Bande feſtgebunden, und die Schleifen ſind ſo lang, daß ſie den Fuß ganz bedecken.

Die Waffen machen einen Theil ihrer Kleidung aus, und werden von ihnen im Frieden und Kriege nie-

niemahls abgelegt, als wenn ſie in ihren Häuſern ſind. Sie beſtehen in zwey Piſtolen, die vorne in der Binde ſtecken, über welche zu mehrerer Befeſtigung ein ſchmaler lederner Gürtel geſchnallt wird, woran eine roth corduanene Patrontaſche mit 24 Patronen befeſtigt iſt. Im Gürtel ſteckt auch noch ein ſehr breites, einen Fuß langes Meſſer, das vorne zugeſpitzt und krumm gebogen iſt, und einen theils mit eingelegter Arbeit, theils mit ſilbernen Buckeln oder Korallen verzierten großen Handgriff aus Ebenholz oder Elfenbein hat. Hinten im Gürtel haben ſie ein wie ein halber Mond geſtaltetes ſcharfes Beil, und neben demſelben eine ſchön geſchnitzte oder ausgelegte hölzerne Pulverflaſche, neben welcher ſie ein weiß leinenes Schnupftuch flattern laſſen. Auf der Schulter tragen ſie eine Büchſe, und an einem Wehrgehänge noch einen Säbel. Die erſten Feuergewehre nebſt Pulver ſollen die Druſen von Europäern erhalten haben, gegenwärtig aber machen ſie beydes ſelbſt, ſchätzen jedoch die europäiſchen weit höher.

Auf dem Kopfe tragen die Druſen, wie die Einwohner der Barbarey, eine rothe Mütze, deren Deckel tiefer und höher gemacht werden kann. Um dieſelbe wickeln ſie mit Anſtand wollene Binden von heller, dunkler oder Piſtazien grüner Farbe. Die Mannichfaltigkeit des Kopfputzes theilt Anmuth mit, ohne daß ſie dem ernſthaften Anſehen Abbruch thut. Der Schnitt, die Form, die Farbe der Kleider, Zierarten, die Waffen ſind bey der ganzen Nation einander ſo ähnlich, daß dadurch die genaueſte Gleichförmigkeit entſtehet.

Die Kleidungen ihrer Fürſten oder Emire unterſcheiden ſich nur wenig von der Volkstracht, indem auch dieſe die türkiſche und arabiſche Tracht beybehalten.

Die Tracht der Eingeweiheten — Prieſter — unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen durch dunkelfarbigte, ſchwarze oder weiße Kleider. Sie ſind waffenlos, wie unſere Mönche, und haben einen großen türkiſchen Tulband auf dem Kopfe.

Die Kleidung der Druſinnen iſt völlig morgenländiſch, und aus der türkiſchen und arabiſchen Tracht, doch etwas mehr noch aus erſterer, zuſammengeſetzt; nur dadurch unterſcheiden ſich die Druſinnen, daß ſie auf dem Kopfe ein Stück pyramidenartig gearbeitetes Silber von verſchiedener Höhe und Größe, ſo wie es einer jeden beliebt, tragen. Ueber dieſen Aufſatz hängen ſie einen Schleyer, den ſie rückwärts flattern laſſen, wodurch ſich ihre Schönheit und Größe zu vermehren ſcheint, und welchen ſie nur beym Ausgehen zur Bedeckung des Geſichts brauchen.

Die Druſen ſprechen Arabiſch, ſie haben aber einen ſo beſondern Dialect, und ſprechen ſo ſehr gezieret, daß ſie nur von wenigen, wenn ſie auch eine vollkommene Kenntniß und Uebung in der arabiſchen Sprache haben, verſtanden werden können.

Die Druſen ſtehen unter der Herrſchaft ihrer Emire oder Fürſten, deren bald mehrere, bald weniger ſind, und wovon derjenige, welcher die meiſten Kleider, das meiſte Gold, das größte Land und die meiſten Unterthanen hat, heißt der Großemir oder Großfürſt. Seine Würde erbt vom Vater auf die Kinder, von einem Bruder auf den andern, aber immer nach dem Rechte des Stärkern. Stirbt die ganze Familie aus, ſo wählt die Nation einen neuen, der von den Türken beſtätigt werden muß. Er hat die ganze Juſtizpflege und die Erhebung der Abgaben auf ſich, die er jedoch ohne Bewilligung ſeiner Landſtände nicht erhöhen darf. Daher iſt es ſein Vortheil,

theil, wenn er mit den Türken in Anſehung des Tributs einen billigen Accord ſchließt.

Bey Krieg und Frieden iſt die Einſtimmung der Landſtände ebenfalls nothwendig, und jeder Schech und Bauer kann ſeine Stimme geben. Iſt ein Krieg einmahl beſchloſſen, ſo wird jeder ſtreitbare Mann zum marſchiren aufgeboten, und jeder erſcheint mit einem kleinen Sacke mit Mehl, einer Flinte, Kugeln und Pulver auf dem beſtimmten Platze. Wenn eine ſolche Aufforderung geſchiehet, ſo ſteigen die Ausrufer auf die Gipfel der Berge, und ſchreyen: zum Kriege! zum Kriege! ergreifet die Flinte und Piſtolen! edle Schechs ſteigt zu Pferde; bewaffnet euch mit der Lanze und dem Säbel; und ſtellt euch morgen zu Dadr-el-Kamar! Eifer Gottes! Eifer der Schlachten! Dieſe Soldaten haben keine Uniform, ſind in keine Regimenter und Compagnien abgetheilt, und bilden blos Infanterie, wobey die Schechs nur allein Pferde haben.

Ihre Art Krieg zu führen, wie auch Beweiſe ihrer Tapferkeit, ſtehen mit den osmanniſchen in gleichem Verhältniſſe; kurz, ſie ſind in ihrer Art brave Soldaten, gute Schützen, und zur Ertragung aller Strapatzen geſchickt.

Im Durchſchnitt treiben alle Druſen den Feldbau. Ein jeder lebt als Pachter, oder als Eigenthümer auf ſeinem Erbguthe, und bearbeitet ſeine Maulbeerbäume und ſeine Weinreben. Ja, in einigen Kantons verbindet man noch damit den Taback, die Baumwollenpflanze und etwas Getraidebau; alles dieſes iſt aber ſehr unbeträchtlich.

Die Männer bearbeiten ihre Weinreben, und erbauen Mauern, um die Erde zu befeſtigen, oder graben und führen Kanäle, um ihre Gärten damit zu wäſſern.

wäſſern. Nur allein des Abends verſammeln ſie ſich zuweilen im Hofe, der Tenne, oder dem Hauſe des Oberhaupts im Dorfe, und hier ſitzen ſie mit untergeſchlagenen Beinen, der Tabackspfeife im Munde, dem Dolche im Gürtel, in einem Zirkel, und ſprechen von der Erndte und den Feldarbeiten, vom Ueberfluß oder Mangel u. ſ. w. Die Weiber, ſelbſt die Gemahlinnen der Scheiks knäten den Teig, brennen den Kaffee, waſchen leinen Zeuch, und beſorgen alle häußliche Beſchäftigungen.

Oft kommen die Kinder, ihrer Spiele müde, in die Geſellſchaft der Männer, und hören ſtillſchweigend zu, und man erſtaunt, wenn man ſie in einem Alter von 10 oder 12 Jahren mit einem ernſthaften Geſichte erzählen hört, warum Diezyar dem Emir Youſef den Krieg erklärt, wie viel Beutel der Fürſt aufgewendet, um wie viel er den Miri erhöhet, wie viel Soldaten im Lager, und wer im Beſitz des beſten Mutterpferdes ſey. Sie genießen keine andere Erziehung, als wie die Maroniten, und fühlen den Unterſchied der Stände faſt gar nicht, weil ſie in der That nicht ſehr durch den Rang von einander entfernt ſind. Denn Herrn und Bauern behandeln einander mit jener vernünftigen Vertraulichkeit, die weder in Zudringlichkeit, noch Sclaverey ausartet. Mit einem Worte, man findet hier die Ueberbleibſel und Sitten jener ältern Zeiten wieder, wo ſich der Vornehmere nichts zu vergeben glaubte, wenn er einen Geringern an ſeiner Tafel hatte.

D. Die Motoualis.

Die Motoualis.

Dem Lande der Druſen gegen Morgen in dem tiefen Thale, das ihre Gebirge von den Gebirgen des Landes von Damas trennt, wohnt ein anderes kleines Volk, das in Syrien unter dem Nahmen der

Motoualis bekannt iſt. Das Kennzeichen, wodurch ſie ſich von den andern ſyriſchen Einwohnern unterſcheiden, beſtehet einzig und allein darinn, daß ſie als Abkömmlinge der Araber, ſo wie die Perſer zur Sekte des Ali gehören, welches im ſyriſchen Dialecte durch das Wort Motouali ausgedrückt wird, da hingegen alle Türken dem Omar oder dem Moaouja anhängen. Seit der allgemeinen Trennung dieſer beyden muhamedaniſchen Hauptſekten haben ſich die Motoualis in ihren heutigen Wohnſitzen durch Kriege und Räubereyen bekannt gemacht, und durch ihr Glück und Unglück die Aufmerkſamkeit von Syrien auf ſich gezogen. La Roque, der vor ohngefähr hundert Jahren in ihrem Lande herum reiſete, nennt ſie nur die Amedier. Sie haben mit den Druſen eine ähnliche Regierungsverfaſſung, d. h. ſie ſind unter eine Anzahl Scheiks vertheilt, welche ein gemeinſchaftliches Oberhaupt haben. Da ſie beſtändigen Verfolgungen ausgeſetzt ſind, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie in der Folge gänzlich aufhören, und mit ihnen ſelbſt der Nahme der Nation verſchwinden wird.

E. Die Kurden.

Von den oben angeführten herumziehenden oder Hirtenvölkern machen die Kurden eine eigene Nation aus, welche ſich auf den Gebirgen zwiſchen Alexandrette und dem Euphrat ſeit ohngefähr hundert Jahren einen ſehr großen Erdſtrich eigen gemacht haben. Das Land, wo ſie herkamen, iſt die Kette von Bergen, auf welcher die verſchiedenen Arme des Tygris entſpringen, und die neuere Geographie bezeichnet dieſes Land mit dem Nahmen Kourd-eſtan. Sie ſtimmen in Anſehung ihrer Kleidung, Lebensart und Sitten mit den Beduinen-Arabern überein, und ſind eben ſo räuberiſch geſinnt, wie jene, und die Gefahren

Die Kurden.

der Karavanen eben ſo groß, wenn ſie in ihre Hände fallen, ſo daß man ſich in Anſehung der Kurden ebenfalls auf das beziehen kann, was oben bey den Beduinen-Arabern geſagt worden iſt.

30. Die Bewohner von Abyſſinien.

30. Die Bewohner von Abyſſinien.

Es gehet eine ſehr alte Sage unter den Abyſſiniern, welche ſie ſowohl, als die daſelbſt lebenden Juden und Chriſten als wahr annehmen, daß kurz nach der Sündfluth Cuſch, ein Enkel Noah, nebſt ſeiner Familie aus dem damals unbewohnten niedern Aegypten gekommen, durch Atbara gezogen, und bis an die Reihe Berge hervorgedrungen ſey, welche das platte Land von Atbara noch itzt vom bergigten und hoch liegenden Abyſſinien trennen.

Ihre Ueberlieferungen ſagen ferner, die Menſchen wären noch voller Schrecken wegen der Sündfluth geweſen, weil der Eindruck ſo neu war, und ſie die Möglichkeit eines ähnlichen Unglücks befürchteten; ſie hätten alſo lieber Höhlen an den Seiten der erſten Berge zu ihren Wohnungen gewählt, als ſich dem platten Lande anzuvertrauen, und in neue Ueberſchwemmungen zu gerathen, die ihren Nachkommen eben ſo ſchädlich werden könnten, als die vom Noah ihren Voreltern. Dieß iſt eine wahrſcheinliche Muthmaßung, deren blos zur Erläuterung der Sache gedacht werden muß; aber es bleibt eine unbezweifelte Thatſache, daß

1. Cuſchiten oder Troglodyten.

1. Die Cuſchiten hier mit unglaublichem Fleiße und mit uns gänzlich unbekannten Inſtrumenten ſich bewundernswürdige Wohnungen im Herzen der Granit- und Marmorberge ſchufen, die bis auf den heutigen Tag in großer Anzahl unbeſchädigt vorhanden ſind, und das Anſehen haben, als wenn ſie bis

ans Ende der Welt bleiben wollen. Dieſe originalen Wohnörter erſtreckten ſich über die benachbarten Berge. So wie die Cuſchiten, von ihren Wohnörtern auch Troglodyten genannt, zahlreicher wurden, ſo nahmen ſie immer die zunächſt gelegenen ein, und verbreiteten ihre Induſtrie und die Künſte, welche ſie trieben, bis zum öſtlichen und weſtlichen Weltmeere, und mit ihrer erſten Wahl zufrieden, ſtiegen ſie nie aus ihren Höhlen herab, um ihren Wohnplatz entfernt davon in der Ebene aufzuſchlagen.

Unterdeſſen, als die Nachkömmlinge vom Cuſch in ihren Unternehmungen ſo glücklich waren, ſo hatten ſich ihre Brüder mit gleich gutem Erfolge in dem Landſtriche oder an der ſüdlichen Küſte des arabiſchen Meerbuſens, welches Land von jeher Saba oder Azabo, d. h. das Land in Süden, hieß, ausgebreitet, und die Troglodyten giengen ebenfalls immer weiter nach Süden.

Da nun die Cuſchiten bey zunehmendem Reichthume und dem größern Gewerbe gleichſam Zwiſchenhändler brauchten, um von ihren Beſitzungen Vortheil zu ziehen, ſo traten ſie nach und nach mit den benachbarten Nationen in nähere Verbindung. Dieſe waren in vielen Betrachtungen ganz verſchieden von ihnen, ſie hatten langes Haar, eine europäiſche Geſtalt, eine ſehr dunkelbraune Farbe, und nichts ähnliches von einem Mohren oder Neger. Sie lebten in den Ebenen, hatten bewegliche Hütten oder Wohnungen, warteten ihre zahlreichen Heerden Vieh, und zogen, nachdem es die Noth und die beſondern Umſtände des Landes erforderten, umher.

2. Hirtenvölker in Abyſſinien, oder Suah.

Dieſe Menſchen heißen auf Hebräiſch Phut, und in allen übrigen Sprachen Hirten. Dieß ſind ſie auch noch, denn ſie ſind bis auf den heutigen Tag vorhanden, leben noch von eben der Beſchäftigung,

und hatten nie eine andere, folglich kann man ſich nicht in Anſehung ihrer irren; ſie heißen Balous, Bagla, Bekowee, Berberi, Barabra, Zilla und Habab, welche Nahmen insgeſammt einerley, nämlich Hirten bedeuten, und wahrſcheinlich verſchiedene Arten oder Stufen unter ihnen anzeigen. Von dem Orte ihres Aufenthalts erhielt ihr Land bey den Griechen und Römern den Nahmen Barbaria von Berber, welches in der Grundſprache ein Hirte heißt. Die ganze Beſchäftigung der Hirten beſtund darinn, daß ſie die arabiſchen und afrikaniſchen Güther über das ganze Land zu vertheilen ſuchten. Dadurch hatten ſie ſich zu einem großen Volk erhoben; und ſo wie ihr Handel zunahm, wuchs auch die Menge ihres Viehes, und der Umfang ihres Gebietes nahm ebenfalls zu.

Der Hauptſitz dieſer Hirten war in demjenigen Theil von Afrika, der zwiſchen dem nordlichen Wendezirkel und zwiſchen den abyſſiniſchen Bergen liegt. Dieſer Strich iſt in verſchiedene Diſtrikte abgetheilt, er gehet von Maſuah längſt der Seeküſte nach Suakem, alsdann drehet er ſich weſtwärts, und gehet in dieſer Richtung mit dem Nil auf der Südſeite und dem Wendezirkel auf der Nordſeite fort, bis nach der Wüſte von Selima und den Gränzen von Libya in Weſten. Dieſes weitläuftige Land heißt Beja. Zunächſt folgt der Diſtrikt Atbara zwiſchen dem Nil und Aſtaboras; und zwiſchen dem Fluſſe Mareb auf der Oſtſeite und Atbara auf der Weſtſeite iſt das kleine Gebiet von Derkin auch ein Diſtrikt der Hirten. Die ganze Reihe von Bergen, die ſich oſt- und weſtwärts erſtreckt, in Süden Derkin und Atbara einſchließt, und womit das bergigte Land von Abyſſinien anfängt, wird von Cuſchiten bewohnt, die wollhaarigte Negern ſind, oder

Schan-

Schangalla heißen. Sie wohnen noch in Höhlen, und ſind aus einem ſehr cultivirten und unterrichteten Volke durch eine ſonderbare Revolution des Schickſals in eine viehiſche Dummheit verfallen. Sie werden von ihren Nachbarn wie wilde Thiere in eben den Wäldern gejagt, wo ſie ehemahls gewohnt waren, in Ueppigkeit, Freyheit und Glanze zu herrſchen. Schangalla.

Die Schangallas verehren den Nil und einen gewiſſen Baum, und haben ihre eigene Sprache. Ihr Haar iſt wollig und ſehr dunkelſchwarz. Sie ſind lang, ſtark, gerade, und in Anſehung der Beine und Gelenke beſſer gebaut, als die andern Schwarzen. Sie haben eine niedrige Stirn, hervorragende Backenknochen, plattgedrückte Naſen, einen großen Mund, und ſehr kleine Augen; ein munteres und fröhliches Weſen und ſehr verliebte Weiber, welche viel theurer als andere Negern verkauft werden.

Sie leben während der ſchönen Hälfte des Jahres unter dem Schatten der Bäume, wovon ſie die unterſten Zweige nahe am Stamme oben einſchneiden, ſolche alsdann niederbiegen oder brechen, und das Ende der Zweige in die Erde ſtecken. Die Zweige werden oben mit den Häuten wilder Thiere zugedeckt. Alsdann ſchneiden ſie inwendig alle kleinen überflüßigen Zweige weg, und formiren auf dieſe Weiſe eine geräumige Laube, welche von weitem einem Zelte ähnlich ſieht. Der Baum dient anſtatt der Stange in der Mitte, und der große Gipfel beſchattet es, ſo daß das Ganze ein ſehr mahleriſches Anſehen hat. Jeder Baum iſt alſo gleichſam ein Hauß, darinnen eine Menge Schwarze leben, bis ſich die tropiſchen Regen einſtellen. Alsdann gehen ſie auf die Jagd der Elephanten und Rhinoceroſſe und anderer großen wilden Thiere. Alles gejagte und erlegte Wildpret ſchneiden ſie in lange Streifen oder Riemen von

der Dicke eines Mannsdaumen, und hängen es an den Bäumen umher auf, wodurch es austrocknet und lederhart wird. Dieß iſt ihre Winternahrung; im Sommer aber leben ſie von grünen Früchten, Fiſchen aller Art und von Heuſchrecken, welche ſie kochen, und hernach in Körben trocken aufbewahren. Die letztern ſind ſehr künſtlich von geſpaltenen Baumzweigen gemacht und ſo feſt geflochten, daß ſie ſo gut Waſſer halten als ein hölzern Gefäß. Während der Regenzeit begeben ſie ſich mit aller ihrer Haabe in die hohen Felſenhöhlen.

Sie gehen alle nackend und haben mehrere Weiber, die ſehr fruchtbar ſind. Sie gebähren ſehr leicht, und ruhen nach der Entbindung nicht aus, oder halten ſich inne, ſondern waſchen ſich und das Kind mit kaltem Waſſer, wickeln es in einen weichen von Baumrinde gemachten Zeuch, und hängen es an einem Baume auf, damit die großen ſie heftig plagenden Ameiſen und die Schlangen es nicht verzehren. Nach etlichen Tagen, wenn das Kind mehr Kräfte bekommt, trägt es die Mutter in derſelben Einwickelung auf dem Rücken, und wirft ihre Bruſt über die Schulter, denn bey einigen Weibern hängen ſie bis auf die Knie. Die Schangallas haben nur eine Sprache und reden ſehr durch die Gurgel. Sie erzeigen verſchiedenen Bäumen, Schlangen, dem Monde und den Planeten bey einem gewiſſen Stande göttliche Verehrung, und ihre Wahrſager prophezeihen Gutes und Böſes daraus, und die letztern tragen gemeiniglich kupferne Armbänder um die Hände und Arme. Sie kennen weder Pferde noch Feuergewehr, und theilen ſich in Stämme oder Nationen und Familien ab. Je ſtärker dieſe ſind, deſto beſſer für ſie; daher werben die Weiber, wie bey den Gallas, neue Weiber für ihre Männer. In ihren urſprünglichen

Wohn-

Wohnſitzen ſind die Schangallas rein und mild von Sitten, aber ihre chriſtlichen Nachbarn haben dieſe Neger von Abyſſinien zum Trunke und allen chriſtlichen Laſtern verführt. Sie ſind keuſch, und nur Verheurathete tragen eine kleine unbeträchtliche Bedeckung am Unterleibe. Ihre Bogen ſind von wildem Fenchel gemacht, ſieben Fuß lang und ſehr elaſtiſch, und die Pfeile anderthalb Ellen lang, mit breiten Spitzen von ſchlechtem und grob gearbeitetem Eiſen, und um den Bogen haben ſie einen Ring von der Haut eines Thieres.

Unter allen dieſen Hirten waren die kriegeriſchſten und edelſten die Bewohner der Berge von Habab, die Schiho, eine anſehnliche Kette, die ſich aus der Nachbarſchaft von Maſuah bis Suakem erſtreckt, wo ſie auch noch wohnen.

Die Schiho.

Die Schiho waren ehedem viel zahlreicher, aber die Blattern haben ſie, wie alle Nationen, ſehr verringert, die mit Maſſuah Verbindung hatten. Sie haben die ſchwärzeſte Farbe unter allen Horden, die an das rothe Meer gränzen, und ſind alle bekleidet. Die Weiber haben grobe kattunene, bis auf die Knöchel herunter gehende Hemden mit weiten Ermeln, um den Leib mit einem Riemen gegürtet; die Männer hingegen kurze kattunene, bis zur Mitte ihrer Schenkel reichende Hoſen, und Ziegenfelle über die Schultern. Sie haben weder Zelte noch Häuſer, ſondern leben entweder in den Höhlen der Berge, oder in kleinen koniſchen, von dickem Schilfgras erbaueten und mit Binſen bedeckten Hütten. Die Männer haben Lanzen in der Hand und ein Meſſer im Gürtel, womit die Hoſen befeſtiget ſind. Sie leben von ihren Heerden, darunter viele Ziegen ſind, und pflegen auch Brodt zu backen.

Die Hayortas. Die Hayortas ſind nicht ſo zahlreich, als die Schibo, und von kleinerer Geſtalt, aber ſehr munter. Dieſe Nation hat beynahe eine Kupferfarbe, lebt von der Viehzucht, ſchlachtet aber kein Vieh, ſondern nährt ſich blos von Milch. Sie hält ſich in Höhlen auf, oder in Hütten, die wie Käfige gemacht, mit Ochſenhäuten bedeckt, und groß genug ſind, zwey Perſonen zu beherbergen. Einige der vornehmen Weiber haben kupferne Armbänder, Glaskörner in den Haaren, und eine gegerbte Haut um die Schultern. Sie pflegen zu ihrer Hauptbeſchäftigung gemacht zu haben, daß ſie die Zweige von den Bäumen abhauen, ſo weit ſie ſolche erreichen können. Wenn das Blätterwerk zu fehlen anfängt, ſo treiben ſie ihre Heerden weiter, wenn auch noch ſo viel Gras vorhanden iſt.

Die Tarantaner. Die Tarantaner oder Bewohner des Berges Taranta ſind meiſtens arme Sclaven und Hirten der wohlhabendſten Einwohner in Dixan. Sie ſind von Farbe nicht ſchwarz, ſondern dunkel gelblich, tragen den Kopf bloß, an den Füßen aber Sandalen und um die Schultern ein Ziegenfell und um den Unterleib ein baumwollenes Tuch. Das Haar iſt gekräuſelt wie das von den Negern im weſtlichen Theile von Afrika, aber nicht von Natur, ſondern durch Kunſt. Ein jeder führt ein hölzernes Stäbchen bey ſich, womit er die Locke hält, und um eine Schraube wickelt, bis ſie ſich in der verlangten Form kräuſelt. Die Männer tragen zwey Lanzen und einen großen Schild von einer Ochſenhaut in den Händen. Ein krummes Meſſer, deſſen Klinge unten ohngefähr drey Zoll breit iſt, und ſechszehn Zoll Länge hat, ſteckt auf der rechten Seite in einem groben baumwollenen Gürtel, der ſechsmahl um den Leib gewunden wird. Alle Arten von Vieh ſind in großer Menge bey ihnen vor-

vorhanden und Kühe und Ochſen von vorzüglicher Schönheit. Gemeiniglich haben ſie eine weiße Farbe, mit ſchönen Köpfen, weit aus einander ſtehenden Hörnern und Haare wie Seide. Die Schaafe ſind ſchwarz, haben große Köpfe, kleine kurze Ohren und ſtatt der Wolle Haare, wie alle Schaafe innerhalb der Wendezirkel.

In der alten Landesſprache bedeutete So oder Suah einen oder mehrere Hirten; ob wir gleich nichts von einem beſondern Range unter ihnen wiſſen, ſo können wir doch vielleicht annehmen, daß ſie blos ſogenannte Hirten von der niedrigſten Klaſſe waren, die das Vieh hüteten. Andere führten den Nahmen

Hycſos, welches wie Acſos ausgeſprochen wird, und bewaffnete Hirten bedeutet, oder ſolche, die Harniſche trugen, worunter vermuthlich die Soldaten, oder die Waffen tragende Macht dieſer Nation verſtanden ward. Die dritte Klaſſe, deren Erwähnung geſchiehet, iſt Hycſos.

Ag-ag, welche man für die Edeln oder Anführer dieſer bewaffneten Hirten hält; daher kam ihre Benennung Könige der Könige, davon der Pluralis Agagi heißt, oder, wie es im Aethiopiſchen geſchrieben wird, Agaazi oder Stammhirten, wofür ſich dieſe Leute bis auf den heutigen Tag ausgeben und nach und nach über die ganze Provinz Tigre ausgebreitet haben, deren Hauptſtadt Axum iſt. Ag-ag.

Die Nareaner, welche die höchſten Gegenden Abyſſiniens bewohnen und eigne Fürſten, Beneros genannt, haben, ſind unter allen Abyſſiniern am hellſten von Farbe; die aber unten am Rande der Sümpfe leben, ſind völlig ſchwarz und haben die Geſichtszüge nebſt dem wolligen Haare der Neger. Sie treiben Viehzucht, Ackerbau und Handel; ſind Nareaner.

ungemein tapfer und treu; beyde Geſchlechter zeichnen ſich wegen ihres muntern und liebreichen Karakters aus, und reden eine eigene, ganz von der äthiopiſchen oder abyſſiniſchen abweichende Sprache.

Nichts war entgegengeſetzter, als die Sitten und Lebensart des Cuſchiten und ſeines Zwiſchenhändlers, des Hirten in den Landesproducten. Erſterer hatte zwar ſeine Höhlen verlaſſen und lebte nun in den von ihm erbaueten Städten, er war aber doch genöthigt, wegen ſeiner Handelsartikel zu Hauſe zu bleiben, Gold zu ſammlen, die Verſendungen ſeiner Specereywaaren in Ordnung zu bringen, und zur ſchicklichen Jahreszeit auf die Jagd zu gehen, um ſich mit Elfenbein und Lebensmitteln auf den Winter zu verſorgen. Das einzige, was die Hirten in den Stand ſetzte, die langen beſchwerlichen Reiſen quer durch Afrika zu unternehmen, ſind die Kameele, die deswegen bey den Arabern ſehr ausdrucksvoll Schiffe der Wüſten heißen, und deren einzige Nahrungsmittel trockne Diſteln und kahle Dornen ſind, und welchen die Natur einen Waſſerplatz in ihrem Leibe gegeben hat, worein ſie ſich einen Vorrath auf 30 Tagen auf einmahl ſaufen können.

Außer den Cuſchiten und Hirten giebt es noch verſchiedene Nationen, auf welche die eben gegebene Beſchreibung paßt, die jede ihren beſondern Nahmen haben, aber doch alle unter dem von Habeſch auf lateiniſch Convenae bekannt ſind, welches eine Anzahl verſchiedener Völker bedeutet, die durch Zufall an einem Orte zuſammenkommen. Die Chronik von Axum, der älteſte Schatz von Alterthümern dieſes Landes, ein Buch, das als das erſte in Anſehung der Autorität nach der Bibel geſchätzt wird, meldet, daß von Erſchaffung der Welt bis auf die Geburt Chriſti 5500 Jahre verfloſſen ſind, daß Abyſſi-

Abyſſinien nicht eher als 1808 Jahre vor Chriſti Geburt bewohnt geweſen, daß es 200 Jahre darauf oder in dem ſechzehnhunderten durch eine Ueberſchwemmung verwüſtet, und die ganze Geſtalt des Landes ſehr verunſtaltet ward, ſo daß man es damahls Oure Midre oder das verwüſtete Land nannte, daß es ohngefehr 1400 Jahre vor Chriſti Geburt von mehrern Nationen in Beſitz genommen ward, die verſchiedene Sprachen redeten, und weil ſie Freunde mit den in den hohen Gegenden von Tigre wohnenden Agaazi oder Hirten waren, ſich friedfertig bey ihnen niederließen, ſo daß eine jede das vor ihr liegende Land beſetzte. Dieſe Niederlaſſung nennt die Chronik von Axum Angaba oder die Ankunft und Beſitznehmung dieſer Nationen, womit ſich die Bevölkerung von Abyſſinien beſchloß. Die Ueberlieferung ſagt ferner, daß ſie alle von Paläſtina kamen. Und wahrſcheinlich ſind es diejenigen Nationen, welche die Furcht für den Grauſamkeiten des ankommenden Joſua mit ſeinen Iſraeliten zur Flucht und Auswanderung nöthigte. Da ſie nun vorher ſchon mit den Hirten in Abyſſinien des Handels wegen in Gaſtfreundſchaft ſtanden, ſo wurden ſie von dieſen freundſchaftlich aufgenommen. Sie reden bis itzt noch alle verſchiedene Sprachen, wohnen in ihren alten Gränzen, haben aber keine Buchſtaben oder geſchriebene Karaktere, außer das Geez oder den Karakter des cuſchitiſchen Hirten. Alle dieſe Nationen haben kein eigenes Fürſtenthum errichtet, ſondern dienten den Königen der Agaazi oder Hirten, waren Holzfäller und Waſſerträger, und das ſind ſie noch immer.

Die erſte und anſehnlichſte Nation ließ ſich in einer Provinz nieder, die Amhara hieß. Bey der erſten Ankunft war ſie ſo wenig bekannt, als die Amhara.

übrigen,

übrigen, aber bey Gelegenheit einer Revolution im Lande entfloh der König dahin, und die Reſidenz blieb viele Jahre daſelbſt, ſo daß das Geez oder die Hirtenſprache in Vergeſſenheit gerieth, und blos im Schreiben als eine todte Sprache beybehalten ward. Die heilige Schrift war in dieſer Sprache abgefaßt, und dieß rettete ſie von ihrem gänzlichen Untergange.

Agows von Damot.

Die zweyte waren die Agows von Damot, eine der ſüdlichen Provinzen in Abyſſinien, wo ſie unmittelbar an den Quellen des Nils wohnen.

Agows von Tchera.

Die dritte ſind die Agows von Laſta oder Tcheraz Agou von Tchera, ihrem Hauptſitze; ſie haben ebenfalls eine beſondere Sprache, ſind Troglodyten, die in Höhlen wohnen, und als Sabäiſche Heyden den Siris oder Tacazze eben ſo zu verehren ſcheinen, als die von Damot den Nil. Die Agows, in deren Gränzen der Nilfluß ſeinen Urſprung nimmt, ſind in Anſehung der Volksmenge eine der zahlreichſten Nationen in Abyſſinien, und wohnen in Häuſern von Lehm und Stroh, erreichen aber kein hohes Alter. Ihre Kleidung beſteht durchgehends aus Häuten, die ſie auf eine ihnen eigne Art gar machen und bearbeiten. Die Jungen gehen meiſt nackend und die verheuratheten Weiber tragen die Kinder auf dem Rücken mit ſich umher. Ihre Kleidung beſteht aus einer Art von Hemde, das bis auf die Füße geht und um den Leib feſt gegürtet wird. Der untere Theil gleicht einem doppelten Unterrocke, wovon ſie eine Falte über die Schultern werfen und ſolche quer über den Buſen mit einem Speiler oder kleinem Spieße befeſtigen, um die Kinder hinten darinn zu tragen. Die Weiber ſind faſt durchgehends mager und wie die Männer unter der mittlern Größe. Unfruchtbarkeit iſt unter ihnen eine unbekannte Sache und mit dem zehnten Jahre fangen ſie an Kinder zu bekommen, hören aber gemeiniglich mit

mit dem dreyßigſten Jahre zu zeugen auf. In allen Bergen der Agows findet man auch Höhlen zu Wohnungen beſtimmt, wie bey den übrigen. Die vierte Nation wohnt am ſüdlichen Ufer des Nils in der Nähe von Damot; ſie nennt ſich Gafat, welches ſo viel bedeutet, als durch Gewaltſamkeit unterdrückt, abgeriſſen, vertrieben oder durch überlegene Macht verjagt. Sie ſind von jeher Heyden geweſen und haben mit ihren Nachbarn, den Agows, Theil an dem Gottesdienſt des Nils. Die fünfte Nation, wahrſcheinlich Ueberbleibſel der großen galliſchen Nation, heißt Galla, und iſt die beträchtlichſte unter allen, und ſind gegenwärtig insgeſammt Reiter und ihnen gleichen die Dobas. Gafat. Galla.

Die Gallas ſind ein zahlreiches Hirtenvolk, das wahrſcheinlich unter oder jenſeits der Linie lebte, und ehedem aus lauter Infanterie beſtand. Weil ſie gegenwärtig unter der Linie ſüdwärts von Abyſſinien in einem ſehr hoch liegenden Lande, wo die Sonne wegen der beſtändigen Regenzeit ſelten ſcheint, wohnen, ſo ſind ſie von brauner Farbe und haben langes ſchwarzes Haar; doch ſind einige, welche in den Thälern des niedrigen Landes wohnen, vollkommen ſchwarz. Anfangs war ihre vornehmſte Nahrung Milch und Butter; als ſie aber in trocknere Himmelsgegenden kamen, ſo lernten ſie von den Abyſſiniern pflügen und ſäen und Brod backen.

Sie ſcheinen die Zahl 7 ſehr zu lieben, ſie theilen daher ihre ungeheure Menge in dieſe Zahl, dreymahl genommen, ein. Sie ſind vom Karakter ſehr grauſam, und verſchonen ſogar der ſchwangern Weiber nicht. Sie theilen ſich insgeſammt in Borengalla und in Bertumagalla ein, und jede der drey Abtheilungen wählt ſich einen König, der folglich allemahl ſieben Stämme beherrſcht. Sie

haben auch eine Art Adel unter ſich, woraus nur allein der König gewählt werden kann.

Man hält die Gallas für gute Soldaten beym Ueberfall und beym erſten Angriff, ſie haben aber nicht Standhaftigkeit genug, um auszudauern. Sie machen unglaubliche Märſche; ſie ſchwimmen durch Flüſſe, indem ſie ſich am Schwanze ihrer Pferde halten, wozu ſie und ihre Pferde vollkommen abgerichtet ſind, und ſtiften während eines Krieges in kurzer Zeit ſo viel Unglück an, als nur möglich iſt; und kehren dann ſchnell wieder zurück. Weil das Eiſen bey ihnen ſehr ſelten iſt, ſo beſtehen ihre vornehmſten Waffen in Stangen, die am Ende zugeſpitzt und im Feuer gehärtet ſind, deren ſie ſich ſtatt der Lanzen bedienen. Ihre Schilde ſind einfache Ochſenhäute. Den Angriff auf die Feinde begleiten ſie, wie die Türken, mit einem melancholiſch raſenden Geſchrey.

Die Weiber der Gallas ſollen ſehr fruchtbar ſeyn. Sie halten ſich nach der Niederkunft kaum einen Tag zu Hauſe, ſondern waſchen ſich und gehen gleich wieder an ihre Arbeit. Sie pflügen, ſäen, und erndten ein. Das Rindvieh triſcht das Getraide durch Treten aus. Die Männer ſind Hirten und beſorgen das Vieh auf dem Felde.

Beyde Geſchlechter haben eine etwas unter dem Mittelmäßigen ſtehende Größe, ſind außerordentlich leicht und beweglich. Beyde, vornehmlich die Männer, flechten ihr Haar mit den Eingeweiden von Ochſen, und tragen dieſelben auch wie Gürtel um den Leib gewunden. Dieß verurſacht, wenn ſie in Fäulniß gehen, einen ſchrecklichen Geſtank. Sie ſalben ſich Kopf und Leib reichlich mit Butter oder geſchmolzenem Fett, welches beſtändig von ihnen herabtröpfelt und anzeigt, daß ſie urſprünglich aus einem

Lande

Lande kommen, welches heißer als das iſt, welches ſie jetzt bewohnen. In Anſehung dieſer ſchmuzigen Art ſich zu kleiden, haben ſie mit den Hottendotten viel ähnliches. Uebrigens gehen ſie ganz nackend, außer daß ſie vorne ein Stück Haut hängen haben, und über die Schultern ein Ziegenfell wie ein Weiberhalstuch tragen.

Einige von ihnen verehren den Baum Wanzey, der eine weiße Blume, nebſt ſehr vielem Laube hat und in Abyſſinien ſehr gemein iſt, unter welchem ſie ihre Könige krönen, göttlich; beten zuverläßig den Mond an, verehren auch gewiſſe Sterne, glauben die Unſterblichkeit der Seele und ſind, mit einem Worte, der alten Religion des Sabäismus zugethan. Andere Gallas ſind Muhamedaner und noch andre Heyden. Dieſe heurathen ſich unter einander, leiden aber keine Ausländer unter ſich.

Zuweilen heurathen die Gallas abyſſiniſche Weiber, aber die Kinder aus ſolchen Ehen ſind zu allen Aemtern unfähig. Ihre Heurathsgebräuche ſind folgende: der Bräutigam ſtellt ſich vor die Aeltern der Braut hin, hält Gras in der rechten und Kuhdünger in der linken Hand, und ſagt dazu: möge dieß nie hinein, und das nie wieder herauskommen, wenn er ſein Verſprechen nicht erfülle: welches ſo viel heißen ſoll, als: das Gras ſoll nie in das Maul der Kuh kommen oder ſie ſoll eher ſterben, als ſie es von ſich giebt. Die Ehegelübde ſind äußerſt einfach. Er verſpricht ſeiner Braut Lebenslang Eſſen und Trinken zu verſchaffen, und ſie nach ihrem Tode zu begraben. Die Vielweiberey iſt unter ihnen erlaubt, aber insgemein ſind ſie mit einer Frau zufrieden. Sie ſind in dieſem Punkte ſo beſcheiden, daß die Weiber ihre Männer darum bitten, die Zahl ihrer Weiber zu vermehren.

Die

Die Liebe zu ihren Kindern ſcheint bald über Leidenſchaften und Vergnügen das Uebergewicht zu bekommen, und dieß iſt ein edler Zug im Karakter dieſer Wilden. Wenn ein junges Weib ihrem Manne ein oder zwey Kinder geboren hat, ſo bittet ſie ihn dringend, eine andre Frau zu nehmen, und nennt ihm alle artige Mädchen, und beſonders diejenigen, welche ihrer Muthmaßung nach die meiſten Kinder bekommen werden; und hat er ſich eine ausgeſucht, ſo iſt ſie ſelbſt die Brautwerberin. Hat ſie auf dieſe Art für ihren Mann eine Frau erhalten, ſo bringt ſie ihm dieſelbe ins Bette, läßt ſie beyſammen uud macht ſich mit der Braut Verwandten luſtig.

Die Kinder erſter Ehe werden dabey vorgeführt, und die Männer von der Brautfamilie legen die Hände auf den Kopf dieſer Kinder und ſchwören auf die gewöhnliche Weiſe, daß ſie mit ihnen leben und ſterben wollen, als wenn ſie von ihrer eignen Abkunft wären. Die Kinder gehen alsdenn nach dieſer Art von Adoption zu ihren Verwandten und beſuchen ſie ſieben Tage lang. Die ganze Zeit über bleibt der Mann zu Hauſe und im Beſitz ſeiner neuen Braut. Nach Verfließung derſelben giebt er ein Feſt, da ſich die erſte Frau zu ihrem Manne ſetzt und die junge die ganze Geſellſchaft bedient. Von dieſem Tage an hat die erſte Frau das Vorrecht und begegnet der zweyten als ihrer erwachſenen Tochter.

Wenn ein Vater ſtirbt und viele Kinder hinterläßt, ſo erbt der älteſte Sohn alles ohne Theilung; iſt auch nie oder durch gewiſſe Umſtände verbunden, ſeinen Brüdern etwas herauszugeben. Lebt der Vater, wenn ſein Sohn zuerſt anfängt ſein Haupt zu ſcheren, oder ſeine Mannheit erlangt hat, ſo giebt er ihm 2 oder 3 melkende Kühe, oder auch noch

mehr nach ſeinem Stande und Vermögen. Dieſe und ihre Nutzung bleiben ein Eigenthum des Kindes, dem der Vater ſie giebt, und der Bruder muß ſie ihm nach des Vaters Tode bezahlen, ſo viel deren und von was für Art ſie ſind. Ueberdieß iſt der älteſte Bruder verbunden, ſeiner Schweſter, wenn ſie heurathbar iſt, alles das zu geben, was der Vater ihr bey ſeinen Lebzeiten beſtimmt hat, mit dem Zuwachſe vom Tage der Schenkung an. Wird der Vater alt und zum Kriege untüchtig, ſo iſt er verbunden, ſeinem älteſten Sohne alles, was er beſitzt, zu übergeben, wofür ihm dieſer ſeinen Unterhalt geben muß. Stirbt der ältere Bruder und hinterläßt jüngere, und eine noch zum Kinderzeugen fähige Wittwe, ſo iſt der jüngſte verbunden ſie zu heurathen; aber die aus dieſer Ehe entſtehenden Kinder werden allezeit für des älteſten Bruders Kinder geachtet. Die Heurath des jüngſten Bruders mit der Wittwe giebt ihm aber kein Recht auf irgend etwas von des Verſtorbenen Vermögen.

Wenn ſie weite Züge machen, ſo beſtehen ihre Nahrungsmittel in gebranntem und pulveriſirtem Caffee von Caffa, der mit Butter vermiſcht, in Kugeln gerollt und in einen ledernen Sack geſteckt wird.

Die Falaſhas ſind ebenfalls ein Volk in Abyſſinien, das ſeine eigene Sprache hat, und gehören ſo wie die Gallas nicht zu den, wegen Joſuas Einfall, aus Paläſtina geflohenen Nationen; denn ſie ſind Juden, und waren es jederzeit und haben ihre eigenen Ueberlieferungen in Anſehung ihres Urſprungs und deſſen, was ſie zu dem jetzigen Zuſtande der Abſonderung genöthiget hat. Falaſhas.

Die Falaſhas ſind die eigentlichen Abkömmlinge der mit Menilek aus Paläſtina gekommenen Judencolonie, welche gegenwärtig noch behaupten,

daß ſie nie den chriſtlichen Glauben angenommen hätten, wie die Abyſſinier bey ihrer Bekehrung von ihnen behaupteten. Sie ſagen, als die Handlung den Ausländern in die Hände fiel, und alle Verbindung zwiſchen ihnen und Jeruſalem abgeſchnitten war, hätten die damahligen Einwohner die Städte verlaſſen und ſich von den Küſten weggezogen. Sie wären die Einwohner dieſer Städte und Ziegelſtreicher, Töpfer, Dachdecker und dergleichen darinnen nöthige Arbeiter geweſen; und weil ſie gefunden, daß das niedrige Land von Dembea ihnen Materialien zu ihrer Handthierung liefere, hätten ſie vornehmlich den Artikel der Töpferwaare daſelbſt zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht, die man ſich kaum denken kann.

Da dieſes Volk ſehr arbeitſam war, ſo vermehrte es ſich außerordentlich und war zur Zeit ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume oder, wie ſie es nennen, ihres Abfalls unter Abreha und Atzbeha ungemein mächtig. Zu jener Zeit erwählten ſie einen Prinzen aus den Nachkommen Menileks zu ihrem Oberhaupte. Sein Nahme hieß Phineas, der die Religion ſeiner Vorväter nicht verlaſſen wollte, und von ihm ſtammen die Regenten der Falaſhas in gerader Linie ab; allein die Abyſſinier nennen dieſe Familie Bet-Iſrael, um dadurch anzuzeigen, daß ſie Rebellen waren, und vom Hauſe Salomo's und dem Stamme Juda abtrünnig geworden wären. Ob ſchon wegen der Religionsverſchiedenheit unter ihnen kein Blut vergoſſen ward, ſo wurden doch aus Ehrgeitz und Neid viele Schlachten geliefert, weil jede Parthey ihren König hatte.

Ums Jahr 960 machte dieſe Familie einen Verſuch, ſich auf den Thron von Abyſſinien zu ſchwingen, als die Prinzen aus dem Hauſe Salomo's auf dem

Felſen

Felſen Damo beynahe vertilgt waren; allein dieß ſchwächte die Macht der Falaſhas dergeſtalt, daß ſie das platte Land von Dembea verlaſſen, und von der rauhen und faſt unzugänglichen Bergkette, die Berge von Samen genannt, Beſitz nehmen mußten. Einen dieſer unzugänglichen Felſen wählten ſie zu ihrer Hauptſtadt, und er behielt ſeit der Zeit immer den Nahmen, der Judenfelſen. 1600 brachte ſie ein großer Stoß nahe an den Rand des Verderbens, weil Gideon und Judith, ihr König und ihre Königin, in einem Treffen erſchlagen wurden. Seit der Zeit führen ſie ſich friedfertiger auf, beobachten ihre Schuldigkeit, bezahlen die Abgaben und werden beym Genuß ihrer eigenen Regierungsform gelaſſen, und ihr König und ihre Königin führen noch heut zu Tage den Nahmen Gideon und Judith. Die einzige Abſchrift des Alten Teſtaments, welche ſie haben, iſt in der Geez-Sprache, dieſelbe, deren ſich die abyſſiniſchen Chriſten bedienen. Beyde Partheyen haben nie Streitigkeiten über den Text gehabt. Sie haben kein Kerikétib oder verſchiedene Leſearten, hörten nie etwas vom Talmud, Targum oder Kabala. Sie tragen keine Schnüre oder Bänder an ihren Kleidern, und haben keine Schreiber unter ſich.

Uebrigens darf man ſich nicht einbilden, daß auch die Hirtenvölker in Abyſſinien beſtändig herumziehen, denn dieß iſt nirgends weniger möglich, als in Abyſſinien, einem Lande voller Berge, wo während der ſechs Regenmonate faſt kein Menſch fortkommen kann. Alle Einwohner Abyſſiniens haben daher Flecken und Dörfer, die oben auf ſpitzig zulaufenden Hügeln und Felſen gebauet ſind, und wo ſie ſich nie ſicher glauben, wenn noch etwas über ihnen liegt; hier wohnen ſie die ganze Regenzeit hindurch, wie wir in unſern Städten.

Die Einwohner alſo, welche Abyſſinien von der ſüdlichen Gränze bis an den Wendezirkel des Krebſes, oder bis an die Gränze von Aegypten beſaßen, waren die Cuſchiten, ein polizirtes Volk, das in Städten, aber anfänglich als Troglodyten in Felſenhöhlen wohnte; hernach kamen die Hirten, und nach dieſen die Nationen aus Paläſtina, die Amhara, Agow von Damot, Agow von Tchera und die Gafat; endlich die Gallas und Falaſhas.

Regierungsverfaſſung in Abyſſinien.

Man wird ſich aus der Bibel erinnern, daß eine Königin von Saba, Azab oder Azaba, d. h. Süden, den König Salomo zu Jeruſalem beſuchte, welche die Araber Belkis, die Abyſſinier Maqueda, und unſer Heiland die Königin von Süden, welches obige Worte bedeuten, nennt. Von dieſer Königin ſagen die Annalen von Abyſſinien, daß ſie eine Heydin geweſen wäre, als ſie Azab verlaſſen hätte. Bey ihrer Ankunft in Jeruſalem ſey ſie über die Werke Salomo's ſo ſehr in Erſtaunen gerathen, daß ſie ſich in Jeruſalem zum Judenthum bekehrte, und ihm einen Sohn gebahr, den ſie Menilek nannte, und der ihr erſter König ward. Sie kehrte alſo mit ihrem Sohne Menilek nach Saba oder Azab zurück, und nachdem ſie ihn einige Jahre erzogen hatte, ſchickte ſie ihn an ſeinen Vater, um ihn unterrichten zu laſſen. Salomo vernachläßigte dieſen Auftrag nicht, und ließ ihn im Tempel zu Jeruſalem zum König von Abyſſinien oder Aethiopien krönen und gab ihm bey ſeiner Einweihung den Nahmen David. Er kehrte darauf wieder nach Azab und nahm eine jüdiſche Colonie mit. Darunter befanden ſich viele Lehrer des moſaiſchen Geſetzes, inſonderheit von jedem Stamme einer, um Richter in ſeinem Lande daraus zu machen; von dieſen ſagt und glaubt man, daß die itzigen Umbams oder

oberſten

oberſten Richter, deren drey allemahl um den König ſind, abſtammen. Zugleich kam auch Azarias, der Sohn des Prieſters Zadok, der eine hebräiſche Abſchrift des Geſetzes mitbrachte, die ihm zur Aufbewahrung übergeben ward, weil er den Titel Nebrit oder Oberprieſter führte, und dieſes Amt bleibt, wie man ſagt, wenn gleich das Buch ſelbſt in der Kirche zu Axum im Mohrenkriege mit Adel verbrannte, noch beſtändig bey den Abkömmlingen des Azarias, die Nebrits oder Aufſeher der Kirche zu Axum bis auf den heutigen Tag ſind. Ganz Abyſſinien ward alſo zum Judenthume bekehrt, und die Verfaſſung der Kirche und des Staats auf die Art eingerichtet, wie es damahls in Jeruſalem gebräuchlich war.

Die letzte Handlung der Königin von Saba beſtand darinn, daß ſie die Art der Thronfolge in ihrem Reiche auf die Zukunft feſtſetzte. Zuerſt verordnete ſie, daß die Krone in Abyſſinien beſtändig bey der Familie Salomo's erblich bleiben ſollte; zweytens, daß nach ihrem Tode keine Perſon weiblichen Geſchlechts zur Krone fähig seyn, ſondern, daß ſie auf alle ihre männliche Erben fallen ſollte; und daß dieſe beyden Punkte als Fundamentalgeſetze ihres Reichs angeſehen und nie abgeändert oder abgeſchafft werden ſollten. Und endlich, daß die männlichen Erben des königlichen Hauſes, als Gefangene, nach einem hohen Berge geſchickt werden und daſelbſt ſo lange verbleiben ſollten, bis ſie ſtürben oder bis der Thron für ſie eröffnet würde. Die Urſache dieſer letzten Verordnung iſt nicht bekannt, ſie iſt Abyſſinien eigen; aber die Gewohnheit, Weiber zu Regenten zu haben, iſt ſehr alt und behielt im letzten Jahrhunderte bey den benachbarten Hirten die Oberhand. Nachdem die Königin von Saba dieſe

Geſetze für alle ihre Nachkommen unwiederruflich gemacht hatte, ſtarb ſie nach einer vierzigjährigen Regierung, 986 Jahr vor Chriſti Geburt und ſetzte ihren Sohn Menilek auf den Thron, und ſeine Nachkommen haben, wie uns die Annalen von Abyſſinien überreden wollen, ſeit der Zeit ununterbrochen regiert.

Der König von Abyſſinien iſt in geiſtlichen und weltlichen Dingen das höchſte Oberhaupt, oder übt in beyden die höchſte Gewalt aus. Er kann daher alles, was die Geiſtlichkeit, Prieſter oder Mönche, geſetzwidriges begehen, eigenmächtig und ſo gut beſtrafen, als wenn es ein Laye verübt hätte. Ueberhaupt machen die abyſſiniſchen Könige mit der Vollziehung ihrer Strafen nicht lange, und ſie ſelbſt können mit gar keiner belegt werden. Die größte Strafe iſt die Excommunicirung und gewiſſermaßen als eine Todesſtrafe anzuſehen, weil den in Bann gethanen ausdrücklich verboten iſt, Feuer anzuzünden, und niemand darf ihm weder Feuer noch Waſſer geben; niemand mit ihm reden, eſſen und trinken, in des Excommunicirten Haus gehen, oder ihn in das ſeinige aufnehmen. Er darf weder kaufen noch verkaufen, noch Schulden einziehen. Wird er gewaltſamerweiſe von Räubern ermordet, ſo wird die Urſache des Todes nicht weiter unterſuchet, und der todte Körper darf nicht begraben werden. Allein dieſe harte Strafe wird äußerſt ſelten auferlegt.

Ohngeachtet nach dem Landesgrundgeſetze die Krone von Abyſſinien bey einer einzigen Familie erblich ſeyn ſoll, ſo wird ſie doch einem Prinzen durch Wahl zu Theil, und es iſt kein Landesgeſetz oder eine hergebrachte Gewohnheit vorhanden, welche dem älteſten Sohne ein ausſchließendes Recht giebt, ſeinem Vater zu folgen. Befinden ſich gerade die Söhne

beym Abſterben eines Königs nicht als Gefangene auf dem Berge, ſo nimmt der älteſte oder nächſtfolgende, der nicht gefangen gehalten wird, gemeiniglich vermöge der Macht der Freunde ſeines Vaters, Beſitz vom Throne; außerdem hängt die Wahl des Königs allezeit vom Willen des Miniſters ab, welcher als der Wille des Volks angeſehen wird. Da nun der Miniſter immer Neigung und Intereſſe dabey hat, die Regierung, ſo lange als möglich, in Händen zu behalten, ſo wählt er allemahl den jüngſten, welchen er hernach leitet, indem er das Reich während der Minderjährigkeit unumſchränkt regieret, wodurch es erſchöpft, und dem Ende ſeines Lebens gleich wird. Dieß iſt die Quelle alles Uebels in dieſem unglücklichen Lande, und der Fehler ſelbſt entſpringt aus dem Verlangen, eine mehr als gewöhnlich vollkommene Regierungsform zu errichten. Ihr erſter Grundſatz war: Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt: und dieß wußten ſie, müßte ſich oft zutragen, wenn die Nachfolge dem Laufe der Natur überlaſſen wird.

Der König wird mit bloßem Baumöhl geſalbt, welches man ihm auf die Platte des Kopfs gießt, worauf er es mit beyden Händen, unanſtändig genug, in ſein langes Haar reibt, wie ſeine Soldaten es machen, wenn ſie Butter genug bekommen können. Die Krone hat die Geſtalt einer Biſchofsmütze. Es iſt eine Art von Helm, welcher die Stirn, die Backen und den Nacken bedeckt. Sie iſt mit blauem Tafft gefüttert; auswendig iſt ſie halb Gold und halb Silber, von der ſchönſten durchbrochenen Arbeit. Die jetzige Krone ward, als die alte nebſt einem Theile des Pallaſts zu Joas Zeiten verbrannte, nach der Zeit von Griechen aus Smirna gemacht, die hier anſehnliche Beſoldungen

 genießen,

genießen, und mit Geſchmack und zierlich arbeiten, ob ſie gleich nicht mehr ſo ſehr wie ſonſt aufgemuntert werden. Oben auf der Krone iſt eine Kugel von rothem Glaſe oder Kriſtall und inwendig befinden ſich Schellen von verſchiedener Farbe.

Ehemahls ſahe man weder das Geſicht, noch ſonſt einen Theil vom Körper des Königs, ſeinen Fuß bisweilen ausgenommen. Er ſitzt in einer Art von Balcon mit Gitterfenſtern und Vorhängen vor ihm, und bedeckt noch itzt bey Audienzen oder öffentlichen Gelegenheiten, oder wenn er Gerichtsſitzungen hält, das Geſicht. In Fällen, wenn über Verrätherey gehandelt wird, ſitzt er in ſeinem Balcon, und ſpricht durch ein auf der Seite angebrachtes Loch zu einem Hofbedienten, Kal-Hatze, das Wort des Königs genannt, durch welchen er ſeine Erinnerungen, oder was ſonſten vorfällt, den am Gerichtstiſche ſitzenden Richtern kund thun läßt.

Der König gehet regelmäßig zur Kirche, wobey ſeine Garden alle Zugänge und Thüren, welche er paſſirt, beſetzen, und außer den ihn tragenden oder haltenden Kammerherren darf niemand mit ihm hinein gehen. Er küßt die Schwelle und Seitenpfoſten der Kirchthüre und die Stufen des Altars, worauf er ſich wieder zu Hauſe verfügt; zuweilen wird Gottesdienſt in der Kirche gehalten, zuweilen nicht; daraus wird nichts gemacht. Die Treppe zum Audienzgemach reitet er auf einem Mauleſel hinan, und ſteigt vor der am Thron liegenden Decke ab.

Ein Bedienter Serach Maſſery fängt vor Tages Anbruch am Thor des Pallaſts mit einer langen Peitſche an zu knallen, wodurch die Hyänen und andere wilde Thiere verſcheucht werden, welches aber auch zugleich vom Aufſtehen des Königs das Signal iſt, da er denn alle Morgen nüchtern Gericht hält,

und

und hernach etwa um 8 Uhr frühſtückt. Der König wählt ſich 6 Adeliche, welche Baalomal oder Kammerherren heißen, und wovon allemahl viere um den König ſind. Ueber ſie iſt ein ſiebender unter dem Nahmen Azetaffa el Camiſha oder Oberkammerherr geſetzt, welcher zugleich die Aufſicht über des Königs Garderobe führt. Dieſe Kammerherren, die ſchwarzen Sclaven und einige andere ſind gleichſam ſeine Hausgenoſſen, und leben in einer Art von Vertraulichkeit mit ihm, welche die übrigen Unterthanen nicht kennen.

Wenn ein König in der Rathsverſammlung bey wichtigen Civilſachen ſitzt, ſo iſt er in einer Art von Kammer oder Loge, dem obern Ende der Tafel, woran die Rathsverſammlung ſitzt, gegenüber eingeſchloſſen. Die Glieder derſelben ſitzen um den Tiſch und ſtimmen nach ihrem Range, der jüngſte oder unterſte allemahl zuerſt. Die Schalaka oder Oberſten der Haustruppen fangen an; hernach kommen die Oberſchenken, welche die Aufſicht über das Getränke des Königs haben. Der dritte iſt der Badjerund oder Aufſeher des Zimmers, welches das Löwenhaus heißt, und dann folgt der Aufſeher des Speiſehauſes. Der nächſte heißt Lika Magwaſſ, ein Offizir, der allezeit vor dem Könige hergehet, und das Gedränge des Volks abwehret. Sobald der König bey Kriegszeiten auf dem Marſche iſt, reitet er beſtändig in einer gewiſſen Entfernung um ihn herum, und trägt ſeine Lanze mit einer ſilbernen Spitze und das ſilberne Schild bey Königen, die nicht Luſt zu fechten haben. Außerdem trägt der König, der Soldat iſt, ſeinen ſchwarzen unverzierten Schild von einer guten Büffelshaut und eine Lanze mit einer ſcharfen eiſernen Spitze. Die Inſignien oder Kennzeichen der königlichen Würde ſind: ein weißes Pferd

mit kleinen ſilbernen Schellen am Kopfe, ein ſilberner Schild und ein weißes Netz von feiner Seide oder Neſſeltuch, das oben auf dem Kopfe um die Haare gebunden und mit einem großen doppelten Knoten geknüpft wird, ſo daß die Zipfel bis auf den halben Rücken hinab hängen oder wenigſtens in der Luft fliegen. Nach dem **Lika Magwaſſ** kommt der **Palambaras**, darauf der **Fit Auraris**, dann der **Gera Kasmati** und der **Kanga Kasmati**, alsdann der **Dakakni Billetana Gueta** oder Unterkammerherr; hierauf folgt der Secretair der königlichen Befehle, dann die Generals oder **Azages**, hernach der **Rack Maſſery**, der **Baſſa**, der **Kasmati** von **Damot**, der von **Samen**, der von **Amhara** und der von **Tigre**, vor welchem ein goldener Becher auf einem Küſſen ſtehet, und der **Nebrit** heißt, weil er Statthalter von **Arum** oder Aufbewahrer des Geſetzbuchs iſt, welches dort, wie man annimmt, befindlich ſeyn ſoll. Nach dem Statthalter von **Tigre** folgt der **Aoab Saat** oder Aufſeher des Feuers und der vornehmſte geiſtliche königliche Diener bey Hofe. Nach ihm folgt der erſte Befehlshaber der königlichen Haustruppen, alsdann der **Betwudet** oder **Ras**. Zuletzt ſagt der König ſeine Meynung, welche entſcheidend iſt, und ſchickt ſolche aus dem Balcon durch den oberwähnten **Kal-Hatze** an den Tiſch der Rathsverſammlung.

Der Titel des Königs von Abyſſinien iſt, König aller Könige, und er wird von allen ſeinen Unterthanen mit gänzlicher Niederwerfung auf die Erde verehret. Von früh bis auf den Abend werden die Thüren und Fenſter des Königs von ſeinen Unterthanen belagert, welche aus vollem Halſe in einem kläglichen und klagenden Tone um Gerechtigkeit ſchreyen.

Der

Der König von Abyſſinien trägt ſein Haar lang, die weiße Kopfbinde ausgenommen, und kein anderer Unterthan darf etwas weißes auf dem Kopfe tragen, uud ſitzt auf einem tragbaren Stuhle. Wer ſich demſelben nähert, wird dadurch des Hochverraths ſchuldig, und wer ſich darauf zu ſetzen wagte, würde augenblicklich in Stücken zerhauen werden, wenn man nicht etwa wüßte, daß er ſeinen Verſtand verlohren hätte. Nach den Fundamentalgeſetzen darf kein abyſſiniſcher König einen Fehler oder irgend ein Gebrechen an ſeinem Leibe haben. Zu dem Ende werden die Prinzen, wenn irgend einer vom Berge Wachne entwiſcht, und nachher gefangen wird, an einem ihrer Glieder verſtümmelt, um auf immer zur Nachfolge untüchtig gemacht zu werden. Alle Befehle des Königs fangen ſich mit der Formel an: Höret, was der König euch ſagt. Bey feyerlichen Jagden iſt es ein Verbrechen bey den Unterthanen, das Wild eher erlegen, als bis der König ſeinen Spieß darnach geworfen hat. Alle Güter und Perſonen in Abyſſinien ſind der Könige Eigenthum und jeder Einwohner ihres Reichs iſt ihr gebohrner Sclave. Ohngeachtet man verſchiedene Arten von Brod in Abyſſinien hat, ſo ißt der König doch nur Waitzenbrod, und zwar blos von Waitzen aus der Provinz Dembea, welcher deswegen auch des Königs Speiſe heißt. Sie können ſo viel Weiber nehmen, als ſie wollen, aber nur eine wird als Königin angeſehen und heißt Iteghe. Die Könige von Abyſſinien gehen nie oder ſetzen außer ihrem Pallaſte einen Fuß auf die Erde, ſondern reiten beſtändig auf einem Pferde oder Mauleſel. In Kapitalverbrechen ſprechen ſie oft ſelbſt das Urtheil, und ihre Belohnungen, beſonders für erwieſene Militairdienſte beſtehen in goldenen Ketten, Schwerdern, Armbändern und auch Landſtrichen. Wenn fremde Reiſende

ſende an den König empfohlen werden, ſo müſſen dieſe auf ſeinen Befehl unterhalten werden. Wenn ein Kapitalverbrecher verurtheilt worden iſt, ſo vollzieht man die Strafe gleich an ihm. Hauptverbrechen ſtraft man mit der Kreuzigung, und die nächſten Todesſtrafen ſind, lebendig ſchinden, und zu Tode ſteinigen, welche letztere hauptſächlich an Ausländern, Franken genannt, wegen Religionsſachen vollzogen wird. Zu den Hauptſtrafen gehöret auch das Augen ausſtechen. Alle Körper der Verbrecher bleiben gemeiniglich unbegraben liegen.

Herrſchende Religion in Abyſſinien.

Die Abyſſinier blieben auch überhaupt beym Judenthume bis 622 nach Chriſti Geburt, wo auch viele Muhameds Lehre annahmen. Nach der Königin von Abyſſinien, oder von Saba, Maqueda Tode, haben nach den Annalen der Abyſſinier bis auf Chriſti Geburt 22 Könige regieret. Ihr Wappen war und iſt noch gegenwärtig ein gehender Löwe im rothen Felde, mit der Ueberſchrift: Mo Anbaſa am Nizilet Solomon am Negade Jude, d. h. Der Löwe aus dem Geſchlecht Salomons und aus dem Stamme Juda hat überwunden.

Die Abyſſinier haben alle Bücher der heiligen Schrift wie wir, und zählen auch eben die Anzahl von Büchern; aber ſie werden auf andere Weiſe abgetheilt, und die wenigſten ſind im Stande, wegen der äußerſten Armuth ſich dieſelben alle anzuſchaffen. Eben dieß gilt auch vom Neuen Teſtamente, als die meiſten Abyſſinier ums Jahr 330 nach Chriſti Geburt durch den Frumentius zum Chriſtenthum bekehrt, aber bald darauf auf das grauſamſte verfolgt wurden. Seit dieſer Zeit iſt die chriſtliche Religion nach dem griechiſchen Kirchenſyſteme die herrſchende oder Staatsreligion

religion in Abyſſinien, zu welcher ſich alle Regenten bekennen müſſen; jedoch duldet man auch die übrigen Religionspartheyen.

Die verſchiedenen Nationen, welche längſt der Küſte des indiſchen und rothen Meeres wohnen, leben in feſtſtehenden Hütten oder Häuſern, und ſind auch faſt durchgehends Hirtenvölker. Zunächſt an Atbara leben die Ageeg, welche von den nordwärts wohnenden Hirten der Thebaide in der Farbe und den Haaren verſchieden ſind. Alsdenn folgen die verſchiedenen Stämme von dieſen, z. B. Tona, die obigen Shiho, Faltal, Azimo und Azabo, wo ſich das rothe Meer oſtwärts gegen die Meerenge drehet, insgeſammt mit wolligten Haaren, und ſind die urſprünglich älteſten Waarenführer von Saba und des Landes, woher Gold und Weihrauch kamen. Alsdenn wohnen verſchiedene Nationen längſt dem Ocean, alles eingebohrne Schwarze und Abkömmlinge der cuſchitiſchen Troglodyten, innerhalb des Landes in Kellern und einige itzt in Häuſern, welche aber ihre Wohnungen mit der Jahreszeit nicht verändern. Außer den obengedachten Völkern giebt es noch verſchiedene andere in Abyſſinien. In Adel und Auſſa ſind die Einwohner ſchwarzbraun, aber nicht ſchwarz, und haben langes Haar. Sie heißen Gibbertis oder Rechtgläubige, welchen Ehrennahmen ſich dieſe das niedrige Land von Abyſſinien bewohnende Mohren einander beylegen, weil ſie ihren Glauben mitten unter Chriſten, die ſie äuſſerſt verachten, und mit welchen ſie in beſtändigen Kriegen verwickelt ſind, ſtandhaft beybehalten. Sie ſind eine reiche und mächtige Nation, und die ſchlaueſten und verſtändigſten Handelsleute. Bey der Handlung ſelbſt trift man in Abyſſinien keine klingende Münze an, ſondern aller Handel geſchiehet

durch

durch Tauſch in Natura gegen Gold nach dem Gewichte. Dieſe Gibbertis waren die erſten Einwohner von Abyſſinien, welche die Handlung mit den Arabern auf der andern Seite der Straße Babelmandeb verband. Sie verheuratheten ſich auch mit einander, welches macht, daß ſie in der Farbe und den Zügen etwas ähnliches von Arabern und Abyſſiniern haben.

Die Gibbertis haben bald nach Muhameds Tode ſeinen Glauben angenommen und in ihren Händen befinden ſich alle Reichthümer des Landes. Die ſchwarzen Einwohner ſind blos ihre Unterthanen, Holzhacker, Waſſerzieher, verrichten alle häusliche Geſchäfte, ſorgen für die Kameele, wenn ſie bey Karawanen ſind, und machen ihre vornehmſte Macht im Felde aus.

Außer den Gibbertis und im Lande gebohrnen Schwarzen giebt es noch andere Einwohner, die wir mit den eigentlichen im Lande gebohrnen nicht verwechſeln müſſen, wenn ſie gleich noch ſo viel ähnliches mit einander haben. Dieſe ſind erſtlich die von den portugieſiſchen Hiſtorikern ſogenannten Mohren, welche Kaufleute aus den weſtlichen Gegenden von Afrika ſind. Viele darunter wurden von Ferdinand und Iſabella aus Spanien vertrieben und ſchlugen ihre Wohnſitze hier auf. Dieſe wurden von andern mohriſchen Brüdern aus Maeocko nach und nach vermehrt, und trieben als Hauptgeſchäfte den Handel. Eine noch andere Art Einwohner ſind die arabiſchen Kaufleute, welche blos des Handels wegen herkommen und ſind die Banquiers der Gibbertis, und ſchießen ihnen Geld und Waaren vor. Eine noch andere Gattung Einwohner ſind die von der herrſchenden Landesreligion, dem Chriſtenthume, abgefallenen Abyſſinier und die ärgſten Feinde

der

der chriſtlichen Religion. Sie werden als Soldaten gebraucht, aber im Lande nicht viel geachtet. Die ſchwächſte Anzahl der Einwohner Abyſſiniens ſind die Türken, eine Art erblicher Miliz, welche ihre Töchter unter einander oder Weiber aus dem Lande heurathen und erhalten vom Vater auf Sohn immer noch denſelben Sold, welchen ihre Urväter damahls vom Sultan Selim empfiengen, als ſie mit ihm aus Griechenland und Syrien hierher kamen. Sie ſind zwar an Geſtalt und Sitten den eingebohrnen Abyſſiniern vollkommen ähnlich geworden. Sie behaupten aber doch ihre Ueberlegenheit durch die beſtändig unterhaltene Geſchicklichkeit und Aufmerkſamkeit mit Feuergewehr umzugehen, welches zur Zeit ihrer erſten Erſcheinung in dieſen Gegenden, bey Arabern und Abyſſiniern wenig bekannt und gebräuchlich, und das Mittel war, ſich eine Art von Vorzug zu verſchaffen.

Sitten der Abyſſinier.

Während der Regenzeit bringen alle Abyſſinier ihre Tage in müßiger Ruhe und mit Luſtbarkeiten und Schwärmen zu, und jedermann ſchläft ruhig in ſeiner Wohnung. Lanzen und Schilde werden an den Wänden des Hauſes aufgehangen, und Sattel und Zäume den Pferden abgenommen, weil ſie zur andern Zeit in Abyſſinien beſtändig aufgezäumt ſtehen, und daran gewöhnt ſind, mit dieſer Beſchwerde zu freſſen, zu ſaufen und zu ſchlafen. Es iſt aber nicht die im Felde gewöhnliche Art von Zäumen, ſondern ein kleines Stück Eiſen, wie die engliſchen Jagdzäume, blos um ſie in der Gewohnheit zu erhalten. Der Hof und die vornehmſten Staatsbedienten begeben ſich nach der Reſidenz, verwalten dort die Gerechtigkeit, ſchließen Bündniſſe und beſorgen die nöthigen Gelder und Zurüſtungen, welche die jedesmahligen Bedürfniſſe des Staats bey der Wiederkehr der ſchönen Witterung erfordern.

Alle Abyſſinier, ſowohl chriſtliche und jüdiſche, als auch muhamedaniſche und heidniſche, ſind vom vornehmſten bis zum geringſten abergläubiſch, und glauben an Zauberkünſte; z. B. ein jeder Abyſſinier bildet ſich feſt ein, daß die vielen Hyänen, welche der Aaßgeruch alle Nächte nach der Stadt Gondar lockt, lauter Falaſhas von den benachbarten Bergen ſind, die durch Wirkungen der Zauberey abſichtlich in dieſe Thiere verwandelt worden wären. Sogar die Gallas, eine wilde, fremde Nation, Feinde der Abyſſinier und in der Sprache und Religion von ihnen verſchieden, glauben ſo gut wie jene von ganzem Herzen an die Möglichkeit, Zaubereyen auszuüben, z. B. Krankheiten und den Tod in großen Entfernungen zu bewirken, Waſſer zu vergiften, das Getreide verdorren, und die Männer zur Zeugung untüchtig zu machen.

Die Abyſſinier ſind ferner ohne Ausnahme furchtſam bey der Nacht, reiſen und fechten zu dieſer Zeit beſonders ungern, weil ſie ſich einbilden, daß die Welt alsdenn im Beſitze gewiſſer Geiſter ſey, die aller Verbindung mit Menſchen abgeneigt und ſehr rachgierig ſind, wenn ſie durch deren Dazwiſchenkunft auf ihren Wegen geſtört werden. Ja, ſie gießen nicht einmahl das Waſſer aus einem Gefäße in der Nacht. Die Mohren wiſſen von dieſer Furcht nichts, lachen die Abyſſinier deswegen aus, und machen ſich ihren Aberglauben nicht ſelten zu Nutze, weil ſie glauben, ein Vers aus dem Koran in Leder genähet und um den Hals oder die Arme gebunden, ſichere ſie gegen alle dieſe unkörperlichen Feinde.

Von jeher und auch noch itzt ſchreiben die Abyſſinier auf Häute; und überhaupt haben ſie faſt alle Sitten des Morgenlandes, der Perſer und der Aegypter.

Die

Die Abyſſinier eſſen und trinken mit keinem Fremden, ohne einen Grund davon anzugeben, und reinigen jedes Gefäß, woraus ein Ausländer gegeſſen und getrunken hat, oder zerbrechen es gar. Die abyſſiniſchen Weiber haben unter allen Frauen des Morgenlandes die größte Freyheit, und leben gleichſam in Gemeinſchaft mit dem andern Geſchlechte, ſo daß es blos von ihrem Willen abhängt, wem ſie einige Gunſtbezeugungen erlauben wollen oder nicht. Inzwiſchen geben ſie vor, daß nach ihren Grundſätzen die verheuratheten Weibsperſonen nur eines Mannes Frau ſeyn dürfen. In Abyſſinien ſiehet man nicht auf den Stand der Mutter, ſondern das Kind folgt allemahl dem Stande des Vaters. Kein Abyſſinier darf kaufen und verkaufen: denn es wird für einen Mann ſchimpflich und ſeiner Ehre nachtheilig gehalten, auf den Markt zu gehen. Er darf kein Waſſer tragen oder Brod backen; hingegen muß er die Kleider für beyderley Geſchlecht waſchen, wobey ihm die Weiber nicht helfen dürfen. Alle Männer in Abyſſinien tragen eine Laſt auf dem Kopfe, die Weiber hingegen auf dem Rücken.

Ohngeachtet man in Abyſſinien Kuhfleiſch ohne Bedenken verzehret, ſo ißt doch kein Abyſſinier Kalbfleiſch, auch kein wildes oder Waſſergeflügel und nicht einmahl Gänſe. Einen gleichen Widerwillen haben ſie gegen Schweinefleiſch und vermeiden ſorgfältig Hunde anzurühren. Dahingegen machen ſie ſich kein Bedenken daraus, rohes Fleiſch zu eſſen, und dabey das Thier nicht wenig zu martern: denn ſo nehmen z. B. reiſende Abyſſinier eine Kuh mit ſich, und wenn ſie eſſen wollen, halten ſie mit derſelben ſtill, werfen ſie zur Erde nieder, ſchneiden ihr ein Stück Fleiſch bey lebendigem Leibe aus den Lenden, verzehren es roh, machen die Wunde wieder zu und treiben

weiter; und ſo fahren ſie fort, bis die Kuh ver zehret iſt.

Ihre Art, während der Regenzeit auf dem Lande und in den Dörfern zu ſpeiſen, in der Hauptſtadt aber das ganze Jahr hindurch, geſchiehet zwiſchen zwölf und ein Uhr in Geſellſchaften auf folgende Weiſe. Mitten im Zimmer wird ein langer Tiſch mit Bänken an den Seiten für die eingeladenen Gäſte hingeſetzt. Die Portugieſen führten zuerſt Tiſche und Bänke hier ein, denn vorher bediente man ſich an der Erde ausgebreiteter Ochſenhäute, wie noch im Lager und auf dem Lande gewöhnlich iſt. Alsdann wird eine Kuh oder ein Ochſe, oder mehrere, nachdem die Geſellſchaft zahlreich iſt, dicht an die Thüre gebracht, und die Füße werden recht feſt zuſammen gebunden. In die herabhängende Haut am Halſe eines Ochſen, oder die ſogenannte Wamme, wird eine Wunde bis auf das Fett, woraus ſie beſtehet, geſchnitten, ſo daß von den kleinen darinn befindlichen Blutgefäßen nur ſechs oder ſieben Tropfen auf die Erde fallen. Die hartherzigen Mörder haben weder einen Stein, noch eine Bank, noch einen Altar, darauf ſie den Kopf des Thieres bey dieſer Operation legen, und nicht einmahl ſo viel Mitleiden, das arme Thier zu tödten, ſondern vielmehr ſuchen ſie es ſo lange beym Leben zu erhalten, bis es ganz aufgefreſſen iſt. Sobald ein Paar Blutstropfen auf die Erde gefallen ſind, ſo machen ſich ein Paar über den Rücken des Thieres her und ſchneiden auf jeder Seite des Rückgrades die Haut, ſo dick ſie iſt, auf, ſtecken die Finger zwiſchen Haut und Fleiſch, und fangen an die Haut bis auf die halben Ribben herunter zu ziehen, und immer weiter bis hinten an die Lenden; wo ſich die Haut nicht gut abziehen läßt, da ſchneiden ſie dieſelbe herunter, bis das arme Thier ganz geſchunden iſt.

Alsdann

Alsdann wird alles Fleiſch von den Lenden in derben viereckigen Stücken ohne Knochen und vielen Blutverluſt geſchnitten. Das entſetzliche Gebrülle des Thieres iſt das Zeichen für die Geſellſchaft, um ſich niederzuſetzen.

Vor jedem Gaſte liegt ſtatt des Tellers ein runder Kuchen, der ohngefähr zweymahl ſo groß als ein Pfannkuchen und etwas dicker und zäher iſt. Es iſt Brod ohne Hefen, welches etwas ſäuerlich, aber keinesweges unangenehm ſchmeckt, leicht zu verdauen, und aus einer Kornart, Teff genannt, gebacken iſt. Man hat es von verſchiedenen Farben, vom ſchwarzen bis zum weißeſten Weitzenbrode. Drey bis viere werden davon oben auf, und darunter vier bis fünfe von gewöhnlichem etwas ſchwärzlichem Brode, vor jeden Platz der Gäſte hingelegt; die unterſten dienen einem jeden Herrn, die Finger daran abzuwiſchen, und hernach den Bedienten ſtatt des Brodes bey der Mahlzeit. Alsdann tragen zwey oder drey Bediente, jeder ein viereckiges Stück Fleiſch mit bloßen Händen herbey und legen es auf die Teffkuchen, welche wie Teller längſt dem Tiſche gelegt ſind, ohne daß ein Tuch, oder ſonſt etwas, darunter befindlich wäre.

Die Gäſte nehmen nunmehr Meſſer in die Hände; die Männer ihre großen krummen Meſſer, welche ſie in Kriegszeiten auf mancherley Weiſe gebrauchen, und die Weiber kleine zuſammenſchlagende Meſſer, wie die von der ſchlechteſten Art in Teutſchland für einen Dreyer verkaufet werden.

Die Geſellſchaft wird ſo geordnet, daß ein Mann allezeit zwiſchen zwey Weibern ſitzt. Der Mann ſchneidet mit ſeinem langen Meſſer ein dünnes Stück ab, worinnen man noch die Bewegung der Fibern, wie im lebendigen Fleiſch, deutlich gewahr wird.

Kein Mann in Abyſſinien, der irgend etwas vorſtellen will, ißt ſelbſt, oder rühret ſein eigenes Eſſen an. Die Weiber nehmen das von ihm abgeſchnittene große Stück, ſchneiden es in Fingers lange Streifen, und wieder queer durch in viereckige Würfelgroße Stücken. Dieſe legen ſie auf ein Stück Teffbrod, welches ſtark mit ſchwarzem oder Cayennepfeffer und Steinſalz beſtreuet iſt, und wickeln es in daſſelbe wie in eine Rolle ein.

Der Mann hat inzwiſchen ſein Meſſer wieder an ſeinen Ort geſteckt, und legt ſich nun mit jeder Hand auf ſeiner Nachbarinnen Knie, mit vorwärts gebogenem Leibe, geſenktem und voraus gerecktem Kopfe, und offenem Maule, wie ein unkluger Menſch; er wendet ſich zuerſt zu der, welche die erſte Rolle in Bereitſchaft hat, und ihm ſolche ganz in den Mund ſtopft, der ſo voll wird, daß er beſtändig Gefahr läuft, zu erſticken. Dieß iſt bey ihnen ein Beweis von Größe. Je größer der Mann gehalten ſeyn will, ein deſto anſehnlicheres Stück ſteckt er in den Mund; und je mehr Lärmen er in dem Kauen macht, deſto mehr ſchreibt man ihm feine Lebensart zu. Sie haben ein Sprichwort: Bettler und Diebe eſſen nur kleine Stücke und ohne ein Getöſe zu machen. Wenn dieſer Biſſen hinunter gebracht iſt, welches geſchwinde geſchiehet, ſo hält ihm ſeine andere Nachbarin eine Rolle hin, und ſo gehet es fort, bis er geſättiget iſt. Er trinkt nicht eher, als bis nach geendigter Mahlzeit, aber vorher macht er zur Dankbarkeit gegen ſeine ſchönen Nachbarinnen, die ihn fütterten, zwey kleine Rollen von gleicher Form; beyde öffnen den Mund zu gleicher Zeit, und er ſteckt einer jeden, mit jeder Hand, ihre Portion hinein. Darauf fängt er an, aus einem großen artigen Horn zu trinken. Die Weiber eſſen, bis ſie ſatt ſind, und

alsdann

alsdann trinken ſie alle zuſammen unter dem Ausrufe: Es lebe die Freude und die Jugend! Fröhlichkeit und Scherz beleben in reichem Maaße die Geſellſchaft, und ſelten fallen Zänkereyen und bittere Vorwürfe vor.

Die ganze Zeit über ſtehet das arme Schlachtopfer vor der Thüre und blutet nur wenig. So lange ſie noch Fleiſch von den Knochen ſchneiden können, machen ſie ſich nicht an die Schenkel oder an ſolche Theile, wo große Arterien befindlich ſind. Endlich fallen ſie auch darüber her; alsdann blutet das Thier ſich bald zu Tode, und das Fleiſch wird ſo zähe, daß die Kannibalen, welche den Reſt zu eſſen bekommen, das Fleiſch nicht ohne viele Mühe mit den Zähnen, wie die Hunde, von den Knochen herunter nagen müſſen.

Unterdeſſen ſteigt die Freude bey den Gäſten im Hauſe immer höher, die Liebe ſetzt alles in Feuer, und alles iſt mit der uneingeſchränkteſten Freyheit erlaubt. Man kennt keine Sprödigkeit, keinen Vorzug, man ſucht keinen einſamen Ort zur Erfüllung ſeiner Begierden; man hat nur ein einziges Zimmer, wo dem Bacchus und der Venus geopfert wird. Die beyden nächſten Nachbarn des Platzes, den ein verliebtes Paar auf der Bank verlaſſen hat, halten ſelbigem ihre Oberkleider ſtatt eines Schirms vor, und aus dem Schalle zu urtheilen, ſollte man glauben, daß ſie es für eben ſo ſchimpflich halten, ihre Umarmungen in der Stille zu verrichten, als ihre Mahlzeit. Wenn ſie ihren Platz wieder eingenommen haben; ſo trinkt die übrige Geſellſchaft des glücklichen Paares Geſundheit. Ihr Beyſpiel findet hin und wieder am Tiſche Nachfolger, nachdem ein jedes Paar Luſt hat. Alles gehet, ohne daß es bemerkt wird, oder daß ſich jemand darüber är-

gert, vor: keinem entfällt ein unanſtändiges Wort, oder irgend eine noch ſo entfernte Anſpielung auf die Handlung. Die Weiber in dieſen Geſellſchaften ſind meiſtens von Familie, oder von einem gewiſſen Range; ſie und ihre Liebhaber werden wechſelsweiſe durch die Benennung Woodage unterſchieden, womit ohngefähr der Begriff der italiäniſchen Cicisbaen zu verbinden iſt. Alle Monate iſt in Abyſſinien eine dreytägige Reinigung gebräuchlich.

In Abyſſinien findet weiter keine Ehe ſtatt, als die durch beyderſeitige Einwilligung ohne weitere Formalien eingegangen wird, dauert auch nur ſo lange, als beyde Theile mit einander zufrieden ſind, und können auch, wenn ſie Luſt haben, nach der Scheidung wieder zuſammen in die Ehe treten. Bey einer Trennung theilen ſie die Kinder; die Mutter wählt zuerſt den älteſten Sohn, und der Vater die älteſte Tochter. Iſt nur eine Tochter da, und die übrigen ſind lauter Söhne, ſo bekommt jene der Vater; und eben ſo gehört von Rechts wegen der Mutter ihr einziger Sohn, wenn ſonſt lauter Töchter vorhanden ſind. Iſt die Zahl nach der erſten Wahl ungleich, ſo werden die übrigen durchs Loos getheilt. Der Unterſchied zwiſchen ähnlichen und natürlichen Kindern findet vom Könige bis zum Bettler nicht ſtatt. Der König bedient ſich bey ſeiner Verheurathung keiner andern Zerimonie, als folgender: er ſchickt einen Azage in das Haus, wo ſich das Frauenzimmer aufhält, und der Abgeordnete kündigt ihr an: es ſey des Königs Wille, daß ſie ſich ſogleich nach ſeinem Pallaſt verfüge. Sie putzt ſich alsdann aufs beſte an, und gehorcht unverzüglich; darauf weiſet der König ihr ein Zimmer im Pallaſte an, und ſchenkt ihr irgendwo ein Haus, wo ſie es am liebſten wünſcht. Wenn er ſie zur Iteghe erklärt, ſo ſcheint dieß

dieß noch die meiſte Aehnlichkeit mit einer Heurath zu haben. Der König giebt alsdann, er mag ſich befinden, wo er will, einem der Richter Befehl, in ſeiner Gegenwart zu erklären: Er, der König, habe ſeine Magd dazu erkohren, und ernenne ſie zu ſeiner Königin. Ihr wird alsdann die Krone aufgeſetzt; ſie wird aber nicht geſalbet.

Die ſtärkſte Kriegsmacht, welche Abyſſinien jemahls ins Feld geſteller hat, erſtreckte ſich in allem ohngefähr auf 50,000 Mann, worunter kaum 40,000 brauchbare Soldaten ſind. Ihre Fahnen beſtehen aus langen Stangen, worauf oben ein hohler Ball befeſtiget iſt, darunter ſich eine Röhre befindet, in welcher der Stab ſteckt. Gleich unter dem Balle hängt ein ſchmaler ſeidener Streifen, der wie ein Schwalbenſchwanz, oder wie eine Dachfahne in zwey Spitzen ausgehet. Bey der Infanterie ſind ſie mit zwey Farben kreuzweis gemahlt, gelb und weiß, oder roth und grün. Die Kavallerie führt durchgehends einen Löwen in der Fahne, einige einen rothen, andere einen grünen, und noch andere einen weißen, und die Negerkavallerie einen gelben mit darüber ſtehendem weißen Sterne auf einer rothen Fahne, welches auf eine gedoppelte Prophezeyhung zielet, nämlich: Juda iſt ein junger Löwe, und es ſoll ein Stern aus Juda kommen. Des Königs Haustruppen, welche in vier Kompagnien abgetheilt ſind, ſollen ohngefähr aus 8000 Mann Infanterie beſtehen, und führen Flinten, und werden aus den Shangallas gewählt.

Bereits oben iſt ſchon einmahl erwähnt worden, daß die Abyſſinier ſich größtentheils zur griechiſchen chriſtlichen Kirche bekennen, und in keinem Lande in der Welt giebt es ſo viele Kirchen, als in Abyſſinien. Ihre Kirchen ſind rund und mit Stroh gedeckt, oben Religionszuſtand.

laufen ſie vollkommen koniſch zu. Außen herum ſtehen eine Anzahl hölzerner Säulen von Cederſtämmen, welche das Gebäude und das acht Fuß über die Kirchmauer vorſpringende Dach tragen, wodurch ein angenehmer Gang oder Kolonnade bey heißem oder Regenwetter entſtehet. Inwendig hat die Kirche verſchiedene Abtheilungen, wie ſie das moſaiſche Geſetz vorſchreibt, und alle Perſonen beyderley Geſchlechts, welche nach jüdiſchen Geſetzen unrein ſind, müſſen in einiger Entfernung von der Kirche ſtehen bleiben. Vor dem Eintritt in die Kirche muß man die Schuhe ausziehen, welche aber gemeiniglich, wenn kein Bedienter dabey bleibt, von Prieſtern und Mönchen geſtohlen werden. Beym Eintritt in die Kirche küßt man die Schwelle und die beyden Thürpfoſten, gehet hinein, ſagt ein beliebiges Gebet her, gehet wieder weg, und hat ſeine Schuldigkeit in Anſehung des Gottesdienſtes gethan. Die Kirchen hängen voller Gemählde auf Pergament gemahlt, welche aber äußerſt elend ſind. Unter ihren heiligen Büchern haben ſie übrigens keine Wahl, gemeiniglich aber ſiehet man den heiligen Georg mit ſeinem Drachen, und den heiligen Demetrius, der mit den Löwen ficht.

Das Oberhaupt ihrer Geiſtlichen heißt Abuna, und das der Mönche Itchegue. Die letztern leben nicht, wie in Europa, in Klöſtern, ſondern in beſondern Häuſern, die um die Kirche ſtehen, und ein jeder bauet ein Stück des ihnen zugehörigen Landes. Die Prieſter hingegen bekommen den ihnen angewieſenen Gehalt in Naturalien, und arbeiten nicht. Uebrigens haben ſie nicht mehr, ſo wie die meiſten chriſtlichen Gemeinden, die reine Lehre des Chriſtenthums, ſondern ſie iſt mit vielen jüdiſchen, muhamedaniſchen, und ſo gar heydniſchen Gebräuchen verunſtal-

unſtaltet worden, und kommt täglich immer mehr und mehr in Verfall.

In Anſehung der Zeitrechnung haben die Abyſſinier ein Sonnenjahr. Sie fangen ihr Jahr, wie alle morgenländiſche Nationen, mit dem 29 oder 30 Auguſt an, welcher alſo ihr Neujahrstag iſt, und rechnen von Erſchaffung der Welt 5500 Jahr bis auf Chriſti Geburt. In Kirchenſachen bedienen ſie ſich in allen Rechnungen der goldnen Zahl und der Epakten. Sie haben auch noch eine andere Art, die Zeit zu beſtimmen, welche ihnen ganz eigen iſt. Sie leſen nähmlich alle Jahre die vier Evangeliſten in ihren Kirchen ganz durch, und fangen mit dem Matthäus an. Wenn ſie alſo von einer Begebenheit reden oder ſchreiben, ſo ſagen ſie, das trug ſich in den Tagen des Matthäus zu, d. h. im erſten Vierteljahre. Die Tageszeit beſtimmen ſie auf eine ſehr willkührliche und unregelmäßige Art. Die Dämmerung wählen ſie zum Anfange ihres Tages, und nennen ſie Nagge, den Mittag heißen ſie Kater u. ſ. w. Außer ihrer gänzlichen Unwiſſenheit in der Arithmetik haben ſie eine unbeſchreibliche Trägheit und Widerwillen gegen alles Lernen, mithin darf man bey ihnen keine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſuchen.

31. Bewohner der oſtafrikaniſchen Inſeln.

31. Bewohner der oſtafrikaniſchen Inſeln.

Sowohl die meiſten Bewohner dieſer Inſeln, denn es ſind auf denſelben, ſo wie auf dem feſten Lande weiter hin, nur wenig Osmannen, Araber und Mohren anzutreffen, als auch der größte Theil der Bewohner des feſten Landes, gehören zur Negernation, welche ſich nicht blos durch Farbe, ſondern auch durch Bildung von den Europäern unterſcheiden. Nach den Beobachtungen des Herrn Hofr. Sömmering hat der Neger nicht nur mehrere und anders gebildete

Gliedmaßen als der Europäer, ſondern auch einen anders gebaueten Kopf, ſo daß man die einmahl erkannte Mißgeſtalt afrikaniſcher Köpfe auch ſelbſt in Gerippen und Schädeln nicht überſehen kann, und daß man ohne Bedenken behaupten darf, die Menſchen ähnlichſten Affen ſind den häßlichen Negern ähnlicher, als die Neger den Europäern.

Die Köpfe der eigentlichen Neger ſind von den Köpfen natürlich gebildeter Europäer eben ſo ſehr durch ihre Größe, als durch ihre Geſtalt verſchieden. Die erſtern ſind beträchtlich größer, als dieſe, weil alle Theile, die zu den thieriſchen Verrichtungen beſtimmt ſind, Backenknochen, Kinnladen, Beißmuskel und Zähne, im Neger ungleich ſtärker als im Europäer ſind. Der Schädel hingegen, und nahmentlich der Vorderkopf, der Hinterkopf, die Gehirnhöhle und das Gehirn ſind im Neger um viele Grade kleiner, ſo wie der Uebergang vom Hinterkopfe zum Nacken viel flacher als in den Menſchen unſers Erdtheils iſt. Die Köpfe der Neger ſind im Durchſchnitte länger und zugeſpitzter, und das Gehirn ſpröder und feſter; welche Eigenthümlichkeiten man in Europa ſehr häufig an Blödſinnigen und Verrückten wahrgenommen hat. Ohren, Lippen, Zungen und Mäuler, nebſt den Ordnungen der Augenhöhlen, der Naſenhöhlen und des Gehörganges, ſind im Neger größer, als im Europäer; die platte Naſe hingegen und die Oeffnungen der in den Kopf tief eingeſenkten Augen oder Augenlieder ſind um eben ſo vieles kleiner. Eine Folge der bisher angezeigten Merkmahle der Negerbildung ſind die hervorſtehenden Backenknochen, das hervorragende Kinn, und das lange und gleichſam ausgehöhlte Geſicht, wodurch die Neger ein von allen Reiſenden bemerktes affenähnliches Anſehen erhalten. Die Haut der Neger iſt nicht blos ſchwärzer

als

als in andern Menſchen, ſondern ſie iſt auch beträchtlich dicker; und eben ſo karakteriſtiſch als die glänzende und dicke Haut ſind das feine, trockene und ſchwarze Wollenhaar und die widerlichen Ausdünſtungen der Neger, die ſich in ihren Abkömmlingen von hellern Farben eben ſo lange, und oft noch länger, als die Negerſchattirung erhalten. Auch nahmen aufmerkſame Anatomen bey der Zergliederung von friſchen Negerleichnamen einen eigenthümlichen Uebelgeruch wahr, der ihnen etwas hündiſches oder hundeähnliches zu haben ſchien. Die Schultern und beſonders die Hüften und deren Durchmeſſer ſind ſchmäler, und Hände und Füße platter, als im Europäer. Zwar finden ſich unter den Negern einzelne große, faſt rieſenmäßige Männer; im Ganzen aber ſind ſie kleiner und zuſammengedrückter von Natur, als die Europäer. Schon die Alten bemerkten an den Negern die ausgebogenen Kniee, und die vorwärts gebogenen Schienbeine als etwas Eigenthümliches. Die Waden der Neger ſind viel kleiner und höher, als an gutgebildeten Europäern; übrigens aber ſind die Neger runder, fetter und ſchwammigter: durch welchen fetten und ſchwammigten Körper ſie ſtets und leicht von den benachbarten Mohren oder Mauren unterſchieden werden. Wenn ich auch die übrigen vom Herrn Sömmering bemerkten Kennzeichen der Negerbildung übergehe, ſo darf ich es doch nicht unbemerkt laſſen, daß die Schädel der Neger viel dicker oder ſtärker, und die aus ihrem Gehirn ausgehenden Nerven viel größer als im Europäer ſind.

Der allgemeine Beobachtungsgeiſt hat aus der Vergleichung der Negerbildung mit der Bildung anderer Völker als unbezweifelte Thatſache lange wahrgenommen, und es durch bekannte ſprichwörtliche Re-

densarten und Ausdrücke in allen Sprachen bezeugt, daß Langköpfe, oder Spitzköpfe, große Ohren und Mäuler, dicke Lippen, eingedrückte oder platte Geſichter, Stirnen und Naſen, länglich geſchlitzte und wenig geöffnete Augen, hervorragendes Kinn, Dickhäutigkeit und grobe Nerven im Durchſchnitt von keiner günſtigen Vorbedeutung für die Fähigkeiten des Geiſtes, oder für die Anlagen des Herzens ſind. Man würde ſich freylich eben ſo lächerlich machen, als aller Erfahrung widerſprechen, wenn man behaupten wollte, daß ein jedes der angeführten Merkmahle auf ſolche Unvollkommenheiten ſchließen laſſe, und daß es unter Negern gar keine Ausnahmen gebe.

Wenn wir aber auch gar nicht wüßten, daß die Neger häßlicher von Körper und Geſicht ſind, als die Europäer, und daß ſie kleinere Schädel, ein kleineres und ſpröderes Gehirn und gröbere Nerven haben, als dieſe; ſo würden wir doch aus ihrer ganzen Art zu handeln nothwendig ſchließen müſſen, daß die Neger um viele Grade weniger empfindlich und mehr reitzbar als die weißen Menſchen ſind. Als Söhne des heißen Erdgürtels ſind die Neger freylich gegen Kälte nicht weniger empfindlich, als die wildeſten und härteſten Thiere ihres Landes. Auch ſcheuen ſie das Fallen der Regentropfen und die Regengüſſe auf den bloßen Kopf eben ſo ſehr als die Europäer, und ſie entkleiden ſich daher lieber, und wickeln alle ihre Kleidungsſtücke auf dem Kopfe zuſammen, als daß ſie den Schädel beregnen laſſen ſollten. Uebrigens aber ſind ſie gegen die Beſchwerlichkeiten und Veränderungen ihres Clima ungleich unempfindlicher, als die Europäer es in dem ihrigen oder in irgend einem andern ſind. Sie ſetzen ihren unbedeckten Kopf den Strahlen der Mittagsſonne ohne Gefahr eines Sonnenſtichs aus, und halten Schuhe und Strümpfe für

unerträgliche Beſchwerden, weswegen ihre Fußſohlen ſo hart wie die Hufe von Pferden ſind. Ihre Munterkeit und Thätigkeit nimmt mit der Hitze des Tages und der Jahreszeit zu, und ſie ſind gewöhnlich am geſündeſten in der ſchwühleſten und feuchteſten Jahreszeit, welche unter den Europäern ſo viele und ſo tödtliche Krankheiten hervorbringt.

Alle Neger ertragen wie die übrigen Völker mongoliſcher Abkunft ein viel größeres Maaß von Nahrungsmitteln und hitzigen Getränken, viel häufigere und anhaltendere Berauſchungen ohne Schaden ihrer Geſundheit, als die Völker vom tatariſchen Stamme. Ueberdieß verſchlingen ſie die unverdaulichſten und ſcheußlichſten Sachen, ja ſelbſt ſtinkende Aeſer und Fiſche ohne allen Ekel, und ziehen dieſe Nahrungsmittel den friſchen vor.

Von hitzigen und Nervenkrankheiten ſind die Neger ganz frey, und in den gefährlichſten Krankheiten eſſen ſie eben ſo ſtark, und ſchlafen eben ſo feſt, als im geſunden Zuſtande, in welchem ihr Schlaf viel tiefer und unerwecklicher, als der Schlaf der Europäer iſt. Sie halten die fürchterlichſten Operationen viel leichter als die Weißen aus, und ertragen mit der unerſchütterlichſten Gleichgültigkeit die grauſamſten Züchtigungen, wodurch ihr Fleiſch bis auf die Knochen zerriſſen wird, und die Quaalen der peinlichſten und langwierigſten Todesarten preſſen ihnen kein Klagen aus. Wenn ſie am Spieße, oder am Kreutze, oder an einem langſamen Feuer, oder auf dem Rade auch mehrere Tage lang gemartert werden, ſo geben ſie nicht allein kein Zeichen des Schmerzes von ſich, ſondern rauchen und trinken, als wenn ſie an einem frohen Schmauße ſäßen. Der nahe bevorſtehende Tod ſtöhrt die Gemüthsruhe der Neger eben ſo wenig, als die Martern; und eine Negerin, die

in den Schmerzen der Geburt Klagen oder Winſeln hören ließe, würde eben ſo ſehr geſchändet ſeyn, als ein Neger, dem dieſes in den Quaalen des Todes wiederführe.

Um ſo viel Grade als die Neger gefühlloſer als die Europäer ſind, um eben ſo viel Grade ſind ſie von Natur reitzbarer als dieſe; und dieſe Reitzbarkeit entſtehet aus ihrer ungewöhnlichen Schlafheit. Sie bekommen häufig krampfhafte Zuckungen, gerathen bey den unbedeutendſten Veranlaſſungen in eine Art von epileptiſcher Wuth, und aus dieſer in eine unheilbare Verzweiflung, in welcher ſie ſich vom Aelteſten bis zum Jüngſten unaufhaltſam das Leben nehmen. Sie ſind ungemein feig und furchtſam, und ihre Kriege beſtehen in unerwarteten Ueberfällen wehrloſer Feinde. Ihre karakteriſtiſche Trägheit iſt bey vielen ſo groß, daß ſie ſich lieber umbringen, als arbeiten, und die Männer ſuchen daher alle ſchwere Arbeiten, ſo viel als möglich, durch ihre Weiber verrichten zu laſſen.

Ohngeachtet die Neger eine größere Beweglichkeit der Gliedmaßen und Ziehbarkeit des Körpers, eine noch größere Geſchwindigkeit im Laufen, Schwimmen und Bewegungen von Gliedmaßen als die Europäer haben, und von vielen europäiſchen Krankheiten ganz frey bleiben, ſo ſind ſie doch hinwiederum manchen Krankheiten ausgeſetzt, die man in den Weißen entweder gar nicht, oder viel ſeltener bemerkt. Hierher gehören, außer dem Tetanus, ein äußerſt bösartiger Scorbut und mancherley Arten von Ausſchlägen, Würmern, Beulen, Geſchwüren und Wahnſinn. Dagegen aber hören, ſehen und riechen ſie weit ſtärker, als Europäer, und ſind beſonders bey der Muſik viel fähiger, den Takt richtig wahrzunehmen, als Europäer.

Sie haben auch ein treffliches Wortgedächtniß, und lernen daher die Wörter fremder Sprachen ſehr leicht, auch alle Arten von Handarbeiten, die keine richtige Zeichnung oder kein Künſtlerauge erfordern. Allein gegen alles, was Genie erfordert, ſind ſie äuſſerſt dumm; und daher ſchreibt ſich auch ihre fortdauernde Rohheit, die noch mehr durch einen unüberwindlichen Eigenſinn oder Halsſtarrigkeit, durch Anhänglichkeit an alte Sitten, Meynungen und Gewohnheiten verſtärkt wird. Dabey beſitzen ſie eine alle Klugheit und Erfahrung täuſchende Verſchmitztheit im Stehlen und Verfälſchen der Waaren. Sie beſtehlen und betrügen ſich unter einander eben ſo gut, wie ſie die Europäer beſtehlen und betrügen.

Einen gleich großen Mangel der wahrhaft menſchlichen Empfindungen wird man auch bey den Negern in den übrigen ſittlichen Gefühlen gewahr. Keuſchheit, Reinlichkeit, Gnügſamkeit und Gutmüthigkeit ſind in der Regel bey ihnen unbekannte Tugenden. Alle Verzierungen, wodurch ſie die Schönheit ihres Körpers zu erheben ſuchen, ſind die unnatürlichſten Verunſtaltungen. Dieß iſt die allgemeine Beſchaffenheit der Neger, wenn es gleich nicht zu läugnen iſt, daß die Vermiſchungen der Neger mit andern Völkern und beſonders mit Mauren oder Mohren und mit Arabern, manche Negervölker beträchtlich verbeſſert haben. Allein die häßlichen, dummen und übelartigen Neger machen freylich die größte Zahl der urſprünglichen Bewohner von Afrika aus, die man beſonders im Innern von Afrika, wohin die Vermiſchungen nicht gedrungen ſind, noch ganz rein antrift.

Madegaſſen.

Die Madegaſſen, oder Madagaßkaraner.

Die Madegaſſen ſind die urſprünglichen Eingebohrnen auf der Inſel Madagaßkar, ſehr ſchwarz von Farbe und haben kurze krauſe Haare. Ihre Kleidung iſt blos eine drey Ellen lange Schürze, aus Blättern einer Art Palmbäume verfertigt, wovon einige feiner als unſere ſchönſte Kamelotte ſind. Dieſe Schürze werfen ſie über die Schulter, ſo daß beyde Enden vorne hinunter hangen, und die Vornehmern tragen ſie aus Seide oder Baumwolle, ſo an dem Saume mit Franzen oder gläſernem und zinnernem Spielzeuge beſetzt iſt. Das Haupt bedecken ſie mit einem Käpchen aus Binſen. Die Weiber bekleiden den Untertheil des Leibes mit drey bis vier Ellen blauer Leinwand, und tragen unter derſelben noch ein größeres oder kleineres Stück weiße Leinewand. Ueberdieß haben ſie eine Art von Halbhemde aus blauer Leinewand, welches nur bis an die Hälfte des Buſens reicht, und vorn mit einigen goldnen oder ſilbernen Platten geſchmückt iſt. Sie tragen auch Ohrgehänge, ſilberne und gläſerne Armbänder, und am Halſe goldene oder ſilberne Ketten, die im Lande ſelbſt verfertiget werden. Die Madegaſſen ſind nicht mehr ganz reine Neger, ſondern mit Völkern arabiſcher Abkunft vermiſcht worden.

Sie nähren ſich von Reis, Fiſchen oder zerſchnittenen und im Waſſer gekochten Hühnern. Die Brühe würzen ſie mit den Blättern des ſogenannten Salzbaumes und etwas wenig Meerwaſſer. Anſtatt Tiſchtuch und Schüſſeln bedienen ſie ſich der Blätter von Piſang, auf deren eine Ecke ſie den Reis und auf die andere das Fleiſch legen. Nach dem Eſſen trinken ſie allemahl das Waſſer, welches in Geſchirren geſotten hat, worinnen vorher Reis gekocht worden iſt.

Die

Die Häuſer dieſer Neger haben alle nur ein einziges Gemach und das Zimmerwerk derſelben beſtehet aus dicken in die Erde geſteckten Pfählen. Die Wände ſind aus zuſammengeſetzten und an Latten von Bambusholz gehefteten Ribben von Baumblättern verfertigt, womit auch das Dach gedeckt iſt, und inwendig behängen ſie es mit Binſenmatten. Der Fußboden iſt aus ſtarken Bambusruthen geflochten, und ein bis zwey Fuß hoch erhaben, und außer einem Winkel, wo der zum Kochen beſtimmte Heerd ſtehet, allenthalben mit Matten bedeckt. Zur Bewahrung ihrer Geſundheit unterhalten ſie Tag und Nacht Feuer darinnen. Die Wohnungen der Landeshäupter ſind um nichts beſſer; nur haben ſie eine Umzäunung von Palliſaden, mit einem über das Haus emporragenden Maſt an der Vorderſeite, an dem die Hörner aller Ochſen hängen, die man bey öffentlichen Feſten geopfert hat.

Ihr Hausgeräthe beſteht in etwas irdenem Küchengeſchirr, in Bambus- oder Kürbisflaſchen zum Waſſerſchöpfen und einigen kleinen Binſenkörben, darinnen ſie ihre Schürzen verwahren. Vor Ankunft der Europäer hatten ſie nur Sagaye, eine Art Wurfſpieße, fünf bis ſechs Fuß lang und an beyden Enden mit Eiſen beſchlagen, zu Waffen, itzt aber führen ſie Feuergewehr und Säbel.

Die Künſte ſind im ſchlechten Zuſtande bey ihnen. Die Weiber verfertigen Kleidungsſtücke aus Seide, Baumwolle und Baumblättern, auf vier in die Erde geſteckten Pfählen, und einige Männer ſind Goldarbeiter und Schmiede. Sie treiben weder Garten- noch Obſtbau, ſondern erbauen nur zur Nothdurft Reis und Hierſe. Sie ackern aber das Feld nicht, ſondern verbrennen nur die im Sumpfe wachſenden Kräuter und ſäen dann beym Anfange der Regenzeit darein.

Die Aerzte ſtehen auf dieſer Inſel in großer Achtung; allein ihre ganze Wiſſenſchaft ſchränkt ſich blos darauf ein, daß ſie einige aromatiſche, ſtopfende und reinigende Pflanzen kennen, woraus ſie gewöhnlich ein Gemengſel unter das Getränke oder in die Bäder des Kranken machen, zu welchen ſie nur in den ſchwerſten Krankheiten gerufen werden. Auch bedienen ſie ſich der Pflaſter und des Schröpfens. Wird es mit der Krankheit ſehr gefährlich, ſo opfert man Ochſen, und hängt die Hörner an eine Stange vor die Hausthüre. Stirbt der Kranke und iſt ein reicher Mann, ſo fängt man die Opfer von neuem an, und fährt damit bis nach dem Begräbniß fort. Während der Nacht löſet man einige Flintenſchüſſe zu Vertreibung der böſen Geiſter, und begräbt die Todten außerhalb der Wohnungen. War der Todte mit einigen anſehnlichen entfernt lebenden Familien verwandt, ſo trägt man Opfer zu denſelben und feyert ebenfalls das Begräbniß.

Die Madegaſſen haben eigentlich gar keine Religion, doch erkennen ſie zwey Grundweſen, davon das eine gut, das andere böſe iſt. Das erſte nennen ſie Janhar, welches großer Gott oder allmächtiger heißt, und dieſem errichten ſie keinen Tempel, ſtellen ihn unter keinem ſinnlichen Bilde dar, und verrichten keine Gebete zu ihm, weil er ohnehin gut iſt, doch bringen ſie ihm Opfer. Das zweyte Grundweſen heißt Angat, für welches ſie allemahl einen Theil der Opfer zurück behalten, die ſie dem andern ſchlachten. Sie glauben übrigens, daß die Menſchen nach dem Tode böſe Geiſter werden und ihnen manchmahl erſcheinen; halten Finſterniſſe für Unglücksboten u. ſ. w.

Sie nehmen ſo viel Weiber, als ſie wollen, jagen ſie aber auch wieder fort, wenn es ihnen

beliebt.

beliebt. Sie müſſen alle häusliche Arbeiten verrichten, und ſind äußerſt verbuhlt. Zu Erforſchung der Wahrheit bedienen ſie ſich vorzüglich der Feuerprobe, wo man den Beſchuldigten ein glühendes Eiſen über die Zunge ziehet, der Waſſerprobe und der Tanginprobe, wo man dem Schuldigen eine der giftigſten Kugeln verſchlingen läßt.

In Anſehung der Regierungsform ſind ſie in verſchiedene kleine Herrſchaften abgetheilt, deren erbliche Beherrſcher — Dian — unabhängig von einander leben. Jeder Beherrſcher muß bey jedem Geſchäfte den Rath zuſammenrufen, und deſſen Meynung anhören.

Außer den Madegaſſen giebts noch zwey andere Arten von Einwohnern. Die eine heiſſen Malambus, ſind braungelb, haben lange flache Haare, und führen mit den Madegaſſen beſtändig Krieg. Uebrigens ſehen ſie in ihren Geſichtszügen den Maleyen ſehr ähnlich.

Die dritte Art ſtammt von Arabern ab, denen ſie in Anſehen und Gebräuchen noch faſt ganz ähnlich ſind. Sie ſchreiben und ſprechen aber die Sprache der Madegaſſen, nur bedienen ſie ſich hiezu der arabiſchen Karaktere. Uebrigens ſind ſie als Gelehrte auf der ganzen Küſte verehret, und viele davon bekennen ſich zur muhamedaniſchen Religion. Sie haben das ausſchließende Recht, die Thiere zu tödten, an ſich gebracht, und ein Madegaſſe, der eine Henne in ihrer Provinz erwürgte, würde dadurch ein großes Laſter begehen, und ſelbſt durchreiſende Fremde ſchlachten nichts ab. Dieſes Vorrecht verliehren aber alle, welche Schweinefleiſch eſſen; denn ſie verabſcheuen dieſe Thiere ſo ſehr, daß ſie dieſelben nicht einmahl in ihren Dörfern leiden.

Wahre Neger, nur theils mehr theils weniger mit andern Völkern vermiſcht, ſind auch die Bewohner der Admiranten- und Sechellas-Inſeln, der Joanna- oder Comro-Inſeln, und der Mascareniſchen Inſeln, ſo wie auch der ganzen Küſte von Ajan bis ans Kaffernland.

32. Die Hottentotten und Kaffern.

32. Hottentotten. Die Hottentotten, als die urſprünglichen Einwohner des ſüdlichſten Theils von Afrika, machen nicht mehr, wie ehedem, eine einzige in Sitten, Gewohnheiten und Neigungen gleiche Nation aus: denn die Errichtung der holländiſchen Kolonie iſt der unglückliche Zeitpunkt, der ſie alle getrennt, und ihnen die Verſchiedenheit gegeben hat, die man jeʒt an ihnen bemerkt. Kaum war der Wundarzt, Johann Riebeck, 1652 aus Indien nach Amſterdam zurückgekommen, und hatte die Wichtigkeit einer holländiſchen Kolonie auf dem Vorgebürge der guten Hofnung den Directoren der oſtindiſchen Handlungsgeſellſchaft angezeigt, als ſie ihn auch mit Vollmachten zur Ausführung, und allen dazu nöthigen Bedürfniſſen, verſahen und abſendeten. Riebeck langte bald auf der Tafel-Bay an, und bediente ſich als ein kluger Mann ſeiner ganzen Menſchenkenntniß, um das Wohlwollen der Hottentotten zu gewinnen, und wußte den Rand des Gefäßes voll Gift ſehr geſchickt mit Honig zu bedecken.

Die damahligen unbeſchränkten Herren der ſüdlichen Spiʒe von Afrika, die wilden Hottentotten, ließen ſich verführen, und es ahndete ihnen nicht, daß ſie von den Fremden in der Folge ihrer Rechte, ihrer Ruhe und ihres Glücks beraubet werden würden. Wie hätte es aber, da ſie von

Natur

Natur träge ſind, wie alle Negervölker, und keinen Feldbau treiben, ſie auch beunruhigen ſollen, daß einige Fremde ſich eines kleinen, für ſie unnützen und oft gar nicht bewohnten Stück Landes bemächtigten? Sie glaubten ihrer Meynung nach immer noch Weyde genug für ihr Vieh, ihrem einzigen Reichthume, übrig zu behalten. Die Holländer ſchöpften aus einem ſo friedlichen Anfange mit Recht die größte Hofnung, und vollendeten ihr begonnenes Werk damit, daß ſie die Hottentotten mit zwey ſehr verführeriſchen Lockſpeiſen, mit Tabak und Brannteweín, bekannt machten.

Vom erſten Koſten und Schmecken dieſer Lockſpeiſen an, giengen die Freyheit und das Selbſtgefühl der Hottentotten verlohren. Die unglücklichen Betrogenen blieben nun ſo nahe, als ſie nur konnten, bey dem Orte, wo ſie beyde Leckereyen bekamen; und die Holländer ihrer Seits, die ſich für eine Pfeiffe Tabak, oder ein Glas Brannteweín einen Ochſen verſchaffen konnten; giengen mit ſo ſchätzbaren Nachbarn ſo behutſam um, als nur immer möglich war. Während dieſes Schlummern der Hottentotten wuchs und erweiterte die Kolonie ſich unvermerkt, und bald war ihre Macht ſo furchtbar geworden, daß ſie der ganzen Spitze von Afrika Geſetze vorſchrieb, und Alles entfernte, was ſich ihrer Haabſucht etwa hätte widerſetzen können. Ihr allgemeiner Wohlſtand machte nun, daß ſich die Kolonie, dem Rechte des Stärkern zufolge, nach und nach mehrerer Ländereyen, als man nöthig hatte, bemächtigte, und die Regierung, ſo wie auch die von ihr begünſtigten Perſonen, nahmen alles, was ihnen gut ſchien und bequem war.

Die Hottentotten, welche ſo betrogen worden waren, und von allen Seiten nunmehro ſo gedrängt

wurden, theilten ſich nun in zwey ganz verſchiedene Partheyen. Diejenige, welcher die Erhaltung ihrer Heerden noch am Herzen lag, — doch waren das gerade die wenigſten, — zogen in die Gebürge gegen Norden und Nordoſten. Dieß ſind die heutigen Gonakas Hottentotten, oder wilde Hottentotten, die zum Spott auch Schakals Hottentotten genannt werden, und die, von der willkührlichen Herrſchaft der holländiſchen Regierung entfernt, in ihren Wüſten noch ihre urſprünglichen reinen, ſanften Sitten beybehalten. Allein die meiſten Hottentotten, die näher bey den Europäern wohnen, und die, welche gar mitten unter ihnen leben, werden gemeiniglich Unmenſchen. Die andere weit zahlreichere Parthey, welche für einige Gläſer Branntewein und einige Stücke Tabak hatte ausplündern laſſen, dachte nicht daran, ſich aus der Gegend zu entfernen, und entſagte vielmehr nach und nach ſowohl ihren ehemaligen Sitten, als auch der alten ſanften Lebensart ihrer Voreltern, deren ſie ſich jetzt auch gar nicht mehr erinnern. Sie verkauften ſich ſchimpflich den Weißen, die aus unterworfenen Fremden auf einmahl Herren und ſtolze unternehmende Eigenthümer geworden waren. Dieß ſind die heutigen Kap- oder auch Kolonie-Hottentotten.

Zwar haben ſich einige elende, armſelige Horden in verſchiedenen Gegenden der Kolonie niedergelaſſen, und leben darinn, ſo gut ſie können; aber ſie dürfen ihren Anführer, ehedem auch wie noch jetzt bey den wilden Hottentotten Kraal genannt, nicht ſelbſt wählen, ſondern nur der Gouverneur hat das Recht, dieß zu thun. Da er aber ſelbſt die Hottentotten, die er wählt, niemahls kennt, ſondern gewöhnlich der zunächſt an der Hottentottenhorde wohnende

nende Koloniſte die Wahl lenkt, ſo fällt die Wahl immer auf eine von den Kreaturen des letztern, der ſowohl ihn als alle ſeine Untergebene im Nothfall zu ſeinem Vortheile benutzt. Der Gewählte begiebt ſich dann nach der Stadt und erhält ein großes Rohr, faſt wie die europäiſchen Laufer eins haben, deſſen Knopf aber von Kupfer iſt. Dann hängt man ihm als Zeichen ſeiner Würde auch einen kupfernen Ringkragen, worein das Wort Kapitein mit großen Buchſtaben gegraben iſt, um den Hals. Von der Zeit an wird ſeine Horde, die ihren urſprünglichen Namen ſchon lange verloren hat, nach dem neuen Anführer benannt.

In Anſehung der Körpergröße gehören die Hottentotten überhaupt zu den Menſchen von mittlerer Größe, und das weibliche Geſchlecht iſt durchgehends kleiner, manche ſind mager und manche ſind fleiſchigt. Die Augen haben wenig Feuer, die Stirn gegen die Naſe zu iſt platt, ſo wie die letztere ſelbſt. Die Lippen ſind bey ihnen nicht ſo groß, als bey ihren Nachbarn, den übrigen Negern und Kaffern. Die Geſichtsfarbe iſt, ſo wie ihre ganze Haut, hell gelbbraun, und nähert ſich bisweilen dem Schwarzen. Sie haben faſt gar keinen Bart, auf dem Kopfe aber ſchwarzes wolligtes, aber längeres, Haar als die Mohren, welches ſie ſehr fett, ſo wie die übrigen Theile des Leibes mit Butter einſchmieren. Dieſes Schminken oder Einſchmieren gehört zum größten Putze bey ihnen.

Außer der Bedeckung der Schaamtheile gehen die Hottentotten faſt ganz nackend. Beym Mannsvolke beſteht die Bedeckung jener Theile in einem weiten offenen herabhangenden ledernen Beutel von Fuchsbälgen, das Rauche nach außen gekehrt, und heißt Schakal. Eine andere Bedeckung der Män-

ner iſt der Mantel, oder Kroß, von Hammel- oder Kalbfellen, welchen ſie aber bey großer Hitze ablegen. Er hängt vornen mit einem Riemen zuſammengebunden, hinten auf dem Rückgrate bis tief unter die Schenkel herunter.

Um den Leib tragen beyde Geſchlechter einen zwey Finger breiten Riemen, der mit Glaßkorallen, meſſingenen Knöpfen, Blech, Muſcheln, Otterköpfen und Glaßkorallen behängt iſt, dergleichen Schmuck ſie auch gern in ihren zuſammengefilzten Haaren tragen. Einige Hottentotten tragen auch Halsbänder, Ohren- und Armringe. Den Kopf bedecken nur die Koloniehottentotten mit Hüthen, die übrigen aber gehen mit bloßen Köpfen.

Die Weiber der Hottentotten ſind gefallſüchtiger als die Männer, und putzen ſich daher auch weit mehr. Das Kroß tragen ſie ebenfalls wie die Männer, aber außerdem noch drey lederne, wohl eingeſchmierte, mit Riemen befeſtigte Schürzen über einander, wovon die eine immer größer als die andere und mit ähnlichen Verzierungen verſehen iſt. Allein bey ſtarker Hitze behalten ſie nur eine Schürze nebſt einer Haut auf dem Leibe, die ihnen hinten vom Gürtel bis an die Waade herunter hängt. Die jungen Mägdchen unter neun Jahren gehen bis auf die kleine Schürze völlig nackend. Sie und die Männer tragen auch bey kaltem Regenwetter einen Pelzmantel, das Rauche einwärts gekehrt, und an welchem das Frauenzimmer zum Unterſchiede hinten einen langen Kragen hat. Dieſer bildet gleichſam einen Beutel, worinnen ſie ihre Kinder tragen. Gewöhnlich geht das Frauenzimmer auch mit bloßen Köpfen, doch tragen ſie bisweilen eine kurze kegelförmige, aus einem Thiermagen verfertigte, mit Ruß und Fett ſchwarz gefärbte Mütze, und über derſel-

derſelben eine Art von ovalem Kranz, aus braunhari- gen Büffelkuhhautriemen verfertigt. Dieſer Kranz iſt ohngefähr vier Finger breit, und ſteht tief in die Stirn und in den Nacken, ohne jedoch die Mützen- ſpitze zu verbergen. Die Ränder deſſelben ſind mit obigem Klimperwerke behangen. Den Hals bede- cken ſie mit allerhand Schmuck, da die Männer hingegen blos gehen. Schuhe, welche der Sibi- riaken und Finnen ihren gleichen, tragen nur wenig Hottentotten, und die rauche Seite iſt auswendig.

Unter allen **Farben** bedienen ſie ſich am liebſten der rothen und ſchwarzen. Die rothe wird aus einer ackerartigen Erde, und die ſchwarze aus Ruß oder Kohlen gemacht, und beyden mit Bughu- pulver ein Geruch gegeben. Die Weiber bemah- len ſich zwar gewöhnlich nur die Wangen, aber viele auch den ganzen Leib; die Männer aber nie.

Die **Nahrung** der Hottentotten beſteht in ſau- rer Milch oder Waſſer zum Trinken, und zur Speiſe dienen ihnen außer Milch und Butter alle Wurzeln, Kräuter und wilden Früchte, und ge- ſtorbenes Vieh nebſt gefangenem Wildpreth aller Art: aber geſchlachtet wird bey den Hottentotten, außer bey großen Feyerlichkeiten, kein Stück Vieh. Sie ſind überaus große Eſſer, und mancher kann zehn bis zwölf Pfund Fleiſch täglich zu ſich nehmen, wenn er Ueberfluß hat: dafür aber begnügen ſie ſich auch zu Zeiten des Mangels mit einer Scheibe Ho- nig, mit einigen Heuſchrecken, und wohl gar mit ledernen Riemen. Den Hunger ſuchen ſie ſich als- denn durch den Schlaf zu vertreiben, oder gürten ſich den Unterleib täglich enger mit einem Riemen. Die Koloniehottentotten leben ſchon mehr nach euro- päiſcher Art.

Die Wohnungen der Hottentotten ſind elende, aus Stangen erbaute, und mit Schaaffellen, Matten, oder auch Blättern bedeckte, zirkel- oder länglichtrunde Hütten, in deren Mitte der Feuerheerd auf dem erhabenen Fußboden ſich befindet. Ueberhaupt ſind ſie den Hütten der Madegaſſen gleich.

Ihr Hauptgewerbe iſt die Viehzucht, welche die Weiber, ſo wie das Melken nebſt der Kocherey in irdenen Gefäßen, ihrem einzigen Haußgeräthe, beſorgen. Die Männer verfertigen außer ihren Haſſagayen, Pfeilen, Bogen u. ſ. w. auch Leder, und ihre Art, das Leder zuzubereiten, weicht von der in Europa faſt gar nicht ab; und die Weiber, Matten, Kleider ꝛc. Ihr Wildpreth fangen ſie entweder in Schlingen, oder erlegen es mit vergifteten Pfeilen und Wurfſpießen. Die vergifteten Pfeile, wozu faſt jeder Stamm den Gift auf eine andere Art zubereitet, ſind allemahl tödtlich, und das Ablöſen des verwundeten Theils des Körpers iſt das einzige Rettungsmittel.

Wenn ein Hottentotte ſich ein Mägdchen zur Frau auserſehen hat, die jedoch keine Blutsverwandte von ihm ſeyn darf, ſo ſagt er es dem Brautvater, oder ihren nächſten Anverwandten, und haben dieſe nichts dagegen einzuwenden, ſo iſt die Ehe geſchloſſen, und wird mit einem Schmauße gefeyert, wobey recht tapfer Tabak geraucht, und wenn ſie es haben, auch Brannteweín getrunken wird. Der Ehebruch wird bey Weibern unerbittlich mit dem Tode geſtraft, die Männer aber können ſich bisweilen von der Todesſtrafe befreyen, wenn ſie eine von ihnen geſchwängerte Dirne heurathen, und dem Kraal einen Schmauß geben. Will eine Wittwe wieder heurathen, ſo muß ſie ſich ein Glied von

einem Finger abſchneiden laſſen. Unverheurathete können ungehindert der Liebe pflegen, nur muß es ohne Folgen ſeyn; denn auf Schwängerung ſteht Lebensſtrafe, die aber, wie bey den Männern, unter gleichen Bedingungen nachgelaſſen wird.

Sobald ein hottentottiſches Weib ihrer Niederkunft nahe iſt, ſo erweißt ihr eine alte Frau aus der Horde die nöthige Hülfsleiſtung; und die Entbindungen ſind allemahl glücklich. Das Kind kommt von der Geburt an gar nicht vom Rücken ſeiner Mutter, ſie mag zur Arbeit oder zum Tanze gehen. Die Kinder, von welchen man aus ihrer Hülle nur den Kopf ſieht, ſchreyen auch nur alsdenn, wenn ſie ſaugen wollen und ſind nach ihrer Befriedigung wieder ruhig. Glaubt die Mutter, das Kind ſey alt genug, ſo legt ſie es in die Hütte an die Erde, und es lernt nach und nach gehen. Von Jugend auf werden ſie oft mit Hammelfett eingerieben, wodurch ſie nach H. Vaillant's Meynung mehrere Körperſtärke erhalten ſollen.

Wenn die Hottentotten, welche gegen 60 Jahr alt werden können, krank werden, ſo nehmen ſie außer dem Gürten ihre Zuflucht zu einigen heilſamen Kräutern, und ſtirbt ein Hottentotte, ſo erheben die Anverwandten und die ganze Horde ein großes Geſchrey, macht aber ſogleich Anſtalten zum Begräbniſſe. Der Verſtorbene wird ſo zuſammen gebogen, daß der Kopf zwiſchen die Beine zu liegen kommt; ſodann in ſeine Kroße eingewickelt und zuſammen geſchnüret. Können ſie eine Grabſtelle, wohin ihn die Verwandten bringen, in einer Felſenöfnung finden, ſo iſt ihnen dieſelbe die angenehmſte, weil ſie dadurch der Mühe, eine Grube zu machen, überhoben ſind. Allein faſt kein Grabmahl iſt für dem Ausſcharren der Schakalſüchſe und Hyänen ſicher. Die Kinder

oder

oder in Ermangelung derſelben, die nächſten Anverwandten erben ſeinen Nachlaß; aber die Würde eines Anführers iſt nicht erblich.

Dieſer wird bey den wilden Hottentotten allemahl von der Horde ernannt und ſeine Macht iſt ſehr eingeſchränkt. Gutes kann er thun, ſo viel als er will, aber nichs Böſes, und trägt kein äußeres Unterſcheidungszeichen und hat keine Vorzüge vor den Andern, außer daß er nicht das Vieh hüthen darf, wenn die Reihe an ihn kommt. Bey Berathſchlagungen gilt ſeine Meynung am meiſten, wenn man ſie für gut erkennt, ſonſt nimmt man keine Rückſicht darauf. In Gefechten ſind alle einander gleich und fechten einzeln, wobey die Muthigſten voran gehen.

Die Hottentotten, ſind wie alle Neger, dem Geſange und dem Tanze ſehr ergeben, wozu ſie allemahl die Nacht wählen, weil ſie kühler als der Tag iſt und zum Vergnügen einladet. Wenn ſie ſich dieſe Luſt machen wollen, ſo faſſen ſich Tänzer und Tänzerinnen wechſelsweiſe bey der Hand und bilden im Verhältniß ihrer Anzahl einen größern oder kleinern Kreis. Dieſe Kette drehet und wendet ſich alsdenn nach allen Seiten. Bisweilen laſſen ſie ſich loß, um das Zeitmaaß zu bezeichnen; auch ſchlägt von Zeit zu Zeit jeder in die Hände, ohne dadurch aus dem Takte zu kommen. Die Stimmen vereinigen ſich mit den Inſtrumenten und ſingen beſtändig den allgemeinen Refrain: Hoo! Hoo! Zuweilen tritt einer von den Tänzern aus dem Kreiſe in die Mitte und macht da für ſich allein einige Sprünge, deren Verdienſt und Schönheit blos darinnen beſteht, daß ſie ſehr ſchnell und genau abgemeſſen ſind, ohne daß er dabey von ſeiner erſten Stelle fortrückt. Hernach laſſen alle einander loß, gehen einzeln nachläßig

hinter

hinter einander, nehmen eine traurige beſtürzte Miene an, hängen den Kopf auf die Schulter und ſchlagen die Augen zur Erde nieder. Gleich darauf ſieht man Freudensbezeugungen und Aeußerungen der ausgelaſſenſten Munterkeit. Dieſer Kontraſt macht ihnen, wenn er gut ausgeführt wird, großes Vergnügen. Alles dieß iſt im Grunde nichts anders, als eine abwechſelnde Zuſammenſtellung niedrig komiſcher und ergötzender Pantomimen. Die Tänzer laſſen übrigens unaufhörlich ein dumpfes eintöniges Geſumſe hören, das ſie nur im vollen Chore durch jenes Hoo! unterbrechen. Gewöhnlich endigt ſich das Feſt mit einem allgemeinen Ballette, d. h. der Kreis trennt ſich, und man tanzt ohne Ordnung, ſo gut ein jeder es im Stande iſt; und dann ſieht man Geſchicklichkeit und Stärke in ihrem höchſten Glanze.

Die vorzüglichſten Inſtrumente bey dieſen Gelegenheiten ſind: der Gura, der Jumjum, der Rabuquin und der Rumpeltopf. Der Gura hat die Größe und die Geſtalt eines hottentottiſchen Bogen. An das eine Ende befeſtigt man eine Darmſaite, deren anderes Ende durch einen vorgeſchlagenen Knoten in einem plattgedruckten geſpaltenen Federkiele gehalten wird. Der flachgedrückte Federkiel hat die Geſtalt eines gleichſchenklichten, ſehr länglichen, ungefähr zwey Zoll langen Dreyecks. An der Grundlinie deſſelben iſt das Loch, welches die Saite feſthält; und die in ſich ſelbſt zurückgebogene Spitze wird vermittelſt eines ſehr dünnen Riemen an dem andern Ende des Bogens befeſtigt. Die Saite kann mehr oder weniger angeſpannt werden, wodurch mehrere Guras zugleich geſpielt verſchiedene Töne geben. Dieſes Inſtrument wird geblaſen und dabey faſt wie unſer Waldhorn gehalten. Die Töne klingen faſt wie die des Flaſchenets oder wie

die Töne, die man durch ſanftes Streichen unſerer beſponnenen Saiten hervorbringen kann. Sobald der Gura von einem Weibe geſpielt wird, heißt er Jumjum. Die Spielerin ſitzt an der Erde und ſtellt das Inſtrument wie eine Harfe ſenkrecht vor ſich hin. Sie ſteckt zwiſchen den Bogen und die Saite, ohne ſie zu berühren, einen Fuß, und faßt mit der linken Hand den Bogen in der Mitte. Indeß ſie nun mit dem Munde auf der Feder bläßt, ſchlägt ſie mit einem fünf bis ſechs Zoll langen Stabe mit der rechten Hand an verſchiednen Stellen die Saite und bewirkt dadurch einige Modulation. Der Rabuquin iſt ein dreyeckiges Breth mit drey Darmſaiten über einen Steg gezogen, die mit Wirbeln geſpannt werden können. Es iſt eigentlich eine Zitter mit drey Saiten und der Hottentott klimpert darauf ohne Ordnung, Kunſt und Plan etwas vor. Der Rumpeltopf iſt das lärmendſte unter den muſikaliſchen Inſtrumenten des Wilden. Er beſteht aus einem Stücke ausgehöhlten Baumſtammes von zwey bis drey Fuß Höhe, an deſſen einem Ende ein Hammelfell ſcharf aufgeſpannt iſt, das mit den Fäuſten und bisweilen mit einem Stocke geſchlagen wird.

Der Hottentotte iſt von Natur furchtſam und faſt gar nicht unternehmend. Wegen ſeines phlegmatiſchen kalten Bluts und ſeiner gedankenvollen Mienen hat er ein Anſehen von Zurückhaltung, das er ſelbſt in den Augenblicken ſeiner größten Freude nicht ablegt, da ſonſt alle ſchwarze und braune Völker ſich mit der größten Ausgelaſſenheit und dem lebhafteſten Frohſinn der Freude überlaſſen. Durch ſeine tiefe Sorgloſigkeit wird er unthätig und träge. Die Aufſicht über ſeine Heerden und die Sorge für ſeinen Unterhalt ſind ſein einziges Geſchäft. Er treibt

treibt die Jagd nicht als Jäger, ſondern nur als ein Mann, den ſein Magen drängt und quält. Das Vergangene vergißt er, wegen der Zukunft iſt er unbeſorgt und nur die Gegenwart hat Intereſſe und Gewalt über ihn. Dabey iſt er gutmüthig, dienſtfertig, großmüthig und gaſtfreundſchaftlich, wie nur irgend ein Volk auf Erden. Jeder Reiſende findet ſicher bey ihm Nachtlager und Unterhalt. Er nimmt an; fordert aber nicht. Hat der Reiſende einen weiten Weg zu machen und nach den eingezogenen Erkundigungen keine Hofnung, bald zu andern Horden zu gelangen; ſo verſorgt ihn diejenige, die er verläßt, ſo gut es ihre Umſtände erlauben, mit allem, was er bedarf, um ſeine Reiſe fortzuſetzen und wieder zu Leuten kommen zu können. Vor Ankunft der Europäer wußten die Hottentotten nichts vom Handel; aber als der Tabak und die ſogenannten kurzen Waaren erſchienen und ihnen Bedürfniſſe wurden, lernten ſie bald alle die guten und ſchlimmen Künſte des Kaufmanns. Aeußerſt ſelten wird unter den Hottentotten ein Mord vorfallen: und wenn einer den andern ermordet, ſo üben auch ſie wie die Araber ꝛc. die Blutrache aus.

Die Hottentotten haben keine Religion und nicht die geringſte Kenntniß von Gott, worinnen ſie mehrern andern, weiter nach Süden wohnenden Negervölkern ähnlich ſind. Sie hören auch nicht gern von Gott und Gottesdienſt ſprechen. Die Sprache der Hottentotten klingt ſehr unangenehm und das Sprechen derſelben gleicht faſt einem immerwerdenden Schnalzen oder Klatſchen mit der Zunge. Sie theilen, wie alle Einwohner zwiſchen den Wendekreiſen, ihr Jahr nach der trockenen oder nach der Regenzeit ab. Die Unterabtheilungen giebt ihnen der Mond an die Hand. Die Tage zählen ſie

nicht

nicht weiter, als die Anzahl ihrer Finger reicht. In dieſem Falle bezeichnen ſie den Tag durch irgend einen merkwürdigen Vorfall und rechnen ihn z. B. von der Erlegung eines Elephanten, von einer Jagd, von einer Reiſe u. ſ. w. Die Tageszeiten beſtimmen ſie durch den Stand der Sonne; ſie zeigen nämlich bey ihrer Erzählung mit dem Finger gen Himmel und ſagen: **dort ſtand ſie, als ich ausgieng, und dort, als ich ankam.** Wenn man von dieſem Volke behaupten wollte, daß es vom Aberglauben frey wäre, ſo würde man eben ſo etwas ungeräumtes behaupten, als wenn man ihnen, wie Kolbe, eine wohlgeordnete Staatsverfaſſung u. ſ. f. zuſchreiben wollte. Doch iſt ihr Aberglaube bey weitem nicht ſo groß, wie bey andern Negervölkern.

Um keine Lücke in den Nachrichten von den Hottentotten zu laſſen, müſſen wir noch außer einigen mit den beſchriebenen faſt in allen Stücken ähnlichen Hottentottenhorden z. B. der **Namacquas, Amacquas** ꝛc. Hottentotten auch verſchiedener zuſammengeſetzten und einer ganz wilden Race, nahmentlich gedenken. Die erſtere Race iſt ohngefähr einhundert Jahre alt und aus der Vermiſchung der Weißen oder Holländiſchen Koloniſten mit den Weibern der Hottentotten und aus der Vermiſchung der Hottentottenweiber mit den Negern entſtanden. Sie heißen am Kap mit einem gemeinſchaftlichen Nahmen:

Baſtarthottentotten. Sie ſind frey wie die übrigen Hottentotten, halten ſich aber für beſſer, ob man ſie am Kap ſchon ſo ſehr verachtet, daß man ſie nicht einmahl taufen läßt, wenn ſie auch Chriſten werden wollen. Ihr Karakter hat mehr Europäiſches als Hottentottiſches an ſich, und ſie beſitzen auch mehr Muth als ihr Muttervolk. Sie ſcheuen

keine

keine Arbeit; aber ſo wie ſie aufbrauſender und unternehmender ſind, ſo haben ſie auch mehr Anlage zur Bosheit als die übrigen und zetteln mehr wie die Neger, alle jene verrätheriſchen Kabalen an, die täglich in den Wohnungen der Koloniſten ausbrechen. Der weiße Baſtarthottentott iſt wohl gebildet und ſtark; ſeine Haut hellgelber als die Haut des ächten Hottentotten und hat das widrige Anſehen einer vertrockneten Citronſchaale. Seine Haare ſind ſchwarz, länger und weniger kraus als die Haare der Mutter; aber die Hervorragung der Backenknochen bleibt unvertilgbar merklich. Dieß bleibende Merkmahl der Hottentotten' iſt eine neue Beſtätigung des Grundſatzes, daß bey allen Vermiſchungen zweyer Racen, allemahl die Mutter den Knochenbau, der Vater aber mehr die Farbe, die Haare und das Aeußere mittheilt.

Die Negerhottentotten, oder von Hottentotten mit reinen Negern erzeugten, haben vor der itzt erwähnten Race erhebliche Vorzüge. Ihr Wuchs iſt ſchöner und höher; ihre Geſtalt angenehmer und regelmäßiger; und ihre Farbe, die zwiſchen dem Schwarz ihrer Väter und dem Olivengelb ihrer Mütter das Mittel hält, beleidigt das Auge nicht ſo ſehr. Man hat ſie gern zur Arbeit und ſchätzt ſie wegen ihrer, mit ruhiger Arbeitſamkeit verbundenen, unerſchütterlichen Treue, die unter den weißen Baſtarten ſehr ſelten angetroffen wird; nur iſt ihre Anzahl leider ſehr gering. Ueberhaupt muß man hier noch zu jener oben voraus geſchickten allgemeinen Beſchreibung der Neger, die auf Beobachtung wahrheitsliebender Reiſenden ſich gründende Bemerkung hinzufügen: daß verſchiedene Negervölker an der weſtlichen Küſte von Afrika ſich durch ein geſelliges Naturell, durch edle Neigungen, durch

größere Geſchicklichkeit und höhere Kraft auszeichnen, als wie die nordlichen und oſtlichen Neger in Afrika.

Die ganz wilden oder Buſchhottentotten haben den rauheſten und grauſamſten Karakter. Sie zogen ſich bey Ankunft der Holländer tief in die Gebirge, wo ſie noch in den Waldungen, als geſchwohrne Feinde des Hirtenlebens, von der Jagd, dem Rauben und der Plünderung aller andern Hottentotten und Koloniſten leben, und von beyden gehaßt und verfolgt werden. Ihre Waffen beſtehen in vergifteten Pfeilen, die ſie mit kleinen Bogen bis 200 Schritt weit ſchießen können. Sprache, Sitten und Nahrungsmittel haben ſie mit den übrigen gemein, aber anſtatt der Wohnungen bedienen ſie ſich der Höhlen und Klüfte in den Bergen. Von den holländiſchen Koloniſten werden ſie, ſo wie die Falaſhas bey den Abyſſiniern, als wilde Thiere gejagt und grauſam behandelt.

Kaffern. Die Kaffern wohnen weiter nordoſtlich als die eigentlichen Hottentotten und ſind größer von Wuchs. Sie gleichen im Ganzen den Gonaquas Hottentotten oder ſogenannten wilden Hottentotten, nur ſcheinen ſie ſtärker, ſtolzer und kühner und von Geſtalt angenehmer zu ſeyn. Sie haben weder das unten zugeſpitzte Geſichte, noch die hervorragenden Backenknochen der Hottentotten; auch nicht das breite flache Geſicht und die dicken Lippen ihrer Nachbarn, der Neger von Moſambique. Ein rundes Geſicht, eine nicht gar zu breite Naſe, eine große Stirn und große Augen, geben ihnen ein offenes und kluges Anſehen. Die Farbe iſt ſchwärzer als der Hottentotten ihre. Sie entſtellen ihre Geſichter nicht wie die Hottentotten durch Ausreißen der Augenbraunen; auch tatuiren ſie ſich nicht ſtark, am wenigſten im Geſichte. Ihre ſehr krauſen Haare

ſchmie-

ſchmieren ſie niemahls mit Fett ein, wohl aber ihren Körper, um geſchmeidig und ſtark zu bleiben.

Die Männer halten im Ganzen mehr auf Putz als die Weiber und ſind ſtarke Liebhaber von Glaskorallen und kupfernen Ringen. Faſt immer tragen ſie an den Armen oder Füßen Ringe von Elfenbein. Sie ſägen den hohlen Theil der Elephantenzähne in Scheiben, und laſſen dieſen natürlichen Ringen, die nur noch polirt und auswendig rund gemacht werden dürfen, bald mehr, bald weniger Dicke. Auch machen ſie ſich Halszierarten von aufgereiheten Thierknochen. Zu ihren Kleidern brauchen ſie blos Felle, und bedecken die Schaamtheile weniger als die Hottentotten. In der heißen Jahrszeit gehen ſie ganz nackend. Die Weiber haben von alle dem Putze der hottentottſchen Weiber nichts, und ihr Fell geht nur hinten bis an die Achſeln und wird vorn am Buſen zugebunden, ſo daß er damit bedeckt iſt. Beyde Geſchlechter gehen immer mit bloßem Kopfe, und nur ſelten ſtecken ſie eine Feder in die Haare.

Das Verfahren der Kafferweiber bey ihrer Niederkunft und bey ihren periodiſchen Unpäßlichkeiten iſt eben ſo wie bey den Hottentotten, welchen Männer und Weiber auch in ihren Geſchäften gleichen, nur daß die Kafferweiber noch den Feldbau treiben müſſen.

Die runden hölzernen Hütten der Kaffern ſind geräumiger, höher und regelmäßiger als die hottentottiſchen, und ſind von innen und außen mit einem aus Kuhmiſt und Lehm gemachten Letten beſchmiert. In der Mitte iſt ein kleiner Feuerheerd und um die Hütten herum ein Graben gezogen, darein ſich alle Feuchtigkeiten ziehen.

Bey den Kaffern iſt mehr Religionskenntniß anzutreffen und die Beſchneidung üblich. Sie haben einen ſehr hohen Begriff vom Urheber der Dinge und von ſeiner Macht; glauben ein anderes Leben, die Beſtrafung der Böſen und Belohnung der Guten; das ewige Daſeyn der Welt ꝛc. Uebrigens aber kennen ſie keine Art von Gottesdienſt, verrichten kein Gebet und haben mit einem Worte keinen äuſſerlichen Gottesdienſt. Sie ſelbſt ſind die Erzieher ihrer Kinder, und kennen keine Prieſter, wohl aber eine Art Zauberer.

Die Kaffern werden von einem allgemeinen Anführer oder Könige, wenn man ihn ſo nennen will, regiert, deſſen Macht aber, wie die der Anführer der Hottentotten, eingeſchränkt, und der weiter nichts als Vater eines freyen Volks, und oft ärmer als ſeine Unterthanen iſt.

Der Kaffer hat weiter kein Gewehr als ſeine Lanze oder den Wurfſpieß und verachtet die Kunſt vergiftete Pfeile zu machen. Er ſucht unerſchrocken ſtets ſeinen Feind von Antlitz zu Antlitz und ſchwingt ſeine Lanze nie anders als im Freyen, da ſich der Hottentotte hingegen im Gebüſche verkriecht und auflauert. Im Kriege trägt er, wie die Abyſſinier, ein gegen 3 Fuß hohes Schild von der ſtärkſten Büffelhaut. Außer dem Wurfſpieße führt er auch eine 2½ Fuß lange hölzerne Keule, die 3 bis 4 Zoll dick iſt und gegen das Ende ſpitzig zuläuft. Dieſen Kolben ſchwingt er, bisweilen in einer Entfernung von 20 Schritt, ſehr geſchickt nach ſeinem Feinde und verfehlt ihn ſelten.

Bey den Kaffern iſt die Vielweiberey gewöhnlich, welche die Hottentotten nicht haben, aber die Heurathen der erſtern ſind noch einfacher als die der letztern. Die Aeltern des Bräutigams ſind allemahl

mit der Wahl zufrieden, und man feyert die erſte Hochzeit auf die oft gedachte Art mit Schmaußen, die folgenden aber ganz in der Stille. In Anſehung der Vergnügungen, der Tänze und der muſikaliſchen Inſtrumente gleichen ſie den Hottentotten.

Beym Abſterben theilen Mutter und Söhne den Nachlaß, die Töchter aber erben nichts, ſondern bleiben bey der Mutter, oder bey den Brüdern, bis ſie heurathen, wo ſie einige Stücke Vieh zur Ausſtattung erhalten. Außer ihrem Könige begräbt man keinen Verſtorbenen, ſondern legt ſie außerhalb ihrer Wohnungen in eine offene, für die ganze Horde beſtimmte Grube.

Ueberhaupt iſt ihr Karakter ſanft, und ſie haben alles das Gute an ſich, was von den obigen Hottentotten geſagt worden iſt. Nur die Unmenſchlichkeiten ihrer Nachbarn, der holländiſchen Koloniſten, reitzen ſie zu Grauſamkeiten und beſtändigen Kriegen, welche gemeiniglich daraus entſtehen, wenn ein Kaffer einem Koloniſten etwas Eiſen, welches ſie ungemein lieben, entwendet hat.

33. Die Bewohner von Guinea.

33. Bewohner von Guinea.

Da die Bewohner von Guinea durchgehends Schwarze und Neger ſind, die ſich bloß durch die mindere oder ſtärkere Schwärze, mehrere oder wenigere Arbeitſamkeit, Menſchlichkeit und Reinlichkeit, durch ihre Beſchäftigung und Lebensart unterſcheiden, ſo wird es hinreichend ſeyn, nur ein ſchwarzes Negervolk ausführlich zu beſchreiben, und die übrigen blos nahmentlich anzuführen. In Rückſicht auf Religion gilt eben das: denn alle Neger ſind bis auf wenige Muhamedaner Fetiſche Heyden. Hierzu wähle ich die Bewohner der Goldküſte oder des eigentlich ſogenannten Guinea.

Körperliche Beſchaffenheit.

Die Goldküſte liegt innerhalb fünf Grade nordlicher Breite von der Linie. Die ſchwarzen Negerbewohner derſelben ſind gemeiniglich von mittler Statur, von ſtarken Gliedern und wohl gebaut. Sie haben ein ſchönes länglich rundes Geſicht, blitzende Augen, kleine Ohren und große und dicke Augenbraunen. Der Mund hält das Mittel zwiſchen groß und klein, und die weißen Zähne ſind ungemein rein und wohl geordnet; die Lippen roth und nicht ſo dick wie bey den Schwarzen in Angola. Vor dem 30ſten Jahre haben ſie wenig Bart, welchen die alten Männer nähren. Ihr Körper iſt überhaupt musculös und wenig behaart; die Haut deſſelben aber nicht ſo ſchwarz wie die ihrer ſüdlichern Nachbarn, jedoch dabey glänzender, glatter und weicher.

Karakter.

Dieſe Schwarzen pflegen die Reinlichkeit, ſo wie alle übrige Neger eben nicht ſonderlich zu lieben. Sie haben ein trefliches Gedächtniß, aber keine Luſt zu arbeiten, ſondern halten Trägheit und faule Ruhe für ihr höchſtes Guth. Jedoch giebts unter den nordlichern Negern auch wirklich fleißigere und arbeitſamere. Bey Glück und Unglück ſcheinen ſie in ihrem Vaterlande gleichgültig zu ſeyn; nicht aber, wenn ſie als Sklaven, außerhalb ihrer väterlichen Gränzen verkauft werden. Hier ſterben ſehr viele für Gram. Im Ganzen genommen ſind ſie verſchlagen, betrügeriſch, diebiſch, wollüſtig und wie die Hottentotten gefräßig, können aber auch, wie dieſe, darben. Männer und Weiber haben viel Scharfſinn, Witz und Geſprächigkeit; nur die Kinderliebe iſt nicht allgemein bey den Männern wie bey den Weibern anzutreffen. Für die Zähne tragen Männer und Weiber die größte Sorge. Die Haut pflegen ſich die Bewohner der Goldküſte nicht ſo wie andere Neger, aufzuritzen und allerhand Figuren hinein zu ſchneiden.

Wenn

Wenn ihnen ein Unglück begegnet, ſo ſcheeren oder bedecken ſie ihren Kopf. Bey Streitigkeiten iſt ihr erſter Grundſatz, die ganze That zu läugnen, und er kann nur beſtraft werden, wenn man ihn überführt. Sie begrüßen einander mit Darreichung der beyden Vorderfinger der rechten Hand unter dem Ausruf Auzi, und der Beugung der Köpfe; und die Europäer mit noch tieferer Beugung und mit entblößtem Kopfe, im Falle ſie ihn bedeckt tragen ſollten. Bey Beſuchen von Fremden bringen ſie unter vielen Komplimenten Weiber, Kinder und was das Hauß vermag, aber jeder muß immer auf ſeiner Huth ſeyn.

Bey ihrem Anzuge brauchen ſie ſich nicht lange aufzuhalten, weil die meiſten ganz nackend gehen und außer der gewöhnlichen Bedeckung der Schaamtheile, mit Baumwollenzeuchen, Palmblättern ꝛc. nichts auf ſich tragen, wenn der Kopfputz bey den meiſten Negern nicht ſo viele Zeit wegnähme. Einige ſcheeren ſich das krauſe wollige Haar ganz weg, andere laſſen einen Theil davon, und andere die ganzen Haare, lang ſtehen. Die letztern kräuſeln ſie in noch mehrere Locken, als ihnen die Natur bereits verliehen hat, ſchmieren ſie mit Palmöhl und Farbe, behängen ſie mit allerley Klimperwerk u. ſ. w. Einige tragen Hüthe oder Mützen, die eben ſo verziert ſind, und welche ſie entweder von den Europäern kaufen, oder aus Binſen, Ziegen- oder Hundefellen ſelbſt verfertigen; andere, aber nur wenige, gehen mit bloßem Kopfe, weil gegenwärtig die eigentlich als Sklaven dienenden Neger keine Kopfbedeckung haben dürfen. Kleidung.

Den Hals, die Arme und die Beine, ſchmücken ſie mit Schnüren von den feinſten venetianiſchen Glas-

 perlen,

perlen, mit Golde und Korallen, auch mit Ringen von Gold, Silber und Elfenbein.

Um die Hüften tragen ſie ein Stück Zeuch, das entweder aus groben oder feinen ſeidenen oder baumwollenen Zeuchen beſteht, je nachdem der Schwarze reich oder arm, vornehm oder geringe iſt. Zuweilen wird auch wohl noch ein anderes Stück Zeuch über die Schultern ſtatt eines Mantels geſchlagen. Die Kinder aber gehen alle bis ins zehnte und nicht ſelten bis ins funfzehnte Jahr nackend.

In dieſem ganzen Anzuge ſind die Frauenzimmer, ſeit der Ankunft der Europäer, den Männern zwar gleich geblieben, aber nur prächtiger geworden. Sie ſind weit ſorgfältiger in ihrem Haarputze; machen ſich drey bis vier Einſchnitte in die Stirn, Arme u. ſ. w. mahlen ſich das Geſicht und tragen mehreres und koſtbareres Klimperwerk. Ihre Leinewand, ſeidne und baumwollene Zeuche um den Leib, gürten ſie mit einem rothen, blauen oder gelben Gürtel, woran ſie Meſſer, Beutel, Schlüſſel, Strohringe, Zweige ꝛc. hängen. Beym Ausgehen behängen ſie ſich noch mit einem Stück Leinwand ꝛc. in Form unſerer Schlafröcke. Ihre Lieblingsfarben ſind roth, blau und violet.

Wohnungen. Die Wohnungen der Schwarzen ſind durchgehends elende, bald rund, bald eyförmig, bald eckig erbaute Hütten, wie die bey den Madegaſſen, Kaffern und Hottentotten, gewöhnlich ſechs bis ſieben Fuß, inwendig und auswendig mit Letten beſchmiert. Die Thüre iſt gewöhnlich ein niedriges Loch, wodurch man kriechen muß, und der Feuerheerd in der Mitte. Bey der Haupthütte ſtehen gewöhnlich noch zwey, drey und mehrere, die zu Kammern gebraucht werden. Ihr ganzer Haußrath beſteht in einigen hölzernen Stühlen, hölzernen und irdenen Töpfen, Schaalen,

Trögen

Trögen, Pfeil, Bogen und Spieß. Bey Reichern kommen aber noch Tiſche und Betten dazu, an deren Statt die übrigen ſich der Binſenmatten bedienen.

So ſehr auch einige das Fleiſch und die Fiſche lieben und es roh eſſen, ſo ſehr verabſcheuen es hinwiederum andere, aber alle eſſen ohne Unterſchied Speiſen aus dem Pflanzenreiche. Die gemeinſte Speiſe iſt gekochter Hierſe mit Palmöhl gewürzt. Die Speiſen zerreißen ſie gewöhnlich mit ihren langen Nägeln, und ſitzen mit kreutzweiß untergeſchlagenen Beinen. Der Mann ißt gewöhnlich für ſich allein, wenn ihn hungert, und die Frau mit den Kindern ebenfalls in ihrer Hütte; in der Regel aber nur zweymahl des Tages, nähmlich bey Sonnen Auf- und Untergange. Ihr ordentliches Getränk iſt Waſſer, oder ein aus Hierſe oder Mais gebrauter Trank, Poitow genannt. Zur Ergötzung kaufen ſie Palmwein und Branntwein, den ſie wie den Taback bis zum Verderben lieben. Nahrungsmittel.

Die Weiber allein beſorgen das Haußweſen, kochen, backen eine Art Brodt ꝛc. und die Männer treiben entweder bey einigen Schwarzen Handwerker, z. B. machen hölzerne und irdene Schaalen, Tröge, Stühle, Armringe, Fetiſche, ſchmieden Waffen u. ſ. w. oder handeln, jagen und fiſchen, oder leben in müßiger Ruhe. Jedoch treiben auch einige den Feldbau, der ihnen aber wenig Mühe macht, indem ſie das Erdreich nur leicht aufkratzen.

Ihre Hochzeiten werden mit wenig Ceremonien begangen. Merkt ein Vater, daß der Sohn heurathsfähig iſt, ſo ſucht er ihm eine Frau aus, wenn ihn dieſer nicht bereits der Mühe überhoben hat. Die beyderſeitigen Partheyen ſetzen den Brautpreiß feſt, und nun wird ein Fetiſchprieſter gehohlt, vor welchem der Mann und die Frau einander Treue und Liebe ange- Heurathen und Erziehung.

angeloben. Nach dieſer Ceremonie beſchenken beyderſeitige Aeltern einander und bringen den Tag mit Schmauſen zu, wobey Wein, Branntewein ꝛc. genoſſen werden; und auf den Abend führt der Mann ſeine Frau nach Hauſe. Der Mann hält über den gemachten Aufwand genaue Rechnung, damit er ihn von den Aeltern der Frau zurückfordern kann, wenn ſie ihn verläßt. Sie können ſo viel Frauen nehmen, als ſie zu ernähren im Stande ſind. Die Weiber haben eine ſehr leichte Geburt, und Alte und Junge ſtehen um ſie her. Das neugebohrne Kind wird ſogleich gewaſchen, eingewickelt, und ein herbeygerufener Fetiſchprieſter beſchwöhrt es, und giebt ihm gewöhnlich einen, bey Reichen aber drey Nahmen. Nach einiger Zeit werden ihre Kinder beſchnitten, welches ihnen Gelegenheit zu einem großen Feſte giebt. Wenn die Kinder 11 bis 12 Monate alt ſind, können ſie faſt alle gehen und ihre Sprache reden, und man überläßt ſie bis zum achten Jahre dem Müßiggange.

Vergnügungen.

Dem Tanz und Muſik nebſt allen andern Ergötzlichkeiten ſind die Neger leidenſchaftlich ergeben, und ſie pflegen alles dieß ebenfalls wie die Hottentotten zur Nachtzeit zu genießen. Da ihre Tänze und Inſtrumente nichts auszeichnendes haben, ſo würde es überflüßig ſeyn, ſie hier zu beſchreiben.

Krankheiten, Tod und Begräbniſſe.

Die Neger genießen im Ganzen genommen einer dauerhaften Geſundheit, welche noch ungeſtöhrter ſeyn würde, wenn nicht ſeit Ankunft der Europäer die Blattern und Luſtſeuche ſie häufig plagten. Außer einigen Heilmitteln aus dem Pflanzenreiche haben ſie keine Kenntniß von der Arzneykunde, ſondern nehmen ihre Zuflucht zu den Zaubereyen. Wenn ein Schwarzer ſtirbt, ſo verſammeln ſich die Verwandten und Freunde bey der Leiche, und fragen ihn,

warum er geſtorben ſey ꝛc., legen ihn ſodann auf eine Matte, wickeln ihn ein, legen unter den Kopf einen hölzernen Stock, bedecken das Geſicht mit Ziegenfellen und den ganzen Leib mit Aſche von Baumrinden. So ſtellen ſie den Leichnam an die freye Luft, und der hinterlaſſene Mann oder die Frau ſetzt ſich neben demſelben und beweint ihn, welches auch von den Verwandten geſchieht. Die letztern machen überdieß noch einen großen Lärm mit Schreyen und bereiten alles zum Leichenbegängniſſe und Schmauße vor. Endlich bringen ſie den Leichnam, auf ein Breth gebunden, ſingend und tanzend zum Grabe. Ins Grab geben ſie ihm auch den Haußrath mit; und nach der Beerdigung trägt man Geſchenke zum Grabe. Nach vollendeter Beerdigung waſchen ſich alle Leichenbegleiter u. ſ. w.

Die Frau hat keinen Antheil am Vermögen des Verſtorbenen, ſondern daſſelbe fällt alles auf ſeine Kinder, oder auf ſeinen Bruder, oder auf ſeinen Vater; dagegen erbt auch der Mann von ſeiner Frau nichts, ſondern ihre Aeltern nehmen alles zurück, weil ſie keine Gemeinſchaft der Güther haben.

Religion.

Die meiſten Neger bekennen ſich zum Fetismus und man trifft daher auch bey ihnen alle die damit verbundenen und oft beſchriebenen abergläubiſchen Gebräuche an.

Regierungsverfaſſung.

Faſt jedes Negervolk iſt in verſchiedene Klaſſen eingetheilt, z. B. das auf der Goldküſte in fünfe, und jedes hat ſeinen beſondern König, der bald mehr, bald weniger despotiſch herrſcht und wenig Einkünfte von ſeinen Unterthanen bekommt. Ihre Richter wählen ſie gemeiniglich aus den vornehmſten Klaſſen, und die Todesſtrafen ſind zwar bey allen Negervölkern im Gebrauche, ſie werden aber ſehr oft in Geldſtrafen verwandelt. Bey ihren Gefechten bedienen

ſie ſich außer den gedachten Waffen auch der Feuer-gewehre, Säbel, Meſſer und Aexte; und machen wie die Osmannen beym Angriffe ein entſetzliches Geſchrey. Sie metzeln alles in der erſten Hitze nieder, und nur der Gedanke, daß ſie die Gefangenen verkaufen können, macht, daß ſie Pardon geben. Der Sklavenhandel iſt jetzt faſt die einzige Quelle ihrer unaufhörlichen Kriege unter einander.

Von gleicher Beſchaffenheit ſind auch die Neger von Wida oder Fida, deren Farbe nicht ſo ſchwarzglänzend iſt. Allein ſie ſind weit fleißiger, arbeitſamer, höflicher und geſitteter, als die vorhergehenden, mit welchen ſie in allen übrigen Stücken übereinkommen.

Die Neger von Adrah gleichen den von Wida und die Neger von Benin, ein ſehr ehrliches Volk, unterſcheiden ſich ebenfalls nicht von beyden.

Die unerſchrockenſten und grauſamſten Neger ſind die Nation der Schaggas oder Jaggas, auch Anziker genannt.

Die Jſſineſen und Guaguaſchwarzen auf der Elfenbeinküſte, ſind meiſtentheils lange, muntere und wohlgebildete Leute, und die geübteſten Soldaten auf der ganzen Goldküſte. Sie unterſcheiden ſich in Anſehung der Sitten und Gebräuche in nichts von den vorhergehenden.

Eben dieſes gilt auch von den Bewohnern der Pfeffer- oder Malaguetteküſte und den Sextoſchwarzen, welche den Kopf niemahls bedecken und die ſchwerſte Sprache auf der ganzen Küſte haben. Sie ſowohl, als wie die vorhergehenden und wie die Guojaer, lieben den Branntwein ganz außerordentlich. Sie treiben vorzüglich den Ackerbau

und

und leben in großer Einigkeit und Freundſchaft unter einander.

Die ſchändlichſten Böſewichter auf der ganzen Goldküſte hingegen ſind die Baſtartneger oder die Mulatten. Dieſe Neger ſind von Europäern und Negerinnen erzeugt, und weder ſich ſelbſt, noch andern treu. Sie werden Mulatten oder Tapoyer genannt und haben eine ſchwarzgelbe oder braune Farbe, welche im Alter weiße Flecken bekommt. Sie nehmen zwar den Nahmen der Chriſten an, ſind aber in der That größere Abgötter, als die übrigen Küſtenbewohner.

Die Dahomer am Fluß Volta beſitzen einen hohen Grad von Tapferkeit, und ſind eben ſo kriegeriſch, als geſchickt in verſchiedenen Kunſtarbeiten. Man verfertigt hier ſehr ſchöne, vierthalb Fuß lange elfenbeinerne Röhre aus einem Stück; aus einem einzigen Elephantenzahne an einem Ende ausgeſchnitzte Keulen; hübſche Strohkörbe von verſchiedener Farbe; baumwollene Tücher; ferner aus dem pelzichten in Faden geſpaltenen Latanblättern, ebenfalls einen Zeuch, den die Franzoſen Strohzeuch nennen, und welchen ſie gewöhnlich mit Branntwein ſehr gering bezahlen. Die weißen Einwohner machen ſich aus demſelben zuweilen Kleider, welche niemahls ihre Strohfarbe verliehren, ſelbſt wenn ſie einige Tage im Waſſer liegen. Hier aber kleidet ſich nur das gemeine Volk darein, indem dieſe Leute die baumwollenen Zeuche als unſere Siamoiſen, unſere baumwollene Tücher und andere Zeuche, die wir ihnen von Rouen und Indien zuführen, vorziehen; beſonders haben ſie Seidenzeuch gern, als Sammt, Atlas, Damaſt und dergl., die aber nur der König und einige Große, denen er die Erlaubniß dazu ertheilet, tragen.

Dieſe Völker bedienen ſich im Ganzen eben der Nahrungsmittel, wie alle übrigen Völker dieſer Küſte, nähmlich Mais, Patatten, junge Ziegen, Hierſen, Hühner, Fiſche u. ſ. w. die ſie jedoch auf verſchiedene Art zurichten.

Ungeachtet des Despotismus und der Grauſamkeit des Königs, iſt ihm dieſes Volk doch mit unglaublicher Ergebenheit, Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zugethan. Es bekommt denſelben aber des Jahres nur einmahl zu ſehen, und zwar nicht länger, als vier oder fünf Minuten, wo er ſich an einem Feſte, das er zu Ehren ſeines Vaters anſtellet, auf einer Art von Amphitheater zeigt, und bey welchem er die unmenſchlichſten Grauſamkeiten verübt. Gehet der König aus ſeinen Hütten, welches ſehr ſelten geſchiehet, ſo läßt er ſich in einer Art von zugemachtem Palanquin tragen, den zehn oder zwölf andere ſolche Palanquins begleiten, ſo daß man niemahls weiß, in welchem der König ſich befindet.

Er lebt eingeſchloſſen in ſeine weitläuftigen Hütten, davon die vorzüglichſten oben auf dem Gipfel mit einer großen Anzahl Todtenköpfe der Feinde im Krieg, oder der Leute, die er jährlich der abgeſchiedenen Seele ſeines Vaters opfert, um ihm in der andern Welt zu dienen, geziert ſind. Keiner ſeiner Unterthanen darf ſich ihm nähern; nur zuweilen ſeine Kinder, denen er aus Politik keine Stellen bey der Staatsverwaltung giebt, und manchmahl auch ſein erſter General, wenn er ſie rufen läßt. Haben jene oder dieſer die Eröfnung der erſten Thüre, die beſtändig von den Weibern bewacht wird, erhalten, ſo rufen ſie mit lauter Stimme ago, welches ſie öfters wiederholen, und das beym gegenwärtigen Augenblick ſo viel bedeutet: dieſes geſchiehet mit Erlaubniß, obgleich dieſes Wort bey einer

andern Gelegenheit auch ſo viel ſaget, als: entfernt euch, wendet euer Geſicht weg, dieß ſind des Königs Befehle. Iſt man auf dieſe Weiſe eingelaſſen, ſo kommt man in einen großen Hof, wo man in einer Hütte eine andere Frau oder Wächterinn findet, die denjenigen, der vorgeſtellet werden ſoll, in eine andere Hütte führet. Bey der Annäherung des Königs nun iſt es ihm nicht mehr erlaubt, auf ſeinen Füßen zu gehen, ſondern er legt ſich mit dem Bauch auf die Erde, nimmt Sand in beyde Hände, ſtreuet ſich denſelben auf den Kopf und auf den Rücken, und kriegt auf beyden Ellbogen und Knieen fort, bis er auf zehn Schritte weit dem König ſich genähert hat, alsdann bleibt er in dieſer Stellung, ſo lange die Audienz dauert, liegen, wo ihn jedesmahl, wenn der König ſeine Aufführung billigt, kleine Gnadenbezeugungen zugeſtanden werden. Hierauf wiederholet er das Ceremoniel mit dem Sand, zum Zeichen der Unterthänigkeit, Ehrfurcht und Dankbarkeit für die Gütigkeiten ſeines Herrn.

Nach geendigter Audienz begiebt ſich der König in eine andere Hütte, und der Unterthan zieht ſich mit den nähmlichen Zeichen der Unterwürfigkeit zurück. Der Despotismus des Königs iſt ſo uneingeſchränkt, daß, wenn einer ſeiner Unterthanen, er mag eine Stelle oder keine bekleiden, in ſeinen Augen etwas verbrochen hat, er denſelben holen, und ihm, ohne weiteren Prozeß, von einem Manne, der die Stelle des Henkers verſiehet, den Kopf abſchlagen läßt, welcher ſogleich vor ihn gebracht wird. Und dieſe Gewaltſamkeit und Grauſamkeit verurſacht nie den geringſten Aufruhr.

34. Die

34. Die Bewohner von Nigritien und Senegambia.

Nigritien liegt am Senegal im 16ten Grad zwölf bis funfzehn Minuten nördlicher Breite. Nach der Behauptung einiger Geographen, iſt der Niger, ſo weit ſein Lauf bekannt iſt, nur ein Arm des Senegal, in deſſen Mündung zwey Meilen aufwärts, die Inſel Senegal, welche ungefähr eine viertel Meile lang, und 150 bis 200 Toiſen breit iſt, liegt. Das linke Ufer des Fluſſes Senegal, von ſeinem Ausfluß an gerechnet, bewohnen arabiſche, mahometaniſche Mauren, welche wahrſcheinlicher Weiſe von den ehemals aus Spanien verjagten Mauren abſtammen, die, nachdem ſie über die Meerenge von Gibraltar gekommen, ihren Zug längſt der barbariſchen, unbewohnten und ſandigen Küſte herab, bis zum Fluſſe Senegal fortſetzten, wo ſie ſtill hielten, ſich daſelbſt niederließen, und auf hundert Meilen den Fluß lang ausbreiteten.

Mauren oder Mohren.

Dieſe Mohren bauen ihr Land nicht ſelbſt, als welches ſie für niedrig und unanſtändig halten, ſondern überlaſſen gegen eine gewiſſe Abgabe an Getraide, dieſes Geſchäfte ihren Sklaven. Handel und Viehzucht, als Ochſen, Schaafe, Kameele, Eſel und Pferde von beſonderer Schönheit, iſt das Geſchäfte dieſes Volks. Mitten unter dieſen Thieren, die ihren Reichthum ausmachen, leben ſie, gleich den arabiſchen Vorfahren auf freyem Felde, ohne beſtimmten Wohnplatz zu haben, und finden ſie an dem Ort, wo ſie gelagert ſind, keine Weide mehr für ihr Vieh, ſo ziehen ſie weiter an Orte, wo ſich beſſere Weide befindet, ſchlagen da ihre Zelte, die aus Kameelhaaren verfertiget, und gut und dicht gewebet ſind, auf, und wohnen darunter. Wenn ſie von ihrem Lager aufbrechen, um ſich anders wohin

hin zu begeben, packen ſie Weib und Kinder in Körbe und laden ſie nebſt der Bagage auf ihre Kameele, und ziehen fort.

Dieſe Völkerſchaft iſt faſt ganz weiß, einige wenige ausgenommen, nähmlich die Saltiner, Tuneſer, und Algierer, welche von der Sonne verbrannt ſind, und zwar mehr oder weniger nach dem Verhältniſſe, als ſie ſich der Sonne ausſetzen, denn die Weiber der Oberhäupter, die ſich beſtändig in den Zelten aufhalten, ſind faſt ſo weiß, wie Europäerinnen, nur daß ihnen die röthliche und lebhafte Farbe fehlt. Die Tracht ſowohl der Männer als Weiber hat viel ähnliches mit der in der Lavante.

Die arabiſchen Pferde dieſer Landſchaft ſind die ſchönſten, die ich geſehen habe, und die hieſigen Mohren führen ein genaues Regiſter über die Abſtammung derſelben, und halten ſehr darauf, daß ihre Stuten rein belegt werden, indem ſie mehr für die Erhaltung ihrer edlen Pferderacen ſorgen, als wir für die Erhaltung unſerer edlen Menſchenracen, wo mancher aus edelm Geſchlecht ſich ſo weit vergißt, ein häßliches Mädchen, um ihres Vermögens willen, zu heurathen.

Die Mohren beſitzen die Geſchicklichkeit, ihren Pferden eine Menge Künſte, und beſondere Bewegungen zu lernen, und ſind alle vortrefliche Reuter, und ungeachtet ſie, nach Art der Huſaren, mit kurzen Steigebügeln reuten, ſitzen ſie doch ſo feſt zu Pferde, daß ſie im geſtreckten Gallop rückwärts mit einer Flinte ſchießen, und eben ſo ſicher treffen, als wenn ſie feſten Fußes ſtünden.

Dieſe Leute leben ſehr mäßig, und haben wenige Bedürfniſſe, ungeachtet ſie nicht immer einerley Nahrung genießen. Leute zum Exempel, die viel

Vieh haben, ſchlachten mehrmahlen des Jahres einige Ochſen, und bereiten ſie auf folgende Art zu: nähmlich, ſie löſen alles Fleiſch von den Knochen, ſchneiden es in lange, ungefähr daumendicke, Stücke, tauchen es hierauf ein einziges mahl in geſalzenes Waſſer, und laſſen es fünf oder ſechs Tage in der größten Sonnenhitze trocknen, wodurch daſſelbe ſo trocken und hart, wie eine Darmſaite wird, und ſich ein Jahr, und länger, gut erhält. Wenn ſie nun dieſes Fleiſch eſſen wollen, legen ſie einige Stücke davon in Pulver, und laſſen es im Waſſer kochen, und ſo dient ihnen dieſes Fleiſch, nicht nur zur Nahrung auf ihren Reiſen, ſondern ſie machen auch einen Bouillon davon, den ſie in ihren Krankheiten trinken; auch miſchen ſie daſſelbe unter gekochtes und zubereitetes Hierſenmehl, welches eine ſehr nahrhafte Speiſe iſt. Reiche Perſonen eſſen, außer dieſer Fleiſchproviſion, auch öfters friſches Fleiſch, und zwar beſonders Hämmel und Lämmer, die ſie gleichfalls auf eine ganz eigene Art zubereiten. Sie ziehen dem Hammel, oder Lamm, die Haut ab, überſtreuen es ganz mit Salz, und ſchlagen es wieder in die Haut ein; alsdann machen ſie ein Loch in die Erde, nach dem Verhältniß der Größe des Thieres, das gekocht wird, zünden darinn ein großes Feuer an, nehmen eine Stunde nachher einen Theil der heißen Erde heraus, legen das Thier in das Loch, werfen die heiße Erde auf daſſelbe, und decken es ſieben oder acht Daumen breit mit kalter Erde zu. Hierauf machen ſie ein großes Feuer darüber an, und wann ſie glauben, daß das Fleiſch genug gekocht hat, nehmen ſie es aus dem Loch heraus, werfen die Haut, in die es eingeſchlagen war, weg, thun die Brühe davon in eine hölzerne Schüſſel, und verzehren es mit ihrer Familie.

Es giebt noch eine geringere und ärmere Klaſſe dieſer Mohren. Dieſe lebet noch weit ſchlechter. Einige derſelben laſſen Gummi in Milch aufweichen, und bedienen ſich deſſen zu ihrer Nahrung; andere kochen zubereitetes Hierſenmehl, welches Couscou genennt wird, und eſſen es mit ein wenig Butter. Es ekelte ihnen ſogar nicht einmahl, gedörrte Heuſchrecken mit Butter zu eſſen. Datteln ſind auch eine Leibſpeiſe für ſie; aber dieſe können ſich nur die Reichen gut verſchaffen.

Das linke Ufer des Fluſſes Senegal wird von arabiſchen Mohren, und das rechte von Negern bewohnet. Dieſes Negervolk, welches eine ſehr ſchöne ſchwarze Farbe hat, wird Jolof, Hovals, oder Oualofe, genennet, und ſtehet unter zweyerley Herrſchaft; nähmlich ein Theil deſſelben unter dem König von Hamet, deſſen Gebiet ſich von der Mündung des Fluſſes Senegal an, bis eine oder zwey Meilen oberhalb derſelben, erſtreckt; und der andere, unter dem König Brack, der das Land Doual beherrſcht, und ſeinen Sitz ungefähr sechs und dreyßig Meilen vom Senegal hat. Jolofneger.

Mannsleute tragen beym Ausgehen eine weite Hoſe mit großen Falten, und auf dem Leibe eine Art Rock, wie ein Meßgewand zugeſchnitten, mit großen gefalteten Ermeln. Im Kriege tragen ſie einen ſolchen Rock ohne Ermel, und über demſelben gürten ſie, um dem Leib herum, eine Art Patrontaſche, worinn ſie zehn bis zwölf Patronen haben. In ihrem Hauſe aber, und wenn ſie nicht ausgehen, haben ſie zu mehrerer Bequemlichkeit weiter nichts um den Leib, als ein anderthalb oder zwey Ellen langes baumwollenes Tuch, das hier zu Lande verfertiget wird, über welchem ſie zuweilen noch ein anderes, eben ſolches baumwollenes Tuch

 tragen,

tragen, deſſen Ende oben über die Schultern geſchlagen wird.

Die hieſigen Weiber haben eben ſowohl ihre Koketterie, als die Weiber anderer Länder, und der Putz verſchaffet ihnen auch eine größere Anzahl Anbeter. Eine Hauptzierrath derſelben ſind zehn bis zwölf Stränge der feinſten kleinen Glaswaaren, die ſie um die Lenden, verdeckt, tragen, und die nur durch das Geklirre, das ſie bey dem Gehen verurſachen, ſich den Liebhabern verrathen.

An den Füßen tragen ſie Sandalen, und goldene oder ſilberne Fußketten; an den Händen eine Art goldener Armbänder, wenn es ihr Vermögen erlaubt; an den Ohren goldene Ohrgehänge, und zwar ſo ſchwer ſie nur zu bekommen ſind, und die auf dem Kopf mit einem Faden feſt gebunden werden, damit ſie ihnen nicht die Ohren ſchlitzen. Der obere Theil ihres Hauptes iſt geſchoren, das Hinterhaar in kleine Locken gekräuſelt, die mit dicken, zwey oder drey Zoll langen Strohhalmen aufgewickelt werden, und auf dem Kopf haben ſie eine Art ſeidenes oder leinenes, in Form einer Krone zuſammen gelegtes Tuch.

Die jungen, unverheuratheten Töchter der Oberhäupter, von zwölf zu ſechzehn Jahren, tragen einen Dac, welcher aus den größten Korallenſteinen, die es giebt, und aus goldenen, oder aus gold- und ſilbernen Mortandes, einer Nuß groß, die alle mit einem ſtarken baumwollenen Faden zuſammen gefädelt ſind, beſtehet. Dieſer Dac, welcher um den Hals, und über die Schultern der jungen Negerin hergehet, und kreutzend, vorne über dem Buſen, und auch hinten herabfällt, macht ihren ganzen Schmuck aus, ausgenommen, daß ſie ſich noch mit einem kleinen Stück Zeuch um die Lenden herum, wel-

cher

cher bis auf die Hälfte der Schenkel herabgehet, bedecken. Der übrige Theil des Leibes bleibt unbedeckt, um ſeine Schönheit, und den Schmuck, durch den ſie ſelbigen noch zu erhöhen ſuchen, nicht zu verbergen.

Die Neger = Jolof treiben vorzüglich den Ackerbau. Es giebt hier im Grunde keine würkliche eigenthümliche Länderenen, ſondern jeder nimmt ſo viel Land um ſeine Hütte herum, — wenn nähmlich daſſelbe nicht ſchon beſetzt iſt, — ein, als er braucht. Ihre Haupterndte beſteht in großem und kleinem Hierſen, und in Mais, und türkiſchem Korn. Die Art, wie ſie ihr Land bauen, erfordert aber nicht viel Arbeit; denn um daſſelbe zu düngen, zünden ſie einen Monat vor der Regenzeit, die zu Ende April, oder Anfang May, eintritt, das vom vorigen Jahre auf den Feldern ſtehen gebliebene Stroh an, welches, da es von der Sonne ſehr trocken geworden iſt, ſchnell brennt, und eine ſehr düngende Aſche zurück läßt. Fängt alsdann der Regen an, ſo begeben Neger, Negerinnen, und Kinder, ſich aus ihren Hütten auf das Feld hinaus; der Mann mit einer Art Hacke, womit er auf einen Hieb ein kleines Loch in die Erde macht; die Frau hinter ihm her, mit einem Tuch um den Leib, in Form einer Schürze, worinn ſie Getraide hat, das ſie mit der Hand in das eben gemachte Loch ſtreuet; und hinter der Frau ein Negerknabe, oder Negermädchen, das das Loch wieder mit dem Fuße zudeckt; und ſo beſäen dieſe drey Perſonen, im Vorwärtsgehen ein ganzes Feld mit erſtaunender Geſchwindigkeit. Da die rothen welſchen Bohnen hier ſehr gut fortkommen, ſo werden ſie oft zwiſchen das türkiſche Korn, das in Zeit von sechzig und ſiebenzig Tagen reif iſt, und geerndtet wird, geſäet, um wel-

 che

che Zeit dieſe zu blühen anfangen, und einen Monat nachher gleichfalls eingeerndtet werden.

Das Hauptnahrungsmittel der Neger-Jolof iſt das Ragunre, welches die Franzoſen zu Senegal Couscou nennen, und für dieſes Volk ein ſo unentbehrliches Gericht, daß ſie ohne daſſelbe nicht gegeſſen zu haben glauben, wenn man ihnen auch außerdem die beſten Speiſen vorſetzt.

Es iſt kaum glaublich, wie viel Arbeit die Zubereitung dieſes Nahrungsmittels, das dem Anſehen und Geſchmack nach ſo einfach ſcheint, erfordert. Daſſelbe wird auf folgende Art zugerichtet. Erſtlich wird von einer Frau großer und kleiner Hierſen, für ſo viel Perſonen als nöthig iſt, in einem funfzehn bis achtzehn Daumen tiefen hölzernen Mörſer, mit einem fünf Fuß langen Stößer, der an beyden Enden dick zugehet, geſtoßen, alsdann die Kleyen von dem Mehl abgeſondert, indem nähmlich die Frau einen Korb auf den Boden ſetzt, oder ein Stück Zeuch dahin legt, und verſchiedene mahl auf einen Korbdeckel eine Portion von dem geſtoſſenen Getraide nimmt, welches ſie, indem ſie den Korbdeckel ſanft herabneigt, auf das auf dem Boden liegende Stück Zeuch herabſchüttet, und ſich dabey jederzeit dem Wind ausſetzt, der die Kleyen zwey oder drey Fuß weit wegführt, da hingegen das Mehl, welches ſchwerer iſt, faſt gerade herabfällt. Wenn dieſe Arbeit, die in einer Art von Schwingen beſtehet, ein paarmahl wiederholet worden, ſo iſt das Mehl ganz von den Kleyen geſondert, und die Frau faßt alsdann das Mehl zuſammen, thut es in eine große, ſehr reine, hübſch gemachte hölzerne Schüſſel, macht zwiſchen zwey Steinen, die ſtatt eines Dreyfußes dienen, Feuer an, und ſetzt über daſſelbe einen irdenen Topf mit Waſſer, in welchem ſie ein Stück Fleiſch, oder Federvieh, oder ein

Perl.

Perlhuhn, gedörrte oder friſche Fiſche, nachdem es die Umſtände erlauben, kochen läßt. Während dieſes nun am Feuer ſtehet, um zu kochen, gehet die Frau wieder an ihre hölzerne Schüſſel, gießt ein wenig Waſſer darein, und rühret das Mehl ſo lange herum, bis es wie Senfkörner wird. Hierauf thut ſie daſſelbe in einen andern irdenen Topf, deſſen Boden kleine Löcher hat, ſetzt denſelben dergeſtalt über den Topf, worinn das Fleiſch gekocht wird, daß durch den Dunſt der Fleiſchbrühe das in jenem zweyten Topfe befindliche Mehl gekocht wird; und kann man dieſes Kochwerk betrachten, als wenn es durch das in der Kochkunſt ſogenannte Marienbad gekocht worden, indem es ganz heiß in eine ſehr reine hölzerne Schüſſel geſchüttet, die Fleiſchbrühe des erſten Topfes darüber gegoſſen, und eine Viertelſtunde zugedeckt wird, um es quellen zu laſſen. Iſt dieſes geſchehen, ſo legt die Frau das Fleiſch, oder den Fiſch, womit die Brühe gekocht worden, in eine hölzerne Schüſſel, und ſetzt beyde Gerichte den Gäſten vor, die ſich auf Matten, in der Runde herum, auf dem Boden niederlaſſen.

Noch vor dem Eſſen halten eine, oder ein paar Negerinnen, den Gäſten die Hälfte einer in zwey Stücken geſchnittenen Kirbisflaſche, Couys genannt, mit klarem Waſſer gefüllet, vor, den Mund und die rechte Hand, die die Neger ſtatt des Löffels brauchen, und der ſie ſich auch bey allen Dingen, die Reinlichkeit erfordern, allein bedienen, zu waſchen; und nach dem Eſſen geſchiehet das nähmliche. Hierauf wird an den Orten, wo Palmwein wächſt, ein Krug Palmwein, außerdem aber Pitot vorgeſetzt, welches letztere Getränke eine Art aus gekochtem und gegohrnem türkiſchen Korne verfertigtes Bier iſt, das durch eine gewiſſe Frucht ein wenig verſüßt wird.

Der Palmwein, von dem es mehrere Sorten giebt, wird aus einem Baum, Palmiſter genannt, gezogen, auf den die Neger, mit einem Gurt um den Leib, hinauf ſteigen, und eine ganz leichte Ritze in deſſen Stamm machen, in welche ſie ein, in Form einer Rinne, zuſammengelegtes Blatt ſtecken, aus welchem der Palmwein heraus in einen darunter gebrachten, zehn oder zwölf Pinto haltenden Topf tropfet, der gewöhnlich binnen vier und zwanzig Stunden voll iſt. Und mit dieſem Saft, wenn er zwey oder drey Tage geſtanden hat, trinken ſie ſich oft nach der Mahlzeit einen Rauſch. Uebrigens raucht jeder ſeine Pfeife, und unterhält die Geſellſchaft mit Neuigkeiten und Anekdoten.

Auf dieſe Weiſe halten die Neger ihre Hauptmahlzeit, bey der ſie ſich eben ſo reich dünken, als wie die Europäer bey den koſtbarſten Gaſtmählern. Ihr Frühſtück erfordert weniger Zubereitung. Es wird blos Hierſenmehl in Waſſer gekocht, in eine hölzerne Schüſſel geſchüttet, Butter daran gethan, die ſo gleich zergehet, und wenn dieſelbe in den Teig gerieben worden, gießt man ſaure oder ſüße Milch daran, nebſt dem Saft von der Frucht eines Baumes, Flaſchenkürbisbaum genannt, welcher demſelben einen angenehmen ſäuerlichen Geſchmack giebt. Dieſes Frühſtück nennen die Neger Laclalot, die Franzoſen Sanglet. Das Abendeſſen der Neger iſt manchmahl eben ſo, wie das Mittagseſſen, manchmahl aber wie das Frühſtück, nachdem der Einwohner reich oder arm iſt.

Die Sprache der Völker Jolof iſt die ſchönſte in Nigritien; der Gruß der Neger, wenn ſie einander begegnen, iſt, daß ſie ſich bey der Hand faſſen. Sie haben dreyerley Worte, ſich guten

Tag

Tag zu wünſchen. Des Morgens ſagen ſie: Deraguno, jameca, ſabayn, guiam. ſendoilla, ſagujabaze ſa dome guiam? Welches ſo viel heißt, als: guten Tag! wie befindeſt du dich? dein Vater, deine Mutter, deine Frau, deine Kinder, ſind ſie wohl? Des Nachmittags machen ſie den nähmlichen Gruß, nur daß ſie ſtatt des Wortes, Deraguno, welches guten Morgen bedeutet, Deraguendo, ſagen, oder guten Nachmittag; und des Abends bedienen ſie ſich des Wortes, Deraguenguoo. Ihre Ausdrücke bey Liebesergötzlichkeiten haben eine Kraft und Stärke, die unſere Sprache nicht auszudrücken vermag, und da die Wohlanſtändigkeit, ſelbſt wenn man ſie durch eine Umſchreibung mildern wollte, dabey leiden würde, ſo glaube ich überhoben zu ſeyn, Beyſpiele davon anzuführen.

Die größte Beleidigung, die man unter dieſem Volk einander ſagen kann, iſt, wenn man die natürlichen Theile ihres Vaters, oder Großvaters, oder ihrer Mutter, deren Andenken ihnen ſehr werth iſt, mit Nahmen nennt, und kommt es bey ihnen ſo weit, ſich auf dieſe Weiſe zu ſchimpfen, ſo endigt ſich der Streit ſelten ohne Blutvergießen, und der Angreifer muß das vergoſſene Blut dem Könige bezahlen.

Stirbt ein Mann oder eine Frau, ſo werden ſogleich gewiſſe Weiber gemiethet, die beſtimmt ſind, den Verſtorbenen, ob ſie ihn gleich oft gar nicht einmahl kennen, zu beweinen, und die ihr Amt um ſo beſſer verſehen, je mehr ſie heulen und ſchreyen. Sie gehen bey dem Leichenzug voran, und wenn die Leiche zur Erde beſtattet iſt, kehren ſie zu der Hütte des Verſtorbenen zurück, und machen vor der Thüre deſſelben, in Gegenwart der Wittwe, ein gräßliches

Jammergeſchrey, das nur zuweilen durch Lobeserhebungen des Verſtorbenen und der Wittwe unterbrochen wird; hierauf gehen ſie in die Hütte, und empfangen von der Familie und den übrigen Leidtragenden Komplimente, wegen der Rolle, die ſie ſo gut geſpielet haben, und trinken daſelbſt Branntwein, ſo viel man ihnen giebt. Die Trauerklagen dauern wenigſtens acht Tage, indem die Weiber ſich täglich bey Sonnen-Auf- und Untergang zum Grabe des Verſtorbenen begeben, und da dieſelben fortſetzen; wobey ſie zu dem Todten ſagen: **warum biſt du geſtorben? Hatteſt du keine Weiber, kein Pferd, keine Pfeifen und Taback?** und wenn dieſes vorbey iſt, bekommen ſie ihre Bezahlung.

Die Wittwe wird die acht Tage über, da dieſe Comödie dauert, von ihren Verwandten und Freundinnen keinen Augenblick verlaſſen, um ſie in ihrer Betrübniß zu zerſtreuen, und läßt jede Perſon der Anweſenden eine Stunde nach der andern ſein Eſſen und Palm- und Branntwein dahin kommen, und wird immer gegeſſen. Wenige ſogenannte Chriſten ausgenommen, bekennen ſich die Jolof-Neger alle zum Koran.

Foulles oder Fulier. Die **Neger** im Königreiche **Foulles** werden auch Fulier genannt, und ſind keine Muhametaner und ein arbeitſames Volk, aber bey weitem nicht ſo ſchwarz, als die am Ufer des Fluſſes, ſondern haben eine beynahe röthliche Farbe, ob ſie gleich einerley Nahrungsmittel mit dieſen genießen, und in einem noch heißeren Lande leben. Ihre Sprache iſt ſehr ſanft und leicht auszuſprechen, aber nicht ſo beſtimmt und kraftvoll, als die Sprache der Jolofs; und das Land, das ſie bewohnen, iſt ein ſchönes und vortrefliches Land, aus dem ſich großer Vortheil ziehen ließe, wenn es mehr bevölkert und

beſſer

beſſer bebauet wäre. Indigo und Baumwolle wachſen hier, wie im Lande des Königs Brack, wild, und bedürfen nicht der mindeſten Pflege. Die Neger bedienen ſich des Indigo, ihre Tücher hellblau oder Königsblau zu färben, indem ſie auf dem Felde von dieſer Pflanze, ſo viel ſie brauchen, abſchneiden, klein hacken, in einem Topf mit Waſſer faulen laſſen, hierauf in dicke Kugeln kneten und trocknen laſſen. Um nun ihre Tücher zu färben, tauchen ſie dieſelben von Zeit zu Zeit in Waſſer, in welchem ſie die Kugeln zergehen laſſen, und wiederholen dieſes mehrere Tage, nachdem ſie dieſelben dunkler oder heller färben wollen.

Die Baumwolle, welche blos auf dem Felde eingeſammelt werden darf, indem ſie für ſich ſelber wächſt, wird von den Weibern geſponnen, und die Männer machen Tücher daraus, welche ſie außer denen, die ſie ſelbſt brauchen, verkaufen, wie ſie auch mit ihrem Getraide thun. Sie bauen auch eine Menge Taback, und da ſie keinen ſchnupfen, machen ſie denſelben auch nicht in Stangen, ſondern bereiten ihn blos zum Rauchen zu, wobey er einen ſehr lieblichen Geruch verbreitet; auch rauchen Männer und Weiber, und ſo gar Kinder, von früh bis in die Nacht, Taback. Der Taback wird auf eine ſehr einfache, und zwar auf folgende Art gebauet: nähmlich die Neger-Foulles, die in den Dörfern unweit des Fluſſes wohnen, ſäen im May, wenn die Regenzeit angehet, eine Menge Tabackskörner um ihre Hütten herum, die ſie gegen Ende November, wo das Waſſer wieder in den Fluß zurück tritt, und an dem Ufer einen fetten Schlamm, der lange Zeit nicht austrocknet, zurückläßt, wenn ſie aufgegangen ſind, in dieſen Schlamm verpflanzen, wo dieſe Pflanze bald Wurzel ſchlägt,

und

und in die Höhe ſchießt, und wo der Taback, wenn er hinlänglich reif iſt, geſchnitten, nach Hauſe gebracht, getrocknet, und hernach in eine Art lederne Säcke gethan und verkauft wird.

Auf das Land der Foulles folgt, wenn man den Fluß hinauf gehet, das Land Galam, wo die Franzoſen eine Niederlaſſung haben, die das Fort St. Joſeph genannt wird, und 260 bis 280 Meilen von der Inſel St. Louis im Senegal entfernt iſt. Der Weg dahin iſt kürzer zu Lande. Um das Fort St. Joſeph in Galam herum wohnen Mandingoes, Sarakolets und verſchiedene andere Völker, die republikaniſch leben. Die Mandingoes gehen alle Jahre nach Bambazena, um daſelbſt Schwarze einzukaufen, welches aber die Sarakolets nicht thun, ob ſie gleich auch Nachbarn des Forts St. Joſeph ſind.

Seraires-Neger. Dicht unter dem Cap Naze wohnt ein Volk, die ſchwarzen Seraires genannt, zum Unterſchied anderer zwanzig Meilen weiter hinauf wohnender Seraires. Sie reden eine andere Sprache, als die Jolofs der benachbarten Länder. Dieſe Neger, die ſchönſten von ganz Nigritien, beſonders die Weiber, ſind weit wilder, als ihre Nachbarn, halten ſich im Dickſten ihrer Wälder auf, treiben keinen Handel, haben keinen Umgang mit den Weißen, und ſind vielleicht gerade aus dieſer letzten Urſache die beſten und menſchlichſten Leute, wiewohl nicht aus Grundſätzen, ſondern blos von Natur. Gehet z. B. ein Fahrzeug oder eine Schaluppe an ihrer Küſte zu Grunde, ſo machen ſie nicht, wie faſt an der ganzen Küſte her geſchiehet, die Weißen zu Gefangenen, ſondern nehmen ſie vielmehr freundſchaftlich auf, kommen ihnen zu Hülfe, und laſſen ſie ohne Löſegeld zu ihren Landsleuten zurückkehren.

Die-

Dieſes von Natur gutmüthige Volk lebt in tiefſter Unwiſſenheit über alle Dinge, ſogar ſolche, die den übrigen Negern bekannt ſind; es hat weder Kenntniſſe von einem höchſten Weſen, noch eine Religion, und macht auch keinen Gebrauch vom Gold, ſondern ziehet dieſem koſtbaren Metall das Kupfer vor, aus welchem es Ohrringe und andere Zierrathen für die Weiber verfertigt.

Die Mandingoer

bewohnen vorzüglich das Land Bambouc, welches im Lande Galam öſtlich liegt, und von drey ſehr eingeſchränkten Wahlkönigen regieret wird. Das Land iſt vorzüglich ſeiner Gold- Silber- oder Eiſenmienen wegen berühmt, welche aber von den unwiſſenden und abergläubiſchen Negern nicht benutzet werden. Die Mandingoer ſind ein friedliebendes Volk, das Ackerbau, Viehzucht und Bienenzucht treibt, ohngeachtet ſie keinen Honig eſſen. Für die Viehzucht tragen ſie große Sorge, weil ſie leidenſchaftliche Liebhaber der Milch ſind, und ihnen dieſelbe auch weniger Mühe, als der Landbau macht, denn Müßiggang und Ruhe iſt ihre höchſte Glückſeligkeit. Dieſe Neger ſind vielleicht die einzigen Schwarzen, welche ſich nicht unter einander verkaufen. Man findet faſt gar keine Sklaven unter ihnen. Keiner ihrer Könige hat, wie bey den übrigen Negern, das Recht, Sklaven zu machen, ſondern ſie bekommen ihre Sklaven aus Bambaranna von den Kaufleuten Guyangars, und der gewöhnliche Preiß eines Sklaven iſt hier zehn Drachmen in Gold. Die Bewohner von Bambouc bekennen ſich zwar zur muhametaniſchen Religion, d. h. ſie wiſſen den Nahmen Muhamed, allein ſie dulten keine Marabour, eine Art Prieſter

Mandingoer.

ſter unter ſich, und der Gebrauch des Gebets und des Salam iſt ihnen ebenfalls unbekannt. Die einzige Beſchneidung ſowohl des männlichen, als weiblichen Geſchlechts, iſt ihre einzige Religionsceremonie. Heurathen und Begräbniſſe haben ſie mit den übrigen Negern gemein. Bey alledem aber gewinnt dieſes unwiſſende und gutherzige Volk die Achtung jedes Reiſenden durch ſeine Sittlichkeit und Genauigkeit, die Pflichten der Geſellſchaft zu erfüllen. Sie ſind ſanftmüthig und gaſtfrey, und haben einen Abſcheu vor Fluchen und Eydſchwüren. Die Unabhängigkeit, und der Müßiggang, worinnen ſie leben, vorzüglich aber ein gewiſſes Mißtrauen, das ſie gegen die Weißen haben, verleitet ſie manchmahl, gegen die letztern ſchelmiſch zu ſeyn, indem ſie alle die an Europäern begangenen Diebſtähle als geſchickte Streiche und als ein mit allem Recht erworbenes Guth betrachten, weßwegen ſie auch bey jedem Diebſtahle ſagen, ſie hätten es gewonnen und ſind ſchwer dahin zu bringen, es wieder heraus zu geben. Ihre Ergötzlichkeiten beſtehen im Tabacksrauchen, im Mährchenerzählen unter dem Bamba, welches ihr Hauptvergnügen ausmacht, und der Tanz, welcher ihre einzige Uebung iſt. Er beſteht bey ihnen in einer Art wüthender Bewegung bey dem lärmenden Getöſe von vier bis fünf Trommeln, die ſie in einer Art von Tonmaaß ſchlagen.

35. Die Bewohner von Fetz und Marocco.

35. Bewohner von Marocco.

Im Kayſerthume Marocco befinden ſich, außer den Juden, Chriſten, Negern, Bereberen und Arabern, auch Mauren und die ſämmtlichen Bewohner theilen ſich in anſäßige, Ackerbau und andere Gewerbe treibende, und in nomadiſirende oder

Hirten-

Hirtenvölker, welche insgeſammt in ihren Sitten, Gebräuchen und in ihrer Lebensart mit den mehrere Mahle ſchon oben beſchriebenen übereinſtimmen.

Man kann die **Maroccaner** auch in die Bewohner des platten Landes und des Gebirges eintheilen, wovon ſich die erſteren wenig über den Hirtenſtand erheben, die leztern aber fleißiger ſind. Der erſte Augenſchein lehrt, daß die auf der Ebene wohnende **Mohren**, der Berbir und andere Gebirgsbewohner, verſchiedene Menſchenracen ſind, welche ihr Daſeyn der Vermiſchung der eingewanderten Araber mit dem urſprünglichen Einwohner, oder dem jeꝛigen Sklaven, zu verdanken haben. Die Gebirgsbewohner ſind meiſtens ſchlank, behende, thätig und haben ein ziemlich gutes, den reinen Arabern nahe kommendes Anſehen. Die Bewohner des platten Landes aber und die Städter ſind dicker, ungeſchickter, von einer ſtärkern Kupferfarbe und vermiſchterem Geblüte. Die reinern Araber ſind noch gegenwärtig Hirten und haben beſſere Sitten. Armuth und Unterdrückung haben bey den Maroccanern faſt allen Unterſchied ſowohl im Karakter als im Range vernichtet. Man kann behaupten, daß die Angſt und Furcht für der Gefahr, worinnen die Unterthanen immer ſchweben, nichts karakteriſtiſches aufkommen, und ſie das nicht werden läßt, was ſie in andern Lagen geworden wären. Sie haben einen geſunden Verſtand und ſind doch unwiſſend; ſie ſind raub- und habſüchtig und doch träge; öfters thätig, obſchon nicht ſtark. Dabey haben ſie einen tief eingewurzelten Haß gegen alle Nationen, der mit ihrer Unwiſſenheit und ihrem Aberglauben im Verhältniſſe ſteht. Beſonders haben ſie die Chriſten und Juden von jeher gehaßt und verfolget, und können alle Grauſamkeiten an beyden ungeſtraft begehen.

Mit

Mit einem Worte, ſie ſind ein lebhaftes, feuriges, ungeduldiges, eigenſinniges, verrätheriſches und blutdürſtiges Volk, welches mit einem eiſernen Scepter beherrſcht werden, und ihn immer vor Augen haben muß.

Die Weiber werden hier ſorgfältig verborgen gehalten, und nur die vom gemeinſten Pöbel oder Mägde und die Alten kommen oft zum Vorſchein, welche in ſchlechten wollenen Zeuch eingehüllt ſind und das Geſicht mit einem ſchmutzigen Lappen bedecken. Sie ſind meiſtens klein und dick und haben gerade das Anſehen, als wenn lauter runde ungeſtalte Packe wollene Zeuche herumwandelten.

Den größten Reichthum der meiſten Maroccaner machen ihre Schaafherden; allein das Hüten derſelben iſt eine müßige, faule Lebensart. Ihre Dörfer beſtehen aus ſchwarzen, ſchmutzigen Zelten oder elenden Hütten. Die Einwohner haben wenig Bedürfniſſe und daher auch nur die nöthigſten Künſte und Handwerker; und dieſe noch in ihrer erſten Kindheit, wie ſie vor tauſend und mehr Jahren waren. Der Bohr, der Hobel, das Backen, das Ledergerben, der Pflug, die Mühle, der Weberſtuhl ꝛc. ſind einfach, unvollkommen und ächt morgenländiſch. Sie haben keine gehörige Eintheilung bey ihrer Arbeit, alles bleibt beym Alten. Ihre Lebensart und häußliche Verrichtung iſt faſt ganz patriarchaliſch, und das Weben, Kornmahlen, Backen, die Küche ꝛc. immer noch ein Geſchäfte der Weiber. Von ihren Gerichten ſind einige ganz ſchmackhaft; ſie ſchmoren vieles, aber in ſchlechten verzinnten kupfernen Töpfen.

Die Maroccaner ſind nicht arbeitſam; mit Stillſitzen, Tabackrauchen und Gebet bringen ſie die meiſte Zeit zu. Sie brauchen weder Meſſer, Gabeln, Löffel, Stühle, noch Tiſche. Der Gebrauch

aller

aller dieſer Dinge iſt ihnen im Koran verboten. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn Mahomed, auf Unkoſten jeder Kunſt und jeder Bequemlichkeit, der Ueppigkeit den Eingang habe verwehren wollen. Denn das nähmliche Buch, der Koran, der mit ſeinen Auslegungen das Geſetz heißt, begreift die Richtſchnur ihrer Religion, Geſetze, Sitten und Gebräuche in ſich, die Art, das Eſſen zu verzehren u. ſ. w., ſo, daß wir uns in dieſen Stücken auf alles das davon bey den Osmannen geſagte beziehen können.

Die ganze Regierungskunſt des despotiſchen Kayſers beſteht in Gelderpreſſungen und das ganze Verfahren dabey iſt ſo kurz als einfach, und beſteht bloß in den Worten: Faß an! und ſogleich wird Eigenthümer und Vermögen von ein Paar handfeſten Kerlen fortgeſchleppt.

Außer den Kriegsübungen zu Pferde, ergötzen ſich die Maroccaner mit der Schweinsjagd, dem bekannten Spiele mit dem Fußballe, und dem Schachſpiele. An Markttagen ſieht man auch bisweilen Taſchenſpieler und Leute, die dem Volke allerhand Mährchen erzählen, öffentlich ausſtehen. Andere öffentliche Vergnügungen kennt man hier nicht.

36. Die Bewohner der Barbarey, oder der Republiken Algier, Tunis und Tripolis.

36. Bewohner der Barbarey, oder der Republiken Algier, Tunis und Tripolis.

Die Barbarey, welche vom mittelländiſchen und atlantiſchen Meere eingeſchloſſen wird, gränzt gegen Mittag an Nigritien und Guinea und gegen Morgen an Aegypten. Dieſe den chriſtlichen Landen in Europa ſo gefährlichen Republiken werden von denſelben Einwohnern bewohnt, daher wir uns

uns auf die weiter oben mitgetheilten Beſchreibungen beziehen können. Die hieſigen Mauren ſind von der Sonne ſchwarz verbrannter als die oben beſchriebenen, haben Augen voller Muth und Feuer, und mehrentheils einen grauſamen Blick, ſtarke männliche Geſichtszüge, eine Habichtsnaſe, nervigte Arme, mehr als gewöhnliche Höhe des Körpers, einen dreuſten, frechen Gang, Füße, Lenden und Schultern faſt immer unbedeckt, und ſchlafen auf der mit einer Matte bedeckten Erde. Sie ſind ſorgloß und gaſtfrey und bekennen ſich zur muhamedaniſchen Religion, der ſie aber im Ganzen noch eine Menge äußerliche Ceremonien und abergläubiſche Poſſen beyfügen. Die Beſchneidung, das Beten, Waſchen ꝛc. beobachten ſie genau, aber des Weins enthalten ſich wenige.

Ende des dritten Bandes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BUCH-KUNST-GRAFIK EICHENAU

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kosche, Christian T.

Karakter, Sitten und Religion aller bekannten Völker unsers Erdbodens ein Handbuch für die Jugend und ihre Erzieher

Bd.: 3

Leipzig 1791

Geo.u. 200-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429530-2
VD18 80444563-001